

# **STEFA T DURCH**

DURCH  
E

E  
L

11

Z  
ü

D  
G  
E

ER

L

1

1

15

O  
W

11

2

10



Stefan Pioskowik

**STREIFZÜGE DURCH  
OBERSCHLESIEN**

Katowice 2017

© Copyright Stefan Pioskowik

Projekt okładki: Wojciech Osuchowski  
Typografia, skład i łamanie: zespół

Wydawca:  
Grupa INFOMAX Katowice  
40–246 Katowice, ul. Porcelanowa 11c  
tel./faks: 32 730 32 32  
e-mail: [wydawnictwo@grupainfomax.com](mailto:wydawnictwo@grupainfomax.com)  
[www.dobrewydawnictwo.pl](http://www.dobrewydawnictwo.pl)

ISBN 978-83-89476-58-6

Katowice 2017

## **VORWORT**

Im Zeitraum von Mai 2011 bis Juni 2017 wurde in der Zeitschrift „Oberschlesische Stimme“ in Ratibor eine Reihe ehrenamtlich geschriebener Artikel über Oberschlesien und Oberschlesier veröffentlicht. Im April 2017 hat mir das Redaktionskollegium beim Deutschen Freundschaftskreis im Bezirk Schlesien schriftlich mitgeteilt, ich solle die Artikel auf eine Zeitungsseite kürzen, denn der DFK Schlesien habe „*um hundert Ortsgruppen und jede dieser Ortsgruppen hat das Recht dazu etwas über sich in der ‚Oberschlesischen Stimme‘ zu lesen*“.

Ich konnte aber die schon verfassten Artikel nicht kürzen, denn mir ging es nicht – wie man in Ratibor argumentierte – um die Anzahl der Zeichen, sondern um den Inhalt der Artikel. Ein sechs Jahre problemlos funktionierendes Modell hat auf diese Art und Weise von mir unerwartet ausgedient.

Ich habe selbstverständlich nicht vor, durch meine Artikel der Berichterstattung aus den rund hundert Ortsgruppen den nötigen Platz zu nehmen. Deswegen beschloss, ich die restlichen 59 Artikel in dem vorliegenden Buch herauszugeben.

Myslowitz, im Sommer 2017

Dr. Stefan Pioskowik



### **Emil Maxis**

*„Der Schauplatz des Geschehens ist kein Dorf, aber auch keine Stadt. Ein Teil hat seinen dörflichen Charakter aus früherer Zeit behalten: Bauernhäuschen, Gärten und Felder. Geht man auf der Hauptstraße nach Osten, dann ändert sich das Bild. Hier stehen die Grube und die Industriewerke, die dem Ort zum Namen und zu einer dichten Bevölkerung verholfen haben. Vor zwanzig, dreißig Jahren raunte hier ein dichter Föhrenwald sein geheimnisvolles Lied. Eines Tages erschienen fremde Männer, fällten einen Teil der Bäume und umgaben den freien Platz mit einem Bretterzaun. Neugierig lugten die Dörfler durch die Sparren, sie konnten nichts entdecken, bis es plötzlich hieß, man habe hier ein großes, wohl hundert Meter tiefes Loch gebohrt, um nach Kohlen zu graben. Nach wenigen Wochen wuchs ein Hügel von grauem Schiefergestein langsam in die Höhe, und dann stießen die Männer tief unten in der Erde auf die schwarzen Diamanten, auf glänzende Steinkohlen, das Tiefengold“.*

Konnte man Oberschlesien als Tiefengold bezeichnen? Ja, es ließ sich so über dieses Land sprechen. Sein schwarzes Gold war tief in Erde. Es diente jahrzehntelang der Entwicklung dieses Landes, vor allem im wirtschaftlichen Bereich. Es erwies sich aber als falsch, nur die wirtschaftlichen Werte Oberschlesiens zu betonen. Das Tiefengold war auch im Bewusstsein der Oberschlesier vergraben. Die spezifische oberschlesische Kultur entstand in einer Symbiose mit der oberschlesischen Wirtschaft.

„Tiefengold. Kulturroman aus Oberschlesien“ betitelte 1920 Emil Maxis sein Buch, von dem ein Fragment schon eingangs zu lesen war. Das Buch entstand während der Abstimmungszeit in Oberschlesien und beinhaltete Maxis' Ansichten über die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung Oberschlesiens. Eine Neubearbeitung unter dem Titel „Tiefengold. Ein Oberschlesienroman“ erschien 1957.

Maxis beschrieb den zivilisatorischen Aufstieg der Oberschlesier anhand des Schicksals der deutschen Familie Gnoth. Vielleicht fanden in dem Buch einige autobiographische Züge von Emil Maxis und seiner Eltern ihren Niederschlag.

Das ist nicht ausgeschlossen, denn man liest: „Je größer die industriellen Anlagen wurden, umso mehr veränderte sich das Leben des Ortes. Der Wald wurde gelb. Die Bäume starben unter dem Gifthauß des Schwefeldampfes. Bald erinnerten nur noch dürre Stümpfe und zähe Pappeln an die einstige Pracht. Im Hintergrund der Zinkhütte schütteten die Arbeiter Berge von Schlacken und schwelender Asche auf eine Halde, hoch wie ein Kirchturm. Ihre Hänge glühten im Dunkel der Nacht, und bei Regenwetter dampfte sie wie ein Vulkan. Mancher Stromer, der vor den Unbillen einer rauen Novembernacht hier ein schützendes Obdach zu finden glaubte, schlummerte, vor dem Gifthauß betäubt, sanft in eine bessere Welt

*hinüber. Die Bauernhäuschen des einstigen langgestreckten Dorfes verschwanden langsam und machten Mietskasernen Platz, in denen oft Familien aus sechs, acht Personen in Wohnungen hausten, die aus Küche und Zimmer bestanden. Später wurde seitens der Verwaltung eine Reihe schmucker Arbeiterhäuser gebaut, aber im allgemeinen war es um die Wohlfahrt der Arbeiter nicht zum besten bestellt".*

Emil Maxis wusste, was er schrieb. Aber man sollte nicht vergessen, in unserer Heimat ging es den Arbeitern relativ besser als im benachbarten Galizien oder Russisch-Polen. Doch so, wie es Maxis geschildert hat, konnten viele damals oberschlesische Industriegemeinden aussehen, auch Lipine bei Schwientochlowitz, wo Emil Maxis am 16. Januar 1881 als Sohn des Maschinenaufsehers Karl Maxis geboren wurde.

Am 12. September 1907 bestand er die Reifeprüfung am Gymnasium in Königshütte. Von Herbst 1907 bis Herbst 1911 studierte er an der Philosophischen Fakultät der Breslauer Universität und promovierte am 24. Oktober 1911. Im April 1912 bestand er in Breslau die Lehramtsprüfung und absolvierte anschließend das Seminarjahr als Lehrer an der Oberrealschule in Beuthen. Danach unterrichtete er ab 1914 als Professor längere Zeit an Breslauer Schulen.

Publizistisch betätigte sich Maxis in der „Breslauer Hochschul-Rundschau“ und anderen Schriften für akademische Kreise, etwa ab 1911. Im Dezember 1913 setzte er sich für den am 11. November 1911 gegründeten „Jung-Deutschlandbund“ ein, indem er schrieb: „*Burschen heraus! Dieses kraftvolle Wort hat noch niemals seine zündende Wirkung verfehlt, wenn es galt, die akademische Jugend für irgendeine Sache zu begeistern. Im ganzen Deutschen Reich entstanden Ortsgruppen, deren Leiter nach dem vom Verband gesteckten Ziel streben, unsere männliche und weibliche Jugend zu körperlich kräftigen und geistig gesunden Menschen zu erziehen*“. Im Herbst 1919 wirkte Maxis als 1. Vorsitzender des Vereins „Vereinigte Breslauer Sportfreunde“.

Zum ersten Mal wurde Emil Maxis literarisch im Frühjahr 1919 aktiv, als sein Buch „Späne vom Alltag. Skizzen aus dem Leben“ im Breslauer Akademischen Verlag herausgegeben wurde. In der Presse warb man für das Buch mit den Worten: „*Mit dieser Skizzensammlung tritt der Verfasser, ein Breslauer, zum ersten Male vor die breitere Öffentlichkeit. Scharfe Beobachtungsgabe, psychologisches Feingefühl und das Geschick, die verschiedensten Fragen der Gegenwart mit Verständnis und einem Anfluge von Satire zu behandeln, sind die Vorzüge des Inhalts*“.

In der Abstimmungszeit war Emil Maxis Mitglied der Zentralleitung der Vereinigten Verbände heimattreuer Oberschlesier. Er wurde mit der Organisationsarbeit im besetzten Rheinland beauftragt. Mit dieser Aufgabe

waren einige seiner Erinnerungen verbunden: „*Wenige Minuten nach ein Uhr laufen wir in die Kölner Bahnhofshalle ein. Die dortigen Uhren zeigen erst zwölf. Westeuropäische Zeit, auf Befehl der Besetzungsbehörden eingeführt. Köln ist eine englische Militärstadt. Für den morgigen Sonntag haben unsere rührigen Landsleute eine öffentliche Morgenfeier im Deutschen Theater vorbereitet. Die Engländer machen keine Schwierigkeiten. Sie bringen dem Abstimmungskampf ein gewisses sportliches Interesse entgegen. Im nördlichen Teil des besetzten Gebietes weht ein scharfer Wind. Belgische Besatzung. Aachen bietet in seiner Geschlossenheit das typische Bild einer belgischen Garnisonstadt. Als einzige Erinnerung an deutsches Wesen erscheinen mir die weltberühmten ‚Aachener Printen‘ in den Schaufestern der Zuckerbäcker. Unsere Landsleute können hier nur unter Schwierigkeiten ihre Organisation entwickeln. Die mächtige Industriestadt Duisburg war damals noch frei. Hohe Annerkennung unseres oberschlesischen Landsleuten, die hier als Industriearbeiter und Bergleute leben. Sie haben tapfere Arbeit geleistet, sehr zum Ärger der Belgier, die auf Grund der Sanktionen wenige Tage vor der Abstimmung die Stadt besetzten. In Koblenz sitzen die Amerikaner. Es herrscht ein erträgliches Verhältnis zwischen den Deutschen und der Besatzung. In den Rheinanlagen schreiten, ehrsam den Kinderwagen schiebend, amerikanische Soldaten neben ihren deutschen Frauen. Dann kommt die französische Zone. Strenge Passkontrolle, mit hohnvoller Siegergebärde durchgeführt, auf den Rheinschiffen und Fähren. Ebenso in den Eisenbahnen und auf den Bahnsteigen. In den Kasernen und Schulen immer die braunen Marokkaner. Soll ich noch besonders betonen, daß unsere braven Oberschlesier in der französischen Zone es besonders schwer hatten? Daß die Redefreiheit unterbunden war und Versammlungsverbot bestand?“.*

Nach der Teilung Oberschlesiens Mitte 1922 betätigte sich Emil Maxis weiterhin publizistisch und literarisch. Einige seiner Artikel über Oberschlesien erschienen 1923 in der Publikation „Der Väter Land: der deutschen Jugend zur Erinnerung an die verlorenen Heimatgebiete“ von Gustav Schlipkötter und Fritz Pferdmenges. 1924 gab er in Breslau das Buch „Burzelmanns spaßige Reise und andere Märlein für große und kleine Leute“ heraus.

1927 folgte im Breslauer Bergstadt-Verlag das Buch „Der Weg in den Morgen. Carl Maria von Webers Jugendroman“. Auch in diesem Buch blieb Maxis seiner oberschlesischen Heimat treu, weil die Handlung des Buches sich zum großen Teil in Oberschlesien selbst abspielte. 1933 warb Maxis für die Gründung eines Webermuseums im oberschlesischen Carlsruhe und für die Abhaltung periodisch wiederkehrender Weberglocken in diesem Ort.

In der Zwischenzeit heiratete Emil Maxis die am 13. Januar 1891 geborene Antonie Badendieck. Ab dem 1. April 1926 war er als Studienrat in Oels tätig. Am 23.Juli 1926 wurde dem Ehepaar Maxis die Tochter Eva geboren.

Gelegentlich schrieb Maxis Artikel und Erzählungen für die ab August 1924 in Berlin erscheinende Monatsschrift „Oberschlesien“, die das Zentralorgan des Oberschlesischen Hilfsbundes und der Vereinigten Verbände Heimattreuer Oberschlesier war.

Maxis charakterisierte in einem Artikel dieser Zeitschrift einige Bestandteile des oberschlesischen Volkscharakters: „*Jeder Volksstamm hat seinen Charakter. Man spricht von der Eitelkeit der Franzosen, der kaltblütigen Ruhe des Nordländer. Auch der Oberschlesier hat seinen festumrissenen Charakter. Es ist gerade erstaunlich, welche Fülle von Anschaulichkeiten und tiefem Empfinden sich im Wesen des oberschlesischen Volksgeistes offenbart. Der oberflächliche Beobachter ist leicht geneigt, Sitten und Bräuche, die ihm hier entgegentreten, als Aberglauben oder längst überwundene Rückständigkeit mit einem geringschätzigen Lächeln abzutun, während jeder, der sich das Studium der Volksseele zur Aufgabe macht, in ihnen eine tiefe Gesetzmäßigkeit sowie einen folgerichtigen Ausfluß des Volkscharakters entdeckt.*

*Ferner schreitet jedes Volk bestimmte Entwicklungsstufen hindurch. Solange es noch nicht von der Kultur zersetzt ist, befindet es sich in einem urwüchsig-kindlichen Stadium. Dieser Zustand war beim Oberschlesier bis vor wenigen Jahren noch vollständig anzutreffen, und darum bringt er noch heute seine Anschauungen in entsprechender Form zum Ausdruck, die deswegen aber keineswegs ihres inneren Gehaltes entbehren. Leider hat der heiße Atem der Industrie in den letzten zwei, drei Jahrzehnten manches Blümlein im Garten dieses Volkstums vernichtet, und es sei gleich vorweg gesagt, daß nicht alle hier geschilderten Sitten und Bräuche überall gleichmäßig anzutreffen sind. Oft führen sie nur weit ab von dem Bereich der Schlote und Fördertürme im Dämmer des Waldorfes oder auf den stillen Ebenen der Oderniederung ein verborgenes Dasein.*

*Die hervorstechende Eigenschaft des Oberschlesiers ist seine Frömmigkeit. Es ist ihm ein tiefes Bedürfnis, am Sonn- und Festtag in die Kirche zu gehen und dort Gott zu preisen. Der Tag des Herrn muß festlich und in beschaulicher Ruhe verbracht werden. Auch die Verrichtungen des täglichen Lebens weiß der Oberschlesier mit seinem religiösen Gefühl in Einklang zu bringen. Das kindliche Gemüt des Oberschlesiers weiß sich auch zur umgebenden Natur in ein religiös-inniges Verhältnis zu setzen. Neben der Frömmigkeit bildet ein reichliches Maß von Lebensklugheit einen wichtigen Charakterzug des oberschlesischen Volkes.*

*Von der Tapferkeit unserer Landsleute haben die Feinde auf allen Fronten des Weltkrieges reichliche Proben zu kosten bekommen".*

Was wäre ein Volkscharakter ohne die Eigenschaft Humor. In Oberschlesien war und ist er bis heute oft mit dem wasserpolnischen Dialekt gepaart. Humor ist nicht Lächerlichkeit, beides konnte Maxis gut unterscheiden, indem er betonte: „*Man darf bei dem Wort ‚Oberschlesischer Humor‘ nicht an jene sattsam bekannten Vierzeiler denken, in die von irgendeinem Reimschmied alles mögliche hineingepresst wurde, was sich an Dummheit und Zote aufschreiben ließ. Diese Vierzeiler sind unwahr. Sie haben mit Oberschlesiern so wenig etwas gemeinsam wie mit jedem anderen Volksstamm und sind nur geeignet, ein falsches Charakterbild des Oberschlesiers zu geben. Auch die Person des dummdreisten Rekruten Kaczmarek ist eine willkürliche Erfindung und im Grund nichts anderes als eine Umbenennung des ungarischen Grafen Mikosch. Im Weltkrieg haben die Söhne Oberschlesiens auf allen Kriegsschauplätzen ihren Mann gestanden. Ihr Kampfruf ‚Pierronie, ley mu‘, der auf gut Deutsch heißt ‚Haut das Donnerwetter‘, hat sogar bei den Franzosen die Meinung erweckt, die Deutschen verwendeten Kolonialtruppen, die sie auf geheimnisvolle Weise von irgendwo kommen ließen*“.

Im April 1929 veröffentlichte Emil Maxis in der Breslauer Monatschrift „Schlesische Monatshefte. Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat“ Ergebnisse seiner Umfrage über das Wesen des Zeitungsromans. Das Niveau der Zeitungsromane sollte angehoben werden. Maxis knüpfte in seiner Analyse an den Wettbewerb für einen guten Zeitungsroman aus dem Jahr 1925 an. Eine zu hohe Achtung genoss ein Zeitungsroman nicht, aber er war nicht chancenlos, was die Antworten der Umfrage bewiesen.

Der bekannte Schriftsteller Hermann Stehr wehrte ab: „*Ihre Frage: ‚Wie urteilen Sie über den Zeitungsroman?‘ bin ich leider nicht zu beantworten imstande, da ich nie Zeitungsromane gelesen und über die beste Form dieser Gattung mich nie Gedanken hingegeben habe*“. Der ebenfalls bekannte Thomas Mann war nicht so streng wie der Schlesier Stehr: „*Der sogenannte Zeitungsroman ist ja eigentlich keine selbstständige künstlerische Gattung, sondern ist einfach ein Roman, der in einer Zeitung erscheint, wozu allerdings nicht jeder Roman ohne weiteres sich eignet. Ich könnte mir sehr wohl denken, dass ein Romanwerk von hohen literarischen Eigenschaften, welches aber durch Stoff und Tempo gewissen Bedürfnissen einer weiten Öffentlichkeit, die keineswegs gering zu schätzen ist, entgegen käme, heute zuerst in einer großen Zeitung oder in mehreren auf einmal erscheinen könnte*“. Der aus Glogau stammende Schriftsteller Arnold Zweig wies auf folgende Tatsachen hin: „*Sowohl Anna Karenina wie die Romane von Dickens oder Maupassant sind in Zeitungen oder zeitungsähnlichen Veröffentlichungsformen erschienen. In Deutschland aber hat die Spaltung des*

*Schrifttums in eine literarisch gültige und eine bloß unterhaltende Hälfte dem Zeitungsroman am allermeisten geschadet*". Ein kurzes Fazit zog der Breslauer Schriftsteller und Literaturkritiker Alfred Kerr: „Zeitungsroman? - Wertung zwecklos. Denn abgeschafft wird er doch nicht. Also: möglichst geschlossene Raten. Buchroman kann durch Zeitungsroman gewinnen. Denn Zeitungsroman lehrt: keine toten Punkte“.

Im Herbst 1933 gab Emil Maxis in Breslau eine Anthologie „Volk auf fremder Erde. Das Schicksalsbuch der Auslanddeutschen“ heraus. Sie wurde als eine dichterische Kulturgeschichte der Deutschen im Ausland konzipiert und beinhaltete poetische Werke von 128 auslanddeutschen Dichtern.

„Und so war es, und so bleibt es/Ineinander festgestellt/Recht als Glieder eines Leibes/Stellen wir uns in die Welt!// Nur ein Schein, daß Raumes Schranke/Uns nach Ost und West zertrennt/Keinen Raum kennt der Gedanke/Der in jedem Balten brennt/Durch Jahrhunderte geworden/Leidgeprüft und kampfentfacht/Wir aus einem Haus und Orden/Schreiten fest durch Schicksalsnacht//Sind und bleiben so die Alten/Wird uns Leben oder Tod/Deutsche bleiben wir und Balten/Unsre feste Burg ist Gott!“ - schrieb der Dichter Burchard von Schrenck in seinem Gedicht „Wir Balten“.

Aus dem Banat stammte das Gedicht „Verwehrte Muttersprache“ der Dichterin Ella Triebnigg: „Muttersprache, heiliger Herzensang/keiner weiß, wie wunderhold dein Klang/Als den heißer Sehnsucht Pein verzehrt/Weil sie ihm verboten und verwehrt/Kein Gebet ist es und kein Gesang/Das in fremder Sprache man erzwang/Nicht Erlösung bringt der leere Schall/Nicht erweckt er warmen Widerhall/Denn die Seele weckt nur jener Laut/Der dem Volke eigen und vertraut/Süße, deutsche Muttersprache mein/In dir wurzelt unser Frohgedeih/Mögen sie verdrängen uns dein Licht/Doch ertöten werden sie es nicht“.

Richard Gleim aus Siebenbürgen war der Verfasser des Gedichtes „Zum Maifest“, in dem es hieß: „Heut hat die sächsische Jugend das Wort!/Das darf ihr niemand verwehren/Es pflanzt sich von den Ururahnen fort/Ein Tag ihrer Freuden und Ehren/Wenn Wälder grünen und Auen erblühen/Dann seht sie fröhlich die Strecke durchziehen/Mit Singen und Klingen, in festlichem Glanze/Mit flatternden Fahnen und Blumen im Kranze//Wir sind euer Frühling – ihr Alten im Land!/Des wollen wir heute gedenken/Gepflegt und gesegnet von eurer Hand/Will Hoffnung die Saat euch schenken!/Wir wollen streben, im Glauben, in Treu/Dann sprießen, dann wachsen die Kräfte stets neu/Die euch gestärket in jeglichem Tun/in mühvollster Arbeit, in friedlichem Ruhn!//Dem goldenen Frohsinn gehör' heut das Spiel!/Er soll euch von Herzen erfreuen/Der Sorgen und Plagen, der gibt es noch viel/Und Wetterschlag wird euch noch dräuen!//Die Jugend sei fröhlich bei Scherz

*und bei Tanz/Und sehe die Welt noch voll sonnigem Glanz/Gott möge sie schirmen! Sie segnend erhalten!/Zu rühmlicher Zukunft! Zur Freude der Alten!".*

In den Vereinigten Staaten von Amerika schrieb im Gedicht „An Deutschland“ Julius Gugler: „*Nicht deine Großheit, Deutschland, nicht die Macht/Ist's, was dein Herz uns liebend dir verbindet!/Was deine Geister Herrliches gedacht/Was Tiefes sich in deinem Wesen findet/Was deine Dichter reichlich dir beschert/Nur dies hat für uns Fortgezogene Wert/Was du getan hast, deiner Söhne Leben/An Schönheit und an höherm Schwung zu geben/Gewirkt, daß Wahres ihre Herzen schwelle/Ist deiner Krone hellster Edelstein/Doch deines Glanzes reichste Strahlenquelle/Ist deiner Sprache Genius allein!".*

1936 verfasste Maxis das Buch „Des Königs Tänzerin. Das Schicksal der schönen italienischen Tänzerin Barberina Campanini“, die nach einem turbulenten Leben 1799 im niederschlesischen Barschau starb. „*Barschau und Hochkirch, das sind die letzten Meilensteine auf dem Weg einer seltsamen Frau, die berufen war, im Leben Friedrichs des Großen eine Rolle zu spielen. Je nach Gunst und Laune ist sie von der Nachwelt bald groß, bald klein bewertet worden. Was die Bäume raunen, die treu die Gruft jener Frau in Hochkirch umhüten, soll jetzt erzählt werden nach der Ordnung der Zeit*“ – versicherte Emil Maxis. 1939 schrieb er ein Jugendbuch mit dem Titel „*Wir kreuzen auf der Doggerbank – eine Fahrt mit dem Schutzkreuzer ,Elbe'*“.

Ab dem 1. April 1939 unterrichtete Emil Maxis als Studienrat an einem Gymnasium in Breslau. Etwa seit Ende 1951 lebte er mit seiner Familie in Hamburg. Hier starb er am 17. Juli 1967. Seine Frau verschied im Jahr 1978. Ihre 1998 verstorbene Tochter Eva Drochner fand ihre letzte Ruhestätte beim Elterngrab auf dem Friedhof in Hamburg-Ohlsdorf.

### **Ausschau von Burg Tost**

*„Einmal bin ich die morschen Treppenstufen im alten Burgturme hinaufgestiegen bis zu den Dachluken. Wie in einem aufgeschlagenen Buch liegt ein Stück oberschlesischer Heimat vor mir, ringsum das Toster Land in seiner Pracht. Wie anmutig das Städtchen am Fuß der Burg, unter deren Schutz es sich ausbreitet. Wie die Häuser der Stadt sich anschmiegen an die altehrwürdige Pfarrkirche. Der Inhalt der 700 Jahre wird lebendig. Die uralte Stadt redet zu mir, wie ein Großvater zu seinen Enkeln redet“* – so schrieb in Januar 1926 der Lehrer Richard Kosubek, der gerade vom Turm der Burg Tost Ausschau gehalten hatte.

Dabei sah er auch den langen oberschlesischen Lebensweg, der ihn nach Tost führte. Kosubek kam am 11. April 1871 in Mühlendorf bei Zülz im Kreis Neustadt zur Welt. Es ist kein Wunder, dass er Lehrer wurde, denn in Zülz gab es ein

Lehrerseminar, das er besuchte und im Januar 1892 beendete. Seine zweite Lehrerprüfung legte er im November 1895 in Peiskretscham ab. 1900 unterrichtete er in Adamowitz bei Groß-Strehlitz, dann ging er nach Karf bei Beuthen.

Am 1. Oktober 1903 begann er in der katholischen Volkschule in Tost zu arbeiten. Es war für ihn sicherlich eine gute Arbeitsstelle. Am 5. Oktober 1903 heiratete er in Breslau die 1877 in Leobschütz geborene Gertrud Winkler. Er lebte sich in Tost mit seinen damals etwas über 2000 Einwohnern schnell ein.

So musste es gewesen sein, jedenfalls schrieb er im Winter 1926 dieses: „*O Täler weit, o Höhen, Land der Romantik, Eichendorffland. Wahrlich, wie ein Garten Gottes liegst du hier ausgebreitet und redest trotz deines Friedens eine so eindringliche Sprache, daß mir das Herz aufgeht und mich zu dem Ausruf drängt: „Sei gegrüßt, mein liebes Toster Land, mein Heimatland Oberschlesien!“. Möchten wir doch aus der Heimatliebe die Kraft schöpfen zum zuversichtlichen Hoffen auf eine glückliche Zukunft, auf das Blühen und Gedeihen unserer Heimat*“.

Richard Kosubek war nicht nur Lehrer, sondern er ging auch anderen Tätigkeiten nach, mit denen er zum gesellschaftlichen und kulturellen Leben der Stadtbewohner von Tost seinen Beitrag leisten konnte. Seine Interessen waren breit gestreut. Er war Leiter des Tierschutzvereins und betätigte sich in der Spar- und Darlehnskasse. Er verwaltete die Stadtbücherei und spielte als Organist in der Heil- und Pflegeanstalt. Er betreute auch den Männergesangverein „Liedertafel“ als Liedermeister sehr gut, wofür ihm später der Titel des Ehrenliedermeisters verliehen wurde.

Richard Kosubek gewann in fast zwanzig Jahren das Vertrauen der Toster, denn in der Abstimmungszeit wurde er zum Leiter des deutschen Plebisitz-Unterkommissariats in Tost ernannt, dessen Sitz sich im Herlitz'schen Gasthaus befand. Am 20. März 1921 stimmten 1348 Personen für Deutschland und 217 für Polen.

Während des dritten polnischen Aufstandes wurde Tost am 3. Mai 1921 durch die Aufständischen besetzt. Der Bürgermeister wurde gezwungen, sein Amt niederzulegen. Am 6. Mai 1921 wurde Richard Kosubek mit einigen anderen Personen verhaftet. Nach drei Tagen kamen sie aber wieder frei, doch der Prozessagent Franz Zurek starb bald infolge der Misshandlungen.

Die unruhige Zeit dauerte weiter an: „*In der Stadt und in der Umgebung sind viele Plünderungen, Beraubungen und Zwangsaushebungen vorgekommen. Verschiedene Heimattreue hielten sich wochenlang versteckt. In das polnische Lazarett in der Heil- und Pflegeanstalt sind viele Verwundete eingeliefert worden. Sie stammten aus den Kämpfen im Kreis Groß-Strehlitz und aus der Gegend von Leschnitz. Auch mehrere Wagen mit Toten sind nachts durch Tost gekommen. Ein*

*bei den Waldkämpfen bei Groß Stein erschossener Insurgent namens Hallek aus Oratsche und ein gefallener Student aus Posen wurden auf dem hiesigen Friedhof von den Aufständischen feierlich beerdigt. Am 23. Mai wurden die Aufständischen von dem deutschen Selbstschutz am St. Annaberg entscheidend geschlagen. Die Folge war, daß unsere Stadt von den Polen befreit wurde“.*

So lehrerhaft akribisch, doch auch unterhaltsam beschrieb Richard Kosubek dieses noch aktuelle politische Ereignis in einer 1927 zusammen mit dem bekannten oberschlesischen Historiker Johannes Chrząszcz herausgegebenen Publikation „Die Geschichte der Städte Peiskretscham und Tost“. Kosubek hatte in diesem Buch das Kapitel über die Toster Geschichte von 1900 bis 1927 verfasst, die er selbst miterlebt hatte.

Am 3. März 1903 entstand unter dem Vorsitz des Toster Postmeisters Schabon eine Ortsgruppe des Ostmarkenvereins. Fünf Tage später feierte man in der Kirche und auf dem Ring das 25jährige Papstjubiläum von Leo XIII. Als es nach Ostern in der Natur schon grün wurde und die Leute die Felder bearbeiteten, brach am 18. April ein furchtbarer Schneesturm los, der den Schnee oft haushoch auftürmte. In ganz Schlesien kamen 52 Menschen ums Leben.

Am 27. Februar 1904 wurde in einem Zimmer des Toster Rathauses eine Volksbücherei eröffnet. Ab dem 1. Oktober 1913 übernahm ihre Leitung Richard Kosubek. Am 27. Februar 1906 feierte man die Silberhochzeit des Kaiserpaars mit Kirchgang, Festakt, Fackelzug, Festkommers und einstündigem Glockengeläut. Die Lehrerin Pyrkosch aus Pleß eröffnete am 2. April eine neue Privat-Töchterschule mit 20 Schülerinnen. Ein ausgegrabener, über 3000 Jahre alter Steinhammer wurde dem Oberschlesischen Museum in Gleiwitz übergeben. Am 2. Juli brannten auf dem Ring zum ersten Mal Gaslampen. Die Bürger begrüßten den Fortschritt freudig. Am 6. Oktober beging Kornblums Toster Weingroßhandlung ihr 100jähriges Bestehen.

Bei der Reichstagswahl am 5. Februar 1907 erhielt in Tost der Kandidat der Zentrumspartei Pfarrer Johannes Chrząszcz 262 und der Kandidat der Polenpartei Pfarrer Theodor Jankowski 45 Stimmen. Im ganzen Wahlkreis Lublinitz und Tost-Gleiwitz gewann aber Pfarrer Jankowski. Am 22. August lehnte die Stadt Tost den Antrag von der Gemeinde und dem Gut Pawlowitz um Aufnahme in den Schulverband Tost ab, mit der Begründung, der Schulbeitrag der Gemeinde sei zu gering und der deutsche Charakter der Stadtschule werde durch das Hinzukommen sehr vieler polnischer Kinder ungünstig beeinflusst. Am 8. Dezember freute sich das Kaufmannsehepaar Cohn über das seltene Fest der Diamantenen Hochzeit.

Ziemlich kritisch äußerte sich 1908 Richard Kosubek über das Musikleben abseits der oberschlesischen Großstädte: „In Tost hat das Musikleben wie in allen

*oberschlesischen Kleinstädten spät begonnen und sich nur langsam entwickelt. Das lag an den typischen Verhältnissen: ein kleinlicher Geist, wenig Sinn für Ideale, mehr materielle Einstellung und Mangel an musikalischer Führung. Wer die alten Urkunden durchstöbert, findet das bewiesen. In musikalischer Beziehung waren die Lehrer die treibende Kraft. Die Anregung zur Gründung eines Gesangvereins haben die Hauptlehrer Bittner und Sobel gegeben. Nachdem in den früheren Jahren nur kleinere Werke zu Gehör gebracht wurden, ist es nach jahrelanger, intensiver Musikbetätigung gelungen, am 2. Februar 1908 die ‚Glocke‘ von Andreas Romberg aufzuführen. Es war dies die erste große Veranstaltung des heimischen Chores, eine Sensation für Tost und Umgegend. Der gemischte Chor umfasste 45 Damen und Herren und 25 Kinder der ersten Klasse, das Orchester 20 Mann. Der Saal des Schützenwirtes Wieczorek konnte die etwa 450 erschienenen Personen nicht fassen“. Als Dirigent trat mit vollem Erfolg Richard Kosubek auf.*

Kosubek war ein echter Freund der Musik. Er legte eine umfangreiche Vereinschronik über die Geschichte der am 7. November 1859 gegründeter Toster Liedertafel an. Anlässlich des Goldenen Jubiläums der Liedertafel, das man am 22. August 1909 feierte, wurde am Burgturm die von Richard Kosubek angeregte Eichendorff-Gedenktafel enthüllt. Die Inschrift in Golddruck lautete: „In einem kühlen Grunde! Dem Andenken des Dichters Josef Freiherrn von Eichendorff auf seinem ehemaligen väterlichen Besitz errichtet von der Liedertafel Tost zum 50. Stiftungsfest 1909“.

Da die Zahl der Schulkinder wuchs, wurde am 13. Juni 1911 auf der Bahnhofstrasse ein neues Schulgebäude mit acht Klassenräumen eingerichtet. Am 25. Oktober 1912 wurde ganz Tost an die Wasserleitung der Heil- und Pflegeanstalt angeschlossen. Am 29. Juni 1913 beging man auf der Burg das 25jährige Regierungsjubiläum des Kaisers und die Jahrhundertfeier der Befreiungskriege.

1914 brach der Krieg aus. Der erste Kriegsgefallene der Stadt Tost war der Matrose Richard Tillmann auf U 15 am 3. August 1914. Im Schulgebäude wurde ein Lazarett für cholerakranke österreichische Soldaten eingerichtet, von denen drei starben. Gegen 700 Weihnachtspakete wurden den Soldaten an der Front geschickt.

1915 gründete man mit in der Heimat gebliebenen Männern im Alter von 16 bis 19 Jahren eine Jungwehr. Infolge der Aushungerungspolitik der Entente musste die Rationierung aller Lebensmittel eingeführt werden. Das Kriegsbrot hatte 39 Prozent Kartoffelzusatz. Weil die polnisch-russische Grenze offen war, trieben Verbrecher ihr Unwesen.

Am 27. Januar 1916 fand vor dem Rathaus eine Spendennagelung eines Eisernen Kreuzes statt. Das dabei gesammelte Geld erhielten die Kriegshinterbliebenen.

Den Armen wurde von der Stadt Winterkohle gespendet. Alte Wollsachen verarbeitete man in der Heilanstalt zu Decken. Zur Linderung der Flüchtlingsnot schickte man Kleidungsstücke nach Ostpreußen.

Im Mai 1917 waren im Dorf Oratsche nur noch fünf Männer, die anderen leisteten Heeresdienst. So musste den Frauen alle Sorge in Wirtschaft, Feld, Handel und Gewerbe sowie in der Erziehung der Kinder überlassen werden. Am 28. Juni wurden fast alle Glocken beschlagnahmt, um für die Waffenproduktion zu verwenden. 1918 kamen täglich Hunderte von Oberschlesiern aus dem Industrievier, um Lebensmittel zu kaufen. Im November 1918 kam der nicht siegreiche Kriegsausgang.

Nach der Teilung Oberschlesiens kam am 3. Juli 1922 auf ihrer Rückfahrt nach Frankreich die letzte Abteilung Franzosen durch Tost. Am 19. Juli durfte die Reichswehr wieder in die Stadt einziehen. Am 4. Mai 1923 beschloss der oberschlesische Jugendring, die Burg Tost zu einem Stützpunkt für die Jugendbewegung zu machen. Im Jahr 1923 erreichte die Inflation ihren Höhepunkt, aber Ende November 1923 wurde die Rentenmark eingeführt. Im Sommer 1923 wurde viermal das Freilichtspiel „Aus der schönen, alten Zeit“ von Waldemar Müller-Eberhardt auf dem Burghof aufgeführt, das den Aufenthalt Eichendorffs im Knabenalter auf der Burg darstellte. Im Oktober 1924 wurde ein Kriegerdenkmal für die 54 Gefallenen aus Tost eingeweiht. Am 17. Dezember erstrahlte Tost zu ersten Mal in elektrischem Licht. Im April 1926 zählte Tost über 3100 Einwohner.

Richard Kosubek war bestens geeignet, dieses Kapitel der neuesten Toster Geschichte zu schreiben. Schon 1923 veröffentlichte er seine „Toster Chronik. Heimat-Führer durch Tost O.-S. Colonnaburg und Umgegend“. Die beiden Arbeiten ergänzten sich gegenseitig, weil einige Themen und Ereignisse in der ersten und andere in der zweiten Publikation ausführlicher erzählt wurden.

Aber einen Ruf als Heimatkundler erlangte Richard Kosubek vor allem mit seinen späteren Publikationen über das Toster Land. Es war die Zeit, als man sich in Oberschlesiens zunehmend für die Geschichte und Heimatkunde des eigenen Heimatortes und -kreises zu interessieren begann. Ziemlich oft beschäftigten sich damit Lehrer. Nicht anders war es auch in Tost.

Um diese Idee umzusetzen, entstand Ende 1925 im Anschluss an den Toster Lehrerverein eine heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft. Ihr Vorsitzender wurde Richard Kosubek. Er redigierte auch deren monatliches Mitteilungsblatt „Ausschau von Burg Tost“, das ab Januar 1926 als Beilage zur „Toster Zeitung“ herausgegeben wurde.

Kosubek war voller Hoffnung und Zuversicht, als er in der ersten Ausgabe schrieb: „So möge nun dieses Blatt mithelfen, in die Herzen des Volkes einzupflanzen das

*Pflänzlein der Liebe zur Heimat, der Liebe, die schon so manchen Glücklosen aus der Ferne zurückzog in das Land seiner Lieben. Und nun, schlichtes Blatt, mache dich auf den Weg!".*

In den ersten Ausgaben frischte man bei den Lesern die Geschichte der Stadt Tost auf, einer der ältesten Ansiedlungen in Oberschlesien, die in einer Urkunde des Papstes Innozenz III. vom 12. August 1201 erwähnt ist. In einem Beitrag über die Schrotholzkirche in Ponischowitz vermerkte man mit Wehmut die schwindende Zahl dieser Kirchen in oberschlesischen Dörfern, die durch sie eine spezifische Prägung aufwiesen. Man formulierte sogar die These, dass ein steinernes Gotteshaus in einem oberschlesischen Dorf dem Heimatempfinden widerspreche und auf den Betrachter wie ein totes Bild wirke. Die Schrotholzkirchen blieben eines der beliebten Themen des Blattes. Viel Platz widmete man zu dieser Zeit auch den Weihnachtsbräuchen und Sitten im Toster Land. Es war ein buntes Mosaik vom aus Tannenzweigen geflochtenen Rad (Jul) bis zur Hanfsuppe (siemiotka).

Die Siemiotka wird wohl heute noch in Tost hie und da auf dem Weihnachtstisch stehen, obwohl sie sicher nicht so populär ist wie damals. Aber dass Toster Kinder folgenden örtlichen Kinderreim noch kennen, ist eher zu bezweifeln: „*Schornsteinfeger schwarzer Bär, gib mir deine Latschen her, deine Latschen will ich nicht, in die Schule geh' ich nicht*“.

In der Rubrik „Männer der Heimat“ erinnerte man an Persönlichkeiten, die sich für die Stadt Tost verdient gemacht haben oder die in Tost zur Welt gekommen, aber später anderswo auf verschiedenen Gebieten erfolgreich waren.

Richard Kosubek empfahl eine Wanderung zu der Perle Oberschlesiens, mit der das Burgstädtchen Tost gemeint war, das von ihm auch als kleines Rothenburg gepriesen wurde. Schön waren auch Ausflüge in das umliegende Toster Land. Viele Wanderungen unternahm die heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft selbst. Ein Thema für die Heimatkundler waren selbstverständlich auch die Naturdenkmäler und ihre Pflege. Die markantesten Vertreter aus der Welt der Bäume waren die Eichen und Linden. Als Naturdenkmäler präsentierte man im Mitteilungsblatt die „Schöne Kiefer“ in der Toster Fasanerie, die Hexenbesenkiefer im Forst Dombrowka, den Birnbaum bei Koslow sowie Findlingssteine. Das Blatt ließ aber auch die kleinere Flora sowie die Fauna des Toster Landes nicht unbeachtet.

Es wurde auch eine dem Humor gewidmete Rubrik eingeführt mit einfacher und verständlicher Begründung: „*In Oberschlesien hat es Gott sei Dank niemals an Humor gefehlt und in schweren Tagen haben sich unsere Vorfahren, ebenso wie die lebenden Generationen über Unannehmlichkeiten mit Humor hinweggeholfen*“.

Es fehlte im Mitteilungsblatt nicht an Themen, die die Bindung Josef von Eichendorffs mit Tost hervorhoben. Von 1791 bis 1797 gehörte die Toster Burg der Familie Eichendorff, und der künftige Romantiker verweilte als Kind oft auf der hiesigen Burg. Stolz betonte man, nur von drei oberschlesischen Städten könne man sagen, dass sie in einer engen Beziehung zu Eichendorff stünden, nämlich Ratibor, Neisse und eben Tost.

Ende Mai 1927 wurde die alte Eichendorffmühle als Jugendherberge eingeweiht. Kosubeks Freude darüber hielt sich in Grenzen, denn eigentlich erwartete er hier eine größere kulturelle Volksbildungsstätte: „*Tost liegt im Herzen Oberschlesiens, also des eigentlichen gemischtsprachigen Gebiets – ein Ruhepunkt voll landschaftlicher Reize, wo althistorische Überlieferung kulturelle Anknüpfungspunkte bietet*“.

Ab Juli 1927 wurde eine Rubrik „Kleine Chronik“ eingeführt, die kurz über stattgefundene Ereignisse informierte, wie beispielsweise über den Besuch des Reichsverbandes deutscher Presse in der Burgruine oder über die 4. oberschlesische Singwoche in Tost. Im November 1927 rief Richard Kosubek die Leser zu mehr Engagement für das Mitteilungsblatt auf. Es sollten neue Leser gewonnen und mehr Mitarbeit geleistet werden.

1928 präsentierte Richard Kosubek Auszüge aus der Chronik der Liedertafel. Im volkskundlichen Monatskalender wurden alte Bräuche aufgeführt, zu denen das Aufstellen des Maibaumes gehörte. Walter Krause erinnerte an ein früheres Industriegebiet in der Umgebung von Tost. Richard Kosubek bat auch um Zusendung von Volksliedern, weil er ab Mai 1928 die Volksliedwarte für den Kreis Tost-Gleiwitz führte. Für den Geschichtsunterricht in der Schule wurde ein Beitrag über die aus Tirol stammenden Reichsgrafen von Colonna veröffentlicht, den ehemaligen Besitzern von Tost. Man stellte in einem Artikel die Geschichte und die Aufgaben der Toster Heil- und Pflegeanstalt dar, in der sich 600 Pfleglinge befanden.

Im Oktober 1928 erhielt Richard Kosubek die Erlaubnis, in der Toster Burg eine Heimatstube einzurichten. Im Dezember 1928 wurde der volkskundliche Monatskalender eingestellt, denn es gab keine Zusendungen mit Beiträgen seitens der Leser. Das Mitteilungsblatt „Ausschau von Burg Tost“ erschien noch bis 1930.

Richard Kosubek arbeitete aber zugleich an einem anderen Projekt. 1928 erschien der erste „Heimat-Kalender des Kreises Tost-Gleiwitz“, in dem Kosubek auch ein paar seiner Beiträge veröffentlichte. Ab 1929 war Richard Kosubek bereits Schriftleiter des Heimat-Kalenders.

Am 1. Oktober 1933 ging Richard Kosubek in den Ruhestand. Vom 11. bis zum 19. August 1934 feierte die Stadt Tost ihr 700-jähriges Jubiläum, das von einem

Festausschuss vorbereitet wurde, dessen Mitglied auch Richard Kosubek war. Er war auch Schriftleiter einer für das Jubiläum herausgegebenen Festschrift. Zum Auftakt der Feierlichkeiten wurde das Toster Heimatmuseum eröffnet, dessen Gründer und Leiter Richard Kosubek war.

Im März 1937 verlieh die Stadt Tost Richard Kosubek die Ehrenbürgerschaft. Damit verabschiedete man den langjährigen Heimatforscher, der bald danach nach Bad Reinerz übersiedelte. Dort änderte er wahrscheinlich seinen Namen auf Richard Kösling. Er wohnte in diesem Kurort noch im Jahr 1942.

### **Georg Hyckel**

In Oberschlesien soll es früher nicht allzu viele Hausinschriften gegeben haben. Um 1923 konnte man aber noch auf einem Speicher in der Ratiborer Rosengasse 2 folgende auf zwölf Eisenschildern angebrachte Hausinschrift lesen: „*Bete und arbeite/Um Dein tägliches Brot/Vertrau auf Gott/Auch in der Not/Wirb und erwirb/Dir eigenen Wert/Ein eigenes Brot/Und eignen Herd/Und hast Du dies/Erworben Dir,/Verschließ den Armen/Nicht die Tür*“.

Dieser Spruch wurde Anfang 1923 in der Kulturzeitschrift „Der Oberschlesier“ veröffentlicht. Sein Autor war Georg Hyckel. Er arbeitete um sein tägliches Brot eben in Ratibor. Zu dieser Zeit hatte er auch seinen eigenen Herd. Er verschloss aber den Armen auch schon früher nicht die Tür. Im Gegenteil, er versuchte bereits seit einigen Jahren durch das Schicksal getroffenen Kindern die Tür zur Welt zu öffnen. Georg Hyckel war Taubstummenlehrer.

Er hatte tiefe oberschlesische Wurzeln. Seine Vorfahren stammten aus den Kreisen Ratibor und Leobschütz sowie aus dem Kuhländchen. Er wurde am 10. Mai 1880 in Ratibor geboren. Sein Vater Johann Hyckel war hauptberuflich Lokomotivführer, seine Mutter Franziska Hyckel geb. Reisch war eine typische oberschlesische Hausfrau, so wie sie damals in unserer Heimat üblich war. Sie musste eine besonders tüchtige Frau gewesen sein, sodass sich Johann Hyckel nebenberuflich erfolgreich mit der Insektenwelt Oberschlesiens beschäftigen konnte. Im Ruhestand lebte er in Kattowitz in der Mauvestraße 4.

Man nimmt an, daß Johann Hyckel seinen Sohn Georg in der Liebe zur oberschlesischen Heimat erzog: „*Sein Vater war bekannter Entomologe; ihm war es zu verdanken, dass Georg Hyckel schon in seiner Kindheit zu Natur, Volkstum und Geschichte seiner Heimat ein engeres Verhältnis fand*“.

Die schulische Ausbildung absolvierte Georg Hyckel in Ratibor. Anschließend besuchte er das Lehrerseminar in Pilchowitz und wurde 1900 Hilfslehrer. Bis 1903 war er in Komornik im Kreis Neustadt tätig. Die folgenden zwei Jahre unterrichtete er in Antonienhütte im oberschlesischen Industriegebiet.

In Frankfurt/Main setzte er dann seine Ausbildung zum Taubstummenlehrer fort. Danach wurde er zum Taubstummenlehrer an der Taubstummenanstalt im hessischen Homberg ernannt. In dieser beruflichen Position ehelichte er im Alter von 27 Jahren am 1. Oktober 1907 in Oberglogau die 22jährige Klara Richter, die Tochter des dortigen Seminarlehrers und Stadtverordnetenvorsteigers Erdmann Richter. Einer der Trauzeugen war Richard Hyckel, ein Maschinensteiger aus Königshütte.

Die ersten heimatkundlichen literarischen -Publikationen von Georg Hyckel entstanden noch in seiner hessischen Zeit. 1908 wurde in Breslau sein Buch „Mein Heimatland. Märchen und Sagen aus Schlesien“ herausgegeben. Ihm folgte 1910 das Buch „Schlesischer Sagenborn“. Seine Verbundenheit mit dem Oderland war klar erkennbar an seinen Pseudonymen Georg von der Oder und Odermann. 1911 kehrte Georg Hyckel nach Ratibor zurück. Es gab eine Gemeinsamkeit zwischen Homberg und Ratibor – eine Taubstummenanstalt. Georg Hyckel erwarb in Westdeutschland das nötige Fachwissen für den Unterricht mit Taubstummen. Jetzt konnte er damit seinen kranken Landsleuten zur Hilfe kommen, denn er besaß auch folgende Eigenschaft: „*Georg Hyckel hielt es in seinem Leben von Anfang an mit den Bedrückten und von Unglück Verfolgten. Für eine selbstlose Natur wie Georg Hyckel war das Taubstummenproblem nicht nur interessant, sondern es bewegte ihn im Innersten*“.

Die Ratiborer Taubstummenanstalt selbst war eine bedeutende und erfolgreiche Heilstätte mit reicher Erfahrung, denn sie wurde bereits am 1. Mai 1836 vom Breslauer Professor der Augenheilkunde Dr. med. Karl Kuh für zunächst vier Zöglinge eröffnet. Die Aufnahme der Kinder erfolgte damals nach Vollendung des 6. Lebensjahres, die Schulzeit dauerte sechs Jahre. 1855 waren in der Anstalt schon 20 Zöglinge und zwei Lehrer. Die Anstalt wurde in den folgenden Jahren ausgebaut, aber wegen der Industrialisierung wuchs die Zahl der Einwohner, darunter waren entsprechend Gehörlose.

1909 wurde die Einrichtung in eine Knabeanstalt mit 117 Zöglingen und 17 Lehrern sowie eine Mädchenanstalt mit 160 Schülerinnen und 16 Lehrern geteilt. Am 26. August 1911 wurde ein neues Gebäude eingeweiht, in dem nur Unterrichtsräume eingerichtet waren. Georg Hyckel arbeitete ab 1911 in der Ratiborer Taubstummenanstalt als Oberlehrer und blieb in dieser Funktion bis 1945 tätig.

1912 begann seine Zusammenarbeit mit der in Kattowitz von Dr. Paul Knötel herausgegebenen Monatsschrift „Oberschlesien“. So leistete auch er seinen Beitrag zur Pflege der Kenntnis Oberschlesiens und zur Vertretung der Interessen dieses Landes, wie der Untertitel dieser Zeitschrift es formulierte.

Hyckel war ein aufmerksamer Beobachter der sich verändernden oberschlesischen Wirklichkeit bei zu Städten werdenden Industriedörfern. Seine kurze Skizze „Abseits“, veröffentlicht in „Oberschlesiens“ vom August 1913, beschrieb das oberschlesische Stadtleben von damals: „*Es ist eine jener Straßen, die die Stadt wie lange, habgierige Finger nach dem Felde ausstreckt, um es stückweise an sich zu reißen und zu verschlingen. Augenblendende Helle ergießt sich aus elektrischen Lampen über hohe Häuser, eins prunkvoller und mächtiger wie das andere, über strahlenden Tand, der aus blitzblanken Schaufensteinen winkt und lockt, über die saubere, gut gepflasterte Fahrbahn, belebt von Fahrzeugen jeder Art, über den breiten Bürgersteig und die Menschen, die auf ihm wie zwei Ströme gegeneinander fluteten, im Haste und Jagen nur auf sich selbst bedacht, auf ihren eigenen Gewinn, ihr eigenes Wohlergehen und ihr Glück*“.

1914 war die Ratiborer Anstalt mit 430 Zöglingen die größte in ganz Deutschland. Von 1914 bis 1920 war Georg Hyckel als Leutnant im Militär- und Kriegsdienst. Auch als Soldat veröffentlichte er weiterhin kurze Texte in der Zeitschrift „Oberschlesiens“. 1921 war Georg Hyckel Mitglied des Selbstschutzes in Oberschlesiens. Nach der Teilung Oberschlesiens beteiligte er sich, so gut er es konnte, am Aufbau einer selbstständigen Provinz Oberschlesiens.

Georg Hyckel befasste sich damit, den Oberschlesiern die verborgenen Schätze ihres Volkstums aufzuzeigen. Die Oberschlesier waren auf der Suche nach ihrer Identität, nach der Identität eines Grenzlandvolkes, in dem viele verschiedene Wurzeln miteinander verflochten waren.

Georg Hyckel schrieb ab 1920 für die 1919 in Oppeln gegründete Kulturzeitschrift „Der Oberschlesier“. Es handelte sich hierbei um volkskundliches Material aus der Gegend um Ratibor. Es war die Zeit, in der in Oberschlesiens viele volkskundliche Initiativen entstanden. Georg Hyckel gehörte zu den Pionieren auf diesem Gebiet. Er baute die heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft für Ratibor auf und war später Mitbegründer und Mitglied der Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde sowie der Vereinigung oberschlesischer Schriftsteller.

Ab 1920 redigierte er in der Ratiborer Zeitung „Oberschlesische Rundschau“ die monatliche Beilage „Auf heimatlicher Scholle“ welche später in „Unsere Heimat“ unbenannt wurde. Der aus Branitz bei Cottbus stammende Breslauer Nestor der gesamtschlesischen Volkskunde, Dr. Richard Kühnau, schrieb im August 1923 folgende Worte über deren Wesen und auch über Hyckel: „*Vor allem ist die praktische Art erfreulich, wie nicht bloß das alte Volksgut aus dem Volke gesammelt wird, sondern auch wieder für das Volk fruchtbar gemacht wird. Worauf es vor allem ankommt, ist die beständige Fühlungnahme mit dem Volke. Einmal aus wissenschaftlichem Interesse. Das Volk ist ein lebendiger Organismus. Wer es recht erkennen will, muß Volkes Leben und Schaffen kennen lernen. Dazu*

*kommt ein pädagogischer Grund. Das Volk soll sich besinnen auf seine besten Gaben und Anlagen, soll wachsen an seinen besten Kräften und gesunden aus sich selbst. Es ist ein vortrefflicher Gedanke, eine Zeitung in den Dienst solcher Absicht zu stellen. Herr Georg Hyckel gibt seit einiger Zeit eine eigene, der Heimat und Volkskunde gewidmete Beilage heraus. Ich würde nur wünschen, daß recht viele, die etwas zu sagen und mitzuteilen haben, Herrn Hyckel unterstützen. Der Einzelne achtet vielleicht seinen Beitrag zu gering, um ihn der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Das soll man nicht tun. Ein scheinbar unbedeutender Zug kann große Wichtigkeit besitzen. Ich möchte auch wünschen, daß jeder Kreis in seinem Lokalblatt eine solche volks- und heimatkundliche Ecke hätte, womöglich eine Beilage, wie sie durch die verdienstvolle Tätigkeit des Herrn Hyckel in Ratibor besorgt wird. Gar mancher Kreis ist da noch im Rückstand".*

Hyckels vierseitige Beilage beinhaltete verschiedene volkstümliche und geschichtliche Texte sowie Sagen, Bräuche, Volkslieder, Gedichte und Prosastücke. Hyckel bat um Zusendung von Informationen und Beiträgen an seine Adresse –Hohenzollernstraße 21. Die Beilage erschien, bis die Zeitung 1934 eingestellt wurde.

Georg Hyckel war im Kreis Ratibor auch der Volksliedwart des von Alfons Perlick am 1. April 1928 im Beuthener Alten Stadthaus eingerichteten Oberschlesischen Volksliedarchivs. Neben deutschen Volksliedern wurden auch Lieder in slawischer Sprache gesammelt. Man war auch interessiert am Aufzeichnen verschiedener Tanzweisen. Allein im Jahr 1928 überwies Hyckel 71 Volkslieder an das Beuthener Archiv.

Ab 1926 gab Georg Hyckel auch einen Volkskalender für Ratibor und sein Umland mit dem Titel „Ratiborer Heimatbote“ heraus. Das Geleitwort in der ersten Ausgabe verfasste der unermüdliche Streiter gegen die falsche Einschätzung Oberschlesiens, der organisatorische Leiter des Erwachsenenbildungszentrums „Heimgarten“ in Neisse, Dr. Ernst Laslowski.

Laslowski schrieb programmatisch: „*Es liegt etwas Rührendes in all den Versuchen, dem Heimatgedanken nun auch in Oberschlesien sichtbaren Ausdruck zu geben. Das literarisch bisher so stumme Oberschlesien öffnet, fast verwirrt von seiner eigenen Kühnheit den Mund. Aus einsamen Dorfschulhäusern, aus den Mietskasernen lärmender Industrieorte, aus der Stille unserer oberschlesischen Kleinstädte kommen die Beiträge. Die Pflege des Heimatgedankens ist keine müßige Modelaune. Unser Volk hat leider schon so viel seelische Werte verschleudert, daß es die letzten gleichsam mit der Erde verwachsenen Werte mit aller Kraft festhalten muß. Ich glaube, daß in jenen Zeiten, in der man Heimatpflege im heutigen Sinne nicht einmal dem Namen nach kannte, die Heimatliebe in den Herzen der Menschen viel lodernder brannte als heute. Heimat*

*muß erlebt werden. Das wertvollste an der Heimat sind die Menschen der Heimat. Nur mit den Menschen der Heimat können wir uns schicksalsverbunden fühlen. Hat ein Volk keine Seele mehr, dann werden wir uns vergeblich bemühen, die Lieder und Märchen, die Sitten und Gebräuche früherer Tage wieder zu erwecken, denn sie sind nur der Abglanz der Seele".*

Die Ratiborer Volkskalender waren selbstverständlich auf den Ratiborer Leser hin konzipiert. Diese konnten sich in den Kalendern über für sie wichtige Ereignisse aus dem Vorjahr sowie aus früheren Zeiten informieren. Im Jahre 1927 erinnerte man sich noch mit Schrecken an das Hochwasser der Oder im Jahr zuvor, weniger an das Hungerjahr 1805. Freude aber hatte man bei der Lektüre über die Leistungen des Spielvereins Plania Ratibor bei den Deutschen Kampfspiele 1926 in Köln. Schön war auch der reich bebilderte Artikel über das Osterreiten. Genau wurde das Federnschleifen beschrieben, bei dem wohl viele Märchen und Sagen entstanden sind, die nun die Oma erzählt und Georg Hyckel gedruckt hat. Lustig war der Unterhaltungsteil. Nützlich war das Verzeichnis der Märkte und Messen in Oberschlesien sowie der Trächtigkeits- und Brutkalender. Vielleicht wurden Herrn Hyckel zuliebe von einigen Lesern monatliche heimatkundliche Beobachtungen aufgeschrieben und ihm zugesandt.

Sicherlich nicht nur für die Ratiborer waren die folgenden Zeilen bestimmt: „*Was uns am meisten not tut, ist der Familiengedanke, das Erleben der ganzen schönen und tiefen Innerlichkeit dieses Gedankens, das Lebendigmachen der Familie in uns und im Volke, der Glaube an die Kraft und Schönheit der Familie*“.

Auch in den folgenden Jahren fehlte es im Heimatboten nicht an interessantem und abwechslungsreichem Lesestoff und schönen Bildern. Im Kalender publizierten nicht nur Autoren aus Ratibor, und Hyckel kam auch in anderen Kalendern zu Wort. Er redigierte den Heimatboten bis 1933.

Georg Hyckel durchforschte genau und geduldig nicht nur die Bestände des Ratiborer Stadtarchivs. Das ermöglichte ihm, fundierte Bücher über die Geschichte der Stadt Ratibor und der deutschen Besiedlung des Kreises Ratibor zu schreiben. Er verfasste auch drei gelungene Führer für den Wallfahrtsort St. Brixen im Kreis Cosal, für die Matka Boża, die Gnadenkirche der Mutter Gottes in Ratibor-Altendorf, sowie für Ratibor und Umgebung.

Kennzeichnend für Hyckel scheint aber seine Vorliebe für das Märchenhafte, Sagenumwobene, ja für das Romantische gewesen zu sein. Er erzählte über den Alten Fritz in Oberschlesien in Anekdoten, und er erzählte die Märchen und Sagen in einfacher Form, so wie es das oberschlesische Volk erwartete.

Im Sagenbuch des oberschlesischen Landes mit dem Titel „Was der Sagenborn rauscht“, das als eine Perle oberschlesischer Sagensammlung bezeichnet wurde, schrieb Hyckel im Vorwort: „*Der Heimat gilt unsere Liebe, heut mehr denn je. Wie*

*Kinder, die den Weg verloren und in die Irre gingen, kehren wir zu ihr, wie zu einer Mutter, zurück und erkennen überrascht, wie viel innige Reize, welche Schönheit, welch köstliche Besonderheit sie vor allem Fremden auszeichnet. Was verschüttet und verloren schien, wacht wieder in uns auf und zauberhaft klingt, wie Wunderglocken aus fast vergessenen Tagen. Eine eigene, geheimnisschwere, bunte Welt lebt darin, das Denken und Fühlen der Heimatgenossen, die Seele der Heimat, die sich jedem wie eine wundersame Blume erschließt, der sich bemüht, sie zu erkennen, zu verstehen und zu lieben".* Dem Buch wurde schon damals das Zeugnis ausgestellt, es sei in der Zeit des schnellen Vergessens eine volkskundliche Rettungstat ersten Ranges gewesen.

In unserer Zeit des schnellen Internets müsste eigentlich der Wert dieses Buches noch größer sein. Aber von wem wird es heute in unserer Heimat noch gelesen und wem erzählt?

Ein anderes Buch von Hyckel, nämlich „Der bunte Kranz“, hatte Anekdoten und Schwänke aus Oberschlesien zum Inhalt. Nach Hyckel hatte die Natur dem Oberschlesier ein heiteres Gemüt geschenkt, das aber nicht laut und lärmend war, sondern einen Tropfen Schwermut enthielt. In diesen heiter-trübten Erzählungen mit einer Prise Neckerei liege die Seele des oberschlesischen Landes. „Möchten die kleinen Geschichten meinen Landsleuten eine behagliche Stunde bereiten und sie anregen, diese erfreuliche Seite der Volkspoesie weiter zu pflegen! Den Fernstehenden aber seien sie als kleiner Beitrag zu Kenntnis und zum Verständnis des oberschlesischen Landes und Volkes dargeboten“ – das war Hyckels Wunsch und Hoffnung.

Georg Hyckel hatte bedeutenden Anteil an der Entstehung des städtischen Museums in Ratibor. An der Errichtung des Museums wurde schon ab 1925 gearbeitet und seine offizielle Eröffnung fand am 4. Dezember 1927 statt. Hyckel war bis 1933 Leiter der geschichtlichen Abteilung und im Zeitraum 1938 – 1945 Leiter des ganzen Stadtmuseums. Anfang 1936 wurde er zum stellvertretenden ehrenamtlichen Archivpfleger für den Kreis Ratibor ernannt.

Georg Hyckel liebte die Stille, in der er meditieren konnte. Sicherlich waren Lubowitz und die umliegende Landschaft dazu bestens geeignet, denn Georg Hyckel war ein wahrer Verehrer des Joseph von Eichendorff. Er war 1931 Mitbegründer der Deutschen Eichendorff-Stiftung und publizierte in deren Jahrbuch „Aurora“. Er wurde zu Führungen auf den Spuren von Eichendorff in Ratibor und Lubowitz beauftragt. 1944 erhielt er die Eichendorff-Medaille.

Seine Frau Klara Hyckel betätigte sich karitative im katholischen Frauenbund. Auch sie schrieb ein Stück Geschichte Oberschlesiens. 1926 wählte man sie als Kandidatin der Zentrumspartei zur Stadtverordneten. 1928 wurde sie als erste Frau Oberschlesiens Stadträtin.

1945 flüchteten die Hyckels mit einem Handkarren Richtung Berlin. Sie kamen aber nur bis Cottbus. Georg Hyckel wurde hier Direktor einer Sonderschule für Gehörlose. 1952 ging er in den Ruhestand und übersiedelte 1953 nach Warendorf im Münsterland, wo er noch jahrelang seine heimatwissenschaftlichen Arbeiten fortsetzte. Er widmete sich wieder dem von ihm hochgeschätzten Eichendorff und schrieb in der von Karl Schodrok redigierten „Aurora“. Wegen seiner wertvollen Texte zu Eichendorff ernannte man ihn 1956 zum Ehrenmitglied der Eichendorff-Stiftung.

Hyckel hinterließ 1953 den nach ihm kommenden Generationen ein Eichendorff-Vermächtnis in seiner stillen Art: „*Die nachfolgenden kleinen Geschichten sind dem Leben und dem Werk des Dichters verpflichtet. Es sind Episoden und Anekdoten um ihn, wahllos, regellos aufgeblüht, zufällig gefunden, im Vorübergehen gepflückt und zu einem Sträußlein gebunden, um sein liebes Bild zu schmücken und zu beleben. Sie möchten aber auch seine Freunde in aller Welt grüßen und die Freunde seiner ewig unvergessenen Heimat*“.

Mit diesen Sätzen im Vorwort erschien sein Buch mit dem Titel „*Ein Bilderbuch scheint alles, was vergangen. Kleine Geschichten von Joseph von Eichendorff*“.

Hyckels Frau Klara starb am 7. Juli 1961, Georg Hyckel am 22. Juli 1975 in einem

Altenheim in Warendorf, umsorgt von seiner Tochter Margarete.

### **Olpa 1930**

Woran hat man vor 90 Jahren wohl gedacht, wenn man das Wort Oberschlesien hörte? Woran denkt man heutzutage, wenn man den Namen dieser Region hört? Sowohl damals wie auch heute vermutlich an die vielen Eigenschaften dieses Gebietes und seiner Einwohner. Ein Merkmal war und ist aber immer noch bestimmend – die Industrie, denn das Land wurde eben durch sein Industrievier geprägt und bekannt.

Aber das oberschlesische Land hatte immer mehr zu bieten, als nur Zechen und Hüttenwerke. Oberschlesien hat auch eine landwirtschaftliche Seite gehabt. Sie hat Oberschlesien nicht berühmt gemacht, aber sie war doch ein bedeutender Wirtschaftszweig abseits des Industrieviers, und bis heute hat die oberschlesische Landwirtschaft ihren guten Ruf behalten.

Die oberschlesische Landwirtschaft entwickelte sich ebenso wie die Industrie. Beide wurden ständig modernisiert, die oberschlesischen Bauern und Arbeiter mussten ständig neue Produktionsmethoden erlernen und erfolgreich umsetzen. Für beide gab es auch bessere und schlechtere Produktionsperioden sowie Absatzmärkte, bedingt durch wirtschaftliche und politische Umstände. Die damit verbundenen Belastungen waren aber bei den Bauern wohl stärker, denn sie

waren zusätzlich noch vom Wetter abhängig, das ihnen eine Missernte bringen konnte.

Der oberschlesische Bauer musste besonders fleißig sein, denn Oberschlesien verfügte an sich kaum über wirklich erstklassigen Boden, der nur bei rationellster Bewirtschaftung einen zufriedenstellenden Ertrag garantierte. Nach der Teilung Oberschlesiens Mitte 1922 entstanden für viele Landwirte Absatzschwierigkeiten, denn sie mussten ihre Produkte auf neuen, entfernter gelegenen Absatzmärkten mit konkurrenzfähigen Preisen verkaufen, und der Bahntransport dorthin war nicht billig.

Westlich von Gleiwitz lag der überwiegend ländliche Teil der Provinz Oberschlesien. Ende 1928 beabsichtigte die am 14. November 1926 in Oppeln gewählte selbstständige Landwirtschaftskammer Oberschlesien, im Juni 1929 in Oppeln-Sakrau eine große landwirtschaftliche Ausstellung zu veranstalten.

Es sollten dort Tiere, landwirtschaftliche Geräte und Maschinen und Produkte präsentiert werden. Vorgesehen war auch eine wissenschaftliche Beratung der Bauern über die neuesten Erkenntnisse in der Agrarproduktion. Für Unterhaltung sollte ein Vergnügungspark sorgen. Die geplante Ausstellung wurde aber später durch die Landwirtschaftskammer Oberschlesien abgesagt.

Die Beurteilung der Lage der oberschlesischen Bauern war unterschiedlich. Man hörte Stimmen, die behaupteten, die Landwirtschaft stecke nicht nur in einer Krise, sondern sie stehe vor einer Katastrophe. Andererseits überwog aber die wahrscheinlich begründete Hoffnung, dass der oberschlesischen Landwirtschaft endlich eine Grundlage geschaffen werde, auf der sie produktive Arbeit leisten könne, damit die Landwirte endlich Freude an ihrer Scholle erleben.

Die Ernte des Jahres 1928 brachte insgesamt ein durchschnittliches Ergebnis. Die Getreideernte war besser als im Vorjahr. Von den Hackfrüchten ergab die Kartoffel eine Mittelernte, die Zucker- und Futterrüben blieben infolge der Dürre im Jahr 1927 in ihrem Wachstum bedeutend zurück. Die Folge war eine Futternot, wie sie seit Jahrzehnten nicht zu verzeichnen war.

Die Preisverhältnisse bei den Getreideprodukten, deren Ertrag befriedigen konnte, waren absolut schlecht. Auf der anderen Seite waren die Ertragsverhältnisse bei den Produkten, die einen besseren Preis bringen konnten, sehr ungünstig. Beispielsweise waren die Milch- und Butterpreise während der Dürre relativ günstig, die Erträge aber so katastrophal gering, dass vielfach nur der eigene Bedarf gedeckt werden konnte.

Die Futterknappheit verursachte eine gewisse Verminderung der Viehbestände, und die Preise für das Vieh wiederum waren nicht günstig. Die Viehbestände konnten nur durch Zukauf von unverhältnismäßig teuren Kraftfuttermitteln gehalten werden. Bei höheren Getreidepreisen wären die Rückwirkungen der

Futtermiserie eigentlich nicht so katastrophal gewesen. Aber in diesem Zusammenhang brachte paradoxe Weise die bessere Getreideernte im Jahr 1928 der oberschlesischen Landwirtschaft kein Mehr an Einnahmen sondern gegenüber dem Vorjahr sogar weniger.

Eine Berechnung aufgrund der Anbauflächen von Weizen, Roggen, Gerste und Hafer ergab unter Zugrundelegung der im Jahr 1927 und 1928 erzielten Durchschnittspreise einen Gesamtwert der Ernte 1927 von rund 143 Millionen Mark und die bessere Ernte 1928 nur 140 Millionen Mark.

Gerade durch diese Umstände verschärzte sich die Lage der oberschlesischen Landwirtschaft in einem unerträglichen Ausmaß. Ihre Rentabilitätsverhältnisse verschlechterten sich wesentlich. Die Heraufsetzung der Einheitswerte in der ganzen Provinz im Anschluss an die Erhöhung des Spitzenbetriebes rief in der oberschlesischen Landwirtschaft eine starke und begründete Erbitterung hervor.

Auch die Steigerung der Schulkosten machte den oberschlesischen Bauern zu schaffen, denn sie spielten in den Haushaltsplänen der Gemeinden die Hauptrolle, da sie in vielen Fällen bis zu 90 Prozent des Gesamtsteueraufkommens beanspruchten.

Diese Verhältnisse führten zu einer ungemein starken Verschuldung der oberschlesischen Landwirtschaft. 1927 betrug ihre Verschuldung 114 Millionen Mark ohne die laufenden Betriebsschulden, die man auf mindestens 20 Millionen einschätzte. Es gab zwar seit 1927 eine Umschuldungsaktion, aber sie wurde nicht in dem nötigen Ausmaß durchgeführt.

Die Nähe der oberschlesischen Industrie hatte eine starke Abwanderung der jungen Bauern zur Folge, die sich in den Städten einen besseren Lebensstandard erhofften. Der heimischen Landwirtschaft fehlten aber dadurch die nötigen Arbeitskräfte. Von den 110000 Saisonarbeitern wurden Westoberschlesien lediglich 1500 Personen zugestanden, was natürlich zu wenig war. Man wünschte, dass Berlin die Zahl der ausländischen Landarbeiter für Westoberschlesien erhöht.

Die Landwirtschaftskammer Oberschlesien versuchte deshalb, auf allen Gebieten der landwirtschaftlichen Produktion und des Absatzes den Bauern im Rahmen der Möglichkeiten zu helfen. Die volkswirtschaftliche Abteilung veröffentlichte fortlaufend die für die Landwirte wichtigen Preislisten. Ebenso wurde die Arbeit bei der Konkurrenzstatistik weiter fortgeführt. Man konnte daraus ersehen, dass in Oberschlesien die Preise für landwirtschaftliche Produkte ganz erheblich niedriger als im Reichsdurchschnitt waren. Im Gegensatz hatten zum Beispiel die Betriebsmittel für Transporte einen bedeutend höheren Preis.

Im Jahr 1928 richtete die Landwirtschaftskammer Versuchsfelder in Kreuzburg, Tost, Hohndorf, Neustadt, Koppitz und Groß-Strehlitz ein. Auf den Feldern

wurden 74 Getreidesorten, 28 Rübensorten, 78 Kartoffelzüchtungen, 5 Maiszüchtungen, 10 Leinzüchtungen und 5 Pferdebohnensorten geprüft. Man gab ein vorläufiges Verzeichnis von oberschlesischen Standortsorten heraus. Die Anerkennung von Saaten lag in der Kompetenz von 102 Gütern mit einer Gesamtfläche von 9632 Morgen. Die Landwirte wurden weiterhin mit neuzeitlichen Düngemitteln vertraut gemacht und unterstützt.

Die verdiente und bekannte Lehranstalt für Obst- und Gartenbau in Proskau wurde von 47 Schülern besucht. Es fanden außerdem 4 Lehrgänge für Volksschullehrer, Gärtner und Straßenwärter statt, die von 131 Teilnehmern absolviert wurden.

Eine neue landwirtschaftliche Schule eröffnete man in Guttentag. Ebenso wurde die Wirtschaftsberatungsstelle in Ratibor als Vorstufe für die dortige landwirtschaftliche Schule geschaffen. Die bestehenden 11 landwirtschaftlichen Schulen besuchten 594 Schüler und 78 Schülerinnen. Die Lehrer verbreiteten das Fachwissen auch in den Dörfern mit insgesamt 748 Vorträgen, 37 größeren Lehrgängen und 182 Feldbegehungen. Mit großem Erfolg widmete sich die Landwirtschaftskammer der Organisation der ländlichen Hausfrauen.

Sehr aktiv war die Tierzuchtabteilung der Landwirtschaftskammer. Eben in Proskau veranstaltete sie zunächst eine allgemeine Tierschau. Es gab auch eine große Zahl von Tierzuchtagungen. In fast allen Kreisen wurden Fohlenprämierungen veranstaltet. Man legte auch im ganzen Land 88 Musterweiden an.

Im Herbst 1928 wurde der Verband Oberschlesischer Rindviehzüchter gegründet. Interessierte Molkereien schlossen sich zu einem Verband der Oberschlesischen Markenmolkereien zusammen. Die Leistungskontrolle umfasste alle Kreise. In diesen Kontrollen waren 7000 Kühe einbezogen. In der Oppelner Zentrale wurden über 95000 Milchuntersuchungen vorgenommen.

Auf dem Gebiet der Schweinezucht gab es infolge der niedrigen Preise verhältnismäßig wenig Bewegung, aber Oberschlesien hatte seit Jahren eine ausreichende Zahl von Schweinen, die den Eigenbedarf völlig deckten. Gefördert werden musste dagegen die Ziegenzucht durch Anschaffung von 65 Bocklämmern und 3 Ziegenlämmern. Großes Interesse gewann allmählich die Geflügelzucht. Geplant war die Gründung von Eiersammelstellen. In einigen landwirtschaftlichen Schulen wurden moderne Geflügelhöfe eingerichtet.

Die Forstabteilung stand 1928 noch im Zeichen der Entwicklung, aber der Kreis der beratenen Betriebe erweiterte sich von 9 Revieren mit 2508 Hektar im Januar 1928 auf 22 Betriebe mit 6467 Hektar am Ende des Jahres. Eine durchdachte Forstarbeit wurde auch immer wichtiger angesichts der wachsenden Zahl der Ausflügler aus dem Industriegebiet.

Gut entwickelte sich das Interesse der oberschlesischen Landwirte am Lesen der entsprechenden Fachpresse. Der beste Beweis dafür war die Tatsache, dass die Zeitschrift der Landwirtschaftskammer dank der wachsenden Bezieherzahl nicht mehr Zuschüsse erforderte.

Kompliziert war das Problem der Siedler in Westoberschlesien. Man war der Meinung, es sei besser, weniger zu siedeln, aber die Grundlagen dafür zu sichern. Durch zu hohe Anzahlungen bei Käufen waren die Siedler gezwungen, fast zu viele Kredite aufzunehmen. Die Neusiedlung aber sollte in umfangreicher Weise gefördert werden. Man forderte im weiteren aber auch den Ausbau der Anliegersiedlung, besonders links der Oder, wo die Dörfer vollgepfropft seien mit lebensunfähigen Zwergwirtschaften. Dann würde bald eine Entspannung des Überangebots an Arbeitskräften im Industrievier eintreten.

Bezüglich der Neusiedlung war die Landwirtschaftskammer der Auffassung, dass zu einer erfolgversprechenden Fortführung dieser Siedlungsform eine günstigere Ausgestaltung der finanziellen Bedingungen notwendig sei. Wegen der schwierigen wirtschaftlichen Lage der Siedler hielt man es für erforderlich, in den ersten drei Jahren die Rentenzahlungen von den Gütern zu erlassen. Außerdem sollten den Anliegersiedlern dieselben Kreditvergünstigungen wie den Neusiedlern gewährt werden.

Aufgeschoben ist nicht aufgehoben. Die Landwirtschaftskammer veranstaltete die schon länger geplante 1. Oberschlesische Landwirtschaftliche Provinzial-Ausstellung „OLPA“ vom 28. bis 29. Juni in Oppeln-Sakrau. Sie fand in den Räumen und Hallen der früheren Oppelner Textilosewerk-GmbH und dem dazu gehörenden großen Gelände. Weit über 10000 Oberschlesier waren bereits vor der feierlichen Eröffnung erschienen, darunter zahlreiche Landwirte in ihren schönen Trachten.

Diese Ausstellung war für Westoberschlesien mehr als eine gewöhnliche Ausstellung. In der Presse wurde es betont: „*Mit Geschäftlichem hat sie herzlich wenig zu tun, sie hat andere größere Ziele*“. Dementsprechend deutete man den Werbenamen als „Oberschlesische Landwirte Passt Auf“, denn sie sollten von ihr viel lernen. „Oberschlesier, Landwirtschaftliche Produkte Achten!“, damit die Einwohner Oberschlesiens mehr als bisher die Produkte der einheimischen Landwirtschaft bevorzugen. „Oberschlesien Lebt, Pulsiert, Arbeitet“, Die Oberschlesier wollten leben und arbeiten und sich durch die Not der Zeit und die besonderen Nöte ihres Landes nicht unterkriegen lassen.

Die Ausstellung sollte auch die Verbundenheit zwischen Stadt und Land in Oberschlesien zum Ausdruck bringen, denn man versuchte allzu häufig, die Landwirtschaft zu isolieren. Aber auch unter den Bauern gab es Strömungen, sich

von den Städten und deren Lebensweise fernzuhalten. Die Ausstellung bot eben eine Gelegenheit, den Oberschlesiern die Vielfalt ihrer Heimat zu präsentieren.

An der Straße von Oppeln nach Sakrau flatterten an Masten Fahnen mit Reichs- und Landesfarben, Provinz- und Stadtfarben. Den Besucher begrüßten auf dem Ausstellungsgelände ein in Erz gegossener Löwe aus der Gleiwitzer Hütte von dem bekannten oberschlesischen Bildhauer Theodor Kalide und ein Jägerstandbild aus gleicher Werkstatt, für die Stadt Groß-Strehlitz bestimmt.

Ein Stück weiter konnte man schöne Anlagen der Baumschulen und Gartenbetriebe sowie Gewächshäuser bewundern. Vor den Ausstellungshallen konnten sich nicht nur die Bauern für die neuesten landwirtschaftlichen Maschinen wie Gras- und Getreidemäher, Dreschmaschinen, Kultivatoren, Schlepper usw. begeistern. Daneben präsentierte man auf kleinen Häusern verschiedene Dachkonstruktionen.

In der Empfangshalle standen in einer Blumengruppe ein großer vergoldeter Pflug und das Wahrzeichen der Landwirtschaftskammer Oberschlesiens. Dahinter hingen die Bilder der Reichspräsidenten Ebert und Hindenburg, des kurz zuvor verstorbenen ersten oberschlesischen Landeshauptmanns Hans Piontek sowie von Joseph von Eichendorff und von Gustav Freytag.

Der weitere Weg führte in die Halle der oberschlesischen Volkswirtschaft. Lehrreiches Material über Unfallverhütungsschutz, Feuerschutz, Wohlfahrtseinrichtungen gab ein Bild davon, was in der letzten Zeit auf diesem Gebiet geschaffen worden war. Ausführlich wurden die Probleme der Siedlungen in Oberschlesiens dargestellt.

In dieser Halle wurde auch die Entwicklung der Landwirtschaftskammer gezeigt. Viele Tafeln gaben eine Übersicht über Schwerpunkte ihrer Aktivitäten. Es präsentierten sich auch der Oberschlesische Landbund und der Oberschlesische Bauerverein.

Die Eichendorff-Halle war besonders dem Gartenbau gewidmet, was der Lehranstalt für Obst- und Gartenbau in Proskau zu verdanken war. Zu sehen waren hier aber auch Pflanzenkulturen, Erzeugnisse der Geflügelhöfe und der Imker sowie praktische Verpackungsarten für fertige Produkte.

Besonderes Interesse galt selbstverständlich dem oberschlesischen Ackerbau. Entsprechend reich war auch die Vorführung von Kartoffel-Lichtkeimprüfungen und Unkräutersammlungen bis hin zum Roggenproblem in Oberschlesiens. Man konnte auch fachgerecht über die Bodenarten und das dazu geeignete Saatgut informiert werden sowie über die besten Düngemittel.

Viel Platz wurde der Rinderzucht eingeräumt. 53 Aussteller, davon 29 Kleingrundbesitzer, stellten weit über 200 Rinder vor. Besonders für die Tierzüchter von Bedeutung war die große Anzahl von 20 Tierfamilien und

Züchtersammlungen. Interessant für den Laien war auch der Leistungswettbewerb, zu dem allein in einer Gruppe von fünf vorgestellten Tieren vier in das Deutsche Rinderleistungsbuch eingetragen waren. Um die Ausstellungszeit auch für das Stallpersonal nutzbringend zu verwerten wurde ein Preismelken abgehalten. Die Besucher mussten aber auf das Ergebnis nicht warten, denn zu ihrer Verfügung stand die ganze Zeit eine Milchkosthalle mit vielen Produkten aus Milch.

Auch Schweinezüchter konnten zufrieden sein, denn insgesamt befanden sich in über 80 Buchten 125 Schweine. Bei den Züchtern beliebt war das deutsche Edelschwein. Bei der Ebernachzuchtpremierung erhielt der beste Eber den Staatsehrenpreis.

Im Programm der Ausstellung waren wohl alle Facetten der oberschlesischen Landwirtschaft berücksichtigt worden, und sie kamen tatsächlich nicht zu kurz. Eine kleine Nebenschau „Das oberschlesische Dorf“ präsentierte oberschlesische Trachten und eine oberschlesische Bauernstube. Es gab auch Sonderausstellungen wie zum Beispiel zu „Hermann Löns“ und zu „Der Eichendorff-Wald“. Für Unterhaltung der Besucher sorgten u.a. Reit- und Fahrtturniere, Volkstänze und Gespannparaden.

### **Reinhold Weigel**

Ist man mit 44 Jahren noch jung oder schon alt? Versteht man in diesem Alter die Jugend und wird man von ihr auch verstanden? Kann man in diesem Alter die Jugend noch lenken, erziehen und begeistern? Ja, es ist möglich, sowohl in der eigenen Familie als auch im öffentlichen Bereich.

Reinhold Weigel wurde am 9. Juni 1886 in Klein Neudorf bei Grottkau geboren. Sein Vater Johann Weigel war Gutsbesitzer. Die Abiturprüfung legte Reinhold Weigel am 18. Februar 1907 am katholischen Gymnasium in Neisse ab. Anschließend begann er sein Studium an der Breslauer Universität, das er am 22. Oktober 1910 mit dem Erlangen der Doktorwürde an der Universität in Greifswald beendete. In seiner Dissertation beschäftigte er sich mit der „Entwicklung und dem Wesen des Militärhoheitsrechts in europäischen Verfassungen von 1791 bis 1850“. In Greifswald bestand er am 22. Juli 1911 auch die Lehramtsprüfung.

Von Oktober 1911 an absolvierte er das erste Vorbereitungsjahr am Lehrerseminar in Habelschwerdt. Ab Oktober 1912 war er ein Jahr lang kommissarischer Seminarlehrer in Oberglogau. Danach arbeitete er fast zwei Jahre in Breslau, wo er auch einen Kursus als Turnlehrer absolvierte. Ab Februar 1915 begann er im niederschlesischen Liebenthal tätig zu werden, aber schon am

9. März 1915 kam er an die Front in Frankreich und wurde dort schwer verwundet.

Ab 13. Januar 1916 arbeitete er in Leobschütz. Hier heiratete er am 22. Mai 1917 die 1898 in Leobschütz geborene Katharina Odersky. Das Ehepaar Weigel hatte fünf Kinder. Am 1. Oktober 1918 begann Reinhold Weigel als Seminaroberlehrer in Ratibor zu arbeiten.

Im darauf folgenden Monat war der Weltkrieg zu Ende. Ein paar Tage zuvor, am 28. Oktober 1918, wurde in Prag die Tschechoslowakische Republik ausgerufen. Der tschechoslowakische Staat erhob Gebietsansprüche an die Weimarer Republik. Es ging um den südlichen Teil des Kreises Ratibor, in dem die Bevölkerung umgangssprachlich überwiegend einen mährischen Dialekt sprach, sich aber mehrheitlich als Deutsche identifizierte.

Im Juni 1919 wurde im Versailler Vertrag das als Hultschiner Ländchen oder Mährische Ecke bekannte Gebiet ohne Volksabstimmung der Tschechoslowakei zugeteilt. Formell sollte die Tschechoslowakei das Gebiet am 4. Februar 1920 übernehmen. Die Bestimmungen des Versailler Vertrages sollten am 10. Januar 1920 in Kraft treten.

Da gab es theoretisch noch einen Spielraum für die Teile der Hultschiner Bevölkerung, die demokratisch in Form einer Abstimmung über ihre künftige staatliche Zugehörigkeit entscheiden wollte. Anwalt dieser Chance für die Hultschiner wurde Reinhold Weigel.

Erste konkrete Schritte unternahm er noch im Mai 1919. Er veranstaltete eine freiwillige Volksabstimmung, bei der 93,7% der Hultschiner Bevölkerung sich innerhalb zweier Tage für das Verbleiben bei Deutschland entschied und gegen die Vorenthalter des Selbstbestimmungsrechts Einspruch erhob.

Der aus dem benachbarten Kreuzenort stammende Fürst Karl Max von Lichnowsky auf Schloß Kuchelna im Hultschiner Ländchen, der früher deutscher Botschafter in London gewesen ist, bat den englischen Staatssekretär für Äußere Angelegenheiten Arthur Balfour in einer Depesche nachdrücklich, den Hultschinern das Selbstbestimmungsrecht zu gewähren.

Reinhold Weigel mobilisierte weite Kreise für eine demokratische Entscheidungsmöglichkeit der Hultschiner. Der Kreisausschuss wandte sich am 9. Juli 1919 mit mehreren Denkschriften an die deutsche Regierung und die alliierten Mächte, um eine gründliche Überlegung der Hultschiner Frage zu erreichen. Am 10. Juli 1919 überreichte eine Delegation mit Reinhold Weigel an der Spitze der Nationalversammlung in Weimar eine prodeutsche Unterschriftenliste.

Die Hultschiner Frauen wandten sich mit einem Protest an die Frauen weltweit, und als strenggläubige Katholikinnen baten sie sogar Papst Benedikt XV. um

Unterstützung bei der Erlangung des Selbstbestimmungsrechts. Auch die Arbeiter wurden aktiviert. Die Belegschaft der Kohlengruben von Petershofen versicherte mehr als einmal in Massenversammlungen ihre Treue zu Deutschland.

Reinhold Weigel selbst leitete weiterhin unermüdlich zahlreiche Delegationen, deren Teilnehmer sich aus allen Schichten der Bevölkerung zusammensetzten, zu amerikanischen, englischen und französischen Politikern, um ihnen die spezifische ethnische und sprachliche Situation der Hultschiner ausführlich zu erläutern. Je nach Quelle wurde am 14. November 1919 oder erst am 15. Januar 1920 in Hultschin der Deutsch-Mährische Volksbund gegründet.

Selbstverständlich fuhr man auch nach Prag zu führenden tschechischen Politikern, denn der Schlüssel zur Lösung der Hultschiner Frage lag vor allem dort. Es wurden Gespräche mit dem Staatspräsidenten Tomas Masaryk, dem Ministerpräsidenten Vlastimil Tusar und dem Außenminister Edvard Benes geführt. Man klärte auch alle maßgebenden Stellen über die wirtschaftlichen, sozialen und nationalpolitischen Verhältnisse im Hultschiner Ländchen auf und begründete auf diese Art und Weise eingehend die Forderung des Selbstbestimmungsrechts auch für die Hultschiner Bevölkerung. Die Argumente fanden aber nicht das nötige Verständnis. Letztlich versuchte Reinhold Weigel noch Anfang 1920 in Paris durch aufklärende Informationen den entscheidenden Verhandlungen eine Wende zu geben.

Die Bemühungen von Reinhold Weigel blieben jedoch erfolglos. Ab dem 10. Januar 1920 begann die deutsche Verwaltung, Hultschiner Ländchen aufzugeben, bereits am 4. Februar 1920 wurde es ein Teil der Tschechoslowakei. Vor Ort blieb aber die Mehrheit der Hultschiner Bevölkerung bei ihrer deutschen Eigenart. Einige Tausend Hultschiner verließen jedoch ihre Heimat und gingen nach Deutschland.

Wohl wegen seiner beim Eintreten für die Interessen der Hultschiner Bevölkerung gesammelten Erfahrungen wurde Reinhold Weigel im Frühjahr 1920 für die vorgesehene Abstimmung in Oberschlesien zunächst zum Geschäftsführer des deutschen Plebisitzunterkommissariats im Kreis Ratibor und später zu dessen Leiter ernannt. Die Abstimmung fand am 20. März 1921 statt.

Am 11. März 1922 gründete Reinhold Weigel in Breslau den Reichsverband heimatliebender Hultschiner (RVHH). Rasch entstanden Ortsgruppen vor allem im Kreis Ratibor, aber auch in Beuthen, Breslau, Gleiwitz, Hindenburg, Mikultschütz, Oppeln, Patschkau, Waldenburg sowie in Bottrop, Duisburg, Gelsenkirchen, Gladbeck, Hagen, Hamburg und Hannover. Nach 5 Monaten wurde der Sitz des Reichsverbandes nach Ratibor verlegt. Im Oktober 1922 erschien in Ratibor die erste Nummer der von Reinhold Weigel gegründeten Monatschrift „Der treudeutsche Hultschiner“, der von dem Lehrer Hermann Janosch redigiert

wurde. Nach einem Jahr bestand der RVHH aus 20 Ortsgruppen mit insgesamt 5000 Mitgliedern, darunter ca. 3000 im Kreis Ratibor.

Die Hauptaufgabe des RVHH war die Pflege der deutschen Sprache vor allem bei den Kindern und Jugendlichen. In den Schulen mit vier Stunden Deutschunterricht war das schwierig. Dieser Aufgabe sollte deswegen auch die Arbeit der Sportvereine dienen, die mit der Hilfe des RVHH rechnen konnten. Eine bedeutende Rolle sollten auch deutsche Bücher und die bei den Hultschinern sehr beliebten Auftritte der Amateurtheater spielen. Die Hultschiner sollten auch den Kontakte mit dem deutschen Kulturraum pflegen. Die deutsche Sprache sollte ebenfalls im kirchlichen Leben gefördert werden.

Die Umsetzung der gestellten Ziele in dem bäuerlich geprägten Hultschiner Ländchen war für den in der Tschechoslowakei verbotenen RVHH alles andere als einfach. Man war auf die Hilfe und Unterstützung der dort agierenden Deutschen Christlich-Sozialen Volkspartei und deren Gewerkschaft Deutscher Christlich-Sozialer Bauernbund angewiesen.

Am 1. März 1923 verließ Reinhold Weigel kurz Oberschlesien, weil er im Preußischen Ministerium des Innern in Berlin angestellt wurde. Sein Amt als Vorsitzender des RVHH übernahm Hermann Janosch. Weigel war später als Protektor des RVHH aktiv. Am 10. Oktober 1923 kam Reinhold Weigel als Regierungsrat nach Oppeln und betätigte sich hier im Kulturdezernat. Er versuchte das Kulturleben in Westoberschlesien zu intensivieren. Die Kulturschaffenden mussten gefördert und die Bevölkerung kulturell interessiert werden. Dank Weigel sind auch viele Initiativen für Heimatkunde und -pflege entstanden.

Am 11. August 1927, dem Verfassungstag, wurde Reinhold Weigel zum Regierungsdirektor in Oppeln befördert und mit der Leitung der Abteilung Kirchen und Schulen betraut. Trotz neuer Aufgabenfelder interessierte und engagierte er sich aber weiterhin für das Hultschiner Ländchen und seine Einwohner, auch in der Zeit, als er schon seinen Regierungsposten in Oppeln nicht mehr inne hatte.

Die beiden Bereiche Kirchen und Schulen waren in der Provinz Oberschlesien von großer Bedeutung, denn das Sagen hatte hier damals die katholische Zentrumspartei. In der Schule und in der Kirche sollte eine Jugend erzogen werden, die sowohl für die demokratischen Werte der Weimarer Republik als auch für die christlichen Verhaltensnormen stehen würde. Reinhold Weigel garantierte das Streben nach Umsetzung dieser Ziele.

Er setzte viel auf die Erziehung der Jugend durch Sport. Freilich war für ihn die körperliche Ertüchtigung niemals Selbstzweck in der Jugendpflege. Er vertrat Anfang 1928 die Meinung : „*Wir brauchen mehr denn je eine frohe körperlich*

*leistungsfähige, sittlich tüchtige, von Gemeinsinn und Gottesfurcht, Heimatliebe und Vaterlandsliebe erfüllte Jugend, in deren Reihen brüderlicher Geist waltet, und die gewillt ist, ihre beste Kraft dem Volksganzen zu widmen. Körperliche und geistige Jugendpflege dürfen daher niemals getrennte Bildungsgebiete sein. Körperkultur muß bewußt und planmäßig in den Dienst der Geisteskultur gestellt werden. Gerade die staatlich geförderte Jugendpflege verlangt gebieterisch ein einheitliches, planvolles Wirken, den Einklang der körperlichen und geistigen Ertüchtigung. Gern und freudig trägt die staatlich unterstützte Jugendpflege den Belangen der Leibesübungen Rechnung, weil sie von der Erkenntnis getragen ist, daß gerade die Leibesübungen eine wichtige Voraussetzung bilden für die Gewinnung einer an Leib und Seele gesunden Jugend".*

Man hätte diese Überlegungen als eine Sonntagsrede eines Politikers abtun können, aber so war es nicht. Reinhold Weigel war sich der Tatsache bewusst, dass in der Provinz Oberschlesien an die Jugend Sportangebote vom ganzen politischen Spektrum gemacht wurden, darunter auch von Parteien, die keine Befürworter der Weimarer Republik und des christlichen Glaubens waren.

Deswegen wurden mit staatlicher Unterstützung im Zeitraum von 1924 bis 1928 viele sportliche Einrichtungen für die Jugend gebaut: 226 Spiel- und Sportplätze, 15 Turnhallen und 12 Badeanstalten. Bei den sportlichen Aktivitäten sollte aber auch ein entsprechendes Kulturprogramm vermittelt werden. In Westoberschlesien war es auch damals für die Verwaltung der Provinz selbstverständlich: „den Jugendlichen muß bei Sonntagsveranstaltungen unter allen Umständen Gelegenheit zur Erfüllung der religiösen Pflichten gegeben werden“.

Eine Erweiterung der Grundlinien für die Jugendarbeit legte Reinhold Weigel als Dezernent für Jugendpflege im November 1930 vor. In der Kulturzeitschrift „Der Oberschlesier“ erschien ein von ihm herausgegebenes Heft über die staatlich geförderte Jugendpflege mit Beiträgen von Autoren, die sich in ihrer täglichen Arbeit mit diesem Thema beschäftigten. Das alles geschah in den Zeiten einer sich verschärfenden wirtschaftlichen und politischen Krise in der Weimarer Republik. Auch in der Provinz Oberschlesien war man sich bewusst: Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Das oberschlesische Volk war damals nicht überaltert, die Jugend war aktiv und offen für Angebote, die sie mit jugendlichem Eifer umzusetzen versuchte. In der damaligen Provinz Oberschlesien blieben die Entwürfe für die Jugendarbeit nicht auf dem Papier.

Preußen war das einzige Land in der Weimarer Republik, das eigene Aktivitäten in der Jugendpflege entfaltete. Die staatlich geförderte Jugendarbeit umfasste die Gesamtheit der erzieherischen Regelungen für die Jugend im Alter zwischen 14 und 21 Jahren.

Reinhold Weigel formulierte verständlich und eindeutig die immer geltende Voraussetzung für eine sinnvolle Jugendarbeit: „*Ohne die Bestellung lebendig tätiger Organe ist eine geordnete, sach- und zweckmäßige, stetige und erfolgreiche Wirksamkeit in der Jugendpflegearbeit nicht möglich*“. Dieses Ziel sollte aber ohne jede Bürokratisierung und Schablonisierung erreicht werden, weil die Jugendarbeit die Anwendung einer bürokratischen Schablone nicht vertrug. Einen Erfolg garantierten nicht Apparatschiks, sondern umsichtig und opferwillig arbeitende Persönlichkeiten, welche die Jugend durch ihr eigenes gutes Beispiel zu begeistern imstande waren.

Reinhold Weigel sprach das sehr wichtige Thema Jugend und Heimat so an: „*Wenn die geistige Jugendpflege in der Heimatkunde und Heimatpflege verwurzelt ist, dann erst werden ihre Triebkräfte durch die Verbreitung des guten Buches, in der Bekämpfung von Schund und Schmutz und in der Pflege des Volksliedes, des Volkstanzes und des Laienspiels die entsprechende erfolgreiche Entfaltung finden. Die Jugendfeste müssen das Gepräge edler Freude und Geselligkeit, geistiger Zielsetzung und des echten Gemeinschaftsgeistes tragen und sind gleichsam die Feuerprobe der seelischen Einstellung unserer Jugend. Mit Recht kann man das Jugendproblem als das Grundproblem im neuen Deutschland bezeichnen*“.

Wenn die Frage der Jugendarbeit so eine große Bedeutung im neuen deutschen Staat hatte, welches Gewicht musste sie dann in der jungen Provinz Oberschlesien haben? In einer Provinz, die um ihr Bestehen ständig ringen musste und mit ihrer Eigenart nach entsprechender Identität suchte, in einer Provinz, die teilweise sprachlich und kulturell durch ihren Status als Grenzland geprägt war.

Man kann unter diesen Umständen mit Recht annehmen, dass die Bedeutung der Jugendarbeit in der Provinz Oberschlesien noch größer war als im übrigen Deutschland. Entsprechend groß waren auch die Aufgaben der für die Jugenderziehung verantwortlichen Stellen.

Die höchste Instanz auf diesem Gebiet war in Oberschlesien von Amts wegen Reinhold Weigel, der aber auch durch sein privates und berufliches Leben sowie durch sein jahrelanges volksnahes Engagement in den Angelegenheiten der Heimat für die oberschlesische Jugend ein positives Bild eines Oberschlesiers darstellte.

Reinhold Weinhold meinte seinerseits: „*Alle unsere Arbeit gilt der oberschlesischen Jugend, die durch schwerste nationalpolitische Stürme und schlimmste Notzeiten hindurchgegangen ist. In der oberschlesischen Jugend liegt die Zukunft unserer Heimat! Von ihrer seelischen Haltung wird es abhängen, welche Bahnen unser oberschlesisches Volk einmal wandeln wird. Brüder und*

*Schwestern! Kommt und helft unserer Jugend in verstehender Liebe, in unaufdringlicher Kameradschaft und mit echtem sozialem Verständnis! Zeigt Opfergeist und laßt Schicksalsverbundenheit erkennen, damit die Jugend unser leidgeprüftes Grenzland achtet, liebt und schützt. Gewiß ist die Not groß. Aber bringen wir die größten Opfer, damit wir die Jugend zu schaffenden, lebensfreudigen, hoffnungsstarken und sittlich gefestigten Menschen machen, die in hingebender Begeisterung ihre Sendung erkennen für unser oberschlesisches Volk".*

Reinhold Weigel ging seinen Weg für die Jugend und für die Heimat weiter. Daneben entwickelte er noch andere Aktivitäten. 1930 gründete er in Oppeln den Katholischen Beamtenverein in Oberschlesien. Im Sommer 1932 war er einer der Vizepräsidenten des 71. Deutschen Katholikentages in Essen, der unter dem Motto „Christus in der Großstadt“ abgehalten wurde.

Wegen seiner politischen und religiösen Überzeugung wurde er am 9. Mai 1933 in den Ruhestand versetzt. Vom 19. Oktober 1934 bis zum Jahr 1945 war er als Studienrat am Burggymnasium in Oppeln tätig. Je nach Quelle sind die Angaben über Weigel zum Jahr 1945 teilweise unterschiedlich.

Reinhold Weigel soll seine Familie in Sicherheit gebracht haben und dann nach Oppeln zurückgekommen sein. Hier wurde er im Juli allein oder zusammen mit seinem Sohn Bernhard verhaftet. Die nächsten Stationen waren das Oppelner Gefängnis und wahrscheinlich ein Arbeitslager. Mit Hungerödemen wurde er vermutlich zusammen mit seinem Sohn entlassen. Möglicherweise hat die Entlassung der Pfarrer Johann Lebok aus Chronstau bei Oppeln erwirkt. Bernhard Weigel soll danach bei den Reparaturarbeiten an der beschädigten Kirche mitgeholfen haben. Reinhold Weigel war dafür schon zu schwach. Er starb am 29. September 1945 in der Pfarrei Chronstau.

### **Ludwig Chrobok**

Heimatforschung ist wahre Kleinarbeit. Sie kann sich nicht mit allgemeinen Informationen zufrieden geben, denn sie erzählt nicht die großen geschichtlichen Ereignisse sondern die Geschichte lokaler Geschehnisse. Die Ergebnisse dieser Forschung sind interessant vor allem für die Einwohner der einzelnen Ortschaften. Aber die Geschichte dieser Einzeldorf und -städte summiert sich am Ende zu der Geschichte einer ganzen Region. Ohne die mühevolle, aber auch liebevolle Forschung wäre die Heimat wohl nur ein abstraktes und lebloses Konstrukt ohne die Traditionen vergangener Generationen.

Ein oberschlesischer Heimatforscher schrieb 1930 im Vorwort seines heimatkundlichen Beitrags, dieser sei ein Ausgangspunkt zu einer geschichtlichen

Heimatkunde des Ortes, „ein Versuch, Bilder der Vergangenheit von bekannten, greifbaren Dingen (Bauten, Straßen, landschaftlichen Ausschnitten) aufzurollen, um bei ihrer Betrachtung den heimatkundlichen Sinn, Empfindung und Anhänglichkeit für den Heimatort zu wecken und, darauf fußend, Heimat- und Vaterlandsliebe einzupflanzen und zu pflegen“.

Der Titel dieser Arbeit - „Streifzüge des kleinen Heimatforschers in Miechowitz. Versuch einer geschichtlichen Heimatkunde des Ortes“ - konnte zweifach ausgelegt werden. Er konnte sich auf einen jungen Schulknaben beziehen, der in dieser Publikation Fragen zu der Geschichte von Miechowitz, an die Straßen und Gebäude, Hügel und Bäume des Ortes stellte und von ihnen erfuhr, wie dieser Ort vor hundert und mehr Jahren ausgesehen hat.

Der neugierige Junge gelangte bei seinen Fragen zu einer unerwarteten Erkenntnis: „Er hat dabei nicht nur Interesse für den Heimatort und Ehrfurcht vor dem Alter gewonnen, sondern es ist auch zum Bewußtsein gekommen, daß das Jetzt nur einen Moment darstellt, daß das Heute morgen schon zur Geschichte wird. Deswegen wendet er nun sein wachsames Auge auch der Gegenwart, insbesondere der dahinsinkenden, zu. Und so zeichnet und skizziert er, schreibt Daten auf, sammelt auf Dachböden und in Kammern Gegenstände, die dort verderben könnten, aber wert sind, für kommende Generationen aufgehoben zu werden, und bringt sie in die Heimatstube. Er kennt bereits jeden Winkel in seiner Ortschaft. Auch die gesprächigen, alten Mütterchen und die lächelnden, gebückten Greise sind ihm vertraute Freunde geworden. Allmählich, ohne daß er es wollte oder merkte, verwurzelte er mit dem Ort und gewann ihn lieb, so sehr, daß er sich täglich mit ihm beschäftigt, von ihm sinnt und träumt und sogar in Versen besingt, wie in seinem ersten Heimatgedicht: „Laß vieltausendmal dich grüßen/Du mein trauter Heimatort/Ob ich wache, ob ich träume/Seh' dein Bild ich immerfort//Und das Schloß, das einsamstolze/Träumt von alter Herrlichkeit/Und der Kirchen Türme mahnen/Mich an Gott und Ewigkeit//Ja, so lebst du mir im Herzen/Frisch und blühend fort und fort/Ob ich lebe, ob ich sterbe/Lieb ich Dich, mein Heimatort!“.

Die zweite in Frage kommende Auslegung des Titels bezieht sich auf den Autor selbst, der sich eben als kleiner, bescheidener Heimatforscher betrachtete. In beiden Antworten steht wohl etwas Wahres, aber der Verfasser selbst gab an, als Muster für sein Buch habe ihm die 1920 veröffentlichte Schrift: „Der kleine Heimatforscher in der Stadt Wiesbaden“ von dem Mittelschullehrer Karl Döringer gedient. Das beweist aber auch, dass unser oberschlesischer Heimatforscher ein belesener Mann war, der von guten Beispielen lernen konnte. So war es in der Tat, denn er war Lehrer.

Dieser Heimatforscher - Ludwig Chrobok - wurde am 23. Januar 1889 in Jankowitz bei Pleß in einer Bauernfamilie geboren. Er wählte den Lehrerberuf. Am 8. März 1910 bestand er im Lehrerseminar in Proskau seine erste Lehrerprüfung. Ab dem 5. April 1910 war er kurze Zeit an der Volksschule in Mikultschütz tätig. Am 1. Juli 1910 begann er an der katholischen Volksschule I in Miechowitz bei Beuthen zu unterrichten. Das Schicksal des künftigen Heimatforschers von Miechowitz nahm seinen Lauf.

Zunächst verlebte er vier sorglose Jahre als Junglehrer. Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges diente er als Fußartillerist an der Front. Als er nach Miechowitz zurückkam, stand seine oberschlesische Heimat unerwartet im Rampenlicht der großen Politik.

Am 20. März 1921, dem Abstimmungstag, gab es in Miechowitz mit dem Gutsbezirk 1747 Stimmen für das Verbleiben in Deutschland und 4530 für eine Zukunft im neuen polnischen Staat. Nach der Teilung Oberschlesiens blieb Miechowitz bei Deutschland. Die gesellschaftlichen und politischen Ereignisse der damaligen Zeit prägten sowohl das Land als auch die Oberschlesier selbst.

Die Gründung einer „Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Volkskunde“ 1919 in Rokitnitz durch Alfons Perlick konnte in dieser Zeit nicht verwundern, denn „bis dahin hatte man aus lauter Bescheidenheit andere Gegenden des großen Vaterlandes besser gekannt und mehr gepriesen als die eigene Heimat“. Einer der Mitbegründer war Ludwig Chrobok. Ab 1920 begann dieser, volkskundliche Texte sowie Gedichte in der Kulturzeitschrift „Der Oberschlesier“ zu veröffentlichen.

Er beschrieb im Mai 1920 die vorherrschende oberschlesische Mentalität der autochthonen Bevölkerung und die damalige allgemeine gesellschaftliche Realität in Oberschlesien so: „*Die meisten Eltern von heute trachten danach, daß ihre Kinder möglichst zeitig Geld verdienen. Vielen dünken deshalb acht Schuljahre zu viel, und sie setzen alles daran, um eine vorzeitige Entlassung zu erwirken. Zum Teil treibt sie wohl die Not dazu. Gar oft ist dieser Grund aber nicht vorhanden, vielmehr bildet das Streben nach einer möglichst vorteilhaften Ausgestaltung der materiellen Lage den Antrieb. Dieses Trachten liegt im Zuge unserer Zeit, die bei der Jagd nach dem Mammon wenig für Geistes- und Herzensbildung übrig hat. Wohin führt das aber?*“

Bestimmt führte das nicht in die von dem Pädagogen Chrobok erwünschte Richtung. Die Schule sollte mehr als bloßes Wissen vermitteln, das ganze Kind mit seinen Begabungen sollte in ihr erfasst werden. Chrobok war offen für moderne Unterrichtsformen, aber er übernahm nicht automatisch alle Neuerungen, nur weil sie modern waren. Er prüfte sie gründlich, um Falsches von Richtigem trennen zu können. In unverblümter Sprache äußerte er sich über für die Kindererziehung schädliche Versuche. Chrobok war ein tiefreligiöser Lehrer, der

seine Schüler nicht nur durch den Unterricht, sondern auch durch seine persönliche Haltung erzog. Dazu gehörte auch seine Liebe zur oberschlesischen Heimat.

Unter den Neuerungen, die von Chrobok warmherzig begrüßt wurden, war deswegen die Heimatkunde. 1921 begann er auf Anregung von Alfons Perlick an einer Art Heimatstube zu arbeiten, die auch als kleines Ortsmuseum bezeichnet wurde und ab 1927 eine echte Heimatstube war. Mit kurzer Unterbrechung befand sie sich in der Miechowitzer Schule I. Die Heimatstube konnte an jedem Sonntagvormittag unentgeltlich besucht werden. Selbstverständlich war sie nicht nur für die Schuljugend bestimmt sondern für alle Einwohner von ganz Miechowitz. Einerseits konnten sie hier etwas über ihren Ort und seine Einwohner lernen, andererseits sollten die jungen und erwachsenen Miechowitzer die Heimatstube durch das Auffinden und Weitergeben von heimatkundlichen Gegenständen ihre Heimatstube mitgestalten. Das taten sie auch bereitwillig, denn jedes ausgestellte Stück war mit einer Notiz versehen, auf der der Name des früheren Besitzers oder des Spenders vermerkt war.

Die Sammlung der Heimatstube war rar an kunstgewerblichen Gegenständen, sie zeigte aber den realen Sinn der örtlichen Bauern- und Arbeiterbevölkerung für die Notwendigkeiten ihres Alltags trotz aller grundsätzlichen Anspruchslosigkeit: „Unter dem Herrgottswinkel sah man kleine Gegenstände aus Großmutters Küche: Kaffeemühle, Teemaschine, Zinnkrüge und Bunzelgeschirr, Salzmesten und Holzkannen, dazu eine ganze Reihe der schöngemusterten farbigen Bauerteller, -tassen und -schüsseln. Und andere Gebrauchsgegenstände: Öl- und Petroleumlampen, Mörser, Gewürzdosen, ein Blasebalg zum Anfachen des Kaminsfeuers, eine Hausapotheke, Wasserkannen mit Krummholz, in denen das Wasser aus dem Dorfbrunnen geholt wurde. Aus der landwirtschaftlichen Arbeit waren da: Die Handmühle, das Butterfaß und Butterformen, Metzen u.a. Maße, Mulden, Dreschflegel und Krauthobel, Flachskämme und Spinnräder. Kopfhauben, Tücher und Schürzen, Erntekränze und Erntekronen, aber auch Hochzeitsschmuck und Begräbniskissen zeigten andere – feierliche - Seiten des bäuerlichen Lebens. Auch aus dem Werkzeugbestand der alten Dorfhandwerker waren Auswahlstücke vorhanden. Am interessantesten waren die des Dorfschmiedes, weil die Stücke seine Kunst als Dorfbader (Zangen zum Zahnziehen) und als Viehdoktor (Aderöffner und Scheren zur Schur) bewiesen. Die Geschichte des örtlichen Bergbaues hatte wohl den besten Zugang zur neuen Zeit. Es war gut, daß der bekannte Bergmannsdichter Karl Mainka hier wohnte und auch mitarbeitete. Zwei Modelle von Schachtanlagen, angefertigt nach Entwürfen von ihm, zeigten das äußere Bild alter Schachtanlagen, wie sie hier einst als Silber- und Bleischächte, später als Galmei- und Eisenschächte der Landschaft das Gepräge gaben. Bilder

*von Knippel stellten sie in damaliger Umgebung dar. Dazu kamen bergmännisches Gezähe und Ausrüstungsgegenstände, geologische Belegstücke. Die Ortsgeschichte wurde illustriert durch ein Relief der Gegend, alte Karten und Ortspläne, durch Radierungen und durch Darstellungen geschichtlicher Momente, durch Fotos, Zeichnungen, Dias usw. Diese kurze Aufzählung zeigt, wie gut sich die Heimatstube in den wenigen Jahren ihres Bestehens entwickelte".*

Für ihr Bestehen und ihre weitere Entwicklung benötigte die Heimatstube nicht nur gesammelte Exponate, sondern auch Menschen, die sich ehrenamtlich für deren Bedeutung einsetzten. Mit einem Wort - begeisterte Volkskundler. Wo sollten sie gefunden werden, wenn nicht unter den Lehrern. Deswegen gründete Ludwig Chrobok wahrscheinlich am 22. Januar 1921 eine Miechowitzer Ortsgruppe der Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Volkskunde als Trägerin der Heimatstube. Aber ihre Aufgaben umfassten auch andere Bereiche der Heimatkunde und Heimatkunde. Die Lehrer bildeten zwar den größten Teil der Mitglieder, aber es gab auch Mitarbeiter aus allen Berufständen, denn viele Oberschlesier stellten sich Fragen nach ihren Wurzeln, ihrer Eigenart und Identität.

Unter der Leitung von Ludwig Chrobok bemühte sich die Ortsgruppe, ihre Heimat zu erforschen und mit den Ergebnissen möglichst viele Miechowitzer bekannt zu machen. Diesem Zweck dienten Wanderungen, Führungen, Vorträge, Lichtbildvorführungen sowie die praktische Brauchtumspflege. Man warb auch für den Heimatgedanken und die volkskundliche Arbeitsgemeinschaft mit einer regen Pressearbeit. So wurden beispielsweise alle Neueingänge für die Heimatstubensammlung in einer Zeitung veröffentlicht. Eine wichtige Rolle spielte auch die im Laufe der Zeit immer größer gewordene Bibliothek mit Zeitschriften und Publikationen über die oberschlesische Heimat.

Obwohl Ludwig Chrobok von anderen Mitarbeitern wie dem jungen Lehrer Heinrich Schyma nach Kräften unterstützt wurde, lag doch die Hauptlast der Heimatkunde in Miechowitz auf seinen Schultern. Er publizierte seine Beiträge zur Heimatgeschichte in vielen Zeitschriften und Zeitungen wie beispielsweise in der Beilage „Aus dem Beuthener Lande“ in der „Oberschlesischen Zeitung“, die er auch kurzzeitig redigierte. Mit der Zeit kamen noch Rundfunkvorträge und Hörspiele hinzu.

Bis heute ist Ludwig Chrobok durch die Reihe „Beiträge zur Heimatkunde von Miechowitz“ bekannt, die durch die „Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft Miechowitz“ und durch den Beuthener Geschichts- und Museumsverein herausgegeben wurde. Im Zeitraum von 1925 bis 1938 waren es 15 Publikationen. Nur eine einzige wurde nicht von Chrobok verfasst beziehungsweise übersetzt. Miechowitz hatte nämlich schon einen

Heimatforscher oder, genauer gesagt, einen Heimattidichter vorzuweisen gehabt, dessen Werk eine gereimte Darstellung der bäuerlichen Sitten war.

Es handelte sich um den am 6. Juni 1837 in Miechowitz geborenen Beuthener Pfarrer Norbert Bontzek und sein 1879 herausgegebenes Buch „*Stary kościół miechowski*“. Er starb am 18. Februar 1893 in Beuthen. Chrobok war im Zusammenhang mit seiner heimatkundlichen Arbeit von Bontzek fasziniert, aber er hinterfragte und erläuterte dessen Werk mit den Methoden der Heimatforschung durch viele Anmerkungen, sodass daraus heimatkundliche Publikationen entstanden. So begann Chrobok 1925 „*Die alte Miechowitzer Kirche*“ zu übersetzen, er tat dieses aber nur bis 1929 mit vier Teilen.

Im Vorwort zum ersten Teil schrieb Chrobok: „*Der Wunsch nach einer Übertragung des Bontzek'schen Epos „Stary kościół Miechowski“ ins Deutsche ist schon öfters und von verschiedenen Seiten geäußert worden, am lautesten von den Miechowitzern, die nur deutsch sprechen oder doch mit der polnischen Schriftsprache nur wenig vertraut sind, und das ist der größte Teil der Ortseinwohner. Das Interesse an dieser Dichtung erhielt neue Nahrung, als man anfing, mit frischen Kräften auf heimatkundlichem Gebiete tätig zu sein, und als 1918 der Verlag der „Nowiny“ eine Neuauflage besorgte, bedauerten es viele, daß es ihnen unmöglich war, aus der ortsgeschichtlich wichtigen Quelle zu schöpfen. So begann ich denn mit der Übersetzung des Werkes ins Deutsche. Die vorwiegende Arbeit soll kein Muster einer Übertragung sein. Es kam mir hauptsächlich darauf an, den Inhalt möglichst getreu wiederzugeben, Reim und Rhythmus wurden erst an zweiter Stelle berücksichtigt und mußten sich manche stiefmütterliche Behandlung gefallen lassen. Wenn dieses bescheidene Heft dazu beiträgt, Interesse für den Ort, in dem wir wohnen, zu wecken und Liebe zur Heimat in die Herzen zu pflanzen, dann hat es seinen vornehmsten Zweck erfüllt*“.

Ludwig Chrobok beschäftigte sich in seinen Publikationen auch mit den Miechowitzer Gutsbesitzern, dabei besonders ausführlich mit der Biographie Franz von Winklers, einem der Gründerväter der Stadt Kattowitz. Themen waren für ihn die alte Kreuzkirche und das Marienkloster sowie der Grytzberg, das landschaftliche Wahrzeichen von Miechowitz. Er interessierte sich auch für die Sagen von Miechowitz und für die Rolle des oberschlesischen Kindes an der österlichen Volkskunde. Er bearbeitete auch die Geschichte des Miechowitzer Turnvereins sowie des Männergesangvereins Mechtal, wie diese Gemeinde ab 1936 hieß. Chrobok sammelte auch Volkslieder, verfasste heimatbezogene Gedichte und war ein leidenschaftlicher Imker, der sich stark für die Einführung der Bienenzucht in den Schulen der Arbeiterdörfer einsetzte.

Von 1935 bis 1937 übernahm er die Leitung des Beuthener Stadtarchivs, das damals ein Teil des Oberschlesischen Landesmuseums in Beuthen war. Im selben

Zeitraum ordnete er das Pfarrarchiv der St.-Maria-Kirche in Beuthen neu. Außerdem führte er seit 1937 die Abteilung Landeskunde im Oberschlesischen Landesmuseum und verwaltete das Archiv dieses Museum. Ab 1935 war Chrobok zwei Jahre Vorsitzender der Kreisheimatstelle, die von Rokitnitz nach Miechowitz verlegt und hier 1937 aufgelöst wurde.

1939 wurde Ludwig Chrobok für seine bisherige heimatkundliche Arbeit anlässlich seines fünfzigsten Geburtstages in der Kulturzeitschrift „Der Oberschlesier“ gelobt. In seiner Schularbeit gab es Veränderungen: „*Als im Jahre 1938 die Lehrer aufgefordert wurden, den Religionsunterricht niederzulegen, trat er männlich gegen dieses Ansinnen auf*“. Während des 2. Weltkrieges wurde Chrobok als Lehrer strafversetzt, durfte aber nach einigen Monaten nach Beuthen zurückkommen.

Die Kriegsereignisse des Jahres 1945 trafen den Ort Miechowitz und vor allem seine Einwohner sehr hart. Die Heimatstube wurde schon während der Kampfhandlungen zerstört. Ludwig Chrobok blieb in Miechowitz, er begann 1945 in einer polnischen Schule Naturkunde zu unterrichten und richtete ein Physikzimmer ein. Neun zur Zwangsarbeit nach Russland deportierten Miechowitzern gelang es am 31. März 1945, aus dem Zug einen Zettel mit der einer Information über ihr Schicksal zu werfen. Der Finder des Zettels wurde gebeten, diesen dem Lehrer Chrobok zu übergeben.

Mit der Entscheidung, weiterhin im Schuldienst zu bleiben, musste Chrobok bei vielen Landsleuten Unverständnis in Kauf nehmen. Es war für Chrobok wohl keine leichte Entscheidung gewesen. Es war eben sein persönliches oberschlesisches Schicksal, das er im Gedicht „Gebet eines Oberschlesiens“ aus dem Jahr 1949 zum Ausdruck brachte: „*Bin ein Oberschlesiener, Grenzlandkind/ Hin und her gepeitscht/Vom eis'gen Wind!/Meine Lieben haben mich verlassen/Und die Fremden kränken mich und hassen/Ende, guter Herrgott, meine Pein*“.

Aus gesundheitlichen Gründen ging er danach in Rente. Durch Nachhilfeunterricht im katholischen Waisenhaus trug er dazu bei, das Heim zu erhalten. Im September 1958 verließ Ludwig Chrobok Oberschlesien. Am 1. Oktober 1958 kam er mit seiner Frau Margarete und ihren drei Töchtern bei seinem Sohn in Essen an.

Ludwig Chrobok hatte vor, seine heimatkundliche Arbeit fortzusetzen. Er stellte sich dem Beuthener Heimatkreis in Recklinghausen zur Verfügung und der Ostdeutschen Forschungsstelle in Dortmund, in welcher er die Leitung des Volkskundearchivs übernehmen sollte. Dazu kam es aber nicht mehr. Am 29. Oktober 1960 schloss der schalkhafte, aber immer bescheidene oberschlesische Heimatforscher seine Augen für immer. Eine Straße in Beuthen-Miechowitz trägt jetzt seinen Namen. Können und wollen sich die Oberschlesiener heute an das von

Bontzek und Chrobok Geschriebene erinnern? Gibt es in Oberschlesien noch kleine Heimatforscher mit ihren vielen Fragen?

### **Hundstage 1927**

Der Hund ist bekanntlich der beste Freund des Menschen. Warum das eigentlich so ist, weiß man nicht ganz genau, aber er ist einfach ein fester Bestandteil vieler Haushalte. Hat man noch dazu eine Katze, dann kann man auf das anspruchsvolle Angebot der Unterhaltungsmedien ruhig verzichten.

Es ist etwas erstaunlich, warum eben die Katze das Rennen um diesen stolzen Titel nicht für sich entschieden hat. Sie ist doch umweltfreundlich, macht - vielleicht mit Ausnahme im März - doch keinen Lärm, sie ist niedlich, kuschelig und wärmt auch gerne unsere Knie. Man muss sie nicht an der Leine führen und vor allem auch nicht auszuführen, denn einen Baum braucht sie nur, um zu klettern.

Aber diese introvertierten Eigenschaften führten wohl dazu, dass die Katze im Konkurrenzkampf mit dem Hund den Kürzeren ziehen musste. Die Menschen bevorzugen ja in überwiegender Mehrheit eine extravertierte Begrüßung, und das macht fast jeder Hund perfekt. Freudig und laut bellt er uns entgegen, dabei noch enthusiastisch mit dem Schwanz wedelnd. Hat er uns besonders gern, dann wird er noch vergnügt mit seiner Schnauze unser Maul lecken.

Der Hund muss unser bester Freund deswegen sein, weil er doch so viel von uns hat, beziehungsweise wir haben ihm das beigebracht. Vorsicht böse Katze – so ein Schild habe ich noch nicht gesehen, bei Hunden wird schon vor einem Dackel gewarnt.

Trotz dieser gehobenen Position als unser ergebener Begleiter und Beschützer zollen wir einem Hund in unserem Sprachgebrauch jedoch wenig Respekt. Wir fluchen doch auf niemanden mit „Du Katze!“, aber mit „Du Hund!“ geht es schon ganz gut, noch besser verstärkt mit ein paar zärtlichen Eigenschaftswörtern. Womit der Hund sich das verdient hat, weiß keine Sau. Der Sieger in dieser Kategorie von Flüchen ist mit Abstand eben das arme Schwein, aber der Hund belegt gleich Platz zwei.

So verwundert es nicht, dass wir im Hochsommer vom 23. Juli bis zum 23. August Hundstage durchstehen müssen. Keine Katzentage oder Schweinetage. Man kann selbstverständlich sagen, das ist durch die Astronomie bedingt und hat mit den Hunden als solchen überhaupt nichts zu tun. Die schwitzen genauso so wie wir und lechzen auch nach Wasser. In Oberschlesien verwenden die polnischsprachigen Einwohner für diese Tage das aus der lateinischen Sprache für Hund abgeleitete Wort kanikuła. Ersetzen lassen sich die Tage für

leidenschaftliche Tierfreunde durch die Bezeichnung Sauregurkenzeit, ganz modern mit Sommerloch.

Es ist eine ideale Zeit, um über ein nächstes Lebenszeichen des Ungeheuers von Loch Ness zu berichten. In letzter Zeit ist man in Niederschlesien in dieser Jahreszeit auf den Spuren eines verschwundenen goldenen Zuges. Auch nach der Bernsteinkammer kann man überall suchen und davon jederzeit berichten.

In dieser Hinsicht kommt unsere oberschlesische Heimat in den Hundstagen eben einfach auf die Hunde. Es ist kein heimisches Ungeheuer vorhanden, niemand hat bei uns einen sagenumwobenen Schatz vergraben und an den Wassermann – auch utoplec genannt – glauben sogar die Kinder – auch als bajtle bekannt - nicht mehr. Eine regionale oberschlesische Hundstage-Besonderheit mit überregionaler Ausstrahlungskraft müsste erst händeringend geschaffen werden, falls die Oberschlesier etwas von sich halten. In diesem digitalen Zeitalter gibt es keine Zukunft ohne Gespenster.

Das Problem der Hundstage wurde in Oberschlesien – wie übrigens auch viele andere Fragen unserer verkannten Heimat - schon in der Kaiserzeit richtig erkannt, und ein Kattowitzer Journalist setzte sich mit diesem Problem mittels zeitgemäßer Betrachtungen in Form eines Gedichts auseinander: „*Wie war doch einst die Hundstagzeit, so still und voll Beschaulichkeit/nur wenig Neues wollt' passieren, man pflegte ,Enten' zu servieren/,Seeschlangen' und dergleichen mehr, umschlängelten den Redakteur/und dieser konnte, kaum zufrieden/statt Leit- nur Leid-Artikel schmieden/Einst zog er wohl die Stirne kraus, wie füll' ich meine Spalten aus?/ doch anders ist es heutzutage, da macht die Stoffnot keine Plage!/Ereignis an Ereignis reiht sich hier wie dort und jederzeit/und jeder Leser muß befunden/die Zeit der Enten ist entschwunden!/heut herrscht viel Leben und Verkehr/das Dampfroß braust vom Fels zum Meer/drum schreibt jetzt mit Gedankentiefe, der Journalist die Reisebriefe!/es reisen Fürst und Diplomat, zu streu'n des Friedens edle Saat/so las man wieder schöne Reden, von Frankreichs Liebe zu den Schweden!/Es weckte auch die Hundtagszeit, viel Sportinteresse weit und breit/man rannt' und schwamm um hohe Preise/und Turner turnten riegenweise/Aufsehn erregte überdies, die Autofahrt New York – Paris/die Welt erfüllt ein buntes Treiben, der Journalist hat viel zu schreiben!/>Manch' fröhliche Begebenheit, erfreute uns zur Hundtagszeit/wir feierten viel frohe Feste, und grüßten weitgereiste Gäste/so kamen über Land und Meer/Arions wack're Sänger her/sie sind begeistert aufgenommen, und hochbefriedigt heimgeschwommen/nun herrscht in allen Wipfeln Ruh', indes sie herrscht nur ab und zu/oft wird die schöne Ruhe droben, motor-betriebsam aufgehoben/Nach ,höherm' strebt des Menschen Sinn/,ob allen Wipfeln' zieht dahin das Luftschiff dem in allen Landen der höchste ,Wert' wird zugestanden/Nun ist die Luftschiff-*

*Baulust da/in Frankreich und Amerika/auch England macht sich Geldausgaben, denn jeder will sein Luftschiff haben/und schon erhebt sich stolz und frei/,nullisecundus' Numm'ro Zwei/doch kommt man auch mit Zwei nicht weiter/dann geht's vielleicht mit Drei ernst heiter".* Es war damals auch in der ganz seriösen Presse - und die „Kattowitzer Zeitung“ war beileibe kein Witzblatt - eine Regel, Ereignisse verschiedener Art eben auch mit Witz und Humor sprachgewandt nicht nur während der Hundstage zu kommentieren.

Tatsächlich fehlte es in den folgenden Jahren nicht an Themen für die oberschlesischen Journalisten, die Zeiten waren wirklich rasant. Die Hundstage gab es nur mehr als Wettererscheinung. Die Dreikaiserreichsecke bei Myslowitz hörte auf zu existieren, der gewesene deutsche Kaiser lebte im niederländischen Exil und das Land Oberschlesien gab es –wohl nach dem Sprichwort „Doppelt hält besser“- sogar in zweifacher Form.

Die gesamte oberschlesische Presse konnte sich nach 1922 über einen Mangel an Material nicht beklagen. So war das auch bei der deutschen Presse in der Wojewodschaft Schlesien, die nicht nur von den Deutschen in Ostoberschlesien gelesen wurde. Es lässt sich nicht leugnen, dass damals noch alle Oberschlesier über Deutschkenntnisse verfügten, die ihnen problemlos die Lektüre deutscher Zeitungen ermöglichten.

Die deutschen Zeitungen vertraten zwar logischerweise die Interessen der deutschen Minderheit in Oberschlesien, aber sie beschränkten sich nicht auf diese Themen. Sogar wenn sie das gewollt hätten, wäre es unmöglich gewesen, denn die beiden führenden Zeitungen in Kattowitz und Königshütte waren Tageszeitungen, die einfach laufend über die Tagesgeschehnisse informieren mussten. Der Leser der damaligen Zeitungen der deutschen Minderheit in Ostoberschlesien wollte eine ganz normale Zeitung lesen. Dies war auch möglich, weil die Zeitungen ihre Aktivitäten aus der Zeit vor der Teilung Oberschlesiens in der neuen Realität einfach fortsetzten.

Worüber schrieb man in diesen Zeitungen während der Hundstage des Jahres 1927? Gab es tatsächlich inhaltliche Unterschiede im Vergleich zu den kühleren Monaten des Jahres? Um das zu ergründen, müssen wir die Zeitungen aus diesem Zeitraum etwas durchblättern.

Die Hauptnachricht am 23. Juli war die Möglichkeit einer Aufhebung des Kriegszustandes zwischen Polen und Litauen. Leo Trotzki hatte Gründe sich um seinen Kopf ernste Gedanken zu machen. In Preßburg kam es zu einer Kommunistendemonstration für die Verbesserung der Lage der Arbeiterschaft. In Polen sollten in diesem Jahr die einfachen Soldaten keinen Ernteurlaub bekommen. Es wurde auch darüber informiert, wer von der Reserveübung befreit war. Breslau wählte seine Sommerkönigin. In Moskau traf man Vorbereitungen

für den 100. Geburtstag von Leo Tolstoi. Man informierte ausführlich über kommunale Angelegenheiten in Pleß und Myslowitz sowie über die Rechte der Hausbesitzer und Untermieter. In einem Satz erwähnte man die Entlassung von 18 Tischlern in Königshütte

Es folgten detaillierte Informationen aus Kattowitz und Königshütte – von einem versuchten Selbstmord und von der Leiche eines neugeborenen Kindes bis zu den unpünktlichen Abfahrtzeiten der Busse und zu Straßenbaumeldungen. Für Entspannung sorgte die 37. Fortsetzung des Romans „Tanz ums Leben“.

Auf der nächsten Seite gab es Nachrichten aus der ganzen Wojewodschaft Schlesien sowie aus Westoberschlesien. Es war auch genug Platz für kurze kirchliche Informationen, für das Rundfunkprogramm und den Briefkasten mit Antworten auf Fragen der Leser.

Für Sportfreunde war die Beilage „Turnen, Spiel und Sport“ mit den entsprechenden Nachrichten aus Nah und Fern gedacht. Im Tennis-Turnier besiegte Zalenze 06 die Mannschaft des 1.F.C. Kattowitz mit 14 zu 1, und der bekannte Boxer Jack Dempsey siegte wieder durch einen K.O.-Schlag. Die Deutschen erzielten gute Ergebnisse beim Grand Prix von Belgien für Motorräder. Viel Platz wurde den wirtschaftlichen Fragen gewidmet. Neben den letzten Wirtschaftsmeldungen mit den Währungskursen und dem täglichen Kurszettel der Warschauer und Berliner Börse gab es die ganzseitige Beilage „Volkswirtschaftliches Blatt“. Auf den letzten Seiten befanden sich Todesanzeigen und Werbung.

Dieses Themenschema blieb selbstverständlich während der ganzen Hundstage sowohl in der „Kattowitzer Zeitung“ als auch im „Oberschlesischen Kurier“. Die ersten Seiten waren für ganz wichtige politische Themen reserviert, erst auf den weiteren standen die Nachrichten aus Oberschlesien.

Die „Kattowitzer Zeitung“ hielt die Tradition der kritischen Tagesgedichte aufrecht. So wurde den Lesern das Rätsel einer Baustelle mitten in Kattowitz enthüllt: „*O, Mensch, du irrst dich wieder mal/Das wird ein Autofütterstall/mit wundervollen Ornamenten/dieweil wir uns das leisten könnten*“. Klar, eine Tankstelle war in Kattowitz nötig. Am nächsten Tag endete ein Gedicht mit der äußerst optimistischen Botschaft: „*Und jetzt verstehe ich die Diplomaten/in allen unser'n kultivierten Staaten*“.

Das Leben in Bogutschütz – seit 1924 ein Stadtteil von Kattowitz - war wohl das gleiche wie in der Kaiserzeit und auch in der autonomen Wojewodschaft Schlesien: „*Ein schmutziges, graues Häusermeer/Staubwolken, Lärmen um dich her/und der Rauch der Grube in dichten Schwaden/schwer würgend, mit schleichenden Giften beladen/Die engen Stuben mit Menschen gefüllt/O, werft nur Steine, ihr satten Sünder/und redet von sinkender Moral!/Was wißt ihr von*

*der entsetzlichen Qual/ der engen Pferche, der roten Kasten?/Die Schloete rauchen, es gleiten die Seile/zur Tiefe hinunter in schwindelnder Eile/und Ruß und Staub und Flimmerhitze/schwebt über den Häusern von Bogucice“.*

In der Sommerhitze der Hundstage stiegen die Fleisch- und Wurstwarenpreise um 10 bis 20 Groschen pro Pfund. Den Fleischern war es aber noch zu wenig. So konnte man gleich folgenden Kommentar lesen: „*Der Mensch, der wo ein Säugetier/lebt meist aus Neigung animalisch/und wenn er so an Bratwurst denkt/dann dreht sich ihm das Herz im Leibe/und dann, damit er fröhlich bleibe/verlangt er diese halb geschenkt/Das hat die Metzger bös empört/und grimmig schlossen sie die Läden/So fehlt die Frühstückswurst nun Jeden/wie's demokratisch sich gehört/Ich leide mit und denke mir/das nennt sich nun Gerechtigkeiten!/Das sind die Preisfestsetzungsfreuden/des hohen Magistrats allhier/Geliebte Sau, sei doch vernünftig/und senke deine Preise künftig!“.* Ob Schweine diesem Aufruf gefolgt sind, wurde leider nicht mehr verfolgt.

Ein gutes Thema während der Hundstage war zweifelsohne der Schmuggel. Dieser subtile Warenaustausch blühte zwar das ganze Jahr über, aber für diese Jahreszeit passte er wie angegossen. Den Oberschlesiern war ziemlich lange dieser Vorteil einer Grenzregion vergönnt. Zunächst die Grenze mit Russisch-Polen, dann ab 1922 die Grenze zwischen den zwei Teilen der oberschlesischen Heimat. Die Zahl der Schmuggler wurde größer, wenn hüben oder drüben sich irgendwelche günstige Einkaufsmöglichkeiten boten. Die beiden Teile Oberschlesiens lebten so in einer schmugglerischen Symbiose, und von der Verkehrskarte für das Passieren der Grenze wurde ziemlich oft Gebrauch gemacht.

So war es gerade in dem uns interessierenden Zeitraum. Die Textilwarengeschäfte in Westoberschlesien machten ihre Saisonausverkäufe. Manches Stück konnte man schon für 15 Mark kaufen, also lohnte sich eine Reise zu der Tante nach Beuthen in jeder Hinsicht. Was weiter passierte, dazu müssen wir einem Pressebericht aus den Hundstagen etwas Glauben schenken: „*Die Damen erschienen dann – und es wird hierbei nicht gelogen! – in ihrem ältesten Nachtrock oder Morgenkleid, darüber einen Mantel, so daß beim Grenzübergang nichts auffiel. Rückwärts ging es dann in bester und vollkommenster Kleidung. Und wenn dieser oder jener Zollbeamte hier und dort den Verdacht aussprach ,Sie, in ganz neuer Kluft, Sie schmuggeln!', dann war die Entrüstung groß. In jedem Fall gelang das Schmuggeln, das eben nicht oder gar schwer zu beweisen war, weil ja alle Zeichen und Hinweise aus denen man auf neue Stücke schließen könnte, mit außerordentlicher Sorgfalt vorher entfernt worden waren. Gegen so etwas ist halt jeder Sterbliche machtlos, wird es sein, solange Grenzen bestehen“.*

Aber nicht ohne Grund sind sogar in der Bibel die Zöllner keine Lieblinge des Volkes. Mehr als ein Jahr lang haben zwei Frauen und ein Mann aus Oberschlesien vollkommen selbstlos einige Gastwirte in Westoberschlesien mit Fleisch versorgt. Aber eben die Zöllner an der oberschlesisch-oberschlesischen Grenze haben diesen Wohltätern eine unerlaubte Bereicherung unterstellt und sie der Polizei überwiesen.

Die Oberschlesier haben immer - mit Recht - viel von ihren Frauen gehalten. Sie scheutene keine Mühe und Kosten, um sie glücklich zu machen. Im „Kurier“ gab es eine Extra-Beilage für sie mit dem alles sagenden Titel „Frauenland“. Da waren die Frauen in ihrem Element und konnten beispielsweise voller Freude erfahren, dass man Manchestersamtbezüge mit Terpentinegeist säubert, den man so lange auf den Stoff verreibt, bis sich die Flüssigkeit verflüchtigt hat. Die oberschlesischen Männer lasen zwar solche Artikel wie „Das Weib als Verbrecher“, aber nach dieser Lektüre konnten sie mit der Erleichterung feststellen, dass es sich um ihnen nicht bekannte Weiber in fernen Metropolen handelte.

In den Hundstagen steigerte sich der ohnehin hohe Stellenwert der Oberschlesierinnen immens. Der „Kurier“ brachte es auf den Punkt – Hut ab!: „Beuthen hatte nach längerer Unterbrechung im Laufe einer immer seltener werdenden gesellschaftlichen Veranstaltungen wieder einmal seine Sensation. Nachdem die Zeit der Tanztourniere, Modenschauen, Premieren, Bühnenbälle längst verrauscht, ist es diesmal eine oberschlesische Schönheitskonkurrenz, die etwas Abwechslung in das flaque und farblose gesellschaftliche Leben und Treiben in Oberschlesien brachte und die in der Hundstagshitze mehr oder weniger einschläfernden Gemüter sichtlich aufrischte und belebte“. Als die schönste Oberschlesierin wählte man eine Frau Gießemann aus Kattowitz, fast ebenso schön war ein Fräulein Luise Roth aus Beuthen, die Grazie Nummer drei wurde ein Fräulein Polotschek, ebenfalls aus Beuthen.

Der „Kattowitzer Zeitung“ gefiel – mit Ausnahme der drei schönsten Frauen – an der Veranstaltung gar nichts, was ein klarer Beweis für die Meinungsunterschiede innerhalb der deutschen Presse in der Wojewodschaft Schlesien sogar bei wichtigsten Fragen war. Als Grund könnte vielleicht die alte Rivalität zwischen Kattowitz und Beuthen in Frage kommen: „Zu rechtfertigen ist eine solche Veranstaltung überhaupt nur dadurch, daß man ihr einen sehr eleganten gesellschaftlichen Rahmen gibt, - wofür offenbar vorläufig in Beuthen die fachlichen und persönlichen Voraussetzungen fehlen. Außerdem aber trat noch ein sogenannter Humorist auf, dessen Namen ich taktvoll verschweigen will. Seine Darbietungen würden ohne Zweifel in Kieferstädtel den einmütigen Protest einer kunstverständigen Bürgerschaft hervorrufen. Unverständlich bleibt, daß man den

*Beuthenern derartiges widerspruchslos bieten kann*“. Ja, einige heutige oberschlesische Stars in allerlei Kunstrichtungen können laut aufatmen – die „Kattowitzer Zeitung“ gibt es schon nicht mehr.

So verliefen im Jahr 1927 die Hundstage in den deutschen Zeitungen Ostoberschlesiens. In diesen Zeitungen stand selbstverständlich mehr, aber ich bitte die verehrten Leser um Entschuldigung: Ich schrieb diesen Artikel eben während der Hundstage, und wegen der Hitze sowie wegen meines vorgerückten Alters konnte ich etwas Hundstage-Relevantes einfach übersehen haben.

Wer Interesse am Thema Hundstage hat, dem steht die „Kattowitzer Zeitung“ online zur Verfügung. Die Frakturschrift ist in zwei Tagen zu beherrschen, aufpassen muss man bei dem X, das leicht mit R zu verwechseln ist.

### **Max Niedurny**

Im April 1902 erschien in Kattowitz das erste Heft der Monatsschrift „Oberschlesien“ des Pleßener Archivars Dr. Ezechiel Zivier. Der Untertitel sprach geradezu Bände: „Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und Vertretung der Interessen Oberschlesiens“. Schon damals oder, wenn man so will, erst damals, ging man davon aus, dass die Kenntnisse der Oberschlesier über ihr eigenes Land einiges zu wünschen übrig ließen. Ezechiel Zivier war aber kein Mahner, sondern ein Optimist. Er hat niemanden getadelt. Er befürwortete einfach nur eine positive Arbeit im Bereich der kulturellen Entwicklung unserer Heimat. Davon versprach er sich, sein klar formuliertes Ziel erreichen zu können.

Sein Geleitwort für die Leser beendete er folgendermaßen: „*Immer neue Bausteine sollen herbeigeschafft werden zum Ausfüllen der Breschen, welche Zeit oder Verhältnisse dem geistigen oder sonstigen Wohlstande des Landes geschlagen haben. So soll in erster Reihe der Oberschlesier mit der eigenartigen Vergangenheit und den vielgestaltigen Verhältnissen der Gegenwart seiner engeren Heimat vertraut und ihm dieselbe dadurch lieb gemacht, in wichtigen Fragen für ihn eine Lanze gebrochen werden*“.

Die Zeitschrift „Oberschlesien“ wurde zu einer Tribüne für Menschen aus verschiedenen Schichten, die sich in der oberschlesischen Heimat kulturell betätigten. Sie wollten ihren Beitrag zur Erweiterung der kulturellen Kenntnisse Oberschlesiens leisten. Einige Autoren publizierten in der Zeitschrift regelmäßig, andere nur ab und zu.

Alle legten aber großen Wert auf die Pflege der oberschlesischen Wertegemeinschaft. Oberschlesier sollte sich kulturell entwickeln, aber dabei sollte die Kirche im oberschlesischen Dorf gelassen werden, Oberschlesien sollte Oberschlesien bleiben. Vor allem in dem sich zivilisatorisch schnell entwickelnden

Oberschlesien war es wichtig, dass die Oberschlesier nicht nur gute Facharbeiter waren, sondern auch in ihrer Heimat fest verankerte Menschen, die die notwendigen gesellschaftlichen Veränderungen in ihrer Heimat im Einklang mit der Tradition dieses Landes verbinden wollten und konnten. Durch die Pflege des Wissens über ihre Heimat wollte man die Oberschlesier zu bewussten Oberschlesiern erziehen.

Im März 1904 veröffentlichte die Zeitschrift „Oberschlesien“ das Gedicht „Das Kirchlein“ von dem in Orzesche lebenden Lehrer Max Niedurny, in dem es hieß: „Ein Kirchlein steht auf Bergeshöh/umrauscht von Tannenduft//Und ihm zu Füßen rund herum/Sich reihet Gruft an Gruft//In seines Türmleins lichten Gold//Der Sonnenstrahl sich bricht//Am Abend kündet Flammenschein/Von fern die nächt'ge Schicht//Es grüßt die Menschen alt und jung//Im Sonn- und Werktagskleid//und mischt sich mit des Glöckleins Schall//In ihre Freud' und Leid//Es grüßt der Berge blaue Reih'/Vom Winterschnee bedeckt/Den Klimczok, Essen dunkles Haupt//Ins Wolkenmeer sich reckt//Es blickt hinaus, wo Qualm und Rauch//Ins Sonnengold sich mischt/Wo nicht bei Nacht, bei Tage nicht//der Flammen Sprüh'n erlischt//Tief unten kreischt im Dampf das Rad//Der Wagen ächzt im Gleis/in all den Drang äugt scheu das Reh//Durch dunkles Tannenreis//Und manches Herz, das trostlos irrt//und seufzt in schwerem Drang//Es richtet seinen Blick zur Höh/Zum Kirchlein seinen Gang//Du Kirchlein auf der Bergeshöh//Im lieben Heimatland/Das eine wünsch' ich immer dir:/Es schirm' dich Gottes Hand!“.

Wer war dieser Lehrer Max Niedurny, der die Kenntnisse seiner Heimat pflegen wollte und sich deswegen mit den gesteckten Zielen der Zeitschrift „Oberschlesien“ identifizierte? Er war einer von den damals vielen Lehrern in Oberschlesien, die neben ihrer schulischen Betätigung noch Zeit fanden, sich aktiv im Bereich Pflege der Kultur in unserer Heimat zu engagieren.

Max (Maximilian) Niedurny wurde am 12. September 1875 in Tarnowitz geboren. 1895 absolvierte er das Lehrerseminar in Rosenberg. Sein erster Wirkungsort war die Volksschule in Orzesche im Kreis Pleß. Vielleicht noch als Seminarist, aber bestimmt als frischgebackener Lehrer war Niedurny voller literarischen Tatendrangs. Bevor er in der Zeitschrift „Oberschlesien“ zu veröffentlichen begann, schrieb er schon Kindergedichte und kurze Erzählungen für verschiedene Jugendzeitschriften.

Seit etwa 1896 verfasste Max Niedurny Artikel für die Zeitschrift „Kindergärtchen“, die eine empfohlene Privatlektüre für die Kinder im Alter von 8 bis 12 Jahren war. Sie brachte für diese Altersgruppe geeignetes Material in Form von kurzen Texten aus dem Bereich der Geschichte und der religiösen Erbauung sowie selbstverständlich auch heitere Erzählungen.

Die zweite Zeitschrift, mit der Max Niedurny seit ihrer Gründung im Jahr 1896 zusammenarbeitete, war „Der junge Oberschlesier“. Die Zeitschrift war für die oberschlesische Jugend konzipiert. Es war völlig verständlich, die mit den Kindern angefangene Erziehung mit den Jugendlichen fortzusetzen. Unter diesen Umständen waren auch die Beiträge der Autoren wie Max Niedurny, die schon den kleinen oberschlesischen Lesern bekannt und bei ihnen beliebt waren, in einer die Jugend ansprechenden Weise sehr wünschenswert. Die oberschlesischen Themen waren in dieser Zeitschrift aber nicht die Hauptsache, der Hauptakzent lag auf der Bildung eines pflichtbewussten jungen Bürgers. Die erzieherische Arbeit dieser Lehrer war bei der Jugend nicht fruchtlos, ganz im Gegenteil.

Meine 1903 geborene Oma Gertrud schwärmte immer für die Kaiserzeit, aber nicht nur deswegen, weil sie ihre Kindheit in dieser Zeit erlebt hatte, sondern auch deswegen, weil damals die Zeit in Oberschlesien friedlich gewesen ist.

Ein wahres Bekenntnis zu seiner Heimat und deren besonderen Merkmalen, die aus dem Bewusstsein und dem Willen bestehen, ganz Oberschlesier zu sein, legte Max Niedurny 1899 in seinem Gedicht „Mein Oberschlesien“ ab. Es ist mehrfach vertont worden, die bekanntesten Vertonungen stammten von den Komponisten Richard Kügele und Paul Gaide.

So konnten vor Jahren viele Oberschlesier Folgendes rezitieren und singen: „Wo die Funken sprühen, wo die Lohe glüht/Wo am fernen Himmel schwarz der Rauch sich zieht/Wo der Eisenhä默er schwerer Fall erdröhnt/Und der Dampf bezwungen bei der Arbeit stöhnt/Das ist mein Oberschlesien! Da ist mein Heimatland!//Wo in dunklen Schächten blinkt des Erzes Schein/Wo die weiten Stollen gehen in Erd' und Stein/Wo des Schlägels Stärke in die Flöze dringt/Wo's Glück auf' der Knappen froh und hell erklingt/Da ist mein Oberschlesien! Da ist mein Heimatland!//Wo die Wälder rauschen noch ihr altes Lied/Wo der bied're Landmann tiefe Furchen zieht/Wo auf grünen Triften tönt der Hirten Sang/Wo sich Berg und Hügel zieh'n am Fluß entlang/Da ist mein Oberschlesien! Da ist mein Heimatland!//Wo noch Glauben wohnet an den wahren Gott/Wo den Zweifler strafet Hohn und lauter Spott/Wo ein ernstes Schaffen noch dem Mann ist Pflicht/Wo's an Lieb und Treue Wenigen gebracht:/ Da ist mein Oberschlesien! Da ist mein Heimatland!“. Dieses eindrucksvolle Lied gehört ohne Zweifel zu den oberschlesischen Heimathymnen, und als solches wird es auch in der Literatur geführt.

In dieser Zeit gab es in unserer Heimat nicht wenige Menschen, denen es Spaß machte, literarisch tätig zu sein. Heute sind sie wie eben auch Max Niedurny völlig in Vergessenheit geraten. Aber war es früher mit dem Vergessen nicht auch

schon so? Es lässt sich nicht leugnen, dass es das damals ebenso gewesen ist. Das Wissen über Oberschlesien muss eben immer neu gepflegt werden.

Max Niedurny war sich dessen bewusst, als er nach Jahren über einen seiner Bekannten schrieb, um ihn für die oberschlesische Nachwelt zu retten. Der Untertitel seines Artikels lautete dementsprechend „Ein Gedenkblatt für einen Vergessenen“. Der Vergessene hieß Max Rieger.

Dieser kam zur am 4. Februar 1873 in Neustadt zur Welt. Schon im jungen Alter schrieb er Gedichte in schlesischer Mundart für den Kalender „Der gemittliche Schläsinger“. Er studierte in Breslau Theologie, nach der Priesterweihe wurde er Kaplan an der St.Peter-Paul Kirche in Gleiwitz. Seine Aufsätze und Gedichte publizierte die örtliche „Oberschlesische Volkstimme“. Rieger schuf auch unter dem Künstlernamen Max Hardt. Er veröffentlichte seine Arbeiten auch in den „Dichterstimmen der Gegenwart-poetisches Organ für das katholische Deutschland“, die von dem Niederländer Leo Tepe van Heemstede redigiert wurden.

Vielleicht schrieb auch Max Niedurny für die „Dichterstimmen“, obwohl er es nicht direkt erwähnte. Er schätzte die Mäzenrolle des Niederländer für die aufstrebenden Dichter aber sehr: „*Auch mancher unserer oberschlesischen Landsleute hat die Güte und tatkräftige Unterstützung dieses selbstlosen Mannes erfahren. Bereitwilligst räumte er den damals ‚Jungen aus dem Osten‘ ein Plätzchen in den ‚Dichterstimmen‘ ein; und wir begegnen dort seit dem Jahre 1895 fast in jedem Jahrgang Beiträgen von Oberschlesiern. Es seien hier genannt: Johannes Albert, Paul Grabowski, Bruno Arndt, Max Willisch, Karl Streibel, Georg Boenisch und Bernhard Schäfer*“.

Nach einigen in Gleiwitz verbrachten Jahren kam Max Rieger als Kaplan nach Pleß. Im November 1904 wurde er zum Pfarrer in Kreuzdorf im Kreis Pleß bestellt. Spätestens hier lernte Niedurny seinen Dichterkollegen Rieger kennen. Allzu lange dauerte ihre Bekanntschaft nicht, denn Max Rieger starb nach einer Lungenentzündung am 10. Januar 1907. Deswegen schrieb Niedurny in seinem Artikel: „*Mit Max Rieger wurde ein liederfroher Sänger, ein in Heimat und Volk verwurzelter Mann zu Grabe getragen; und unsere selbstverständliche Ehrenpflicht ist es, seiner nicht zu vergessen. Deshalb vorstehendes Gedenkblatt! Verspätet, aber noch nicht zu spät*“. Max Niedurny war im Hinblick auf das Nichtvergessenwerden offensichtlich ein allzu großer Optimist.

Damit sein Optimismus nicht vergeblich ist, erinnern wir an dieser Stelle an das Gedicht „Die letzte Schicht“ von Max Rieger aus dem Jahr 1903: „*Noch fuhren die letzten Knappen nicht aus/da rollt aus der Tiefe ein dumpfer Ton/da läuten die Notsignale schon!/Ein Unglück im Schachte! der Steiger schreit/ ,Wer ist zur Fahrt in die Tiefe bereit/zu retten die Brüder in Todesnot?/Ein jeder sich mutig zur Hilfe bot/Ein Häuflein Männer zur Schale springt/‘Gott half mir immer’ der Steiger ruft/und dringt hinein in die dräuende Gruft/Sie sehen ihn stürzen, vom*

*Gifte gefasst/Da stürmen sie nach, sie fassen die Last/sie eilen zur Schale mit taumelnden Schritt/doch neben ihnen der Tod eilt mit!/Hinein in die Schaleempor zum Licht- der Steiger fuhr seine letzte Schicht“.*

Max Rieger schuf auch kleinere literarische Formen, die gewisse Dinge des Lebens auf den Punkt brachten. Sie haben ihre Geltung erstaunlicherweise auch noch heute, in der Zeit der Inhalte, nicht verloren: „*Man sieht, ob eine Mühle taugt/dran, wie sie mahlt, nicht wie sie klappert/Wenn einer spricht, beachte wohl/das, ,was’ er sagt, nicht ,wie’ er plappert*“.

Max Niedurny brachte im Mai 1904 das Bild Oberschlesiens, so wie es damals trotz aller Probleme war, in die Form eines Gedichtes: „*In meiner Heimat fern im Ost/Im Oberschlesierland/Da steht manch’ Kreuz und heil’ges Bild/Am Weg und Feldesrand//Und wenn in Blüten steht die Welt/und blau der Himmel lacht/Dann wird dem frommen Zeichen stets/Ein duft’ger Schmuck gebracht/Am Abend nach des Tages Last/Wann still der Mond aufzieht/singt dort der Oberschlesier fromm/Ein geistlich Abendlied//Du, Fremdling, spotte nicht des Sinns/Des frommen hier zu Land/Es schlingt um Heimat, Thron und Gott/Der Sinn ein festes Band//So lang des Oberschlesiers Hand/Noch schmückt solch Heiligtum/So lang bleibt frei er von der Sucht/nach falschem Glück und Ruhm//Drum wandre in der Heimat ich/Und seh’ die Bilder steh’n/Dann wünsch’ ich innig solcher Sinn/Möcht’ nimmer untergeh’n*“.

Im Alter von 31 Jahren kam Max Niedurny auf seiner beruflichen Wanderung durch Oberschlesien als Rektor an die Volksschule in Tichau im Kreis Pleß. Hier geba am 24. Mai 1909 seine Ehefrau Rosina Gertrud Niedurny, geb. Frost, die Tochter Dorothea, die später Studienassessorin im Raum Oppeln wurde. Das Ehepaar Niedurny bekam später noch die Tochter Johanna, die als Gewerbeoberlehrerin tätig war.

Ab dem 1. Oktober 1909 war Max Niedurny Rektor der Knabenvolksschule in seiner Geburtsstadt Tarnowitz. Neben der Leitung dieser Schule mit über 1100 Schülern fand er noch die nötige Zeit für seine literarische Betätigung. Ein Schwerpunkt in seinen Buchpublikationen blieb das Thema Jugend. Schon 1903 schrieb er das Märchen „Der Osterhase“, dem 1906 „Max, unser Kronprinz. Ein Gedenkbuch für Deutschlands Volk und Jugend“ folgte. In seiner Tarnowitzzeit gab er 1911 die Erzählungen „Schlichte Grüße“ und 1912 „Im Bürgerrock und Fürstenkleid“ sowie „Im Jugendheim“ heraus. 1913 veröffentlichte er „Gib acht! Kurze Anstandslehre für die werktätige Jugend“.

Die literarischen und pädagogischen Leistungen von Max Niedurny blieben nicht unbemerkt. 1914 befasste sich die Zeitschrift „Die Volksbücherei in Oberschlesien“ mit dem Thema Jugendliteratur. Bei aller Achtung für die Bücher älterer Dichtergenerationen blickte man voller Erwartung auf die Publikationen

jüngerer Autoren: „*Unser Verbandsverzeichnis enthält schon eine ganze Reihe neuerer Werke von Frieben, Sabel, Niedurny u.a. Gerade daß sich Lehrer, und zwar oberschlesische Lehrer, an diesem Werke der Jugend- und Volksbildung besonders beteiligen, gibt schon eine gewisse Gewähr, daß die Erzählungen unserem Volke angepaßt sein werden. Wir wollen hoffen, daß die Lesapraxis ihnen recht gibt. Dann wird später reichlich Gelegenheit sein, die älteren Werke, die z.T. nach mancher Richtung hin veraltet erscheinen, durch jüngere zu ersetzen*“.

Das wurde später aber anders, als es sich die Redaktion der „Volksbücherei“ und Max Niedurny vorgestellt hatten. Es kam der Krieg. 1917 veröffentlichte Niedurny im Dezemberheft der Zeitschrift „Oberschlesien“ eine literarische Skizze mit dem Titel „Opfer“. Sie war wie eine Chronik des Krieges und wie eine Hoffnung auf eine gute Zukunft. Oberschlesien wurde zwar nicht von einem Feind erobert, aber der Sohn des Bauern, von dem in dieser Skizze die Rede ist, war an der Front gefallen. Der ganze Lebenssinn des alten Bauern war sein Enkel und das Pflügen der Heimatscholle zusammen mit ihm gewesen.

Der Krieg war beendet, aber die Nachkriegszeit war unruhig, auch in Oberschlesien. Hier ging es zusätzlich darum, die Zukunft dieses Landes zu klären. Es gab in dieser Hinsicht am Anfang mehr als zwei Optionen. Die Zeitschrift „Oberschlesien“ erschien nicht mehr, die Zeitschrift „Der Oberschlesier“ wurde geboren. Anfang Februar 1920 veröffentlichte sie Niedurnys Artikel „Mein Oberschlesien“. In einer metaphorischen Form sprach sich Max Niedurny darin für die Bildung eines Freistaates Oberschlesien aus, dessen Zukunft die beiden in der Handlung des Artikels vorkommenden wohlmeinenden Nachbarn das Beste wünschten.

Max Niedurny nahm in der Abstimmungszeit kurzfristig die Geschäfte des Kreisschulrats wahr. Er wurde auch zum Stadtverordneten von Tarnowitz gewählt. Nach der Teilung Oberschlesiens Mitte 1922 befand sich Tarnowitz in der polnischen autonomen Wojewodschaft Schlesien.

Max Niedurny übersiedelte nach Westoberschlesien. Am 1. Juli 1922 übernahm er die Leitung der Gleiwitzer Volksschule VI. Er betätigte sich auch weiterhin literarisch und publizierte in der Kulturzeitschrift „Der Oberschlesier“ sowie in vielen heimatkundlichen Zeitschriften. Dazu kamen weitere Buchveröffentlichungen. Auf diese Art und Weise pflegte er die Kenntnisse über seine Heimat unter neuen gesellschaftlichen Umständen. Von 1924 bis 1935 gab er den „Oberschlesischen Jugendfreund“ heraus, eine Halbmonatsschrift mit Kinder- und volkstümlichen Texten. Einige von ihnen wurden in Lesebücher übernommen. Im Zeitraum zwischen 1929 und 1931 betreute er den oberschlesischen Schulfunk und versuchte, die Jugend durch den Rundfunk auch mit eigenen Beiträgen unterhaltsam zu erziehen.

Als echter Sohn der freien Bergstadt Tarnowitz förderte er die Kenntnisse über das Leben und die Arbeit der Bergleute. Schon 1902 hatte er ein Bergmannsliederbuch mit dem Titel „Allerlei Weisen für Schlägel und Eisen“ herausgegeben, das im Lauf der Jahre mehrmals ergänzt und wieder aufgelegt worden ist. Niedurny wurde als fruchtbarster oberschlesischer Bergmannsliederdichter angesehen.

Man kann nicht sagen, dass Max Niedurny zu wenig über Oberschlesien und für Oberschlesier geschrieben hätte. Trotzdem hielt die Kulturzeitschrift „Der Oberschlesier“ es für sinnvoll, 1921 an ihn zu erinnern, weil die Oberschlesier oft zu wenig von ihren literaturschaffenden Landsleuten und ihren Werken wussten. Diesen Artikel über den oberschlesischen Heimatdichter Max Niedurny verfasste ein anderer Heimatdichter, nämlich Paul Grabowski, der unter anderem schrieb: „*Innige Heimatliebe ist ein Grundzug im Wesen des Oberschlesiens. Dieses tiefe, starke Heimatgefühl hat nicht zum wenigsten in den Werken der oberschlesischen Dichter und Schriftsteller, - und ihrer ist eine stattliche Reihe! – seinen Niederschlag und künstlerischen Ausdruck gefunden. Jede echte, wahre Kunst wurzelt im Nährboden der Heimat. Aus ihr schöpft der Dichter seine Motive und Gedanken, seine Bilder und Gestalten. Heimatkunst ist das Schlagwort, ist der laute Ruf der Gegenwart. In Oberschlesien ist dieser Ruf nicht ungehört verhallt: Oberschlesiersöhne bescherten uns bereits eine Fülle von Werken, die echte Heimatgaben sind, durchweht von starker Heimatliebe und tiefem Erfassen und Verstehen unserer völkischen Eigenart. Ein echter Heimatdichter, ein ‚Bodenständiger‘ im wahrsten Sinne des Wortes, durch dessen Veröffentlichungen Erdgeruch und Schollenduft weht, Lerchenjubel und Hirtengesang klingt, das vielgestaltige Leben und Treiben in Grube und Hütte, Handel und Wandel unseres regsame Oberschlesianderandes dröhnt und stampft, - ist Max Niedurny*“.

Am 1. Oktober 1937 ging Rektor Max Niedurny, der Jugenderzieher mit dem goldenen Kindesherzen, in den Ruhestand, den er nicht allzu lange genoss, denn er starb am 15. Januar 1940 in Gleiwitz. Soeben haben Sie, liebe Leser, einen Beitrag zur Erinnerung an den Lehrerdichter Max Niedurny gelesen. Damit haben Sie heute Ihre Kenntnisse über Oberschlesien gepflegt und erweitert. Vielleicht regt der Artikel Sie an, das Wissen über unsere Heimat weiter zu vertiefen.

### **Reformationstag 2017**

Fünf Jahrhunderte bilden ein Viertel unserer Zeitrechnung. Es passierte viel in den ersten fünfzehn Jahrhunderten. Aus der Welt der Antike entstand allmählich das christliche Europa mit seinen Völkern und Sprachen. Vor ungefähr 1000 Jahren trennten sich die Wege der katholischen und der orthodoxen Kirche. Am 31.

Oktober 1517 brachte Martin Luther 95 Thesen an die Tür der Schlosskirche in Wittenberg an. Die Stunde der Reformation hat geschlagen.

Die protestantische Glaubenslehre verbreitete sich schnell vor allem im Mittel- und Nordeuropa und führte mit der Zeit zur Gründung unterschiedlicher protestantischen Kirchen. Der Protestantismus war nicht nur ein religiöser Faktor, sondern im gewissen Sinne auch ein Katalysator der politisch-gesellschaftlichen Prozesse in ganz Europa und darüber hinaus.

Anfang des 20. Jahrhunderts war die Stellung der evangelischen Kirche in Deutschland wahrscheinlich auf dem Höhepunkt. Eine Vormachtstellung wie früher in Preußen war es allerdings nicht mehr, es gab auch Länder mit der eindeutigen katholischen Mehrheit.

Aber nicht ohne Grund veröffentlichte zu dieser Zeit Max Weber sein bekanntestes Werk mit dem markanten Titel „Die protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus“ in dem er schrieb: „*Ein Blick in die Berufsstatistik eines konfessionell gemischten Landes pflegt, mit relativ geringen Abweichungen und Ausnahmen, eine Erscheinung zu zeigen, welche in den letzten Jahren mehrfach in der katholischen Presse und Literatur und auf den Katholikentagen Deutschlands lebhaft erörtert worden ist: den ganz vorwiegend protestantischen Charakter des Kapitalbesitzes und Unternehmertums sowohl, wie die oberen gelernten Schichten der Arbeiterschaft, und namentlich des höheren technisch oder kaufmännisch vorgebildeten Personals der modernen Unternehmungen. Nicht nur das, wo die Differenz der Konfession mit einem Unterschied der Nationalität und damit des Grades der Kulturentwicklung zusammenfällt, wie im deutschen Osten zwischen Deutschen und Polen, sondern fast überall da, wo überhaupt die kapitalistische Entwicklung freie Hand hatte, die Bevölkerung nach ihren Bedürfnissen sozial umzuschichten und beruflich zu gliedern, - und je mehr dies der Fall war, desto deutlicher, - finden wir jene Erscheinung in den Zahlen der Konfessionsstatistik ausgeprägt.[...] Die geringere Beteiligung der Katholiken am modernen Erwerbsleben in Deutschland ist nun aber um so auffallender, als sie der sonst in der Gegenwart so häufig gemachten Erfahrung zuwiderläuft, daß nationale oder religiöse Minderheiten, welche als ‚Beherrschte‘ einer anderen Gruppe als der ‚herrschenden‘ gegenüberstehen, durch ihren freiwilligen oder unfreiwilligen Ausschluß von politisch einflußreichen Stellungen gerade in besonders starkem Maße auf die Bahn des Erwerbes getrieben zu werden pflegen, daß ihre begabtesten Angehörigen hier den Ehrgeiz, der auf dem Boden des Staatsdienstes keine Verwertung finden kann, zu befriedeigen suchen. So verhält es sich heute unverkennbar mit den in zweifellosem ökonomischen Fortschreiten begriffenen Polen in Russland und Preußen – im Gegensatz zu dem von ihnen beherrschten Galizien -, so früher mit den Hugenotten in Frankreich unter Ludwig XIV., den*

*Nonkonformisten und Quäkern in England und – last but not least – mit den Juden seit zwei Jahrtausenden. Aber bei den Katholiken in Deutschland sehen wir von einer solchen Wirkung nichts oder wenigstens nichts in die Augen Fallendes, und auch in der Vergangenheit haben sie weder in Holland noch in England in den Zeiten wo sie entweder verfolgt oder nur toleriert waren, irgendeine besonders hervortretende ökonomische Entwicklung aufzuweisen. Der Grund des verschiedenen Verhaltens muß also der Hauptsache nach doch in der inneren Eigenart, nicht in der äußeren historisch-politischen Lage der Konfession gesucht werden“.*

Die Reformation erreichte relativ schnell auch Schlesien, das sich damals in Grenzen des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation befand. Die Reformationsideen kamen nach Schlesien aus dem benachbarten Sachsen und fanden hier eine positive Resonanz. 1519 druckte man in Breslau einige reformatorische Schriften nach, 1520 wurden Luthers Anhänger offiziell in den Dokumenten der Stadt erwähnt.

In Oberschlesien wurde das Herzogtum Jägerndorf kurz nach 1524 evangelisch. Die weitere Verbreitung der Reformation fand in Oberschlesien auf den Ebenen der Landesfürsten, der Städte und des Landesadels. Im Laufe der Reformationszeit wurde die Mehrheit der oberschlesischen Städte und Dörfer evangelisch.

Diese Verhältnisse änderten sich nach der Gegenreformation. Auf dem Gebiet des späteren Preußisch-Oberschlesiens bedeutete sie „*eine völlige, auch innerliche Rekatholisierung. Sie trat schärfer ins Bewußtsein, als mit der Industrialisierung des 19. Jhs. eine neue evangelisch-deutsche Schicht ins Land kam, welche die wirtschaftliche und kulturelle Führung übernahm. Jetzt kombinierte sich mit dem sozialen und sprachlichen Gegensatz auch der Konfessionelle und stärkte die betont katholische Haltung der oberschlesischen Grundschicht. Dies wurde auch politisch von erheblicher Bedeutung. Im Inneren des Teschner Schlesien dagegen blieb die starke, geschlossene evangelische Minderheit erhalten, die durch die Kämpfe und Leiden der Gegenreformation geprägt und in ihrem Glauben gestählt war. Twardy jak Luter z pod Cieszyna, hart wie ein Lutheraner um Teschen, wurde ein geflügeltes Wort. In den Volkstumskämpfen des 19. Jhs. ist dieser Protestantismus kulturell und politisch führend hervorgetreten, teils in Verteidigung der Verbundenheit mit dem deutschen Mutterland der Reformation, teils in der Erweckung eines polnischen Nationalbewusstseins bei den Teschner Schlesiern*“.

Wenn ein Jubiläum je hundert Jahre begangen wird, da findet es in einem veränderten politischen, gesellschaftlichen, kulturellen und religiösen Umfeld

statt. So kann die Gedenkfeier des Reformationstages als Spiegel der Geschichte betrachtet werden, auch in unserer oberschlesischen Heimat.

Über die zwei ersten Jubelfeieren des Reformationstages 1617 und 1717 in Oberschlesien gibt es kaum Quellenmaterial. Es ist anzunehmen, dass der Reformationstag gefeiert wurde, aber nicht öffentlich. 1817 befand sich Oberschlesien schon in einer neuen Wirklichkeit. Größtenteils war es jetzt im protestantischen Preußen. So kam es selbstverständlich zur Wiederbelebung oder Gründung der evangelischen Gemeinden – auch dank der friderizianischen Politik der Kolonisation.

Ausführliche Informationen über das Begehen des dritten Jubelfestes der Reformation 1817 liefern uns aber Berichte aus Bielitz, also aus dem Österreichisch-Oberschlesien. Zum ersten Mal durfte der Reformationstag in dem Kaiserreich der Habsburger öffentlich gefeiert werden.

Die Vorbereitungen zu dem Reformationstag begannen am 1. November 1817 mit einer deutschen Beichte, Kommunion und einer Andacht an denen die Mitglieder der evangelischen Gemeinde aus Bielitz und Umland zahlreich teilnahmen. Anschließend fing der Gottesdienst in polnischer Sprache, auch mit Beichte und Kommunion sowie der Konfirmation der polnischen Katechumenen an. Am Nachmittag hielt man mit der Deutschen Schuljugend eine Katechisation über den christlichen Glauben.

Der Reformationstag wurde feierlich am nächsten Tag im teilweise renovierten und würdig geschmückten Gotteshaus begangen. Das Portal der Haupttür der Kirche stellte einen Genius vor, der in der rechten Hand ein Brustbild des Kaisers Joseph II. mit der Inschrift in lateinischer Sprache „Dieses Gotteshaus gab uns der Kaiser Joseph der Zweite“, hielt. An der Ausschmückung der Kirche arbeiteten tagelang vor allem Frauen und Mädchen. Der Altar und die Säulen waren mit grünem Laubwerk und Blumengirlanden geschmückt. Vor dem Eingang des Altars war ein grüner, mit Blumen umwundener Bogen gespannt. Auf dem zweiten Chor hinter dem Altar, wo die Tuchmachergesellen saßen war durch sie das Geländer mit einem Tuch mit folgender gestickten Inschrift behangen „Dem Andenken des auch in zu Bielitz am 2. November 1817 gefeierten dritten Secularfestes der Reformation“.

Der Gottesdienst in deutscher Sprache begann um halb 8 Uhr mit der Beichte und Kommunion, die zwei Stunden dauerten. Danach zog man feierlich unter dem Geläut der Schulglocke in die Kirche. Vorne gingen über 300 Schulkinder mit ihren Lehrern, gefolgt von zwei Predigern, welche die heiligen Gefäße und die Bibel auf einem speziell angefertigten Polster trugen. In nächsten Reihen, das Kreuz tragend, schritten die Vorsteher, die Honorationen und die Ausschussglieder der

Gemeinde. Die heiligen Gefäße, die Bibel und das Kruzifix wurden auf den mit sechs Wachskerzen beleuchteten Altar hingestellt.

Anschließend wurden Psalme gesungen und eine Predigt über Psalm 126 gehalten, in der der Festprediger betonte: „*Der Geist des Protestantismus fordert Achtung der Gewissensfreiheit und, so wie wir uns ihres Genusses freuen, so sollen wir es uns zur heiligen Pflicht rechnen, die Gewissensfreiheit auch anderer Glaubensgenossen, besonders derjenigen, die zur Kirche des Landesherrn und des Staates gehören, in Ehren zu halten und ihnen mit Achtung, mit Liebe und Verträglichkeit nicht nur entgegen, sondern zuvor zu kommen*“.

Danach sangen die Versammelten „Herr Gott, dich loben wir“ und der Pastor taufte drei Kinder, segnete sieben Wöchnerinnen und traute ein Paar. Gegen halb 14 Uhr war der Gottesdienst beendet. Eine Stunde dauerte dann der polnische Gottesdienst. Danach begann der deutsche nachmittägige Gottesdienst, der bis 17 Uhr dauerte. Die Andacht beendete die kirchliche Feier des Jubelfestes, an dem mehr als 1300 Protestanten die Kommunion empfingen. In dem Bielitzer Bürgerspital wurden zwölf evangelische und zwölf katholische alte Menschen an einer gemeinschaftlichen Tafel mit vier Speisen bewirtet. Während des Jubelfestes sammelte man auch Geld für verschiedene evangelische Fonds.

Es vergingen 100 Jahre, in denen viel passiert war. Vor allem der technische Fortschritt wurde immer schneller. Viel war es auch für den Reformationstag 1917 geplant, aber nicht alles konnte unter Umständen zustande gebracht werden.

Der Bielitzer Pfarrer Richard Wagner schrieb anlässlich des vierten Jubelfestes der Reformation in seiner Gemeinde als Einleitung zu seinem Festbericht diese Worte: „*Der Chronist der kleinen Stadt Eilenburg in Sachsen, der Geburtsstadt Martin Rinkarts, des Dichters des Friedensliedes ,Nun danket alle Gott', hat vor hundert Jahren seinen Festbericht über die dritte Reformations-Jubelfeier im Jahr 1817 mit folgendem, im Geiste jener Zeit gedachten Wunsch geschlossen: ,Wenn das Jubelfest über 100 Jahre wieder gefeiert wird, so gebe der barmherzige Gott, daß alsdann dieses unter recht glücklichen Zeitumständen geschehe und vornehmlich auch die hiesige Stadt von lauter solchen Menschen bewohnt werden möge, die auf einer sehr hohen Stufe von Geistes- und Herzens-Veredelung stehen und alle, vom Vornehmsten bis zum Niedrigsten, sehr einsichtvolle, gläubige und fromme Christen sind'. Dieser Wunsch des Chronisten ist – im Allgemeinen und wohl auch im Besonderen – nur frommer Wunsch geblieben*“.

In Bielitz begann im Hinblick auf den Reformationstag die Festwoche schon am 25. Oktober 1917. Der 31. Oktober war in Bielitz auch die Lutherhuldigungsfeier mit einer imposanten Kundgebung auf dem Kirchplatz vor dem Lutherdenkmal. Die Festwoche ging zu Ende am 4. November mit einem Gottesdienst in der

Kirche. Es gab auch ein reiches Begleitprogramm mit verschiedenen Veranstaltungen.

In der deutschen Provinz Schlesien bildete das vierhundertjährige Reformationsjubiläum für die evangelische Kirche ein sehr bedeutsames und mit Hingabe begangenes Gedenkfest. Deswegen gab im Oktober 1918 das Königliche Konsistorium in Breslau eine Publikation über den Verlauf der Gedenkfeiern in Schlesien heraus, um sie so als eine Erinnerung für spätere Zeiten festzuhalten.

Nicht nur in Schlesien musste man bei den Gedenkfeiern Rücksicht auf die Zeitumstände nehmen. Nur die einzelnen Gemeinden und Kirchenkreise konnten in Gottesdiensten und Vorträgen, mit vorbereiteten Maßnamen und tätiger Sammelarbeit ihr eigenes Fest feiern. An der Front waren nicht nur viele Mitglieder der evangelischen Gemeinden aber auch die Geistlichen. Auf allgemeine an den Lutherstätten in Wittenberg und Wartburg geplante Gesamtfeiern deutscher Protestanten musste auch verzichtet werden.

In Schlesien gab der Sonntag am 28. Oktober den Anfang der Festwoche. Der eigentliche Rütttag war der 30. Oktober, mit vielen Vorfeiern, Errichtung der Ehrenpforten und dem Schmücken der Kirchen. Vor Beginn der Gottesdienste fand in der Mehrzahl der Dörfer und in vielen Städten ein Festzug statt. In einzelnen Stadtkirchen vereinigten sich über 3000 Protestant. Die Nachfeiern beging man vielerorts bis Luthers Geburtstag am 10. November.

So wurde die Gedenkfeier der Reformation vor allem in Niederschlesien gestaltet. Über den Verlauf des Reformationstages in unserer Heimat kann man Folgendes lesen: „*In der oberschlesischen Diaspora ist gleichfalls das Reformationsjubiläum unter großer Anteilnahme aller evangelischen Kreise begangen worden. Geistliche und Laien arbeiteten einmütig für die Zurüstung. In Ludwigsthal, Kreis Beuthen, stellte der Ortsfarrer den weit entfernt wohnenden Kindern für den Besuch des Kindergottesdienstes sein eigenes Fuhrwerk zur Verfügung, in mehreren Gemeinden trug der Rezitator Kärgel aus Weißwasser Abschnitte der Lienhardschen Lutherfordichtung vor. Am 2. November fand in Gleiwitz für sämtliche männlichen Jugendvereine des Kirchenkreises eine gemeinsame, höchst eindrucksvolle Reformationsfeier statt. Die Festgottesdienste waren oft überwältigend besucht. Aus Leobschütz wurde berichtet: Obwohl das Gotteshaus mit seinen 730 Sitzplätzen für die etwa 1400 Seelen, die sich aus Stadt und Land nach Leobschütz halten, für gewöhnliche Zeiten mehr als geräumig ist, wies es doch einen Besuch auf, wie es ihn wohl noch niemals gesehen hatte, und konnte die Zahl der Erschienenen kaum fassen. Auch in Ratibor beteiligten sich am Vormittagsgottesdienst über 1300 Personen, am Jugendgottesdienst in Königshütte über 2000 Kinder. Aus Gleiwitz wurde geschrieben: Die Ausschmückung der Kirche war von der Stadtleitung erbeten, bewilligt und in*

*besonders prächtiger Weise durchgeführt worden. Girlanden umkränzten die drei Haupteingangspforten, Tannenbäume flankierten die Treppe und umsäumten weithin den Zaun des Kirchengartens. Wundervolle Palmengruppen von gewaltigem Ausmaß entzückten das Auge des Beobachters rechts und links vom Altarraum. Aus ihnen hervor blickten die weißen Büsten der Reformatoren. Wenn Festzüge stattfanden, waren sie in den Städten gut besucht. Am mächtigsten aber gestaltete sich die Beteiligung an den Gemeindeabenden. In Ratibor war die Fülle geradezu beängstigend. Die Zahl der Anwesenden betrug sicher nicht unter 1700. Übrigens wurde aus dem Kirchspiel Roschkowitz erwähnt, daß kaum ein einziges Gemeindeglied an keiner Feier teilgenommen habe, und aus Kreuzburg wurde berichtet, daß die Zahl der Kirchenbesucher am 31. Oktober 1772 Personen betragen habe. Wo die Abendmahlsfeier in den Hauptgottesdienst selbst aufgenommen war, hatte auch sie ein erfreuliches Ergebnis; so beteiligten sich in Peiskretscham an ihr ein Drittel, in Tost sogar die Hälfte der Gemeinde. Der Ertrag der Festsammlungen und Feststiftungen war besonders durch die Gaben der oberschlesischen Fürsten und Großindustriellen sehr beträchtlich. Die Kirchenkollekte des 31. Oktober erreichte beispielsweise in der Diözese Pleß die Höhe 1959,11 Mark, in der Diözese Kreuzburg sogar die Höhe von 1959,13 Mark, wobei aber besondere Einzelspenden mitgezählt sind. Daß einzelne dieser Stiftungen in besonders feierlicher Weise übergeben wurden, wie in Lipine ein Lutherbild während des Festgottesdienstes oder in Laband eine beim Gottesdienst festlich enthüllte Lutherstatue, konnte nur ihren Wert erhöhen.*

*Und so gilt auch für das vorwiegend katholische Oberschlesien die erfreuliche Tatsache, daß die altbewährte Treue evangelischer Diaspora sich beim Reformationsjubiläum aufs schönste und vielfältigste neu bezeugte und die Gedenktage wirkliche Festtage alle Kreise der Kirchspiele bildeten; in Konstadt hatten z.B. auch Juden und Katholiken ihre Geschäfte geschlossen, im Kattowitzer Stadttheater wurde Schönherrs ‚Glaube und Heimat‘ aufgeführt. Wer gerade in den Grenzbezirken unserer Provinz die Wittenberger Gedenktage im Weltkrieg erlebte, wird ihr Andenken unvergessen halten“.*

So war es tatsächlich. Während der Festwoche des Reformationstages 1917 brachten die oberschlesischen Protestanten Beachtliches und Wertvolles zustande. In Schwientochlowitz wurde ein Traubibelfonds begründet, in Beuthen Paramente und in Laurahütte Abendmahlsgeräte gestiftet, in Schlesiergrube eine Diakonissenstation eröffnet. In Antonienhütte, Borsigwerk, Roszin und Nikolai nagelte man Reformationsschilde. In Myslowitz beschloss man eine Friedhofskapelle zu errichten. In Kattowitz brachte man für einen Orgelbaufonds 4000 Mark auf.

Pfarrer Richard Wagner beendete seinen Festbericht im Jahr 1917 mit den Worten: „Glückauf dereinst zum 5. Jubelfest der Lutherischen Reformation!“. Es vergingen 100 Jahre, in denen viel passiert ist.

### **Heinrich Schyma**

Wenn man 45 Jahre in einer bestimmten Region lebt und sich auch für ihre Kultur einsetzt, kann man viele einschlägige Erfahrungen sammeln und durch sie geprägt werden. Wenn jemand 30 Jahre später eine Publikation über die verschiedenen gesellschaftlichen und kulturellen Aspekte seines früheren Wirkungsortes veröffentlicht, dann ist er sicherlich berechtigt, ein Fazit zu ziehen.

Dieses hat im Jahr 1974 Heinrich Schyma in seinem Hauptwerk über das ihm nahestehende Miechowitz bei Beuthen getan. Das Buch trägt den langen Titel: „Das oberschlesische Industriedorf Mechtal/Miechowitz (Kr. Beuthen OS) in seinem kommunalen, sozialen und kulturellen Leben zwischen den beiden Weltkriegen (1919-1939). Eine dokumentarische Berichterstattung“. Die Publikation erschien nicht in seiner oberschlesischen Heimat sondern in Dortmund und war Ludwig Chrobok gewidmet.

Es konnte nicht anders sein, denn 1945 erlebte Oberschlesien eine weitere Zäsur in seiner Geschichte. Nach Jahrhunderten gehörte das ganze Land jetzt nicht mehr zum deutschen Kulturkreis an. Schyma verstand deswegen die Aufgabe seiner Publikation als eine Kunde von seiner engeren Heimat, die sich jetzt unter anderen sprachlichen und kulturellen Bedingungen entwickelte, auch wenn hier weiterhin noch viele autochthone Oberschlesier lebten. Bis 1974 verließen jedoch viele von ihnen die Heimat Richtung Westen. Einige wollten ihre nationale und kulturelle Identität nicht verlieren, andere versprachen sich einfach ein besseres Leben in der sozialen Marktwirtschaft.

Schyma schrieb aus diesem Grunde in aufklärender Weise über seine Heimat: „Das Schicksalsjahr 1945 hat das kulturelle Gesicht Oberschlesiens grundlegend verändert. Weil Leben einmalig ist, kann auch kulturelles Leben nicht wiederholbar sein. Das, was vor 1945 in O/S ersonnen, geschaffen, gedichtet und gesungen, erlebt und gefeiert, übernommen und tradiert wurde, ist zu einem historischen Faktum geworden. Darum soll ein Teil davon festgehalten werden. Unbestritten hoch war das Niveau der Industriestädte. Aber beim oberschlesischen Industriedorf mußten oft falsche Ansichten korrigiert werden. Verkannt und missachtet zu werden, schien sein Schicksal zu sein. Manche meinten, Denken und Tun des Arbeiters seien rein konsum-orientiert gewesen. Dazu kam, daß ein erheblicher Teil der Bergarbeiter zweisprachig war oder sich des oberschlesisch-polnischen Dialektes bediente. Diese und andere Gründe ließen

*Kritiker annehmen, es hätte hier eine Kultursenke bestanden. Daß die Wirklichkeit viel besser aussah, wissen alle Bewohner der Industriedörfer".*

Heinrich Schyma war kein gebürtiger Miechowitzer. Er kam am 5. Juli 1900 in Roßberg bei Beuthen zur Welt. Nach seiner Geburt zog sein Vater, der ein Grubenbeamter war, mit seiner zahlreichen Familie nach Karf um, das die Nachbargemeinde von Miechowitz war.

So wuchs Heinrich Schyma in Karf auf, aber auch Miechowitz war ihm gut bekannt. Er entschied sich, Lehrer zu werden. Er besuchte 1914 die Präparandie und anschließend das Lehrerseminar in Tarnowitz, das er am 31. Januar 1920 absolvierte, und begann als Lehrer in Scharley bei Deutsch-Piekar zu arbeiten.

Nach drei Monaten fiel für Schyma sein weiteres Leben bestimmende Entscheidung, indem er in die 1913 erbaute sehr moderne Schule III in Miechowitz versetzt wurde. Im März 1923 legte er an ihr seine zweite Lehrerprüfung ab. Als junger Lehrer war er viel beschäftigt. Bis 1933 leitete er in Miechowitz die Mannschaft „Preußen 23“ der Deutschen Jugendkraft und war auch Vorsitzender der Katholischen Jugendvereinigung der örtlichen Kreuzkirche. Im Privatleben war er mit der aus Karf stammenden Gertrud Nowak verheiratet und Vater von zwei Söhnen.

Seit seiner Anstellung in Miechowitz beteiligte er sich rege an der Arbeit im Bereich der Heimatkunde. Er war ein sehr aktives Mitglied der wahrscheinlich im Januar 1921 von dem Lehrer Ludwig Chrobok gegründeten Miechowitzer Ortsgruppe der Arbeitsgemeinschaft für oberschlesische Volkskunde. Er beteiligte sich auch am Aufbau und an der Gestaltung der Miechowitzer Heimatstube. Ergebnisse seiner heimatkundlichen Recherchen veröffentlichte er in Form von Artikeln in der Beuthener Presse.

Im August 1925 veröffentlichte Schyma auf Anregung der führenden Personen der „Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft Miechowitz“ die Publikation „Bausteine zur Heimatkunde von Karf“ als Festgabe zum 50jährigen Bestehen der Gemeinde. Die 64-seitige Jubiläumsschrift sollte nach Absicht des Verfassers zugleich dem heimatkundlichen Unterricht dienen. Manche Tatsachen über Karf ließen sich dabei auf das ganze oberschlesische Industrievier beziehen, was der Autor selbst auch so sah: „Vor etwas mehr als 100 Jahren noch eine Kolonie mit den Bewohnern von vier kleinen Häuschen - heute eine Gemeinde mit 6900 Bürgern. Gewiß ein gewaltiges Wachstum, wie es nur in der Industriegegend vorkommen kann. Dadurch wird aber die Besiedlungsgeschichte Karfs typisch für die vielen Orte des Industriebezirks. Der Erzbergbau brachte die ersten Bergmannssiedlungen. Im Gegensatz zum heutigen Industriearbeiter hatte der Bergmann der ersten Zeit Besitztum und war bodenständig. Dann kam der

*Steinkohlenbergbau, der erst die starke Zuwanderung brachte und Karf zum Großdorf meistens besitzloser Industriearbeiter mache".*

Über die demographische Entwicklung in Oberschlesien und somit auch in Karf konnte Positives berichtet werden: „*Das oberschlesische Volk hat das Erbe seiner Väter, nämlich ein reiches Wachstum aus sich heraus, bis in die letzte Zeit treu bewahrt. Das ist bewunderungswert, wenn man an die Schwierigkeiten tausendfacher Art denkt, an den geringen Verdienst, die unzureichenden Wohnungen und die übrigen Teile der großen Not. Diese Erscheinung zeigt, daß Kraft in unserem Volke wohnt, die Kraft eines gesunden Naturvolkes*“.

Schyma beschäftigte sich auch mit der aus vielen Elementen gestalteten Eigenart der oberschlesischen Gemeinschaft in einer sich ständig verändernden Heimat. Diese Heimat wurde aber immer komplizierter, und auch die Oberschlesier und ihre gemeinsame Eigenart wurden immer komplexer: „*Bald in der ersten Zeit fanden sich neben Alt-Miechowitzern fremde Zuwanderer, meist Bergarbeiter, ein. Nach und nach traten die nötigen Handwerker und Geschäftsleute hinzu. Im Laufe der Zeit kamen auch mehrfach polnische Einwanderer, z.T. wohl Flüchtlinge, herein, deren Nachkommen heute noch hier leben. Eine neue Änderung erfuhr der Zustand der Bevölkerung in der letzten Zeit durch die Abtretung Ostoberschlesiens. Aus diesem Teile kamen 188 Verdrängte in unseren Ort, um hier ihre zweite Heimat zu finden. Nach Miechowitz war ursprünglich alles in Karf orientiert: Gemeindeverwaltung und -politik, Kirche, Schule, das gesamte kulturelle Leben. Nun wurde Karf selbstständig. Es übernahm große Aufgaben. Neben manchen der wichtigsten eine: ein Volk im Kleinen, eine echte Dorfgemeinschaft zu werden. Aber ehe noch diese Aufgabe gelöst war, rückte die allgewaltige Industrie in unmittelbare Nähe des Ortes. Sie warf fremde Arbeitermassen ohne Scholle und Heimat hierher. Sie entwurzelte das Heimatgefühl dort, wo es noch bestanden hatte. Aber sie gab Brot. Das war und ist ihr Segen! Doch sie macht es nicht leicht. Und der stete Kampf ums tägliche Brot, der Kampf um Leben oder Tod erstickte Zartheit und Feingefühl. Er schlug eine Bresche in den Zusammenhang der Menschheit. Es entstand die soziale Kluft mit allen ihren furchtbaren Folgen. Dran kranken wir alle. Ein zweiter Spalt durchschneidet das oberschlesische Volk und damit unser Dorf: die verschiedene Sprache und Abstammung. Er hat, künstlich vertieft und erweitert, in den letzten Jahren Haß und Brudermord gestiftet. Dieser Zwiespalt hat sich im gesamten politischen Leben gezeigt. Er drang wie ein Spaltpilz selbst in die geheiligten Gebiete der Religion und hat manches Gute, das in unserer Gemeinde hätte geschaffen werden können, unterbunden*“.

Ein anderes Betätigungsgebiet von Heinrich Schyma waren der freiwillige Werkunterricht und die Klassenzimmertechniken. Er bildete sich in diesem

Bereich weiter. Im März 1928 bestand er in Köln die Werklehrerprüfung, im Mai 1929 in Oppeln die Mittelschullehrerprüfung und im März 1930 die Hilfsschullehrerprüfung in Halle/Saale. Dazu wurde er 1933 Flugmodellbauer sowie Modellbau-Sachbearbeiter. Außerdem führte er Sprachheilkurse durch und erteilte kurze Zeit Blindenunterricht.

1933 arbeitete Heinrich Schyma in Verbindung mit anderen Freunden des werkundlichen Unterrichts in Oberschlesien bei der Publikation „Werkarbeit in Oberschlesien“ mit. Hauptmitstreiter war dabei sein Kollege Paul Kytzia junior, der mit ihm am selben Tag das Tarnowitzer Lehrerseminar absolviert hatte. Dieser wurde am 14. August 1898 in Roßberg geboren und unterrichtete 1933 in der katholischen Volksschule XIII in Beuthen. Seine Werklehrerprüfung legte er 1924 in Hildesheim ab.

Die Idee eines Werkunterrichts entstand in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts in Schweden und Dänemark. In Oberschlesien sollte er ursprünglich als wirksames Mittel zur Behebung des Notstandes in den ländlichen Kreisen eingeführt werden. Deswegen nahm im Sommer 1880 der Hauptlehrer Karl Urban aus Kobier bei Pleß an einem neunwöchigen Kursus für Industrielehrer in Kopenhagen teil.

Im November 1880 wurde in der Schule in Kobier die sogenannte Arbeitsschule eröffnet. Mit der Arbeitsschule sollte erreicht werden, dass „*eine allgemein entwickelte Handgeschicklichkeit unter der oberschlesischen Bevölkerung beizutragen vermöchte, wohlütigen Einfluß auf die erziehliche, gewerbliche und wirtschaftliche Seite ihrer Gesamtkultur zu üben und diese zu fördern*“.

In Oberschlesiern gab es aber auch Gegner des Werkunterrichts, sodass die Arbeitsschule in Kobier 1883 geschlossen werden musste. Der nächste Anlauf wurde von dem Deutschen Verein für Knabenhandarbeit unternommen und führte am 1. Dezember 1888 zur Eröffnung der ersten Schülerwerkstätten in Beuthen und Königshütte, denen bald weitere in anderen Orten folgten. 1914 gab es in ganz Oberschlesien 77 Handfertigkeitsschulen. Negative Auswirkungen für die Schulen brachten der 1. Weltkrieg und die Abstimmungszeit. Nach der Teilung Oberschlesiens Mitte 1922 verblieben in Westoberschlesien 28 dieser Schulen. Nur mühsam erreichte der Werkunterricht gerade im dicht bevölkerten Industrievier die ihm gebührende Anerkennung. In einigen Gemeinden wurde neben dem fakultativen Handfertigkeitsunterricht auch der obligatorische Werkunterricht eingeführt. Wegen der Wirtschaftskrise und der Inflation mussten die Aktivitäten in diesen Bereich stark reduziert werden.

Heinrich Schyma schilderte den damaligen Stand des Werkunterrichts in der Provinz Oberschlesien und stellte dabei Überlegungen an, wie dieser Unterricht durchgeführt werden könnte: „*Nach dem Krieg trug der Gedanke der*

*Arbeitsschule zur Ausbreitung der Handbetätigung bei. Doch waren es nun andere Beweggründe, die die Pädagogen hierbei leiteten. Es soll jetzt nicht nur in Schülerwerkstätten geschafft werden; auch im Klassenzimmer hat die Handbetätigung ihren Platz (Klassenzimmertechnik). Nicht nur neben dem Unterricht sollen einzelne Schüler beschäftigt werden, wie dies im Handfertigkeitsunterricht geschieht. Der Werkunterricht soll als Pflichtfach alle Schüler erfassen. Der Handbetätigung muß im gesamten Unterricht breiter Raum gewährt werden. Sie muß in den Lehr- und Erziehungsplan eingebaut werden. Das sind erst Forderungen. Aber zu ihrer Erfüllung sind Ansätze überall zu sehen".*

Solch ein Ansatz wurde 1927 in Zaborze an der Volksschule 7 umgesetzt. Der Lehrer Josef Kohlstrung begann hier mit der Durchführung des Werkunterrichts, den er sechs Jahre lang erfolgreich leitete. Zaborze war übrigens die erste Ortschaft in der Provinz Oberschlesien, in der eben im Jahr 1927 der Werkunterricht für die Schüler zu einem einjährigen Pflichtfach wurde. Außerdem konnten interessierte Schüler an Jahreskursen mit zwei Wochenstunden teilnehmen. Die Zahl der Schulen mit pflichtmäßigerem Werkunterricht wuchs zwar in den folgenden Jahren, aber ihre Zahl hielt sich in Grenzen.

Heinrich Schyma sprach sich entschieden gegen einen Werkunterricht als eine Art reine „Hobelschule“ aus. Eine gewisse Handhabung der tischlerischen Techniken sei sinnvoll, „aber die Aufgabe des Werkunterrichtes kann durch diese Kenntnisse und Fertigkeiten nicht erschöpft werden. Er hat den Aufgaben der Schule zu dienen. Ihr Lehrgut enthält auch die Forderungen an ihn, dem Prinzip der Anschaulichkeit zur Verwirklichung zu verhelfen in allen Fächern, die es mit Naturgegenständen zu tun haben. Dann schafft Werkarbeit Lehrmittel, Modelle, physikalische Apparate u.a. So entstehen in unseren Schulen neben anderen Dingen physikalische Apparate, Flugzeugmodelle, Vogelschutzgerät, Anschauungsmittel für den ersten Unterricht. Man schlägt in den meisten Fällen einen Mittelweg ein, tut das eine, ohne das andere zu lassen“.

In einem anderen Kapitel besprach Heinrich Schyma die Frage der Anwendung der Werkarbeit im Geschichtsunterricht. Bei seinen Überlegungen dazu war ihm auch seine heimatkundliche Tätigkeit behilflich. Dazu schrieb er: „Ein Modell des Klodnitzkanals zeigt nicht seine Bedeutung für oberschlesisches Land und Volk auf. Aber auch in den Geschichtsunterricht muß die Natur und der Naturgegenstand einbezogen werden“. Die Schüler konnten die Geschichte Oberschlesiens beim Basteln von verschiedenen Modellen anschaulicher lernen, als das mittels eines Geschichtsbuches möglich war. So bastelten sie mit Schyma u.a. das „Brandenburger Tor“ in Miechowitz, einen alten Galmaischacht und vieles andere.

Für Schyma war die Werkarbeit auch ein geeignetes Mittel, um die Freizeit der Jugend neben den üblichen Sportaktivitäten sinnvoll zu gestalten. Dabei ging es ihm nicht nur um die Schuljugend: „*Die Erziehung ist mit dem Austritt aus der Schule nicht abgeschlossen. Darum hat die Handbetätigung auch ihre Berechtigung noch bei der schulentlassenen Jugend. Sie findet dort günstige Wachstumsbedingungen. Davon zeugen die vielen Bastelgruppen, die sich bisher bildeten, meist im Anschluß an Jugendbünde. Das sieht aber auch der große Teil der Lehrerschaft ein, der sich bereitwillig jugendpflegerischen Bestrebungen auf diesem Gebiete zur Verfügung stellt. In einer ganzen Reihe von Orten wurden unter Führung von Lehrern derartige Bastelabende abgehalten, im Industriebezirk in Beuthen, Hindenburg, Mikultschütz, Miechowitz, Bobrek u.a. Besonderes Interesse mag die Arbeit im katholischen Jugendbunde Deutsch-Neukirch hervorrufen, die sich das Gebiet der Imkerei zum Thema wählte. In den meisten Fällen wendet sich die Aufmerksamkeit der älteren Jugend der Fliegerei zu. Die Arbeit an Segelflugzeugen bzw. Modellen ist an einigen Stellen schon gut im Schwunge*“.

Über die Methoden einer Werkarbeit auf dem Gebiet fliegender Objekte berichtete ausführlich der Lehrer Walter Schneider aus Oppeln. Es galt hierbei das Motto „Vom Drachen zum Flugzeug“, sodass schon die jüngsten Schüler sich für das Basteln von Modellen begeisterten. Die älteren Schüler konnten bereits erprobte Flugzeugmodelle anhand einer Bauzeichnung herstellen. Eine so vorbereitete Jugend war dann imstande, auch richtige Segelflugzeuge zu bauen. Joseph Kohlstrung gab Hinweise dazu, wie man mit der Jugend einen einfachen Detektorempfänger bauen kann, denn der Werkunterricht sollte zeitgemäß gestaltet werden. Die Schüler lernten durch diese Radiotechnik ein genaues und sauberes Arbeiten mit den technischen Errungenschaften der Neuzeit, und damit wurde ihr Interesse für die Elektrotechnik gefördert. Die Schüler konnten auch erfahren, wie ein Elektromotor funktioniert, denn die Elektrizität machte sich im Alltagsleben immer breiter.

Es gab auch Werkunterricht in den Hausfrauenklassen, um die Mädchen mit der Arbeit einer Kindergärtnerin oder Krankenschwester bekannt zu machen. Viel Zeit wurde auch dem Thema Heim und Kind gewidmet. Im Werkunterricht waren selbstverständlich auch Lehrerinnen tätig, die in der Schrift von Schyma und Kytzia in der Person der 1880 geborenen Luise Wecker aus Beuthen stellvertretend Erwähnung gefunden haben.

Paul Kytzia betonte die sehr positive Rolle des Oppelner Regierungsdirektors Dr. Reinhold Weigel bei der unbürokratischen Förderung sowohl der jungen Werklehrer als auch ihrer Arbeit mit der Jugend. Auf diese Weise entstand eine Junglehrer-Arbeitsgemeinschaft, über die Kytzia schrieb: „*Unsere Junglehrer*

*haben trotz Notverordnungen, trotz notwendiger Sparmaßnahmen innerhalb der Gemeinden und trotz Kummer und Sorgen in den eigenen Familien den alten Idealismus des Lehrerstandes nicht verloren. Unsere Jugend bedarf in der gegenwärtigen schweren Zeit einer ganz besonderen Betreuung, um sie der Straße zu entziehen, der sie durch Arbeitslosigkeit, Wohnungselend usw. unweigerlich ausgeliefert ist. Der Jugendverein ist es, der sie als letztes Bollwerk auffängt, um sie der Straße zu entziehen. Im Rahmen dieser Jugendpflegegemeinschaften dürfen wir den Werkunterricht, in diesen Kreisen besser Bastelarbeit, nicht vergessen“.*

Heinrich Schyma diente zwischen 1939 und 1945 bei der Luftwaffe als Bildauswerter und geriet anschließend in amerikanische Gefangenschaft. Ab 1947 unterrichtete er in Essen als Hilfslehrer. 1959 wurde er Rektor an der Rafaelschule in Essen-Bedingrade. In den Ruhestand ging er erst 1970.

Er blieb immer ein Heimatforscher, der sich in seinen Arbeiten sowohl für die alte als auch für die neue Heimat interessierte. In diesem Rahmen verfasste er ein Buch über Leben und Werk von Ludwig Chrobok, aber auch Publikationen über das Verhältnis zwischen Vertriebenen und Einheimischen. Heinrich Schyma starb am 11. September 1976 in Essen.

### **Barbaratag**

Jeweils am 4. Mai kann man im Fernsehen feststellen, dass unseren Feuerwehrmännern die Uniform gut steht. Es ist der Feiertag der Feuerwehrleute, auf deren Hilfe wir uns bei Tag und Nacht verlassen können. Ihr Schutzpatron, der heilige Florian, hat dann seinen Namenstag. In Oberschlesien aber war vor noch nicht langer Zeit der 4. Mai vor allem ein Feiertag der Hüttenarbeiter, die auch unter dem Schutz des hl. Florian stehen. Doch die Hüttenarbeiter haben heutzutage sozusagen ausgedient, die überwiegende Mehrzahl der oberschlesischen Hütten wurde geschlossen, die Figuren des hl. Florian stehen in Museen.

Die Medien haben deswegen am 4. Mai kein Interesse mehr an Hüttenarbeitern. Auch im kirchlichen Bereich hat die Bedeutung der Hüttenleute spürbar verloren. Hüttenarbeiter sind eben nicht mehr so medienwirksam wie die Feuerwehrmänner im Einsatz oder als Feiernde in Uniformen wie zum Beispiel die Bergmänner am 4. Dezember, wenn sie barburka begehen, den Namenstag der heiligen Barbara, ihrer Schutzpatronin.

Das Barbarafest ist in Oberschlesien zweifellos das populärste Fest einer bestimmten Berufsgruppe. Infolge der industriellen Entwicklung Oberschlesiens kann es auch nicht anders sein. Die schwarzen Diamanten waren und sind noch

immer der Reichtum der Oberschlesier. In Zeiten der Energiewende muss aber die Frage gestellt werden, wann das Barbarafest zum letzten Mal mit aktiven Bergleuten gefeiert werden wird. Man weiß es nicht, aber der Tag wird unausweichlich kommen. Die hl. Barbara beschützt allerdings auch die Soldaten der Artillerie, und die sind in ihren Uniformen ebenfalls durchaus fernsehtauglich. So ist der Lauf dieser Welt. Alles ist vergänglich, auch wenn etwas, wie der Bergmannberuf in Oberschlesien, zum Merkmal einer ganzen Region geworden ist. Auch die Sitten und Bräuche der oberschlesischen Bergleute änderten sich im Verlauf der Jahre.

Charakteristische Sätze über das Begehen des Barbaratages schrieb 1933 der oberschlesische Schriftsteller und Journalist Alfons Hayduk: „*wenn auch heute das Fest nicht mehr in so großem Ausmaße gefeiert wird wie in der Vorkriegszeit, so schwelt doch noch ein Abglanz jener unbekümmerten Tage über allem*“.

Die Anfänge der Verehrung der hl. Barbara durch die Bergleute im deutschen Kulturraum werden auf das 14. Jahrhundert datiert. In dieser Zeit war zwar Oberschlesien noch kein Kohlegebiet in dem uns bekannten Ausmaß, aber die Bergleute von damals suchten beim Abbau von Silberbleierz sicherlich den Schutz dieser Heiligen.

Die eigentliche Verehrung der hl. Barbara brachten nach Oberschlesien die nach Tarnowitz geholten Bergleute aus Böhmen und Ungarn. Im Jahr 1724 wurde in der freien Bergstadt Tarnowitz neben der Pfarrkirche eine Barbarakapelle erbaut, die ein sichtbares Zeichen der religiösen Einstellung der Bergleute darstellte. Im Jahre 1747 wurde die schon 1712 in Tarnowitz gegründete Barbara-Bruderschaft päpstlich bestätigt, die sich der Aufgabe widmete, das sittlich-religiöse Leben der Bergleute zu pflegen. Mit der durch die preußische Regierung forcierten Industrialisierung Oberschlesiens verbreitete sich allmählich die Verehrung der hl. Barbara im ganzen entstehenden oberschlesischen Industriegebiet. Neben der Barbara-Bruderschaft gab es später auch auf religiöser Grundlage wirkenden Knappenvereine.

Wie bei jedem gläubigen Menschen war es für jeden oberschlesischen Bergmann am einfachsten und zugleich am innigsten, sich in einem persönlichen Gebet an die hl. Barbara zu wenden. Mit der Zeit begannen aber die Kumpels, öffentlich zur hl. Barbara zu beten. In den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts fand das gemeinsame Gebet vor der Grubenfahrt in den Zechenhäusern vor einem Bild oder später auch vor einer Figur ihrer Schutzpatronin statt. In einigen Gruben gab es sogar einen Vorbeter, der die Barbaraandacht leitete. Es wurde in deutscher und polnischer Sprache gebetet, entsprechende Gebetbücher standen zur Verfügung.

Das gemeinsame Beten zu Schichtbeginn wurde ein fester Bestandteil des Arbeitstages der oberschlesischen Bergmänner. Es gab vereinzelt Zechen, in denen sie auch nach der Schicht freiwillig beteten. Das Pflichtgebet vor der Einfahrt wurde ab 1890 allmählich abgeschafft, weil er im 12stündigen Arbeitstag verankert war. Infolge der sozialdemokratischen Bestrebungen nach einem kürzeren Arbeitstag und entsprechender Streiks der Bergleute verkürzte man den Arbeitstag auf neun Stunden. Das Gebet vor der Grubenfahrt konnte unter diesen Umständen nur auf freiwilliger Basis stattfinden. Das führte zu einer Situation, die zu erwarten und auch verständlich war. Das freiwillige gemeinsame Morgengebet – mit oder ohne den Vorbeter – dauerte auf den Gruben unterschiedlich lange und hing vom Grad der Religiosität der Belegschaft ab.

Die weiteren Errungenschaften auf dem Gebiet des Arbeitsrechts sowie die Rationalisierung der Grubenarbeit hatten zur Folge, dass das gemeinsame Gebet vor Schichtbeginn auf den meisten Zechen allmählich eingestellt wurde. Jetzt kam es im Hinblick auf das Morgengebet zur hl. Barbara auf die Religiosität des einzelnen Kumpels an.

Obwohl die oberschlesischen Bergleute ab 1861 am Tag der hl. Barbara zu einem gemeinsamen Kirchgang verpflichtet waren, zu einer wirklich feierlichen Form der Barbaraverehrung kam es erst im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts. Der Durchmarsch der bergmännisch uniformierten Kolonne mit ihren Fahnen zur Kirche war ein Erlebnis sowohl für die Teilnehmer als auch für die Einwohner des jeweiligen Ortes, das zweifellos auch das Zusammengehörigkeitsgefühl der Bergmänner förderte. Wie es aber immer mit Pflichtveranstaltungen so ist, nicht alle Bergmänner nahmen am Marsch teil. Fast alle dürften aber bei der anschließenden hl. Messe anwesend gewesen sein. Die Presseberichte aus dieser Zeit fallen in puncto Barbara-Kirchgang allerdings ziemlich unterschiedlich aus.

Der Barbaratag war aber nicht nur ein religiöses Fest eines bestimmten Berufes, sondern einfach auch in jeder Hinsicht ein Volksfest. Dazu gehörte das durch die Bergverwaltungen überwiegend in den Zechenhäusern vorbereitete, eher bescheidene Festessen mit Brot, Semmeln, Wurst und Bier. Die Presse prangerte die Bergmänner an, die den Barbaratag mit zu viel Schnaps begossen. Aus kirchlicher Perspektive war auch das Tanzvergnügen beim Fest in der Adventszeit nicht gern gesehen, aber viele Bergleute und ihre Frauen schenkten dem keine Beachtung.

Man kann aber die Form, in der der Barbaratag begangen wurde, nicht verallgemeinern. Einerseits enthielten die Barbarafeiern allgemein übliche Grundzüge des Feierns, andererseits gab es bei der Gestaltung von Festen örtliche und letztlich auch personenbezogene Besonderheiten.

Eine aufmerksame Beobachterin oberschlesischen Lebens, die Schriftstellerin Elisabeth Grabowski, beschrieb das Barbarafest in einem kleinen Grubenort im Kreis Pleß in der Zeit vor 1914 so: „Auf der Grube war seit Mitternacht die Arbeit eingestellt worden. Kein Poltern, Zischen und Stöhnen der Maschinen war zu hören. Noch war es dunkel und vor mir lag alles undeutlich und schattenhaft. Da durchbrach der wimmernde Ton der Schichtglocke die starre Ruhe. Vor dem Zechenhause flammten Feuer in den Pfannen auf (die Grube hatte noch kein elektrisches Licht). Bergleute strömten auf viel begangenen Steigen heran, alle in Festtracht, die brennende Lampe in der Hand. Die schwarzen Federn auf dem Tschako bewegten sich im leichten Winde, die Messingknöpfe an ihrem Kittel, Schlägel und Eisen am Gurt und Schachthut glänzten wie Gold und gaben Lichtflecke bei jeder Wendung. Die Grubenjungen, die Schlepper im schllichten Gewande hatten alle das gleiche Ziel: St. Barbara. Im Zechenhause der Hans-Heinrichgrube versammelte sich die mehrere hundert Mann zählende Belegschaft. Beamte von der „Feder“ und vom „Leder“ kamen herbei, denn dieses Fest wird von allen Grubenleuten gemeinschaftlich gefeiert. Weiße Federbüchse tauchten auf, ebenso samtene, mit Goldborten umsäumte Fahrleder. Die Lampen wurden an den Wänden der verrußten Zechenstube aufgehängt und gaben die einzige Beleuchtung in dem düsteren Raum ab.“

Ein Steiger rief die Belegschaft mit Namen auf, es fehlte keiner. Inzwischen hatten sich Frauen und Kinder der Bergleute eingefunden, alle in ihrer malerischen Plesser Tracht. Die weißen Hemdchen und Schürzen, die blauen Kleider, die hellen Tücher wirkten erfrischend neben dem ernsten Schwarz der Bergmannstracht. Jetzt wurde der Schrein der Heiligen geöffnet, die Lichter angezündet. Aus Blumen und weißen Schleieren schaute das Bildnis der vornehmen Blutzeugin feierlich hervor. Die hohe Gestalt hielt in ihren Händen die Siegespalme und den Kelch. Es geht die Sage: Wo ein Unglücklicher im Bergwerk verlassen dem Tod nahe ist, erscheint ihm St. Barbara und reicht ihm die Gottesspeise auf seinem Weg ins bessere Land.

Die Frauen hatten nun auch die Kerzen angezündet, die sie mitgebracht und vor ihrem Platz auf den Bänken aufgestellt hatten. Wie in jedem Jahr leitete auch diesmal die Feier ein allgemeines Bitten um Verzeihung ein, zwischen Arbeitern und Vorgesetzten, sowie zwischen den Kameraden unter sich, für gewollte und ungewollte Kränkungen, die im Laufe des Jahres vorgekommen waren. Mit allgemeiner Versöhnung endete der erhebende Augenblick; alle beugten ihre Knie im gemeinsamen Gebet. Dann rauschten Barbaralieder durch das Zechenhaus, die endlich in dem herrlichen Gesang endeten: Großer Gott wir loben dich.

Der Nachmittag galt der weltlichen Feier. Im Grubengasthaus dufteten Tannenkränze. Auf bekränzten Fassreifen, die wie Kronleuchter von der Decke

*hingen, leuchteten bunte, dicke Kerzen. Am Bierfaß, das heute die Verwaltung gespendet hatte, schenkten flinke Hände unermüdlich ein, Würstel dufteten zu den knusprigen Semmeln, die in diesem Ort selten waren; denn es fehlte ein Bäcker. Frauen, Mädchen und Kinder waren reichlich vertreten. Ein Volksfreund verteilte für die Kinder Pfefferkuchen, Apfelsinen und Schokolade. So kam jeder zu seinem Recht. Auch die Vorgesetzten vergnügten sich mit den einfachen Männern, die hier für einen Tag ihr schweres und gefährliches Los vergaßen. Denn der Bergmann ist kein Trübsalbläser und immer froh, wenn er dazu Gelegenheit hat. So klang auch heute die Feier in heiterem Gesang aus“.*

Wenn man über Oberschlesien schreibt, muss man wohl, auch wenn es die Leser langweilen mag, auf den Unterschied zwischen dem Oberschlesien bis zum Jahr 1914 und dem Oberschlesien nach 1918 hinweisen. Denn die Veränderungen, die in den folgenden vier Jahren hier stattfanden, hatten gravierende Auswirkungen in jedem Lebensbereich der Oberschlesier. Mit den Schicksalen von damals werden noch die Ururenkel dieser Oberschlesier konfrontiert sein.

Das gilt vor allem für Ostoberschlesier, wenn diese beispielsweise beim Bundesverwaltungsamt in Köln ein Staatsangehörigkeitsfeststellungsverfahren beantragen. Verliebte sich 1921 ein Bergmann aus Gleiwitz in ein Mädchen aus Kattowitz, heiratete er sie 1923 und feierte dann die Barbaratage in Ostoberschlesien, kann der antragstellende Urenkel heutzutage eine schöne Überraschung erleben.

Aber so ist Geschichte nun einmal. Nicht ohne Grund ist der Glückwunsch entstanden, mögest du in langweiligen Zeiten leben, denn für durchschnittliche Menschen bedeuten sie einfach ein ruhiges Leben. In den Familien der Bergleute wurden deswegen die Zeiten im Kaiserreich später oft gefühlvoll beschrieben, denn die große Geschichte hatte in den Jahren nach 1922 auch für die Bergmänner ungute Ereignisse parat.

In den Wirrnissen bei der Entstehung der Weimarer Republik sympathisierten nicht wenige oberschlesische Bergleute mit Vorstellungen, die nicht sehr viel von den Bildern oder Figuren der hl. Barbara in den Zechenhäusern hielten. Es kam tatsächlich dazu, dass diese Darstellungen der Heiligen aus einigen Gruben entfernt wurden. Und die anschließende Abstimmungszeit förderte die Religiosität der Oberschlesier auch nicht.

Man kann aber nicht pauschal behaupten, die oberschlesischen Bergleute hätten ihren Glauben verloren. So war es nicht, die Oberschlesier blieben weiterhin religiös. In der Provinz Oberschlesien hatte die katholische Zentrumspartei das Sagen, aber die oberschlesische Gesellschaft war politisch schon vielfältiger als in der Kaiserzeit. Die nichtchristlichen Parteien und Gewerkschaften erfreuten sich in den Zeiten der Wirtschaftskrise, Inflation und Arbeitslosigkeit eines größeren

Zulaufs. Auch unter den Bergleuten gab es überzeugte Christen und solche, die es nicht waren. Aber die Verehrung der hl. Barbara wurde immer mehr zu einer privaten Angelegenheit, übrigens nicht nur in Westoberschlesien, sondern auch in Ostoberschlesien.

Das gemeinsame freiwillige Beten vor der Grubeneinfahrt hörte nach 1918 fast ganz auf. Nur einzelne Bergleute oder kleine Gruppen kamen noch in den Zechenhäusern vor das Bild der hl. Barbara und riefen sie um ihren Schutz bei der gefährlichen Arbeit in der Grube an.

Sachlich und nüchtern wurde die religiöse Befindlichkeit der oberschlesischen Bergmänner 1927 in der Gleiwitzer Schrift „Oberschlesien im Bild“ geschildert: „Am 4. Dezember feiern alljährlich die Bergleute das Fest ihrer besonderen Patronin, der hl. Barbara. In allen oberschlesischen Industrieorten ziehen an diesem Tage die Bergleute feiertätig zum Morgen-Gottesdienst. Die nachmittäglichen weltlichen Feiern verlieren seit der Kriegszeit immer mehr ihr früheres Gepräge. Die Umzüge der Bergleute in ihrer schönen, ernsten Knappentracht bilden eine besondere Anziehung für die anderen Volksschichten, die dabei nur allzu leicht des schweren und gefahrbringenden Arbeitsdienstes des Bergmannes vergessen. Es ist daher wohl angebracht, zu diesem Sonderfeiertag der Bergleute an deren harte Arbeit tief im Schoße der Erde zu erinnern. Freilich können Abbildungen nur eine schwache Ahnung von dem Bedrückenden, das in dieser Arbeit in ewiger Nacht liegt, von den Gefahren, die ständig auf den Menschen in der Tiefe lauern, und die oft genug ihre Opfer fordern. Freilich ist schon sehr viel getan worden, das Arbeiten im Innern der Erde zu erleichtern, die Gefahren nach Möglichkeit zu bannen. Doch hart bleibt immer noch das Los derer, die in den Gruben den Lebenserwerb suchen müssen. War es unter diesen Umständen verwunderlich, daß jede Grube ihr Bild der hl. Barbara besaß, vor dem der Bergmann betete, ehe er an seine gefahrumlauerte Arbeitsstätte fuhr, daß die Bergleute den 4. Dezember, den besonderen Festtag ihrer Schutzherrin, feierlich und fromm begingen? Auch darin ist infolge der bedeutend größeren Sicherheit durch die modernen technischen Einrichtungen, und am meisten als Folge des immer menschenverrohenden Krieges eine Wandlung eingetreten, und nicht wenige, die heute im Innern der Erde schaffen, denken analog dem, was ein Bauer sprach, als vom Aufhören der alten frommen Gebräuche die Rede war: wozu Bittprozessionen durch die Flur – wo wir doch unsere Hagelversicherung haben!“. Sollte man aber deswegen tatsächlich von einer fortschreitend sinkenden Religiosität der oberschlesischen Bergleute sprechen? Eher nicht, denn aus den Veränderungen in der Verehrung der hl. Barbara dürfen keine Rückschlüsse auf die religiöse Einstellung des einzelnen Bergmannes gezogen werden. Wegen der Rationalisierung der Arbeitsmethoden hatten viele überhaupt keine Möglichkeit,

vor Arbeitsbeginn vor dem Bild der hl. Barbara zu beten. Aber zählen denn nur öffentlich gesprochene Gebete? Die christlichen Bergmänner besuchten doch am Sonntag die Kirchen, nahmen an den Pilgerfahrten teil, waren Mitglieder christlicher Vereine, und in mancher Wohnung hing weiterhin das Bild der hl. Barbara an der Wand. Am 4. Dezember gingen die Bergmänner jedes Jahr gemeinsam zur Kirche, um ihrer Schutzpatronin zu danken und ihr zu huldigen. Im Übrigen waren die Bergleute eben Männer harter Arbeit und keine Mönche. Sie feierten ihre Schutzpatronin auf eigene Weise.

Der Barbaratag galt zwar bei allen Bergleuten als der Ehrentag ihrer Heiligen, er war aber zugleich ein Tag heimatlichen Volkstums. Er diente der Förderung und Aufrechterhaltung der bergmännischen Tradition, einer Tradition, die auch für das ganze oberschlesische Land wichtig war. Denn die Oberschlesier waren auf ihre Knappen stolz, und der Bergmann personifizierte eben auch den typischen Oberschlesier.

Alfons Hayduk schrieb 1933 nach dem Ende eines Kirchganges zur hl. Barbara mitten im Industrievier über den Barbaratag: „*Die Straßen sind voll von Menschen. Kinder und Frauen, Jugend und Alter, nehmen Anteil am Ehrentag des Bergmanns. Bald nach dem Mittagsmahl, das früher oft gemeinsam eingenommen wurde, strömt alles nach den festlich geschmückten Zechenhäusern oder Sälen der Grubenorte. Dort beginnt ein fröhliches Feiern. Die Bergherren sind heute die Gastgeber. Verdiente Kumpels, die auf ein längeres Arbeitsjubiläum zurückblicken können, erhalten Ehregaben, meist silberne und goldene Uhren. Begeisterte Reden, die das Lob des Bergmanns künden, werden gehalten, heitere Vorträge und kleine Bühnenstücke folgen und zum Schluß spielt die Bergkapelle zum Tanz auf. Das Freibier macht gesprächig und Gelächter erfüllt bis in die späte Nacht die Räume. Wird eines der alten Bergmannslieder gespielt, so singt alles dröhnend mit. Die Gefühlsseligkeit des Oberschlesiers, sein Drang zur Geselligkeit, seine ausgelassene Heiterkeit entladen sich in dieser Nacht. Freilich führt dieser Überschwang auch manchmal zu gelegentlichen Keilereien. Aber das erhöht nur die Gemütlichkeit. Denn der oberschlesische Kumpel hat seine eigene Auffassung von einem zünftigen ‚Umschlag‘. Da gibt es einige dicke Beulen, einige harte Flüche und bald sitzt alles wieder am gleichen Tisch. Und prostet sich zu. Mitten im Fest geht so mancher Kumpel lautlos nach Hause, legt das Festkleid ab, zieht den rußigen Arbeitskittel an, nimmt die ‚Karbidka‘ zur Hand und stapft schweigend hinaus zur Nachschicht. Der Ehrentag des Bergmanns ist verklungen*“.

Jetzt verklingt in Oberschlesien mehr und mehr der Bergbau selbst. Wer wird zum Oberschlesier des 21. Jahrhunderts schlechthin gekürt? Feuerwehrleute gibt es überall.

### **Paul Kytzia**

Wenn ein Autor seine Publikation der oberschlesischen Jugend und dem oberschlesischen Volk gewidmet hat, dann kann man davon ausgehen, dass er ihnen etwas sehr Wichtiges zu sagen hat. Ans Volk wendet man sich nicht jeden Tag und an die Jugend nur dann, wenn es um ihre Zukunft geht. Der Autor, von dem hier die Rede sein wird, war ein gebürtiger Oberschlesier, kein Wasp, deshalb wollte er der Jugend nicht unbedingt etwas über Texas Radio and the Big Beat sagen.

Die Angelegenheit war für junge und auch ältere Oberschlesier von großer Bedeutung, obwohl die Tragweite des betreffenden Problems damals wohl nicht so gut bekannt war wie heute. Oder einfach gesagt - wir sind der falschen Meinung, dass der Umweltschutz erst vor kurzem entdeckt wurde.

Bei der Entwicklung der Industrie musste man auch in Oberschlesien rauchende Schlotte in Kauf nehmen. Die Oberschlesier ernährten sich früher einfach nur mit Fleisch, Eiern, Milch und Brot, die in den vorhandenen Geschäften gekauft wurden sowie sogar teilweise aus der Selbstherstellung. Heute rauchen die Schlotte auch in Oberschlesien nicht so viel wie früher, und die Oberschlesier üben sich in der Suche nach entsprechend gekennzeichneten Bio-Lebensmittelprodukten, die immer mehr – wie man versichert - nach den alten traditionellen Rezepten produziert werden.

Die alten Oberschlesier lachen sich dabei halbtot, sie sagen, dass solche Biowürste und solches Gebäck vor 80 Jahren in dem damals wirklich verrauchten Oberschlesien kein Fleischer und kein Bäcker hätte verkaufen können. Heute rauchen die Schlotte weniger, aber wir verzehren in unseren Lebensmitteln wahrscheinlich mehr Chemie als damals. Hinzu kommen die Auspuffgase aus den Blechkarawanen und der Kerosinverbrauch der Flugzeuge, die unsere heutige Gesellschaft so gern benutzt.

Im Sommer 1930 wollte der eben schon erwähnte, in Beuthen wohnende Autor dem oberschlesischen Volk und der oberschlesischen Jugend etwas zum Umweltschutz sagen. Diese Art Schutz war damals noch nicht unter dem Namen Umweltschutz bekannt, aber es ging ihm genau darum: „*Ich will Euch erzählen von der schönen Natur da draußen, von Wiese und Feld, von Wald und Busch, von den lieben munteren Vögelein, die so lieblich singen, von Has' und Reh und anderen scheuen Bewohnern des Feldes und Waldes, die die Fluren so reizend beleben und so viele Freuden bereiten. Ich will Euch zeigen, wie unsere oberschlesische Heimat, insbesondere der Industriebezirk, durch die zahlreichen Gruben und Hütten, durch die qualmenden Halden und durch die wüsten Bruchfelder arg verunstaltet ist. Ich will Euch aufmerksam machen, wie die*

*Singvögel in unserer Gegend auffallend abnehmen, weil ihnen die Gelegenheit zum Nisten vernichtet wird.*

*Ich will euch ermahnen, Freunde der Tier- und Pflanzenwelt zu werden, nicht nur jetzt, sondern auch später, wenn Ihr groß geworden, wenn Ihr zu Bürgern herangewachsen seid, wenn Ihr über Euer und anderer Geschick zu bestimmen haben werdet. Ihr sollt Eure Heimat gründlich kennenlernen, um sie lieb zu gewinnen, damit Ihr später als ihre Schützer auftreten und auch für sie wirken werdet.*

*In der Gegenwart macht sich erfreulicherweise eine lebhafte Bewegung für die Pflege der Heimat bemerkbar. Überall werden heimatliche Arbeitsgemeinschaften gegründet. In ihren Dienst stellen sich in selbstloser Weise arbeitsfreudige Kräfte, die Zeit und Mühe nicht scheuen, um unsere Heimat in der Vergangenheit und in der Gegenwart zu erforschen.*

*Solche Bestrebungen der neueren Zeit kann man nicht hoch genug einschätzen. Der Verfasser hat als geborener Oberschlesier es versucht, durch das vorliegende Buch die gleichen Ziele zu verfolgen. Er will mit seiner Schrift sich ebenfalls in den Dienst der heimatkundlichen Bewegung stellen und die Pflege der Heimatkunde und des Heimatschutzes unterstützen. Vor allem ist es seine Absicht, die breiten Volksschichten, insbesondere die Jugend, für die Aufgabe zu gewinnen und zu begeistern“.*

Jener der oberschlesischen Natur und dem oberschlesischen Volk verbundene Autor hatte tatsächlich vor, mit seiner Publikation breite Volksschichten zu erreichen. Um das in der Zeit der Wirtschaftskrise zu ermöglichen, erschien sie 1931 nicht nur als Buchausgabe, sondern auch in vier preisgünstigeren separaten Heften.

Der Autor des Buches wusste, wie gut und wie wichtig für die Menschen die Erhaltung einer intakten Natur ist. Paul Kytzia senior, so der Name des Autors, wurde am 26. Juni 1868 im Dorf Schalscha bei Gleiwitz geboren. 1889 absolvierte er das Lehrerseminar in Pilchowitz. Ab Oktober 1891 begann er an der Volksschule I in Roßberg bei Beuthen zu unterrichten. So konnte er den Unterschied zwischen dem Leben in einer ländlichen Gegend und im Industrievier deutlich feststellen. Paul Kytzia war auch technisch ein begabter Mann, 1905 erhielt er vom Kaiserlichen Patentamt ein Attest für seine Rechenmaschine. Er war auch ein guter Organisator, sodass er 1909 von der Gemeinde Roßberg mit der Einrichtung und Leitung einer Hilfsschule beauftragt wurde. Diese Schule wurde am 21. April 1909 in der Volksschule II eröffnet. 1913 ernannte man Paul Kytzia zum Hauptlehrer und 1924 zum Rektor der Hilfsschule, die ab 1922 fünfklassig war.

Sehr früh fing er an, sich auch für die Heimatpflege zu interessieren. Schon im ersten Jahrgang 1902 der Kattowitzer Monatsschrift „Oberschlesien“, die sich für die Pflege der Kenntnisse Oberschlesiens und der Vertretung seiner Interessen stark machte, veröffentlichte er zwei Beiträge über Beuthen O/S im Pfandbesitz der Hohenzollern und über die beiden Begründer der oberschlesischen Industrie Freiherr von Heinitz und Graf von Reden.

Später verschrieb er sich gänzlich der Rubrik Naturkunde und Naturschutz, in der er viele Beiträge veröffentlichte. 1913 schrieb er in volkstümlicher Weise über die Vogelwelt Oberschlesiens: „*Unsere oberschlesische Heimat, insbesondere der oberschlesische Industriebezirk, ist gewiß in landschaftlicher Beziehung ein Stieffkind der Natur. Die früheren rauschenden Wälder, die sich meilenweit zwischen Beuthen – Morgenroth – Antonienhütte – Kattowitz usw. erstreckten, sind der wenig rücksichtsvollen Industrie zum Opfer gefallen. Eine solche Gegend der Arbeit muß arm an Naturschönheiten sein und auch arm an unseren Lieblingen, den Vögeln. Ja, wir müssen die traurige Wahrnehmung machen, daß der Vogelbestand von Jahr zu Jahr zurückgeht. Dieses Übel wird gewöhnlich auf die Rechnung der Industrie gesetzt, zum Teil aber mit Unrecht. Vielmehr raubt das Bestreben, jedes Fleckchen Erde nutzbar zu machen, den meisten unserer Singvögel die Vorbedingung zu ihrem Gedeihen*“.

Kytzia wies auch auf eine andere, nicht gerade musische, aber für die Menschen sehr nützliche Eigenschaft von vielen Kleinvögeln hin: „*Sie verschlingen vermöge ihrer hohen Bluttemperatur und ihrer schnellen Verdauung zahllose Insekteneier, Larven, Raupen, Fliegen, Mücken, Blattläuse und Würmer. Die Schwalben und Rothschwänzchen haschen bei Tage, die Nachtschwalben bei Nacht ganze Schwärme von Mücken oder Schnaken weg. Die Finken, Häher und Dohlen verfolgen den Nonnenfalter und Kieferspanner*“. Früher waren die Schwalben ein willkommener Mitbewohner an den oberschlesischen Häusern, heute jedoch nicht mehr so sehr, denn die Küken verschmutzen die schönen Außenwände. Und gegen Insekten können wir ja jetzt doch mehr Chemie einsetzen.

Paul Kytzia war der optimistischen Meinung, eine dauerhafte Lösung der Umweltprobleme in Oberschlesien - und wohl auch anderswo - sei durchaus möglich: „*Technik und Wissenschaft wetteifern in der Vervollkommenung des Hüttenbetriebes. Sie sind bestrebt, Vorrichtungen zu treffen, welche den lästigen Rauch und die giftigen Gase unschädlich machen sollen. Man legt die Hütten nach ganz neuen kostspieligen Systemen an, man baut himmelanstrebende Essen, um den Rauch in eine bedeutendere Höhe zu bringen, man fängt die Zink- und Gichtgase auf, um sie im Hüttenbetriebe nutzbar von neuem zu verwenden. Wenn es gelingen sollte, die Rauchplage und die giftigen Gase zu beseitigen und die toten, häßlichen Halden, die Brand- und Bruchfelder zu bepflanzen, so wäre wohl*

*in der Hauptsache die überaus schwierige Frage gelöst*“. In dieser Zeit war der Begriff Smog noch nicht bekannt, ebenso wenig wie die Einschränkungen des privaten Straßenverkehrs heutzutage in den Großstädten, die die industrielle Ära eigentlich inzwischen hinter sich haben. Aber trotzdem gibt es beträchtliche Probleme durch Luftverschmutzung, die weiterhin einen großen negativen Einfluss auf die Ökologie hat.

Im Jahr 1915 bedauerte Kytzia, dass wegen der Frauenmode der Edelmarder schon so gut wie ausgerottet worden ist. Im Hinblick auf die Mäuseplage und die Schäden durch wilde Kaninchen setzte er sich für den Schutz von Fuchs, Wiesel und Iltis ein. Er beabsichtigte nicht, Meister Reineke und die beiden anderen Genannten als Muster aller Tugenden darzustellen, warnte aber davor, sie mit allen Mitteln zu verdammen.

Er beendete seinen Text mit dem Aufruf zu einem vernünftigen Umgang mit diesen Raubtieren: „*Die Zahl des in Acht und Bann erklärt Raubzeuges ist ziemlich groß. Seine übertriebene Verfolgung geschieht zu unrecht; denn alle diese Tiere sind verkannte Freunde des Forst- und Landmannes. Wenn in der Vernichtung weiter so fortgefahren wird, so dürfte die Zeit nicht fern sein, wo wir das Raubzeug schmerzlich vermissen werden zum Schaden der Wald- und Landwirtschaft. Seine Schonung müßte daher anfangen, ehe es zu spät sein wird. Insbesondere sollte der Vernichtungskrieg durch Gift aufhören, weil den ausgelegten Giftbrocken alljährlich viele andere Tiere zum Opfer fallen. So habe ich in diesen Tagen eine Anzeige gelesen, in der Strychnin zur Raubzeugvertilgung angeboten wurde. Der Erzeuger lobte die unübertröffene Wirkung und versicherte, daß mit diesem Präparat bereits 150000 Füchse, Marder und Iltisse erbeutet worden sind. Wieviel andere Tiere aber dem tückischen Gifte miterlegen sind, verschweigt er. Diese Anzeige spricht Bände und liefert den Beweis dafür, daß unser Haarraubzeug in unverständiger Weise bis zur Ausrottung verfolgt wird!*“.

Paul Kytzia brach eine Lanze für die Kröten, die nicht so ansehnlich sind wie andere Tiere, aber dafür sehr nützlich. Sie vertilgten alle schädlichen Kerbtiere. Die weitverbreitete Behauptung, sie würden den Oberschlesiern mit Vorliebe die Erdbeeren wegfressen, ist einfach nur ein Gerücht.

Paul Kytzia, der sich mit den Tieren gut auskannte, aber dem auch die Menschenkenntnis des oberschlesischen Volkes nicht fremd war, schrieb dementsprechend: „*Die Schönheit ist gewöhnlich ein Freibrief fürs Leben, und zwar nicht nur für viele Menschen, sondern auch für verschiedene Tiere. So mancher Schädling erfreut sich einer übertriebenen Duldung und Schonung, weil ihn ein schönes, buntes Kleid ziert. Wehe aber den Häßlichen im Tierreich! Diese werden nicht allein wie häßliche Menschen lieblos behandelt, sondern sogar*

*blindwütig verfolgt. Daß sich aber gerade unter den häßlichen Tiergattungen hervorragend nützliche Geschöpfe befinden, das wird nicht beachtet. Man glaubt einfach nicht an ihre Vorzüge. Im Gegenteil, man dichtet ihnen viele schädliche Eigenschaften an, und die veralteten Vorurteile werden weiter verbreitet. Die davon betroffenen Geschöpfe bleiben kurzweg ihrer äußereren Gestalt wegen verfemt und geächtet. Die Geächteten unter den Tieren sind es schon wert, näher betrachtet zu werden. Ihre Zahl ist nicht gering, und es sind durchweg harmlose Geschöpfe, deren Nutzen schwer in die Waagschale fällt. Wenn wir sie missen sollten, so würde das Gleichgewicht im Haushalte der Natur empfindlich gestört werden. Es kann deshalb nicht genug für Aufklärung zum Schutze der Geächteten im Tierreich getan werden!”. Um seine Ausführungen literarisch zu untermauern, zitierte er das Gedicht „Die Kröte“ des namhaften Danziger Dichters Johannes Trojan.*

Keine Kriegszeit nimmt Rücksicht auf die Natur, in der die Menschen leben. Die Kriege werden aber von Menschen geführt, die eben auf diese Weise mit immer moderneren Waffen ihre eigenen Lebensgrundlagen auf Jahre radikal vernichten. Im Ersten Weltkrieg war es in Oberschlesien in dieser Hinsicht noch nicht so dramatisch, denn Oberschlesien wurde von den Kämpfen verschont. Aber dafür lief die industrielle Kriegsmaterialproduktion auf Hochtouren, und die Schlote rauchten noch unvermindert.

In dieser Zeit schrieb Paul Kytzia nicht mehr über die Natur Oberschlesiens, denn die Zeit beruhigte sich hier mit dem Ende des Weltkrieges nicht. Vom 4. bis zum 7. Oktober 1925 fand in Beuthen die XVII. Hauptversammlung des Vereins katholischer Lehrer Schlesiens statt. Paul Kytzia war im Presseausschuss und zusammen mit seinem am 14. August 1898 geborenen Sohn Paul Kytzia junior auch im Ausstellungsausschuss tätig. Kytzia senior präsentierte seine Rechenmaschine und sein Sohn, Lehrer in Beuthen, Lehrerarbeiten aus Pappe und Metall.

Der ältere Kytzia bearbeitete in der Festschrift zur Hauptversammlung das Kapitel über das Roßberger Schulwesen. Er beschrieb als Pädagoge die traurigen Zustände in der Abstimmungszeit und nach der Teilung Oberschlesiens: „*In der Zeit der politischen Hochspannung zwischen Deutschtum und Polentum, in der Zeit der gewissenlosesten Propaganda und des wüsten Terrors, ließ nicht nur die öffentliche Sicherheit und Moral viel zu wünschen übrig, sondern es machte sich auch eine auffällige Verwilderung der Jugend bemerkbar. Um die vertriebenen Deutschen unterzubringen, wurden die Schulen als Flüchtlingslager mit Massenspeisung eingerichtet. In Roßberg wurde die alte Schule I mit Flüchtlingen besetzt; bei der herrschenden Wohnungsnot dauert dieser Zustand noch an. In Beuthen war der Flüchtlingsandrang noch größer als in Roßberg und es wurden*

*fast sämtliche Schulen mit Flüchtlingen belegt. Seit 1923 machte sich in Roßberg ein Rückgang der Schülerzahl bemerkbar. Diese Erscheinung ist auf die Folgen des Krieges und auf die herrschende Wohnungsnot zurückzuführen“.* Am 1. Januar 1927 wurde Roßberg nach Beuthen eingemeindet.

Geschehen ist geschehen, man konnte an die schlimmen Ereignisse der Nachkriegszeit erinnern, ihrer gedenken und aus ihnen Lehren ziehen. Aber vor allem mussten damals die alltäglichen Probleme gelöst werden, denn das Leben ging weiter. Man wollte an die gemeinsamen Werte anknüpfen. 1926 veröffentlichte Paul Kytzia deswegen eine Broschüre über die Geschichte der St.-Hyazinth-Kirche in Roßberg. Im Vorwort schrieb er: „*Nicht zu oft dürfte der Fall vorkommen, daß eine Kirchgemeinde das seltene Glück hat, als Schutzpatron einen Heiligen zu verehren, der ein Kind desselben Landes und desselben Volkes gewesen ist und der in der Gemeinde in eigener Person Missionspredigten gehalten hat. Diesen Vorzug hat die Gemeinde Roßberg! Das Büchlein soll endlich auch der Pflege der Heimatkunde dienen, und die denkwürdigen und lehrreichen Vorgänge der Vergangenheit mit denen der Gegenwart verknüpfen*“.

Am 29. Juni 1929 wurde in Essen die Große Ruhrländische Gartenbau-Ausstellung, heute besser als Gruga bekannt, eröffnet. Das Kennenlernen einer solchen neuartigen Grünanlage mitten im Ruhrgebiet konnte sich Paul Kytzia nicht entgehen lassen. Wohl kein Zufall war es, dass auch der in Kattowitz geborene Schauspieler Willy Fritsch die Gruga besuchte. Die Oberschlesier waren einfach neugierig, zu sehen, wie eine Oase der vielfältigen Natur die Lebensverhältnisse in einer Industrielandchaft verbessern kann.

Paul Kytzia war von seinen auf der Gruga gemachten Erfahrungen tief beeindruckt. Der Besuch in Essen war wahrscheinlich der Ansporn für die 1931 erfolgte Veröffentlichung seines schon eingangs erwähnten Buches mit dem Titel „*Naturwissenschaftliche Streifzüge zur Förderung der Heimatkunde und des Heimatschutzes in Oberschlesien*“. Er versah sein Buch mit einem Motto, das er auf der Gruga sah und mit dem er sich sein Leben lang völlig identifizierte: „*Kein Gesetz, keine Verordnung, kein Polizist, kein Wärter, keine Mühe, kein Geld kann Tiere und Pflanzen schützen, so wie der Lehrer, der zum Naturschutz die Kinder erzieht!*“.

In seinem Buch setzte sich Paul Kytzia auf über 200 Seiten für einen vernünftigen Umgang mit der oberschlesischen Flora und Fauna ein. 1931 konnte er die Entwicklung der Unterhaltungsindustrie noch nicht voraussehen. Aber nach dem damaligen Kenntnisstand rief er die Oberschlesier auf, mehr Zeit dem wahren Erleben der Natur zu widmen: „*Die Beobachtungen in der Natur bieten den Menschen die meisten und reinsten Freuden. Mögen lärmende Volkbelustigungen, Musik und Tanz, Theater und Kino, noch so verlockend winken, alle diese*

*Vergnügen übersättigen uns bald, sie können uns auf die Dauer nicht befriedigen. Viel abwechselungsreicher ist dagegen ein Spaziergang durch Feld und Wald".*

Paul Kytzia senior, ein Freund der oberschlesischen Natur mit Leib und Seele, starb am 13. Juli 1950 in Rachowitz bei Gleiwitz, wo sein am 17. Oktober 1896 geborener Sohn Ernst Kytzia von 1932 bis 1962 Pfarrer war. Schon am 9. August 1933 starb ebenfalls in Rachowitz die Ehefrau von Paul Kytzia, Agnes Kytzia, geborene Niewiesch. Pfarrer Kytzia siedelte kurz nach 1962 in die BRD über. In Westdeutschland starb der Lehrer Paul Kytzia junior. Sein Zwillingsbruder Rudolf Kytzia, von Beruf Arzt, fiel an der Front. Maria Kytzia, die einzige Tochter und das jüngste Kind von Paul und Agnes Kytzia, studierte in Breslau Medizin, heiratete einen Arzt und wohnte nach 1945 auch in Westdeutschland.

### **Weihnachten 2017**

1929 informierte die „Oberschlesische Volksstimme“ ihre Leser, dass das erste Weihnachtsfest mit großem Prunk am 25. Dezember 354 in Rom gefeiert worden ist. Da es sich bei der „Volksstimme“ um ein Presseorgan der katholischen Zentrumspartei handelte, musste die Zeitung wissen, was sie schrieb. In anderen Quellen ist die Rede schon vom Jahr 336.

Das Fest des Geburtstags des ein Mensch gewordenen Gottessohnes verfestigte sich allmählich. Im 3. Jahrhundert nach Christi Geburt setzte der Bischof Clemens von Alexandrien den 17. November fest. Im Rom feierte man das Geburtstag Christi am 6. Januar. Erst der römische Bischof Liberius verband dieses christliche Fest mit dem Sonnwendtag und verlegte das neue Weihnachtsfest auf den 25. Dezember.

Für die katholischen Leser im 20. Jahrhundert war das erste Weihnachtsfest am 25. Dezember eine Selbstverständlichkeit, und die Erörterungen darüber, wann das Fest eigentlich entstand, betrachteten sie wohl einfach als einen in die Vorweihnachtszeit passenden Artikel.

Das Weihnachtsfest selbst entwickelte sich im Laufe der Zeit weiter. Zu dem ursprünglich religiösen Fest kamen im Laufe der Zeit weltliche Elemente hinzu, denn es liegt eben in der Natur des Menschen, Feste volkstümlich zu feiern.

Diese menschliche Eigenschaft war schon dem römischen Historiker Sallust bekannt, der bereits vor Christi Geburt schrieb: „*Denn wie das Wesen des Menschen aus Leib und Seele besteht, so richten sich alle Handlungen und alle Bestrebungen teils nach der leiblichen, teils nach der geistigen Natur*“.

Weihnachten wurde grundsätzlich in religiöser Weise gefeiert, aber durch manche zeitlichen Wandlungen wurde es zu einem freudigen Familien- und

Volksfest. Im 20. Jahrhundert wurde es auch unzertrennlich durch den Weihnachtsbaum und durch Geschenke darunter geprägt, die in Oberschlesien sowohl das Christkindl als auch der Weihnachtsmann brachten.

Das Weihnachtsfest konnte man aber nicht nur in der Kirche oder zu Hause begehen. In Oberschlesien veranstalteten in der Zwischenkriegszeit auch viele Organisationen, Vereine und Berufsgruppen ihre eigene Weihnachtsfeier. Wurden sie aber von den Teilnehmern mehr innerlich oder nur rein äußerlich wahrgenommen?

Nahmen sie sich die folgenden Worte der „Oberschlesischen Volksstimme“ zu Herzen oder zuckten sie nur die Achseln dazu? „*In unserer so freudlos gewordenen Welt ist das Weihnachtsfest eine Oase des Friedens und der Beglückung geblieben. Nicht die Fülle der Geschenke, die sich unter dem leuchtenden Christbaum ansammeln, entscheidet über den Gehalt der heiligen Tage. Die Geisteshaltung des einzelnen Menschen ist Maßstab dafür, ob er sein ‚Ehre sei Gott in der Höhe‘ mit Berechtigung anstimmen darf, oder ob ihm Weihnachten nur auf den Lippen sitzt. Allenfalls auch noch in einigen sentimental, gefühlsschweren Aufwallungen, die, äußerlich angeregt, ihn überkommen und verweht sind, ehe die Lichter des Christbaumes oder am festlich geschmückten Hochaltar der Christmette erlöschen. Es ist heute nicht anders wie vor neunzehnhundert Jahren. Wiederum ist ein ganzes Geschlecht gottesfremd geworden! Unsere Zeit der Technik, der Errungenschaften der Wissenschaft, der Erfindungen ist freventlich über sich selbst hinausgestiegen. Die Verblendung der Gottlosigkeit anerkennt den ewigen Schicksalskalender nicht mehr. Darum ist die Trübsal unserer Tage gar so trostlos. Darum ist der Haß der Klassen und einzelner Nationen und der Kontinente so unerbittlich groß. Darum leben wir in geistigem Sinne in einer babylonischen Sprachverwirrung, in der keiner den Menschenbruder neben sich versteht. Der Egoismus, die Ichsucht, der Materialismus zersetzt allmählich alle Bindungen. Immer geringer wird bei den kommenden Generationen die Tiefe des Geistes und der Weltbetrachtung. Lebenskunst und Lebensweisheit ist abgelöst worden durch die Gier, Geld zu machen, Karriere zu machen, Erfolge zu erwirken. Gerade als ob sich darin der Sinn des Menschendaseins erschöpfe! Nur noch um Kurse, um Prozente, um Tarife, um Trustverknüpfungen, um Verdienstmöglichkeiten weiß der Mensch von heute. Und, seitdem die Frau ebenfalls in den eisernen Gang des Brotverdiennens eingespannt ist, erlischt auch der gemütstiefe Ton im Gemeinschaftsleben, der aus dem Herzen und Fühlen der Frau befreiend, beglückend, ausgleichend emporstieg. Wir Katholiken von heute können das Gesicht der Zeit nicht in Kürze umgestalten*“. Viele Frauen arbeiteten damals als Stenografinnen, was allerdings nicht die schwerste Frauenarbeit in Oberschlesien war. Für sie veranstaltete der

Stenographenverein Stolze-Schrey in Gleiwitz die Weihnachtsfeier in Form eines Familienabends. Man sang Weihnachtslieder, und die Kinder trugen Weihnachtsgedichte vor. Der Nikolaus und Knecht Ruprecht teilten freigiebig Geschenke an jung und alt aus. Dann folgten flotte Musikstücke und humoristische Vorträge.

Der Deutsche Katholische Frauenbund in Hindenburg-Biskupitz veranstaltete eine Weihnachtseinbescherung für 35 bedürftige alte Leute. Sie wurden mit Kaffee und Kuchen bewirtet und erhielten als Geschenke wollene Wäsche und auch Lebensmittel. Nach dem Singen von Weihnachtsliedern hielt ein Kaplan eine Ansprache in deutscher und polnischer Sprache. Auch die Kinder des Kinderhortes erlebten frohe weihnachtliche Stunden, deren Krönung die Weihnachtsgeschenkpakete waren. An der jährlichen Weihnachtsfeier des Elisabeth-Vereins in Hindenburg nahmen bis 300 Erwachsene und Kinder teil, die auch reich beschenkt werden konnten. Das Haus Metropol in Hindenburg arrangierte für die beiden Weihnachtsfeiertage Festvorstellungen, wie sie der Tradition des Hauses entsprachen. Die „Volksstimme“ dankte einem anonymen Spender von Steinkohle für die Gleiwitzer Erwerbslosenbaracken.

Jedes Jahr veranstalteten die Lehrlinge vieler oberschlesischer Betriebe eine eigene Weihnachtsfeier. Im Hüttenkasino der Julienhütte in Bobrek zum Beispiel präsentierten die jungen Arbeiter Theaterstücke, Sprechchöre und turnerische Übungen, bevor ihnen der Knecht Ruprecht die Weihnachtspakete aushändigte. Die Pausen wurden durch zwei Orchester ausgefüllt, die aus jugendlichen Werksangehörigen bestanden.

Zur Christlichen Arbeiterhilfe in Hindenburg gehörten katholische und evangelische Christen. Ihre Weihnachtsfeiern wurden mit kirchlichen Weihnachtsliedern begonnen und beendet. Dazwischen fand die Weihnachtsbescherung für Erwachsene und Kinder statt. In Kenntnis der allgemeinen Arbeiternot wurde die Wichtigkeit der Christlichen Arbeiterhilfe für so manche verbitterte und verhärmte Arbeiterfrau und ihre Familie betont.

Die Reihe der ein Weihnachtsfest veranstaltenden Vereine könnte fortgesetzt werden, denn in allen damaligen Zeitungen kann man entsprechende Berichte finden. Doch die angeführten Beispiele reichen sicher aus. Die „Oberschlesische Volksstimme“ veröffentlichte jedes Jahr auch Gedanken zur Bedeutung dieses Festes, denn es sollte vor allem als religiöses Fest erlebt und nicht in sinnentleerer Form begangen werden.

Folgende Worte in der „Oberschlesischen Volksstimme“ sollten zum Nachdenken anregen: „*Immer wieder wird man es freudig begrüßen, daß das Weihnachtsfest wie kein anderes aus der religiösen Sphäre in die weltliche übergreift. Heute scheint alle Welt christlich zu sein. Heute will überall die Liebe ihr Bäumchen*

*schmücken. Heute fühlt jeder sich dem anderen nahe. Heute bietet sich wie in einem Märchen eine Menschheit dar, wo jeder den andern beschenken und beglücken möchte. Heute ist da so etwas wie eine einzige christliche Volksgemeinschaft. Betrachtet man das Bild aber genauer, so verändert es dennoch seine Züge. Eine Vigil, die einst mit Fasten und Beten gehalten wurde, hat sich mancherorts verwandelt in Schmauserei und Trinkgelage. Die alte Liturgie und das aus ihr geborene Lied ist sentimental gewichen. Bei den Weihnachtsbescherungen wird oft nicht mehr das heilige Evangelium verlesen. An den Geschenken haftet nicht selten eher der Geist der Forderung als der der schenkenden Liebe. Das Göttliche hat sich ins Menschliche verflacht, das Erhabene ins Leichtfertige, das Kirchliche ins Weltliche. Es sagte einmal ein kluger Mann, der Kampf gegen das Christentum werde immer feinere Formen annehmen. Man werde immer mehr das Schönste unserer Religion gegen sie ausspielen. Eine solche Zeit scheint heute angebrochen zu sein, und vielleicht ist eine gewisse Gnosis, eine Humanisierung des Heiligen und eine Vermenschlichung des Göttlichen nicht die geringste Gefahr und Versuchung für die Christenheit von heute. Mit heißem Dank begrüßen wir das Kindlein, das uns im menschlichen Antlitz den unsichtbaren Herrn aller Tage offenbart. Nicht so die Vielen, denen der Weihnachtsfriede nur ein irdisches Ideal ist. Nicht weltlich genug können die Symbole sein, in denen sie ihren Geist verrät. Der Tannenbaum verdrängt Krippe und Kreuz. Das Festmahl mit reichem Menu tritt an die Stelle der eucharistischen Feier. Weihnachten wird zu einem Gefäß, in dem statt des göttlichen Inhalts nur der Wein weltlicher Freude noch schäumt. Man ist arm geworden an Seele und Geist. Die schöpferischen Kräfte des Volkstums drohen zu versiegen. Die Profanisierung alles Heiligen lässt nur noch Zisternen zurück, wo einst lebendige Wasser sprudelten. Wir haben daher heute ganz besonderen Anlaß, den göttlichen Gehalt unserer Feste zu schützen. Wir werden der kirchlichen Feier jenen Vorrang geben, der ihr gebührt. Wir werden auch das Familienfest als Fest der Gottesfamilie betrachten“.*

### **Gnadengesuch abgelehnt**

Oberschlesien war Anfang 1945 die schaurige Bühne für ein gespenstiges Theaterstück zweier Totalitarismen. Der braune Reiter der Apokalypse trieb die Häftlinge des KZ Auschwitz-Birkenau in Todesmärschen durch die oberschlesischen Ortschaften Richtung Westen. Unmittelbar danach kam von Osten her der rote apokalyptische Reiter nach Oberschlesien. Schon bei seiner Ankunft spielten sich in dieser Tragödie in Oberschlesien neue grässliche Szenen ab. Bald trieb der rote Reiter der Apokalypse Kolonnen von Häftlingen in die kurz

zuvor leer gewordenen Lager und Gefängnisse, und Abertausende Oberschlesier wurden zur Zwangsarbeit Richtung Osten deportiert. Sehr viele überlebten die Lager in Oberschlesien nicht, sehr viele der Deportierten kamen bei der Zwangsarbeit in den Lagern vor dem und hinter dem Ural ums Leben.

Eine bestimmte Anzahl von Oberschlesiern wurde auf andere Weise Opfer dieser Oberschlesischen Tragödie, sie wurden in ihrer Heimat weder inhaftiert noch aus dieser deportiert. Sie waren in Oberschlesien geboren und gingen unterschiedliche Lebenswege, ehe sie von einem gemeinsamen Schicksal getroffen wurden.

Man weiß nicht viel von ihnen, es gibt nur kurze Eckdaten aus ihrem Leben. Trotzdem bergen diese Informationen ein Stück Geschichte von Oberschlesien und seinen Einwohnern im aufgewühlten und blutigen 20. Jahrhundert. Es ist ebenso ein Stück Geschichte aus dem Teil Deutschlands, der uns zwar geographisch sehr nahe liegt, jenes geschichtliche Geschehen, um das es hier geht, uns aber dennoch bis heute unbekannt geblieben ist.

Die Mehrheit von diesen Oberschlesiern nahm an der Abstimmung über Oberschlesien 1921 nicht teil, weil sie zu jung waren oder noch nicht geboren. Aber sie lebten mit ihren Eltern in West- oder in Ostoberschlesien oder auch in der Tschechoslowakei. Man weiß heute nicht, unter welchen Umständen und wann diese Oberschlesier ihre Heimat zum letzten Mal sahen, ob sie aus ökonomischen oder politischen Gründen Oberschlesien schon vor 1945 verließen oder danach vertrieben wurden. Jedenfalls lebten sie nach dem Krieg alle in der DDR, und diese Tatsache war neben ihrer Herkunft ihre zweite Gemeinsamkeit.

Nun aber befanden sich diese Oberschlesiern – es handelt sich hierbei um 25 - mit ihren Familienangehörigen im ersten Staat der Bauern und Arbeiter auf deutschem Boden. Das war jedoch kein demokratischer Staat, sondern eine Diktatur nach sowjetischem Muster. Freie Meinung war nicht erwünscht, Opposition nicht erlaubt, und jeder konnte als Gegner dieses Arbeiter- und Bauernstaates betrachtet werden. Und mit solchen Klassenfeinden machte man in diesen Jahren im wahrsten Sinne des Wortes einen kurzen Prozess. So geschah es auch mit besagten Oberschlesiern, die man über die Klinge springen ließ.

Franz Arndt wurde am 5.Okttober 1894 in Dirschelwitz, Kreis Neustadt, in einer Arbeiterfamilie geboren. In Oberschlesien hatte er als Bahnschutzpolizist gearbeitet. Er war verheiratet und hatte sechs Kinder. Mit Unterbrechungen war er von 1934 bis 1944 Mitglied der NSDAP. In der DDR war er weiter bei der Deutschen Reichsbahn beschäftigt, und zwar als Weichenwärter in Magdeburg. Sein am 5. August 1923 in Oberwitz im Kreis Cosel geborener Sohn Georg war von Beruf Schumacher. Auch er war Mitglied der NSDAP, nach 1945 wurde er Mitglied der SED. Er wohnte mit seiner Frau und einem Kind in Annaberg in Sachsen. Im

Juni 1948 besuchte er seinen Vater in Magdeburg. Einige Tage später wurde zunächst er, dann auch der Vater verhaftet. Es geschah im Rahmen einer Aktion gegen die Widerstandsgruppe „Immer bereit sein“. Über diese Widerstandsgruppe lässt sich nichts Konkretes sagen. Nach längerem Aufenthalt in verschiedenen Gefängnissen wurden 1951 Franz und Georg Arndt durch das Sowjetische Militärtribunal (SMT) Nr. 48240 in Berlin wegen angeblicher Spionage, wegen Aufstands, antisowjetischer Propaganda und Mitgliedschaft in einer konterrevolutionären Organisation zum Tode durch Erschießen verurteilt. Die Gnaden gesuche wurden durch das Präsidium des Obersten Sowjets abgelehnt, und die Urteile wurden unverzüglich am 17. Mai 1951 und 20. Februar 1951 vollstreckt. Im Jahr 2000 wurden Franz und Georg Arndt durch die Hauptmilitärstaatsanwalt der Russischen Föderation (GWP) rehabilitiert. Die Gründe für die Verurteilung durch das SMT waren in fast allen anderen Fällen die gleichen wie bei Franz und Georg Arndt.

Karl Fabig wurde am 14. September 1919 in Laurahütte in der Familie des Schmiedes Gottlieb Fabig in der Naglostr. 13 geboren. Karl Fabig war später verheiratet und Vater eines Kindes. Von 1940 bis 1945 war er Wehrmachtssoldat. 1946 wurde er aus der amerikanischen Gefangenschaft entlassen. Er kam nach Seegrehna, das heute ein Ortsteil der Lutherstadt Wittenberg ist, und arbeitete hier als Volksschullehrer und Gutsverwalter. Politisch verbunden war er mit der Ost-CDU.

Am 15. April 1917 kam in Czerwionka im Kreis Rybnik Georg Nagel zur Welt. Er stammte aus einer Arbeiterfamilie. Sein Dienst in der Wehrmacht bereits im Jahr 1938 deutet auf ein Verlassen Ostoberschlesiens nach der Teilung dieses Landes 1922 hin. Er war Eisenbahner und hatte mit seiner Ehefrau zwei Kinder. Nach 1945 wohnte er in Arnstadt in Thüringen, wo er als Stationsvorsteher tätig war (nach anderer Quelle war er Reichsbahninspektor – S.P.).

Ewald Wolczyk wurde am 7. Oktober 1921 in Laband bei Gleiwitz in einer Arbeiterfamilie geboren. Von Beruf war er Walzarbeiter. Während des Krieges diente er als Bootsmann bei der Kriegsmarine. Nachdem er schon 1945 aus westlicher Gefangenschaft entlassen worden war, begann er als Walzarbeiter im Stahlwerk Riesa in Sachsen zu arbeiten. Er war verheiratet, das Ehepaar hatte zwei Kinder.

Im Oktober 1948 wurde in Berlin-Grunewald die „Kampfgruppe gegen Unmenschlichkeit“ (KgU) ins Leben gerufen und erhielt im April 1949 von der Alliierten Kommandantur der Stadt Berlin eine Lizenz als politische Organisation. 1959 hörte sie auf zu existieren. Die KgU verstand ihre Aufgabe zunächst im Erfassen und Registrieren der politischen Häftlinge in der DDR und im passiven Widerstand gegen den Kommunismus. Die Realität des Kalten Krieges erzwang

aber bald eine Erweiterung ihrer Ziele und Methoden: „*Unzählige aufrechte Männer und Frauen waren seit Beginn der Bolschewisierung nach Westberlin gekommen und hatten dort Rat und Stütze gesucht. Sie verlangten nach Flugblättern und Aufklärungsschriften, die sie in der Sowjetzone gegen den dortigen Betrug und das immer größer werdende Unrecht verbreiten könnten. Ihre Absicht war, in irgendeiner Form zu protestieren und wenn möglich zu demonstrieren*“.

Unter dem Druck der westlichen Nachrichtendienste begann die KgU auch durch ihre V-Leute die politische, wirtschaftliche und militärische Lage in der DDR zu erforschen. Dabei musste viel in Kauf genommen werden, denn: „*wie die historische Forschung zeigen konnte, war die KgU von Geheimen Mitarbeitern des MfS durchsetzt, was zur Enttarnung vieler Widerstandsgruppen und zu zahlreichen Verhaftungen in der DDR führte. Der Kontakt mit der KgU barg zweifelsohne ein hohes Risiko*“.

Dieses hohe Risiko waren auch Karl Fabig, Georg Nagel und Ewald Wolczyk eingegangen, die Mitarbeiter der KgU waren und entsprechende Aktivitäten im Sinne dieser Organisation durchführten. Fabig und Wolczyk wurden der Spionage und Nagel zusätzlich der Aufbewahrung antisowjetischer Literatur angeklagt. Alle wurden zu Tode verurteilt, Gnadengesuche abgelehnt. Sie wurden hingerichtet, Karl Fabig am 22. September 1952, Georg Nagel am 10. Januar 1952 und Ewald Wolczyk am 16. Juli 1952. Alle drei wurden nach Jahren rehabilitiert.

Man nimmt an, dass insgesamt weit über 100 KgU-Mitglieder ihr Engagement für die Demokratie mit dem höchsten Preis, dem Leben, bezahlt haben. Viele wurden zu langjährigen Gefängnisstrafen verurteilt.

1947 gründete die russische Besatzungsmacht in ihrer Zone die Sowjetische Aktiengesellschaft (SAG) Wismut. Es war keine kleine Firma, sondern „*das größte Reparationsunternehmen des 20. Jahrhunderts*“. Das abgesteckte Interessengebiet im südlichen Sachsen umfasste Ende 1948 ein Gebiet mit ca. 1,6 Millionen Einwohnern. „*Mit der Bildung der ‚Wismut‘ entstand in der SBZ/DDR eine Sonderregion, ein Staat im Staat. Deutsche Behörden konnten auf dieses Unternehmen keinen direkten Einfluß nehmen*“. Die deutsche Seite hatte hier nichts zu sagen, denn es handelte sich um ein Unternehmen, das Uran für das sowjetische Atomprogramm liefern sollte. „*Die Wismut war das größte Industrieunternehmen der DDR. Die Wismut AG entwickelte sich in kurzer Zeit zu dem mit Abstand wichtigsten Uranproduzenten im Ostblock. Das mit immensem Aufwand gewonnene Uranerz gehörte zum wichtigsten Reparationsgut der SBZ/DDR. Bis 1990 wurden ca. 231.000 Tonnen Uran produziert.*“

Ende 1950 arbeiteten bei der Wismut ca. 205000 Menschen. Nicht alle wollten hier anfänglich aus freiem Willen arbeiten. Es gab Zwangsverpflichtungen,

*„größere Gruppen wurden auch mit den sogenannten Bergarbeitertransporten ganz gezielt aus Schlesien und Böhmen in die sächsischen Bergbaukreise gelenkt. Vornehmlich aus den oberschlesischen Steinkohlrevieren trafen 1948 Transporte in den Bergbaukreisen ein. Ein Großteil der Obersteiger bei der Wismut AG kam aus Schlesien.“* Auch die im Folgenden genannten vier Oberschlesier wurden Arbeiter bei der Wismut, und eben dieser Uranbetrieb wurde ihnen zum Verhängnis.

Georg Holewa wurde am 18. Dezember 1921 in Hindenburg in einer Bergarbeiterfamilie geboren. 1939/1940 begann er an der Elektro-Ingenieurschule in Wismar zu studieren. 1941 wurde er zur Wehrmacht einberufen und geriet 1943 in Tunesien in Gefangenschaft, aus der er im Januar 1945 in einem Gefangenenaustausch entlassen wurde. Ab Juni 1948 arbeitete er als Elektriker in Bärenstein und besuchte kurze Zeit das Bergtechnikum in Freiberg. Mit seiner Frau und seinem Kind wohnte er in Neudorf. Man entdeckte aber seine Verbindung zur KgU, und er wurde im September 1951 verhaftet und nach seiner Verurteilung durch das SMT am 30. April 1952 erschossen. 1998 wurde er rehabilitiert.

Gerhard Peter wurde am 27. Januar 1923 in Gleiwitz als Sohn eines Eisenbahners geboren. Er erlernte den Beruf des Kochs und Konditors. Von 1944 bis Mai 1945 war er bei der Wehrmacht. Nach Sachsen kam er Anfang 1948 mit einem Umsiedlertransport aus Königsberg. Im April 1948 begann er bei der Wismut als Hilfsarbeiter zu arbeiten. Er wohnte mit seiner Frau und zwei Kindern in Zwickau. Seine Verhaftung wegen Kontaktes mit einer Widerstandsgruppe und mit der KgU erfolgte im März 1950. Mit sechs anderen Personen wurde er Ende Dezember in Chemnitz durch das SMT zum Tode verurteilt. Auch in seinem Fall wurde das Gnadengesuch abgelehnt, und er wurde am 26. April 1951 exekutiert. Er wurde nicht rehabilitiert.

Günther Hurniak wurde am 2. Oktober 1924 in Neu-Oderberg im Kreis Tschechisch-Teschen in der Familie eines Kaufmannes geboren. Er war ausgebildeter Funkmechaniker. Von 1942 bis 1944 diente er bei der Wehrmacht an der Ostfront. Ab November 1948 arbeitete er als Hauer in Oberschlema. Aus gesundheitlichen Gründen hörte er im April 1951 auf, im Uranbergbau zu arbeiten, und floh mit seiner Frau und zwei Töchtern nach Berlin-Wilmersdorf. In der DDR ging man aber davon aus, dass Hurniak für die westlichen Nachrichtendienste arbeitete und weiterhin über ein Agentennetz bei der Wismut verfügte. Anfang Januar 1952 lockte man Hurniak nach Ost-Berlin, wo er verhaftet wurde. Das SMT verurteilte ihn wegen Spionage zum Tode. Das Gnadengesuch wurde abgelehnt, und Hurniak verlor am 10. September 1952 sein Leben durch Hinrichtung. Seine Rehabilitierung erfolgte 2001.

Horst Kraffczyk wurde am 3. Mai 1924 in Vossowska im Kreis Groß-Strehlitz geboren. Er war studierter Förster und von 1942 bis 1944 in der Wehrmacht Panzerkommandant. Im Mai 1948 begann er bei der Wismut zu arbeiten und schulte zum Geologen um. Er wohnte mit seiner Familie in Johanngeorgenstadt. Als er im August 1951 aus einem Urlaub auf der Insel Rügen zurückkam, wurde er verhaftet, weil er das Ostbüro der SPD besucht und dort Propagandamaterial, darunter die Satirezeitschrift „Tarantel“, erhalten hatte. Das SMT verurteilte ihn im März 1952 zum Tode, nicht nur wegen der Verbreitung antisowjetischer Literatur, sondern auch wegen angeblicher Spionage. Gemeinsam mit seinem Arbeitskollegen Gerhard Walter wurde er am 12. Juni 1952 liquidiert. Rehabilitiert wurde er 2002. Nach bisherigem Forschungsstand deutscher und russischer Historiker wurden 67 Mitarbeiter der Wismut AG zum Tode verurteilt.

Seinen Kontakt zum Ostbüro der westdeutschen CDU bezahlte das Mitglied der Ost-CDU, der Steuerberater Alois Brandt, am 17. Februar 1953 mit seinem Leben. Die Anklage des SMT lautete aber offiziell auf antisowjetische Agitation und Bildung einer Untergrundorganisation. Man rehabilitierte ihn 2000. Er wurde am 14. Januar 1891 in Gröbnig im Kreis Leobschütz in einer Bauernfamilie geboren. Von 1933 bis zum Kriegsende war er Mitglied der NSDAP. In der DDR wohnte er mit seiner Frau in Ludwigslust in Brandenburg. Das Ehepaar hatte einen Sohn.

Am 7. August 1952 wurden durch das SMT zwei Oberschlesier wegen angeblicher Spionage zum Tode verurteilt, nämlich Charlotte Richter und Hermann Kostka. Charlotte Richter kam am 14. Dezember 1917 in einer Arbeiterfamilie in Neustadt zur Welt. Nach ihrer Heirat trug sie den Namen Charlotte Handreck, aber sie wurde bald Witwe und zog ihren Sohn allein groß. Nach 1945 wohnte sie mit ihren Eltern in Forst in Brandenburg und war Verkäuferin im elterlichen Maler- und Farbengeschäft. Man verhaftete sie am 8. Mai 1952. Auch ihre Mutter wurde festgenommen.

Hermann Kostka wurde am 11. April 1908 in einer Heimarbeiterfamilie in Ratibor geboren. Von Beruf war er Bäcker. Im Zeitraum von 1940 bis 1945 diente er in der Wehrmacht. 1947 wurde er Mitglied der SED, aus der man ihn aber 1951 ausschloss. Er wohnte mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in Eberswalde in Brandenburg und arbeitete als Buchhalter. Er wurde am 14. Mai 1952 verhaftet. Die Gnadengesuche der beiden Oberschlesier wurden abgelehnt. Charlotte Handreck und Hermann Kostka wurden am 23. Oktober 1952 hingerichtet. Beide wurden 1995 rehabilitiert.

Josef Anders wurde am 7. Dezember 1909 in einer Arbeiterfamilie in Königshütte geboren. Von Beruf war er Schlosser und gehörte der SPD an. Im Krieg diente er als Luftbildaufklärer bei der Luftwaffe. Nach 1945 wohnte er mit seiner Frau in Stendal. 1948 wurde er Mitglied der SED. In dieser Zeit arbeitete er in einem

Restaurant im Haus der Offiziere der Sowjetischen Armee. Wegen angeblicher Spionage bei der Sowjetarmee wurde er mit anderen Personen Mitte Juni 1950 verhaftet und am 4. April 1951 hingerichtet, 2001 aber rehabilitiert.

Horst Glowig wurde am 24. Januar 1927 in einer Bäckerfamilie in Beuthen geboren. 1945 diente er fast fünf Monate in der Wehrmacht. Er war gelernter Textilkaufmann, arbeitete aber ab 1950 als Glaser in Fürstenwalde und war verheiratet. Wegen angeblicher Spionage wurde er im März 1951 festgenommen und am 17. September 1951 hingerichtet. Seine Rehabilitierung erfolgte 1999.

Eduard Harnys wurde am 4. Oktober 1905 in Altzülz im Kreis Neustadt geboren. Er war Getreidekaufmann. Von 1932 bis 1943 war er NSDAP-Mitglied, von 1943 bis 1945 Soldat. Danach wohnte er mit seiner Frau und seinen drei Kindern in Lanz in Mecklenburg. Ab 1949 gehörte er der SED an und arbeitete in seinem bisherigen Beruf. Wegen angeblicher Spionage wurde er im Oktober 1950 festgenommen und am 14. Mai 1951 hingerichtet. Er wurde nicht rehabilitiert.

Walter Körner wurde am 5. November 1911 in einer Arbeiterfamilie in Ostrosnitz im Kreis Cosel geboren. Er war verheiratet und hatte zwei Kinder. Bis 1935 war er zwei Jahre im Polizeidienst, anschließend diente er bis 1945 in der Wehrmacht. Danach wohnte er in Bad Freienwalde und arbeitete als Telegrafist bei der Deutschen Post. Wegen angeblicher Spionage wurde er im September 1950 verhaftet und am 15. Oktober 1951 hingerichtet. Seine Rehabilitierung erfolgte 1996.

Anton Marhold wurde am 28. Mai 1927 in einer Arbeiterfamilie in Myslowitz geboren. Von Beruf war er Bäcker und diente ab 1943 in der Wehrmacht. Nach 1945 arbeitete er als Maurer beim amerikanischen Geheimdienst in Witzhausen in Hessen. Im August 1951 wollte er gemeinsam mit seinem 21-jährigen Schwager Erich Pflume seine Frau und sein Kind nach Westdeutschland holen. Die beiden wurden aber in Wüstheuterode im Eichsfeld, wo Erich Pflume geboren war, festgenommen. Wegen angeblicher Spionage wurden beide am 14. Februar 1951 hingerichtet. Sie wurden nicht rehabilitiert.

Josef Nelke wurde am 21. September 1919 in Laurahütte in einer Arbeiterfamilie geboren. Er erlernte den Beruf des Autoschlossers. Von 1939 bis 1945 war er bei der Wehrmacht. Danach wohnte er in Berlin-Charlottenburg und arbeitete als kaufmännischer Angestellter. Er war ledig. Wegen angeblicher Spionage wurde er im Juni 1951 verhaftet und am 26. November 1951 hingerichtet. 1998 wurde er rehabilitiert.

Theodor Philipp wurde am 1. Juli 1909 in Kranowitz im Kreis Ratibor geboren. Von Beruf war er Schlosser. Ab 1941 diente er in der Wehrmacht. Im Juli 1944 geriet er in sowjetische Gefangenschaft und gelangte nach seiner Entlassung im November 1950 zum Bauernhof seiner Schwester in Glindow in Brandenburg. Im

Juni 1951 wurde er verhaftet und im Oktober 1951 wegen angeblicher Spionage und Verunglimpfung der Lebensverhältnisse in der DDR und in der UdSSR zum Tode verurteilt. Das Urteil wurde am 13. Dezember 1951 vollstreckt. 1998 wurde er rehabilitiert.

Franz Rotmann wurde 1900 in einer Arbeiterfamilie in Leuber im Kreis Neustadt geboren. Von 1920 an war er sieben Jahre in der SPD, dann in der KPD. Seit 1946 wohnte er verwitwet in Pließkowitz im Kreis Bautzen und war als Lohnarbeiter auf einem Bauernhof tätig. Im selben Jahr wurde er Mitglied der SED. Wegen angeblicher Spionage wurde er im September 1951 verhaftet und am 18. April 1952 hingerichtet. Er wurde 1998 rehabilitiert.

Wilhelm Sauer wurde am 29. Januar 1909 in einer Arbeiterfamilie in Richtersdorf bei Gleiwitz geboren. Der gelernte Tischler wurde 1928 Berufssoldat. Nach dem Krieg wohnte er mit seiner Frau und seinen drei Kindern in Dippoldiswalde in Sachsen und arbeitete als Tischler. Wegen angeblicher Spionage wurde er im Februar 1952 verhaftet und am 16. Juli 1952 hingerichtet. Er wurde nicht rehabilitiert.

Hellmut Schilke wurde am 24. Mai 1905 in Bismarckhütte geboren. Von 1926 bis 1945 war er Soldat, zuletzt als Zahlmeister bei der Kommandantur des Truppenübungsplatzes Döberitz. Nach 1945 wohnte er mit seiner Frau und seinen zwei Kindern in Nauen, wo er als Angestellter arbeitete. Wegen angeblicher Spionage und antisowjetischer Propaganda wurde er im September 1950 verhaftet und am 10. April 1951 hingerichtet. Er wurde nicht rehabilitiert.

Robert Scholtyschik wurde am 26. März 1891 in Josephsdorf bei Kattowitz in einer Arbeiterfamilie geboren. Er war gelernter Kfz-Mechaniker. Er war verheiratet und hatte eine Tochter. Zwischen 1933 und 1936 gehörte er der NSDAP an. Nach 1945 arbeitete er in seinem Beruf in den sowjetischen Kasernen in Luckenwalde. Wegen angeblicher Spionage wurde er im September 1950 verhaftet und am 14. Juni 1951 hingerichtet. Er wurde 1998 rehabilitiert.

Paul Schwed wurde 1929 in einer Arbeiterfamilie in Sausenberg im Kreis Rosenberg geboren. Er war technischer Zeichner und ledig. Er wohnte in Hannover, fuhr aber öfters in die DDR, um dort Informationen zu sammeln. Er wurde im März 1951 in Berlin verhaftet und wegen Spionage zum Tode verurteilt. Er starb am 12. Januar 1952 noch vor der Urteilsvollstreckung. Er wurde nicht rehabilitiert.

Hans Skapczyk wurde am 15. September 1925 in Gleiwitz in der Petristraße 25 geboren. Sein Vater Emanuel war Schmied und Schweißer, seine Mutter Karoline war Geflügelhändlerin. Er diente kurz in der Wehrmacht und arbeitete danach als Feinmechaniker in Bayreuth. Er war verheiratet und hatte zwei Kinder. Im März 1952 besuchte er seine in Berlin wohnende Mutter. Auf der Heimreise wurde er

festgenommen und wegen angeblicher Spionage zum Tode verurteilt. Auch in seinem Fall wurde das Gnadengesuch abgelehnt. Er wurde am 13. August 1952 hingerichtet.

Diese Todesurteile des SMT Nr. 48240 wurden zwar in der DDR gefällt, aber ihre Vollstreckung fand in Moskau statt. Die Verurteilten wurden im Butyrka-Gefängnis mit Genickschuss hingerichtet. Die Erschossenen wurden anschließend im Krematorium auf dem Donskoje Friedhof verbrannt und ihre Äsche in einem Massengrab auf demselben Friedhof verscharrt. Die Familien der Opfer wurden über die Hinrichtungen nicht informiert. Die Hingerichteten sollten für immer spurlos verschwunden bleiben.

Im Zeitraum von 1950 bis 1953 wurden in Moskau insgesamt 927 Deutsche hingerichtet, deren kurze Biogramme in dem 2005 herausgegebenen Buch „Erschossen in Moskau...“ von A. Roginskij, J. Rudolph, F. Drauschke und A. Kaminsky veröffentlicht worden sind. Am 1.Juli 2005 wurde auf dem Donskoje Friedhof ein Gedenkstein für die Opfer mit folgender Inschrift eingeweiht: „Zur Erinnerung an die Bürger Deutschlands - Opfer der politischen Repressionen 1950 – 1953“.

### **Bergmannstag Breslau 1913**

Alle Wege führen bekanntlich nach Rom. Aber als im Mai 1913 in Breslau die Jahrhunderthalle eröffnet wurde, machten sich viele Menschen auf den Weg in die schlesische Hauptstadt. Im Kaiserreich war es noch üblich, öffentliche Gebäude planmäßig ihren Zwecken zu übergeben. Deswegen konnte der XI. Allgemeine Deutsche Bergmannstag im Jahr 1910 in Aachen unbesorgt den Beschluss über ein nächstes Treffen drei Jahre später in Breslau fassen.

Man ging wohl davon aus, Breslau würde sich wegen seiner bedeutenden Rolle in den Befreiungskriegen 100 Jahre zuvor ein repräsentatives Bauwerk leisten wollen, das man dann während der Tagung besichtigen könnte. Die Annahme der Bergleute war richtig. 1913 war Breslau ein beliebter Tagungsort für viele Vereine und Organisationen.

Ein Bergmannstag war für Breslau kein Novum, denn schon der V. Bergmannstag wurde 1892 in der Odermetropole abgehalten. Die Provinz Schlesien verfügte über zwei Kohlezentren, nämlich im Gebiet der Stadt Waldenburg in Niederschlesien und dem Kohlerevier in Oberschlesien. Die Manager der Kohleindustrie aus ganz Deutschland beabsichtigten schon 1892 einen sorgfältig geplanten zweitägigen Ausflug nach Oberschlesien zu machen, aber wegen der Gefahr einer Übertragung der Choleraepidemie aus Hamburg nach Oberschlesien musste man auf dieses Vorhaben verzichten. Die Teilnehmer erhielten aber eine

ihnen vom Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Verein gewidmete Fachpublikation: „Die Bergwerks- und Hüttenverwaltungen des Oberschlesischen Industrie-Bezirks“.

Der erste Bergmannstag fand im September 1880 in Kassel mit etwas über 100 vor allem preußischen Teilnehmern statt. Mit der Zeit entwickelte sich der Bergmannstag zu einer Konferenz, an der Bergbauvertreter aus zehn Ländern des Deutschen Reiches teilnahmen, in denen Bergbau betrieben wurde. Es wuchs auch die Zahl der ausländischen Teilnehmer. Seit dem Bergmannstag 1889 in Halle/Saale durften die Frauen ihre teilnehmenden Männer begleiten. Es waren auch Frauen in ihrer Eigenschaft als Künstlerinnen dabei, wie beispielsweise die westfälische Dichterin Johanna Baltz.

Der XII. Allgemeine Deutsche Bergmannstag fand vom 2. bis zum 5. September 1913 in Breslau statt. Mit 909 Männern und 332 Frauen war der Breslauer Bergmannstag der größte in der bisherigen Geschichte der Bergmannstage, wofür es auch eine Erklärung gab: „*Die Breslauer Jahrhundertausstellung, deren Ruf in alle deutschen Lande gedrungen war, übte eine starke Anziehungskraft auch auf die Angehörigen des Bergbaues aus. Viele Teilnehmer benutzen die ihnen freibleibende Zeit, um immer wieder die Ausstellung zu besichtigen. Viele andere gaben zu diesem Zweck einen oder mehrere Tage zu. Soweit man hören konnte, fand die Ausstellung das uneingeschränkte Lob aller, die sie besichtigten*“.

Am 3. September begann der wissenschaftliche Teil der Tagung in der Aula Leopoldina der Schlesischen Friedrich-Willhelm-Universität. Zur Abendzeit trafen sich alle Teilnehmer zu einem Festessen in den Ringbauten der Jahrhunderthalle: „*Nach Schluß des Festmahles betraten die Teilnehmer das Innere der Jahrhunderthalle, wo sie Oberorganist Burkert durch einige auf der größten Orgel der Welt prächtig zu Gehör gebrachte Stücke erfreute. Die Halle machte in ihren ungeheueren und doch harmonischen Abmessungen einen gewaltigen Eindruck. Bei der künstlichen Beleuchtung verloren sich die obersten Teile der Kuppel im Halbdunkel, und man hatte kaum das Gefühl, in einem geschlossen Raum zu sein. Nach dem Orgelkonzert blieben die Mitglieder des Bergmannstages noch längere Zeit in der Halle vereinigt, und die junge Welt huldigte eifrig dem Tanze. Der Raum bot ein prächtiges Gesellschaftsbild dar, wie es glänzender die Jahrhunderthalle vielleicht selten gesehen hat*“.

In den zurückliegenden 30 Jahren hatte sich das Programm der Bergmannstage allmählich verändert. Die Vorträge und die anschließenden Diskussionen nahmen jetzt relativ wenig Zeit in Anspruch. Stattdessen bevorzugte man die Veröffentlichung entsprechender Publikationen, die ausführlich den Bergbau des Gebietes darstellten, in dem der Bergmannstag stattfand.

Nicht zu kurz kamen selbstverständlich gesellschaftliche Veranstaltungen. Ein besonderer Wert wurde aber darauf gelegt, dass die Teilnehmer die Bergaugebiete des Tagungsortes aus eigener Erfahrung kennen lernen konnten. Deswegen begaben sich am 4. September rund 600 Teilnehmer mit einem Sonderzug auf einen Ausflug nach Oberschlesien, der bis auf das kleinste Detail vorbedacht war. „In 14 Gruppen wurde den Gästen einmal alles technisch Sehenswerte vorgeführt: Steinkohlen, Eisenerzgruben, Eisenhütten, und Zinkhütten. Beim Steinkohlenbergbau wurde ganz besonders die Einrichtung zum Spülversatz gezeigt, der ja in Oberschlesien zum ersten Male systematisch angewendet worden ist und der bei der Eigenart der oberschlesischen Verhältnisse hier auch seine typische Ausgestaltung erfahren hat. Aber es war sodann auch dafür gesorgt worden, daß die Gäste nicht nur unsere technischen Fortschritte und Errungenschaften würdigen konnten, sondern daß sie auch einen Überblick darüber erhielten, welche Fortschritte auf dem Gebiet der Kultur in Oberschlesien zu verzeichnen sind. Mit besonderem Stolz konnten ihnen unsere Arbeiterkolonien wie Gieschewald, Knurow, Emanuelssegen, Nickischschacht gezeigt werden, und es war interessant zu beobachten, wie überrascht viele Teilnehmer an dem Ausfluge gerade von dem waren, was auf diesem Gebiete in Oberschlesien in den letzten Jahren geleistet worden ist. Auch die Wohlfahrtseinrichtungen auf den Gruben selbst erregten Staunen und Bewunderung. Die Waschhäuser, die Kleinkinderschulen und alle sonstigen Maßnahmen der Verwaltungen, das Wohl ihrer Arbeiter zu fördern, fanden die lebhafteste Anerkennung. Auch die Einrichtungen der Knappschaftslazarett wurden gezeigt, weil in den meisten anderen Bergbaubezirken nicht wie in Oberschlesien der Lazarettzwang durchgeführt ist, und daher keine eigenen Knappschaftslazarett bestehen. Mit Recht konnte auf die günstigen Folgen, die diese Einrichtung auf die Gesundheit unseres Arbeiterstandes ausübt, hingewiesen werden. Da die Leiter der Gruben und Hüttenwerke, die die Gäste führten, in ihren Vorträgen und in den Unterhaltungen auf die günstigen und ungünstigen Verhältnisse der oberschlesischen Industrie hinwiesen, ist zu hoffen, daß die Teilnehmer an dem Ausfluge ein klares Bild von der oberschlesischen Industrie gewonnen haben und daß so manches Vorurteil, das früher bestand, durch den Ausflug nach Oberschlesien erschüttert worden ist. Die Befriedigung der Teilnehmer über das, was sie gesehen hatten, und über die gastliche Aufnahme kam denn bei den den Schluß des Tages bildenden Essen in Kattowitz, Beuthen, Zabrze und Siemianowitz in Reden der Herren und in Privatgesprächen zum vollen Ausdruck. Und es ist zu hoffen, daß besonders der oberschlesische Ausflug den Mitgliedern des Bergmannstages noch lange in angenehmer Erinnerung bleiben wird“. Aus der Perspektive von 100 Jahren danach muss man sagen, den Gästen

wurden damals in der Tat die richtigen Objekte gezeigt, denn auch heute wird jeder, der nach Kattowitz kommt unverzüglich nach Nickischschacht gebracht.

Der Bergmannstag in Oberschlesien fand seinen Ausklang mit der Anwesenheit des Fürsten von Pleß in Bad Salzbrunn. Allen Teilnehmern wurde eine fünfbändige Festschrift über den Oberbergamtsbezirk Breslau überreicht, dem die Provinzen Schlesien, Posen, West- und Ostpreußen unterstanden. Betont wurde der außergewöhnliche Umfang dieser Publikation, aber Schlesien war halt ein zehnfach interessantes Land.

Um nicht ganz (ober)schlesischer Selbstzufriedenheit zu verfallen, scheint es an dieser Stelle ratsam zu sein, auch den Braunkohlenbergbau in West- und Ostpreußen sowie den Bernsteinbergbau im ostpreußischen Samland zu erwähnen.

Ein interessantes Dokument aus den Anfängen der Industrialisierung Oberschlesiens war das Fremdenbuch der Friedrichsgrube bei Tarnowitz, das besser unter dem Titel „Das Goldene Buch von Tarnowitz“ bekannt war. Die Einträge umfassten den Zeitraum vom 19. August 1788 bis zum 7. Mai 1835. Als erste trugen sich in das Fremdenbuch der preußische König Friedrich Wilhelm II. und der Gründungsvater der oberschlesischen Industrie, Oberbergrat Friedrich Wilhelm Graf von Reden ein.

Der königliche Besuch war der am 19. Januar 1788 in Betrieb genommenen Dampfmaschine zu verdanken. Am 4. September 1790 kam Johann Wolfgang von Goethe nach Tarnowitz, um diese Dampfmaschine auch zu bewundern, die er in Italien doch nicht gesehen hat, und hinterließ im Fremdenbuch einen Eintrag, der in Oberschlesien bestens bekannt ist. Auch literarisch nicht so bekannte Menschen wie der Geheimrat aus Weimar priesen das Tarnowitz Wunder der Technik mit eindrucksvollen Versen: „*Den 28. November 1791. Wie mächtig ist der Mensch, wenn die Gedanken/ nach einem Ziele unverrückt/zustreben und nicht weichen und nicht wanken/bis erst die kühne That geglückt/Beim Anblick der Feuer-Maschine auf der Friedrichs-Grube von Schrötter, Referendarius bei der Bresl. Kriegs- und Domänen-Cammer*“.

Die Opferwilligkeit in einer schweren Zeit bezeugte die Ehrentafel der freiwilligen Beiträge der schlesischen Berg- und Hüttenleute zur Unterstützung der Vaterlandsverteidiger 1813/1914. Es wurde damit nicht nur Bekleidung und Ausrüstung für Soldaten ermöglicht, es meldeten sich auch Freiwillige aus den oberschlesischen Gruben und Hütten zu den preußischen Fahnen.

Das „Handbuch des Oberschlesischen Industriebezirks“ unter der Schriftleitung von Dr. Hans Voltz, dem Generalsekretär des Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereins, zählte 832 Seiten, dazu kamen noch drei separate Anlagen zu drei wichtigen Aspekten des oberschlesischen industriellen Kreislaufs,

und zwar zum Arbeiterwohnungswesen, zum Spülversatzverfahren und zur Wasserversorgung.

Sehr gelungen charakterisierte Hans Voltz diese Region rechts der Oder und die Aufgaben seiner Publikation, die weit über die rein industrielle Entwicklung Oberschlesiens hinausgingen: „*Was man hier auch ins Auge faßt: die geographische Lage des Bezirks, seine politische und nationale Vorgeschichte, seine Boden- und klimatischen Verhältnisse, seine Verkehrsbeziehungen, seine Bevölkerungsverhältnisse, seinen Kulturzustand : überall findet man Eigenart. Das „Handbuch“ eines derartigen Industriebezirks muß natürlich allen diesen verschiedenen Momenten Rechnung tragen. Es muß vor allem die Zusammenhänge darlegen, welche die industriellen, technischen, wirtschaftlichen, kommerziellen Verhältnisse einerseits und die allgemeinen, insbesondere Bevölkerungs- und Kulturverhältnisse andererseits diejenige Entwicklung erfahren ließen, welche sie tatsächlich erfahren haben*“.

Ja, Oberschlesien und die Oberschlesier waren von besonderer Art. Jahrhunderte der Geschichte haben diese Besonderheit gestaltet. Das 20. Jahrhundert hat das Seine noch dazugefügt. So besteht sie auch heute noch, wenn auch in neuen Formen. Aber auch das damalige Pendant dieser Region im Westen, das Ruhrgebiet, ist nicht dasselbe geblieben.

In dem Handbuch lässt sich feststellen, dass die industrielle Geschichte unserer Heimat sich in ihren politischen Geschehnissen widerspiegeln. In der österreichisch geprägten Zeit zum Beispiel wurde mit den unterirdischen Schätzen Schlesiens ziemlich unverantwortlich umgegangen.

Dies änderte sich jedoch, nachdem Schlesien preußisch geworden war. Die Preußen waren schaffensfreudiger als die Österreicher. Unter nicht einfachen Umständen legten sie sich tatsächlich so ins Zeug, dass „*am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ist Oberschlesien, das hundert Jahre vorher der größeren Welt kaum dem Namen nach bekannt war, ein Gegenstand der Aufmerksamkeit von ganz Europa, das Ziel der Lernbegierde strebsamer Geister, der Neugierde der Reisegelehrten und, wie stets in solchen Fällen, zahlreicher Glücksjäger*“.

Oberschlesien teilte in den folgenden Jahren das Schicksal des preußischen Staates. Die oberschlesische Industrie entwickelte sich dementsprechend nicht problemlos, aber es ging doch vorwärts. 1796 wurde auf der Königlichen Hütte zu Gleiwitz der erste Kokshochofen des Festlandes in Betrieb genommen. Dank des von Johann Christian Ruberg um 1800 in Wesolla bei Myslowitz erfundenen oberschlesischen Verfahrens bei der Zinkproduktion begann sich die oberschlesische Zinkindustrie rasch zu entwickeln. Nach den Befreiungskriegen und den notwendigen Reformen in Preußen entstand 1815 der Regierungsbezirk Oppeln, der aus der oberschlesischen Region bestand.

Den nächsten Aufschwung verdankte Oberschlesien auch einer Feuermaschine. In den vier Jahren von 1842 bis 1846 erbaute man die Eisenbahnstrecke Breslau–Myslowitz. In den folgenden Jahren entstand in Oberschlesien ein dichtes Schienennetz. Eine besondere Rolle spielte die 1854 in Betrieb genommene oberschlesische Schmalspurbahn, die den Verkehr der Gruben- und Hüttenwerke untereinander sowie mit der Haupteisenbahn ermöglichte. Die Entwicklung der Eisenbahn schuf nicht nur bessere Transportmöglichkeiten für die Erzeugnisse der oberschlesischen Industrie, sondern sie führte auch zu quantitativer und qualitativer Aufwärtsentwicklung der Industrieproduktion in Oberschlesien.

Die Eisenbahn führte auch dazu, dass Industriegemeinden zu Städten wurden. Auf diese Weise kam es auch zur Gründung der Städte Kattowitz und Königshütte. Damit wurden die Voraussetzungen für eine dynamische Entwicklung des sozialen und kulturellen Lebens auch im östlichen Teil des oberschlesischen Industriebezirks geschaffen, der immer mehr die Form des Dreiecks Gleiwitz-Myslowitz-Tarnowitz annahm, mit Ausläufern wie Malapane im Westen oder Rybnik im Süden.

Einen neuen Impuls erhielt der oberschlesische Industriebezirk in den Gründerjahren und mit der Bildung des Deutschen Reiches 1871. Einen wahren Umschwung bedeutete die Tatsache, dass die oberschlesische Staatsindustrie mit der Privatindustrie nicht mehr Schritt halten konnte.

Es gibt aber keine Industrie ohne Arbeiter mit entsprechenden Qualifikationen. Die oberschlesischen Bauern mussten den Prozess der Industrialisierung mitmachen, und allmählich bildete sich aus ihnen die oberschlesische Arbeiterschaft heraus. Aus dem Westen kamen selbstverständlich nicht nur Führungskräfte sondern auch Arbeiter, aber die Mehrheit des oberschlesischen Industriepersonals stellten einheimische Fachkräfte, weil die Geburtsraten damals positiv waren. Es gab auch eine Arbeitsmigration aus den ländlichen Kreisen Oberschlesiens.

Die oberschlesische Arbeiterschaft war sowohl durch ihre Arbeit als auch durch ihren stark ausgeprägten Familiensinn sehr sesshaft geworden. Die jungen Arbeiter heirateten in der Regel bald nach Beendigung des Militärdienstes. Im Allgemeinen ermöglichte die überwiegend sparsame Hauswirtschaftsführung der oberschlesischen Frauen, einen bescheidenen, aber sicheren Haushalt zu führen. Die Wohnverhältnisse der Arbeiter waren noch nicht so positiv wie in Nikischschacht, manche vielköpfige Familie wohnte noch in einer Wohnung aus Küche und Stube. Aber immer mehr Familien konnte ihr Traum erfüllt werden, nämlich eine billige Wohnung in der Nähe der Arbeitsstätte, oft sogar mit einem Stall für Kleinvieh.

Eine durchschnittliche oberschlesische Arbeiterfamilie ernährte sich vor allem von Brot, Speck, Kartoffeln, Sauerkraut und Schweinefleisch. Dazu kamen noch bei vielen die selbst gemästeten Kaninchen. Am Freitag aß man Heringe und am Sonntag Klöße.

Was aber war ein typischer oberschlesischer Arbeiter im Sommer 1913 von Beruf? Es gab in der oberschlesischen Industrie schon damals viele verschiedene Berufe. Aber bis heute sagt oder denkt man in Oberschlesien zuallererst an den Bergmann. Auch 1913 verkörperte dieser wohl den Oberschlesier, wie in der Festschrift zu lesen war: „*Der eingeborene Oberschlesier ist ein fleißiger, williger und ausdauernder Arbeiter. Er ist geschickt, neuen Aufgaben gegenüber anstellig und in der Verlegenheit findig. Diese Vorzüge treten besonders beim Steinkohlenbergbau in Erscheinung. Die Zimmerung und die Kohlengewinnung beim Abbau in den mächtigen Flözen erfordern eine außerordentliche Geschicklichkeit. Durch Generationen an diese verhältnismäßig schwierige und anstrengende Arbeit gewöhnt, hat sich der oberschlesische Bergmann bei der Förderung in den mächtigen Pfeilern bisher besser bewährt als irgend einer der fremden Arbeiter, mit denen man es sonst gelegentlich noch versucht hat*“.

Die Industrialisierung Oberschlesiens war ein gewaltiger Prozess mit vielfältigen Erscheinungen in verschiedenen Bereichen des oberschlesischen Lebens. Er war nicht frei von Problemen und Schwierigkeiten. Gibt es überhaupt solche problemfreien Zeiten? Aber gerade die Industrialisierung hat maßgeblich zum Mythos des Oberschlesiers, zu seiner Eigenart beigetragen.

### **1.Oberschlesisches Sängerfest**

Wenn die Oberschlesier ihre liebste Muse wählen sollten, würden sie vermutlich für die allerdings nicht zu den olympischen Musen zählende Aoide stimmen, die Muse des Gesangs und der Musik. Wenn sie gut gestimmt wären, könnte auch die Muse Erato gut abschneiden, die Muse der Liebesdichtung und auch des Gesangs und des Tanzes. Wie auch immer die Wahl ausgegangen, eines steht fest: Die Oberschlesier haben immer gern gesungen und auch musiziert. So ist es bis heute geblieben, obwohl jetzt dabei in mancherlei Hinsicht dem Zeitgeist Rechnung getragen wird.

Die ältere Generation kann noch bis heute Lieder oder Schlager singen, die sie früher vielleicht nur wenige Male im Kino oder Radio gehört hatte. Aber sie kennt diese Lieder auch noch jetzt, weil sie diese damals gesungen hat und diese sich in ihrem Gedächtnis eingeprägt haben. Heutzutage wird zwar viel Musik gemacht, aber leider weniger gesungen. Stattdessen wird allerorten mit den Mitteln moderner Technik Musik lediglich gehört.

Bekanntlich war aber Oberschlesien immer eine Region, die einerseits hochentwickelt, andererseits dennoch kulturell stets verkannt war. Deswegen waren auch die Probleme der Musikkultur in unserer Grenzheimat anders als im übrigen Deutschland oder in Polen, denn viele Oberschlesiener konnten vergnütig in beiden und noch mehr Sprachen singen.

Unter diesen Umständen war es kein Wunder, dass 1926 der Beuthener Musiklehrer Josef Reimann seinen Artikel über das oberschlesische Musikleben so angefangen hat: „*Oberschlesien ist ein Land, das vor dem Krieg im Reich wenig mehr als von der geographischen Karte her bekannt war. Und doch hatte es dem Reich mehr sein müssen, als so manches andere Gebiet. Das oberschlesische Volk hat diese Behandlung Jahrzehnte lang erfahren müssen, man hatte sich mit der Zeit an Leistungen, die auf Gegenleistungen vergeblich warteten, gewöhnt. Der Dichter sang mit Recht von seiner oberschlesischen Heimat: „Man hat als Stieffkind dich betrachtet im ganzen deutschen Vaterland“. Es hat erst eines so schmerzlichen Ereignisses bedurft, wie des unglücklichen Kriegsausgangs, um hier Wandel zu schaffen*“.

Ferner befasste sich Josef Reimann konkret mit dem Einfluss der Musik auf die Stärkung des Nationalgefühls, indem er schrieb: „*Ist dabei die Kunst nicht ein Faktor, der das Bewußtsein des positiven Deutschtums im Staatsbürger wachzuhalten berufen ist; ist unter den Künsten nicht die Musik die vorzüglichst berufene Pflegerein dieser Gefühle, aus denen heraus die Freude strömt, ein Deutscher sein zu dürfen, nämlich dadurch, daß man sich sagen muß, die Urheber und Verbreiter dieser Musik sind mir stammesverwandt, sind Deutsche so wie ich?*“. Das war zugegeben teilweise eine riskante These, denn wenn es so gewesen wäre, dann wären wir heute alle halbe Angelsachsen.

Josef Reimann befasste sich ebenfalls mit den Eigenheiten des oberschlesischen Volkes und mit deren Niederschlag in den oberschlesischen Liedern. „*Der Oberschlesier ist wohl äußerlich wortkarg bis rau, dafür hat er aber ein ungemein tiefes Seelenleben. Seine Lieder atmen dieses tiefe Empfinden. Sie sind erklärlicherweise viel mit slawischen Beilagen vermengt. Ob ein anderer Volksstamm in Deutschland eine so reiche Zahl bodenstämmer Volkslieder besitzt wie der Oberschlesier, ist sehr zu bezweifeln. Stellen die Volkslieder das ursprüngliche Musikgut eines Volkes dar, wie es beim Oberschlesier der Fall ist, so sind dann bei ihm die Aussichten für die Pflege der Musik die denkbar günstigsten*“.

Josef Reimer betonte vor allem das unter den Arbeitern verbreitete Musizieren und Singen. Selten erklang aus den Arbeiterhäusern eine Klaviermusik, eher hörte man eine Zieh- oder Mundharmonika. Es war wohl nicht die Musik für einen Musikkennner, aber sie wurde von bodenständigen Oberschlesiern selbst gespielt

und gesungen und schaffte damit eine Basis für eine musikalische Erziehung der breiten Massen. Deswegen forderte Josef Reimann dazu auf: „Kommt diesem schätzenswerten Bedürfnis des einfachen Mannes entgegen, schafft Volkskonzerte bei geringem oder freiem Eintritt, bringt aber darin nicht gleich schwere Musik, zwingt den Verantwortlichen bei Aufstellung des Programms, ‚Apperzeptionsstützen‘ in der Seele seines Publikums zu schaffen, und ihr werdet eine Kulturtat ersten Ranges ausgeführt haben. Wenn das breite Publikum auf diese Weise durch die ‚Vorbereitungsklasse‘ gegangen ist, dann wird es reif geworden sein für die großen Werke unserer unsterblichen Meister“.

Das oberschlesische Musikleben blieb von der Teilung Oberschlesiens nicht verschont. In beiden Teilen Oberschlesiens sang man selbstverständlich in verschiedenen Gesangvereinen weiter. Einerseits konnten dabei alle bisherigen musikalischen Veranstaltungen und Feste nicht mehr in ganz Oberschlesiens fortgesetzt werden, andererseits entstanden unter den neuen Realitäten andere Möglichkeiten für das Singen in Oberschlesiens.

In Westoberschlesien beging man Ende August 1930 das 1. Sängerfest der Sängerschaft Oberschlesiens. Das zweitägige Fest fand am 30. und 31. August in Gleiwitz statt. Die Stadt empfing die singenden Gäste mit Flaggenschmuck und Ehrenpforten. Am Ring grüßte sie ein Schild mit den Worten „In Freude und Drang – Treu deutschem Sang“. Ähnlich war es wohl 1876 zur Feier des 4. Schlesischen Sängerfestes zugegangen, als über 1000 Sänger sich hier versammelten. Gleiwitz besaß im Laufe der Zeit eine große Anzahl von Musikvereinen. Manche behaupteten, es seien etwas zu viele gewesen, doch es war zu bedenken, dass eine gesunde Konkurrenz auch auf musikalischem Gebiet belebend und in vielfacher Weise zur Zufriedenheit eines wachsenden Publikums wirkte. Zudem war dieser „Konkurrenzkampf“ der Gleiwitzer Gesangvereine unter sich angesichts des Gesangswettstreits mit den anderen aufblühenden Städten des Industrieviertels für Gleiwitz einfach notwendig gewesen

Am Abend des ersten Sängerfesttages strömten die Sänger in den wohl größten Gleiwitzer Saal im Restaurant „Neue Welt“. Dafür hatte man aus der Oper „Tannhäuser“ von Richard Wagner den zu diesem Anlass passenden „Einzug der Gäste“ ausgewählt. Danach präsentierte das Orchester der Gleiwitzer Feuerwehr die Mozart-Ouvertüre „Die Entführung aus dem Serail“ und die „Freischütz“-Phantasie von Weber. Man bedauerte, dass eben dieser Teil des Abends nicht vom oberschlesischen Rundfunk übertragen werden konnte, weil dieser sich erst um 20 Uhr einschaltete.

Ab diesem Zeitpunkt aber konnten auch die Radiohörer die Begrüßungsrede des Vorsitzenden der Sängerschaft Oberschlesien Dr. Max Kreis aus Ratibor verfolgen, die er mit einem „Grüß Gott“ eröffnete und in der er besonders das Verdienst des

Beuthener Schulrats Max Neumann feierte, „*der dem Deutschen Sängerbund in zwingender Weise im Mai 1928 dargetan hat, daß Oberschlesien auf Grund seiner durchaus eigenen Volksstruktur und der Grenzlandlage durchaus auch innerhalb der Sängerschaft ein treudeutsches, aber auch individuelles Gebilde ist und als solches eine berechtigte Sonderstellung beanspruchen darf*“. Max Kreis nannte die Eröffnung des Sängerfestes die Gründungsfeier der oberschlesischen Sängerschaft.

Anschließend ergriff der Direktor der Landesbibliothek in Ratibor Karl Rother als Vertreter des oberschlesischen Landeshauptmanns das Wort und knüpfte am Redeanfang an den Sängerspruch des Breslauer Professors und Schriftstellers Felix Dahn an: „Laßt uns pflegen treu den starken, herrlichen, den deutschen Sang!“.

Anschließend betonte Karl Rother die bahnbrechende Rolle von zwei oberschlesischen Städten auf dem Gebiet des deutschen Männergesanges in unserer Heimat. Die erste Stadt war das am westlichen Rande Oberschlesiens liegende Neisse, die zweite Stadt war das näher gelegene Ratibor. Offiziell wurde der älteste Ratiborer Männergesangverein „Liedertafel“ zwar 1834 ins Leben gerufen, aber als sein Vorgänger galt der 1825 gegründete Lehrergesangverein. 1876 begannen die Sänger der „Liederhalle“ zu singen, die so zum zweitältesten Männergesangverein in Ratibor geworden ist. 1880 erfolgte in Brucks Hotel die Gründung der Ratiborer Singakademie unter Leitung des Oberlehrers Dr. Heinrich Reimann. 1924 wurde die Singakademie für ihre musikalischen Verdienste als gemeinnütziger Verein anerkannt, weil sie jeweils eine gute Chor- und Instrumentalmusik zu bietenbestrebt war. Im März 1930 beging sie unter der Leitung vom aus dem niederschlesischen Langenbielau stammenden Dirigenten Richard Ottlinger die Feier ihres fünfzigjährigen Bestehens.

Karl Rother brachte auch zur Sprache, daß Oberschlesien die Wiege inzwischen schon verstorbener Liederdichter und Tonkünstler sei, wie z. B. von Joseph von Eichendorff und dem 1855 in Steubendorf im Kreis Leobschütz geborenen Komponisten und Dirigenten Max Filke. Unter den lebenden Künstlern würdigte er den 1855 in Ratibor geborenen Komponisten Arnold Mendelssohn, einen Verwandten von Felix Mendelsohn-Bartholdy sowie den 1875 in Gleiwitz geborenen Komponisten und Dirigenten Richard Wetz.

Seine Rede beendete Karl Rother mit der Erwähnung eines Bekenntnisses vom Sammler des oberschlesischen Volksliedergutes in polnischer Sprache, dem Arzt Julius Roger, der Oberschlesien als ein Land pries, „*wo gute Menschen froh und glücklich sind*“. Einen Teil der von Roger gesammelten Volkslieder übertrug sein Freund August Heinrich Hoffman von Fallersleben in die deutsche Sprache.

Danach hielt Studienrat Emil Fuchs aus Breslau als Vorsitzender des Schlesischen Sängerbundes eine kurze Rede. Er überreichte die Hammerschmidt-Plakette des Deutschen Sängerbundes als Geschenk an zwei Vereine, die gerade ihr 25jähriges Bestehen feiern konnten – an den Männergesangverein „Liederkranz“ der Huldschinski-Werke aus Gleiwitz und an den Männergesangverein der Königin-Luise-Grube aus Hindenburg-Zaborze.

Anschließend wurden die Jubiläumsvereine und die übrigen Männer-Gesangsvereine als Bestandteil der Kultur dargestellt. Man sprach auch den Wunsch aus, in allen Schulen mehr Zeit für das Singen bereitzustellen. Mit Beifall begrüßte man die ca. 80 nach Gleiwitz gekommenen Sangesbrüder aus Ostoberschlesien mit dem Ehrenvorsitzenden des bekannten Meister'schen Gesangvereins Kattowitz, dem Markscheider Lothar Fiegler an der Spitze.

Nach allen Festreden konnte der reichhaltige oberschlesische Sängerwettstreit beginnen, der fast bis in den frühen Morgen des nächsten Tages dauerte. An ihm nahmen 14 Männergesangvereine aus Gleiwitz, Beuthen, Hindenburg, Kattowitz, Kreuzenort und Ostroppa teil. Die Beurteilung dieses musischen Abends unterschied sich nicht von der bei kulturellen Ereignissen üblichen Kritik. Die gesungenen Lieder hätten an Tonreinheit kaum etwas zu wünschen übrig gelassen. In der Zeitung „Der oberschlesische Wanderer“ konnte man aber lesen:

*„Eine große Zahl konzertierender Vereine hat die billige Gebrauchsware schmachtfetziger Männerchorliteratur, die den Männerchorvereinigungen immer die Missachtung und Geringschätzung der ernsthaften Musiker und wirklichen Kunstverständigen eintrug, glücklich über Bord geworfen und sich zu einer Programmgestaltung des gediegenen musikalischen Geschmacks durchgerungen. Das ist das wertvollste Ergebnis des ersten Wettstreits der Gesamtsängerschaft Oberschlesiens. Wir wünschten, daß diese Feststellung bald für alle Chorvereinigungen Geltung hätte. Eine andere Feststellung ist weniger erfreulich: In dem Sonnabendprogramm war das Volkslied nur bescheiden vertreten. Die Männerchöre nahmen für sich in Anspruch, Schützer und Pfleger des Volksliedes zu sein. Dann haben sie wohl auch die Pflicht, dieses Edelgut deutscher Kultur bei derart großen Veranstaltungen gebührend auf den Schild zu heben. Jeder Verein der auf der Vortragsfolge zwei Plätze belegt, müsste gehalten sein, einen von ihnen dem deutschen Volkslied einzuräumen. Wir glauben, daß damit die besondere kulturelle Sendung der Männerchöre im Grenzland stärker betont wäre. Zahlenmäßig kleinere Chöre sollten bei Sängerfesten nur Volkslieder wählen dürfen, sie wären damit vor Missgriffen in der Wahl ein für allemal bewahrt.“*

Diese Meinung der bürgerlichen Zeitung aus Gleiwitz teilte auch das „Hindenburger Tageblatt“ als Presseorgan der SPD. Das Volkslied sei nicht dazu geeignet, von einer zu großen Sängerschar gesungen zu werden. Mit höchstens

50 Sängern dürfte die Wiedergabe am besten gelingen. Laut der Zeitung erfreute sich das Volkslied vor allem unter den Arbeitern großer Beliebtheit, aber gerade in diesem Arbeitermilieu war man sich darüber im Klaren, dass die Zeiten sich auch in Bezug auf die Interpretation der Volkslieder ändern. Was allerdings die anderen Musikrichtungen anbetrifft, könnte uns das folgende Zitat aus dem Jahr 1930 heute etwas anachronistisch vorkommen: „*Es gehört mit zu einer der schönsten Aufgaben des Deutschen Arbeiter-Sängerbundes, dem Volkslied den Weg in die breite Masse zu ebnen. Im Zeitalter des Jazz und des Schlagers sind solche Volksliederabende besonders zu begrüßen. In seiner unter großen Opfern herausgebrachten Gemischten Chorsammlung hat der DAS dem Volkslied nicht nur einen breiten Raum eingeräumt, sondern zu einem großen Teil diese Volkslieder auch der Zeit entsprechend ganz neu bearbeitet bzw. umgearbeitet, ohne dabei das Lied selbst (wie das bei manchen Bearbeitungen der Fall ist) zu „verballhornisieren“*“. Übertrieben war jedoch die Warnung vor dem „Einfallsreichtum“ der Arrangeure und Interpreten nicht. Auch heute können einige Versionen alter Lieder eine Art Erkennungsprobleme für das Ohr sein.

Am Sonntag, dem 31. August 1930, wurde das 1. Oberschlesische Sängerfest auf den Straßen von Gleiwitz fortgesetzt, worüber sich die Einwohner und zahlreiche Gäste freuten, denn auch die Oberschlesier feiern die Feste mit, wie sie eben fallen.

Schon am Vormittag traten einige Gesangvereine mit einem Freikonzert im Restaurant „Stadtgarten“ auf. Am frühen Nachmittag fand im Hof des Staatlichen Gymnasiums eine Massenchorprobe statt, die in der Umgebung gut zu vernehmen war.

Gegen 15 Uhr bildeten die mehr als 100 Vereine einen Festzug mit vielen Fahnen, der sich bei Marschmusik Richtung Rathaus in Bewegung setzte, wo schon eine große Menschenmenge auf ihn wartete. Nachdem der Festzug nach einer Stunde den Ring erreicht hatte, wurde er zunächst durch die Vertreter der Stadt Gleiwitz begrüßt.

Dann folgte der Höhepunkt des Programms - die Weihe der neuen Fahne des 80 Jahre zuvor gegründeten Gleiwitzer Männergesangvereins „Liedertafel“ durch den Vorsitzenden des Schlesischen Sängerbundes Emil Fuchs. Der prominenteste schlesische Sangesbruder „*verabschiedete jene zerschlissene Fahne, die über 50 Jahre dem ältesten Gleiwitzer Gesangverein vorangeleuchtet hatte und weihte die schmucke neue Fahne als Opfersymbol deutscher Volkserneuerung durch Pflege des Liedes, insbesondere des Volksliedes*“.

Der Beuthener Sängerbund überreichte dem Gleiwitzer Verein als Ehrengabe einen Band von Chorliedern des Professors Richard Wetz. Es wurden auch zahlreiche Fahnnägel der Brudervereine übergeben. Frau Hanna Schweichert

widmete dem Gesangverein im Namen der Ehefrauen der Sänger ein Fahnenband.

Zum Schluss dieser Feststunde erfolgte die Übergabe der Fahnen von zwei ostoberschlesischen Männergesangvereinen zu treuen Händen an die Vereine in Westoberschlesien. Der Gesangverein Preiswitz überreichte seine Fahne dem Arbeitergesangverein Delbrückschäfte und der Gesangverein Kattowitz-Gieschewald vertraute seine Fahne der Gleiwitzer „Liedertafel“ an.

Nach Beendigung des offiziellen Teiles des 1. Oberschlesischen Sängerfestes fanden in den überfüllten Gärten der vielen Restaurants bis zum Einbruch der Dunkelheit Konzerte der Gesangvereine und Musikkapellen für die Bevölkerung statt. Um 20 Uhr begannen in einzelnen Lokalen abschließende Sängerbälle der an dem 1.Oberschlesischen Sängerfest teilnehmenden Gesangvereine.

Ein paar Monate zuvor hatte ein musikalisches Fest in Ostoberschlesien stattgefunden. In Kattowitz, der Hauptstadt der autonomen Woiwodschaft Schlesien, wurden vom 7. bis 9. Juni 1930 die Feierlichkeiten des VI. Schlesischen Sängertages begangen. Den Hauptakt dieses Festes bildete am 8. Juni die Enthüllung des Denkmals für Stanisław Moniuszko, den Schöpfer der polnischen Nationaloper, auf dem ehemaligen Blücherplatz. In diesen Tagen waren auch die Kattowitzer Straßen voll von Sangesbrüdern und deren Liedern. Darunter waren auch Vertreter der Sängervereine der polnischen Minderheit in Westoberschlesien.

Die Oberschlesier sind der Muse Aoide bis heute treu geblieben. Nach dem Stand vom Juli 2013 hat die deutsche Minderheit (DFK) in der Woiwodschaft Schlesien 30 eigene oder mit ihr zusammenarbeitende Kulturgruppen. Beim überwiegenden Teil von ihnen handelt es sich um Gesangvereine, die deutsch, polnisch, aber auch oberschlesisch sowie lateinisch singen. In Oberschlesien wurde schon immer in vielen Sprachen gesungen.

### **Gerhard Kupka**

Wasserpolnisch, das sei die Mundart, die Umgangssprache im Industriegebiet. Gewiss traf dies einst auch auf einige ländliche Kreise Oberschlesiens zu. Aber so verallgemeinernd stellte es 1937 der Volkskundler Professor Alfons Perlick dar. Wasserpolnisch ist zu einem Stieflkind in einem Grenzraum geworden, in dem sich deutsche und polnische Kultur mischten. Wasserpolnisch, das ist seit mindestens 100 Jahren ein unerschöpfliches Thema und eine Verdienstmöglichkeit für Wissenschaftler, Journalisten und Schriftsteller. Wasserpolnisch ist in Oberschlesien auch zu einem Gegenstand der Politik geworden und zu einem Kommunikationsmittel der Oberschlesier. Wasserpolnisch - Fluch und Segen für

die Oberschlesier. Es gab in Oberschlesien auch noch andere Dialekte, aber nur das Wasserpolnische wurde zum Erkennungszeichen Oberschlesiens.

In seiner Dissertation „Ziele und Erfolge der ländlichen Siedlung in Oberschlesien seit Friedrich dem Grossen bis zur Gegenwart“ aus dem Jahr 1930 schrieb der 1899 in Bismarckhütte geborene Diplom-Volkswirt Johannes Urbanczyk über die Eigenschaften der Oberschlesier: „*Kulturell rückständig und indifferent ist die oberschlesische Bevölkerung – besonders die Landbevölkerung – dem Deutschtum und dem Deutschen Reich noch immer nicht innerlich zugehörig; genau so wenig darf man sie freilich trotz ihrer Umgangssprache des Wasserpolnisch dem Polentum zurechnen. Sie neigt, von nationalen Gefühlen im Grunde unbeschwert, dem Volkstum zu bei welchem sie eine vorteilhafte soziale und kulturelle Entwicklung erhofft und hat im Laufe der letzten Jahre ihre Meinung und Sympathie mehrfach geändert. Vor dem Kriege gab es für Oberschlesien trotz heftiger Propaganda einzelner polnisch-nationalistischer Gruppen kaum eine Polenfrage; oberschlesische Regimenter haben sich im Weltkrieg mehrfach ausgezeichnet; nach dem verlorenen Krieg lockte der neugeschaffene und an Versprechungen nicht geizende polnische Staat; die Nichtdurchführung der polnischen Agrarreformen, die wirtschaftlichen Schwierigkeiten Polens haben es bewirkt, dass heute Oberschlesien wieder vorwiegend deutsch gesinnt ist. Auch in dem abgetretenen Gebiete Oberschlesiens blühen die Sympathien für Deutschland im gleichen Masse wieder auf, als der Kontrast zwischen Deutsch- und Polnisch-Oberschlesien fühlbar wird.*“

Alfons Perlick berief sich aber bei seiner oben erwähnten Feststellung aus dem Jahr 1937 nicht auf die Arbeit von Urbanczyk sondern auf die Dissertation „Die polnische Mundart des oberschlesischen Industriebezirks Teil 1“ aus dem Jahr 1908 von dem 1871 in Zabrze geborenen katholischen Priester Emanuel Nikel. Im Vorwort stellte er eine These über die nationale und sprachliche Situation im Industrierevier auf. Über die einzelnen Punkte dieser These kann man noch bis heute diskutieren, denn so lange es den wasserpolnischen Dialekt gibt, bleiben die hier gestellten Fragen, weiterhin aktuell, wenn auch in abgewandelter Form. Was Perlick 1937 bei Nikel aus dem Jahr 1908 erwähnungswert fand, lautet: „*Der oberschlesische Industriebezirk umfasst die heutigen Kreise Zabrze, Beuthen, Kattowitz sowie Teile der angrenzenden Kreise Gleiwitz, Tarnowitz, Pleß und Rybnik. Auf diesem Gebiet wohnt eine zahlreiche stark überwiegend polnische Bevölkerung, die den im nachstehenden geschilderten Dialekt als ihre Muttersprache spricht. Der Dialekt selbst erscheint in mehrfacher Hinsicht in seiner Individualität gefährdet. In erster Linie ist es der Einfluss der deutschen Schule, der der deutschen Amts- und VerkehrsSprache, der das Polnische immer mehr zurückdrängt und es als unfein erscheinen lässt. Daraus erklärt es sich, daß in*

*die immer mehr vernachlässigte Mundart anstatt des vergessenen bzw. verpönten polnischen Sprachgutes sich zahlreiche Germanismen eindringen. Aber auch die sich dagegen bemerkbar machende polnische Reaktion ist nicht geeignet, den Dialekt als solchen in seinem Bestand zu erhalten. Ist es doch das Gemein- oder Schriftpolnische, das sich im Volk immer mehr breit macht zum Schaden mundartlicher Eigentümlichkeiten. Schließlich bringt es die Freizügigkeit mit sich, daß Vertreter anderer polnischer Dialekte sich im Industriegebiet zahlreich ansässig gemacht haben, die mit ihren Mundarten auch ihren Teil zu einer gewissen Sprachmengerei und Sprachverderbnis beitragen. Angesichts dieser die Existenz des Dialekts bedrohenden Tatsachen, will die vorliegende Schrift wiedergeben, was noch davon vorhanden ist.“*

Aus der heutigen Perspektive des Diskurses über die Rolle und den Status des wasserpolnischen Dialekts könnte man Emanuel Nikel in die Reihe der Befürworter einer Anerkennung dieses Dialektes als einer regionalen Sprache in Polen stellen. Komplizierter ist die Lage der heutigen deutschen Minderheit in Oberschlesien, die hier einen immer schwierigeren Spagat machen muss: „*Ihr Interesse sollte die Wiederkehr der deutschen Sprache sein, faktisch ist ein Großteil ihrer Mitglieder eher in der slawisch-schlesischen Mundart zu Hause*“. Wie bei einer echten Liebe hat die Sprache in Oberschlesien viele Namen: Ich liebe, ja kocham, jo pschaja – die oberschlesische Zweieinhalbsprachigkeit könnte im Grunde sehr schön sein.

Aber zurück in die Vergangenheit. Die Geschichte Oberschlesiens ging weiter, man schrieb das Jahr 1936. Der 1913 in Scharley geborene Gerhard Kupka absolvierte 1934 das Gymnasium im Patschkau und begann anschließend an der Hochschule für Lehrerbildung in Beuthen zu studieren, an der Alfons Perlick damals noch als Dozent arbeitete. Das volkskundliche Interesse von Perlick führte zur Entstehung von verschiedenen Untersuchungen und Semesterarbeiten seiner Studenten. Sie wurden 1937 als Gruppenarbeit von zwölf Studierenden im Reichsberufswettkampf präsentiert und erhielten den Titel einer Reichssiegerarbeit im Bereich der Volkskunde mit dem dazu gehörenden Zeremoniell.

Die mit der damals herrschenden NS-Ideologie konforme Gruppenarbeit beschäftigte sich mit den verschiedenen Aspekten des Arbeiterdaseins in Beuthen. Untersucht wurde die Wohnkultur, das Familienleben, die Rolle der Frau in der Familie und als Grubenarbeiterin und das Lebensumfeld des Arbeiterkindes am Stadtrand. Es gab auch Beiträge zur Volkskunde des Industriedorfes Mechtal (Miechowitz) sowie zu den bäuerlichen Lebensgewohnheiten der Bergarbeiter in Bobrek.

Die Ergebnisse der Gruppenarbeit wurden aus mancherlei Gründen positiv bewertet: „*Die besprochene Arbeit zeigt deutlich den starken Anteil, den die Kameradinnen an der HfL zusammen mit den Kameraden in der Volkstumsforschung dort haben. Es ist ja auch psychologisch klar, daß der schlicht helfenden und einfühlungsfähigen Frau in dieser Forschungsarbeit Wege sich erschließen, die sonst verschlossen bleiben. Daß auch rein äußerlich die Zusammenarbeit von Student und Studentin bessere Ergebnisse zeitigt, wird klar, wenn man an die Arbeitsformen volkskultureller Betreuung denkt. Und noch eine zweite Überlegung zwingt die Arbeit uns auf: Von den 12 Bearbeitern sind nur 4 aus Oberschlesien. Die anderen 8 sind in Ostpreußen, Oldenburg, Westfalen und dem Saargebiet beheimatet. Es ist auffällig, daß gerade diese Nichtschlesier mit solchem Interesse und mit solcher Liebe an diese oft mühevolle Kleinarbeit gegangen sind. Wenn nun in Zukunft die Hochschulen für Lehrerbildung nur noch Bewerber aus ihrem Gebiet aufnehmen, so wäre das neben manchen Vorteilen für diese im Sinne der Volkstumsforschung zu bedauern*“.

Von der wissenschaftlichen Bedeutung dieser Gruppenarbeit profitierte die Beuthener Hochschule für Lehrerbildung in Beuthen, indem an ihr eine Forschungsstelle für Volkskunde im Hinblick auf die oberschlesischen Industriearbeiter errichtet wurde.

Gerhard Kupka untersuchte in seiner Semesterarbeit im Frühjahr 1936 das Thema Wortschatz des Hindenburger Industriearbeiters, was in den eigentlich auf den Raum Beuthen bezogenen Arbeiten eine Ausnahme darstellt. Es konnte nicht wundern, dass Kupka sich für die Bergmannssprache entschied. Er hat dieses nicht begründet, weil seine Wahl für ihn möglicherweise selbstverständlich war.

Hätte man unter diesen Voraussetzungen ebenso gut eigentlich auch das Leben eines Hüttenarbeiters untersuchen können?: „*Der oberschlesische Mensch, besonders der Industriearbeiter, wird ob seiner rauen und harten Sprache auch für rau und grob gehalten, daß aber die Rauheit und Härte durch viele Faktoren, schwere Arbeit, Not und a.m. bedingt ist, daran denkt niemand. Schließlich muß ein Mensch, der täglich schwer arbeitet und schuftet und verhältnismäßig schlecht entlohnt wird, sich doch irgendwie Luft machen; und am deutlichsten, aber auch am harmlosesten geht dies durch die Sprache. Mit Recht sagt man allgemein: der Oberschlesier hat zwar einen rauen, aber umso herzlicheren Ton. Wenn der Leser dieser Zusammenstellung selbst Sinn für etwas derartiges hat, dann wird er sehen, wie witzig, humorvoll, ironisch und furchtlos der Oberschlesier sein kann*“.

Das Interesse an der oberschlesischen Bergarbeitersprache war schon früher vorhanden. So veranstalteten beispielsweise die Werkszeitungen Preisausschreiben für die Einsendung von typischen Worten und Redewendungen der Bergleute, die ein Beitrag zu einem Wörterbuch der oberschlesischen

Bergarbeiter sprache werden sollten. Wissenschaftlich betreute dieses Sammeln eben Alfons Perlick.

Dieser erklärte in einem Artikel aus dem Jahr 1935, warum man bei der Arbeitersprache einen Bergmann einem Hüttenarbeiter vorziehen sollte, und er erwähnte dabei auch indirekt den wasserpolnischen Dialekt: „*Die Bergmannssprache hat sich in Oberschlesien seit der ersten Aufnahme des Erzabbaues in ihrer fachmännischen Eigenart bis heute erhalten und überall Verbreitung gefunden. Die ständige Verwendung bei der täglichen Arbeit gab ihr auch Erweiterungs- und Übertragungsmöglichkeiten. Zu den mittelalterlichen Ausdrücken sind neue Formen hinzugekommen; manche Wortprägungen sind wiederum für die gesamte Industriearbeiterschaft volkstümlich geworden. (Überschichten machen; es ging alles zu Bruche usw.). Neben diesem fest überlieferten Bestand aber sind eine Menge von Ausdrücken und Redewendungen in allen Gattungen unserer Arbeiter lebendig, die die Berechtigung geben, von einer besonderen Form der Arbeitersprache im Industriegebiet zu sprechen. Charakterisiert wird dieses Sprachgut einmal durch die starke Bindung an die Tätigkeiten in der Grube und in der Hütte und an das um diese beiden Arbeitsstätten pulsierende Volkstumsleben, wobei der Lebenskreis des Bergmanns der umfangreichere ist, und anderseits durch die Beeinflussung von der oberschlesischen Dialektform her. Der größere Teil dieses Sprachgutes ist Eigenschöpfung; das andere Material ist aus den verschiedenen Quellen geflossen. In der nun folgenden vorläufigen Zusammenstellung des Sprachschatzes unserer oberschlesischen Industriearbeiter sind Schimpfwörter und Derbythen nicht mit aufgenommen worden“.*

Die Bergarbeiter schienen ehrliche Leute gewesen zu sein, denn ihre Sprache war direkt und unmissverständlich. Insofern musste sich auch ein Teil der Oberschlesier bei den Befragungen entsprechend verhalten haben. Perlick schrieb: „*Auf die Frage ,Wie geht's?' antwortet man sehr verschieden: lila, nicht ganz blau, rosarot, auch so, halb und halb, brüllant (in Angleichung an brillant, aber von brüllen), 's geht, so langsam, so und so, serbisch (von sehr besch...) oder in der Form: Der Gefragte sagt die erste Silbe Be, und der Fragende ergänzt scheiden*“. Frage man einen Bergmann nach seiner Beschäftigungsart, konnte man einen von Lachen begleiteten Bescheid erhalten: als unterirdischer Naturforscher.

Gerhard Kupka hatte es am Anfang seiner Befragung nicht leicht gehabt, denn die Bergleute zeigten nicht nur kein Interesse an seiner volkskundlichen Arbeit, sondern sie waren einfach auch misstrauisch und gingen davon aus, dass man sie nur aushorchen wolle. Kupka gab aber nicht auf. So konnte er feststellen: „*Weil ich aber schließlich doch harmlos und ehrlich aussah, legte man die Zurückhaltung*

*mir gegenüber ab und kam mir mit einer Offenheit auch auf politischem Gebiet entgegen, die fast gefährlich werden können".* Kein Wunder, wenn er auf die Frage, warum man auf die Grube arbeiten käme, folgende zweideutige Antwort bekam: „*Ich habe gehört: hier gibt es Kraft durch Freude*“. Die Mehrheit der Antworten war aber war einfach nur witzig: „*Ich kam aus Langeweile*“, „*Ich will eine Jubiläumsuhr bekommen, wie mein Vater*“, „*Ich will ja hier nichts verdienen; die Hauptsache, ich arbeite mich mal anständig an*“.

Der Bergmann war auch von de Schwere seiner Arbeit überzeugt, vor allem die zu gering entlohten Schlepper, was seinen Ausdruck in solchen Formulierungen fand: „*Armer Schlepper hier auf Erden, im Himmel wirst du Steiger werden*“, „*Die Schicht ist lang, der Lohn ist klein, der Teufel sollte Arbeiter sein*“.

Anders als Perlick musste Kupka bei den Bergleuten auf Derbheiten nicht verzichten, weil seine Arbeit zunächst eine interne Angelegenheit der Hochschule für Lehrerbildung war. So schrieb er von folgender prosaischen, aber eben unbedingt notwendigen Tätigkeit: „*Muss der Kumpel unter Tage seine Notdurft verrichten, dann sagt er seinem Kameraden: ,Sollte mich jemand vermissen, sag ich ging bloß mal pissen! Oder ,Sollte sich jemand um mich reißen, sag ich geh bloß mal scheißen!*“ – „*Das konntest du auch zu Hause tun' sagt ihm der andere. ,Ja, hier bekomme ich das bezahlt, zu Hause nicht'*“.

Auch die Art der Gespräche der Bergleute war ziemlich naturalistisch, und so ist es wohl bis heute geblieben. Die Arbeiter hatten freilich ihr Arbeitsethos, aber eben auch ihre besondere Sprache. Das, was Kupka aufschrieb, waren normale Alltagsdialoge unter Tage, in denen auch Teile von Überlegungen zum eigenen Schicksal und zum künftigen Beruf seiner Kinder zu finden waren: „*Trotz der schweren Arbeit geht die Unterhaltung weiter, denn man muss dem Herzen etwas Luft machen: ,Pieronna, habe ich denn meinen Vater vom Boden heruntergeschmissen, daß ich so schwer arbeiten muß? Der andere: ,Pierunje, besser hätte der Vater in der Zeit, wo er mich gemacht hat, ein paar Holzpantoffeln machen sollen. Aber ich, wenn ich nochmals zur Welt kommen sollte, werde nicht so dumm sein' – ,Und was wirst du machen? – Zuerst komme ich mit dem Kopf heraus und werde mich umsehen, ob die Alte im Paradiesbett liegt und ob der Alte Zylinder, Frack und weiße Handschuhe hat'*“.

Kupka beschrieb in seiner Arbeit noch andere sprachliche Aspekte des Bergmannslebens. Besonders interessant ist das im zweiten Teil seiner Arbeit dargestellte Wörterbuch volkskundlich zu betrachtender Wörter der Bergleute. Einige sind heute in Oberschlesien im Alltag nicht mehr verwendbar, weil es sich um deutsche Wörter handelt, deren Bedeutung nicht mehr verstanden wird.

Es gibt aber eine Gruppe von Wörtern, die einwandfrei noch im wasserpolnischen Vokabular vorhanden sind und in Oberschlesien verstanden werden können,

obwohl schon nicht mehr überall. Ihre Schreibweise ist hierbei nicht so wichtig, weil dieser Dialekt bisher nicht kodifiziert worden ist. Es kommt darauf an, was man hört. Kupka listete sie alphabetisch auf: „*Affenfett – schlechtes Fett, Bagger – Baggerteich, Beinka – Kaffeeflasche des Arbeiters*, (auch einfach Kanne – S.P.), *Barbara – schwerer Zuschlaghammer, Baschka – dicke Frau – Bohrmaschine, Bassok – dicker Mann, Beisel – Schlägerei* (auch Unordnung – S.P.), *Beitel – kleiner Junge, Biedaschacht – Notschacht, Boika – kleine Geschichte* (auch Märchen – S.P.), *Bonk – Kreisel, Brecha – Brechstange, Drut – Draht, Dupaleja – Tölpel, Elfer – Arbeitsloser, Feija – Pfeife, Filor – Pfeiler, Fitulitengeschäft – kleines Geschäft, Flaschka – Flasche, followatsch – vollmachen, füllen, Grubelok – grober, rauer Mann, Heija – Schlägerei, Herzowa – Kohlenschaufel (herzförmig), Hilfka – Hilfsschule, Hok – Haken, Ipta – Idiot, Jackla – Jacke, Karbidka – Karbidlampe, Kelnia – Kelle, Kilof – Keilhaue, Kischka – Schlickermilch, saure Milch, Klahulla – Klatschweib, Klara – Sonne, Klippa – unbeholfener Mensch, Klotta – Förderschale, Komin - Schornstein, Kamin, Kreppel – Pfannkuchen, Krupniok – Graupenwurst, Landowa – Landhilfe, Liederlock – liederlicher Mensch, Markownia – Markenkontrolle, Muterka – Mutter, Pieronna – Donnerwetter (Fluchwort), Pitfok – stumpfes Messer, rabowatsch – rauben, das Holz aus dem Pfeiler rausholen, Schmatte – zerrissene schmutzige Lumpen, Schnura – Schnur, Schola – Förderschale, Schruba – Schraube, Szemua – Semmel, Semlok – Semmelwurst, Skarbnik – Grubengeist, Stift – Lehrling, Uchol – Langohr, Vormetla-Vorhemdchen, Zur – oberschlesisches Nationalgericht“.*

Die polnische Presse warf Kupka germanisierende Tendenzen vor, weil er diesen Dialekt für eine Mischsprache gehalten haben soll.

Wie war es damals um den wasserpolnischen Dialekt bestellt? Joachim Stopik wurde 1932 in einem Krankenhaus in Beuthen geboren, aber seine Eltern wohnten damals in Miechowitz. 2008 veröffentlichte er das Buch „Beuthen-Miechowitz/Mechtal. Die Geschichte eines Ortes und dessen Bewohner im Herzen des oberschlesischen Industriegebietes bis 1946“, mit dem er die Tradition der Heimatforscher wie Bontzek, Chrobok und Schyma fortsetzt.

Über die sprachlichen Eigenheiten seiner Heimat schreibt er hier: „*Zahlreiche Menschen in Mechtal sprachen untereinander häufig oder auch ständig im oberschlesischen Dialekt, dem sogenannten Wasserpolnisch, einer Mischung von deutschen und polnischen Ausdrücken. Vor allem wenn Kinder etwas nicht mitbekommen sollten, war das häufig der Fall. Oft war an deutsche Wörter eine polnische Endung angefügt worden. So lautete der Satz ,Du hast eine einfache Bluse‘ im oberschlesischen Dialekt ,Ty mos tako einfachowo Blusa‘ oder ,Eine Unterschrift mit dem Bleistift gilt nicht‘ hieß ,Unterschrifte z bleistiftem nie geltujom‘. Die Wörter Mutter und Vater dagegen gebrauchte man immer in der*

*deutschen Fassung. Obwohl der Gebrauch dieses Dialektes nach dem Krieg mit Polen verboten worden war, unterhielten sich vor allem die älteren Menschen auf dem Lande und auch in Mechtal weiterhin recht offen auf diese Weise. Für einen hochpolnisch sprechenden Menschen war dieser Dialekt nicht verständlich. Spöttisch wurden die ihn sprechenden Menschen als 'Wasserpolaken' bezeichnet. Wir Kinder hatten einige wenige dieser Worte aufgeschnappt und gelegentlich gebraucht, so zum Beispiel 'Te jest gupi' zu deutsch 'Du bist dumm oder bekloppt'. In unserer Familie wurde nie auch nur ein Wort in diesem Dialekt gesprochen. Insgesamt gesehen, wurde die deutsche Sprache im oberschlesischen Industriegebiet sehr hart gesprochen. Viele Oberschlesier haben dies auch Jahrzehnte nach dem Verlassen ihrer Heimat nicht abgelegt und sind darum leicht als solche erkennbar'.*

Emanuel Nikel arbeitete vor seinem Tod als Gefängniskapelan in Kattowitz und Königshütte. Er starb am 12. September 1943 und wurde in Beuthen begraben. Gerhard Kupka wurde Lehrer in Dramatal-West(Broslawitz), er fiel 1942 an der Ostfront.

### **Die Franzkes**

*„Die folgenden Zeilen sind der Erinnerung an meinen Vater gewidmet, an einen Lehrer, der seinem Streben, seiner Haltung und der Art seines Wirkens den Typ einer ganzen Generation oberschlesischer Lehrer vertreten kann. Geschrieben sind sie für seine Schüler, die mit der Bitte an mich herantraten, ihnen anlässlich der 100. Wiederkehr seines Geburtstages das Leben ihres Lehrers zu beschreiben, und ich bin dieser Bitte gern nachgekommen“.*

So schrieb im Jahr 1975 ein Sohn über seinen Vater. Ich habe diese Worte mehr als 40 Jahre später gelesen. Wie viele Schüler sind es wohl gewesen, die diesen Wunsch geäußert haben? Waren es überhaupt Schüler, oder brauchte der Sohn nur einen plausiblen Grund, um über seinen Vater zu erzählen? Die Beantwortung dieser Frage ist im Grunde nicht wichtig. Der Sohn hat damals den Oberschlesiern einfach die Geschichte seines Vaters erzählen wollen. Ich versuche hier einmal, die Geschichte des Vaters und seines Sohnes den Oberschlesiern von heute nachzuerzählen.

Kann der am 12. September 1875 in Oschiek im Kreis Groß Strehlitz geborene Paul Franzke tatsächlich die ganze Generation eines typischen oberschlesischen Lehrers verkörpern? Auf diese Frage gibt es keine eindeutige Antwort. Was bedeutet überhaupt die Bezeichnung typisch gerade in Oberschlesien, einem Land mit kultureller Vielfalt und deren Auswirkungen auf das Leben der Menschen?

Jedes Menschenschicksal ist ein Einzelschicksal, jedoch auch bestimmt von den Umständen und Bedingungen der Zeit, in der man lebt. Für uns ist beispielsweise der elektrische Strom in jedem Bereich unseres Lebens selbstverständlich, und ohne ihn ist unser alltägliches Leben heute unvorstellbar. Auch das Schulwesen ist heute anders als vor 140 Jahren. Eine Gymnasialausbildung war einst ein Traum von vielen, der aber nur für wenige Realität wurde. Unverändert bleibt der Tatbestand, dass die Menschen von Schicksalsschlägen getroffen werden können, die alle Lebenspläne zerstören.

Der Vater von Paul Franzke war der Lehrer Heinrich Franzke. Als Paul zur Welt kam, hatte die Familie schon fünf Kinder. Eigentlich hätte doch zumindest eines dieser Kinder eines Lehrers seine Schulzeit auf einem Gymnasium beenden müssen. Es kam aber anders, denn der Vater lebte nach Pauls Geburt nur noch ein Jahr. Was war die Ursache seines Todes und welche Folgen hatte der Tod wohl für die Witwe Amalie Franzke und ihre sechs Kinder? Die Ehefrau von Heinrich Franzke geriet nun in eine Lage, die für sie wie auch für viele andere allein erziehende Mütter früher und heute mit sehr großen Belastungen verbunden war.

Nach Jahren schilderte Paul Franzke die für die sechs Kinder entstandene Situation in den von seinem Sohn bearbeiteten Lebenserinnerungen so: „Das bedeutete für die Familie Not und Armut auf Jahre hinaus, die seine Kindheit überschatteten und seine Berufswahl bestimmten und ihn bis in die ersten Jahre seines beruflichen Wirkens begleiteten. Die harte Kindheit hat er zwar nicht vergessen, sie aber in seiner Erinnerung seinem Temperament entsprechend ‚freundlich bewältigt‘. Für das weitere Leben war natürlich die Frage der Berufswahl von größter Bedeutung. Noch in den Lebenserinnerungen, die der Achtzigjährige für seine Kinder niederschrieb und auf die sich diese Skizze stützt, kommt es zum Ausdruck, wie gern er ein Gymnasium besucht und studiert hätte, was seinen geistigen Fähigkeiten allein gemäß gewesen wäre. Aber an ein Studium von einem der Kinder war nach dem Tode des Vaters überhaupt nicht zu denken. Die Witwenrente betrug 150 Mark jährlich. Davon mussten Schulden getilgt werden, die sich aus Besonderheiten der damaligen Lehrerbesoldung ergaben. Die Besoldung der Volksschullehrer war 1876 noch nicht einheitlich für Preußen geregelt. Maßgebend blieb Art. 25 der Verfassung vom 30.1.1850: ‚Der Staat gewährleistet den Lehrern ein den Lokalverhältnissen angemessenes Einkommen, das sich aus Wohnung, Beheizung, Bar- und Naturalbezügen zusammensetzt‘. Die Höhe des Ruhegeldes eines Lehrers berechnete sich nach dem gesetzlich festgelegten Prozentsatz aus den Erträgen eventuell Dienstländereien, dem Geldwert der sonstigen Naturalien und dem Bareinkommen. Zudem verpflichtete das 1876 noch geltende Schulreglement von

*1801 den Inhaber einer Lehrerstelle, seinem Vorgänger im Amt den 3. Teil dessen Pension, das ‚Emeritendrittel‘, von seinem eigenen Einkommen zu erstatten. Hierzu heißt es in den Lebenserinnerungen meines Vaters: „Um eine pünktliche Pensionszahlung zu gewährleisten, zog die Kreiskasse das Emeritendrittel vom Bargeld des Nachfolgers vierteljährlich für den Ruheständler ab. Betrug das Bargehalt des Lehrers weniger als das Emeritendrittel, trieb die Kreiskasse den fehlenden Betrag vom Lehrer ein. – In dieser Lage war mein Vater im September 1876, als das Ruhegehalt seines Amtsvorgängers festgesetzt war. Vaters Bargehalt reichte nicht hin zur Bezahlung des Emeritendrittels, er mußte eine Anleihe aufnehmen. Das alles hat ihn derart erschüttert, daß er schwer erkrankte und nach einem dreiwöchigen Krankenlager im Kreiskrankenhaus in Kupp im Kreis Oppeln, am 15. Oktober 1876 starb“.*

Die Oberschlesier verschuldeten sich nicht gerne, denn sie wussten, zu welchen Folgen das führen konnte. Um so mehr übten sie sich in der preußischen Tugend der Sparsamkeit, denn sie kannten die Redensart „Spare in der Zeit, dann hast du in der Not“. Was in der Kaiserzeit seinen Sinn hatte, das ist in Europa heutzutage zum Spottvers geworden.

Die Oberschlesier hatten aber schon damals die eigentlich positive Eigenschaft sozusagen im Blut, nämlich die Anordnungen der Obrigkeit nicht zu beanstanden, denn im Rechtstaat Preußen überzeugten sie sich von den Vorteilen einer solchen Einstellung. Auch Karl Franzke brachte das für seinen Vater zum Ausdruck: „*Die oben zitierten Worte sind aus den tiefen, durch die im Leben gewonnenen Erfahrungen erhärteten Überzeugungen zu verstehen, daß ohne die anonyme Ordnungsmacht des Staates ein Leben in der Gemeinschaft nicht möglich ist. Er sah die Härten, aber er wußte auch um die Geschichte der sozialen Einrichtungen des Staates und kannte die Mängel, die ihnen am Anfang anhafteten. Im übrigen sind das die Worte und die Haltung eines in Ehren alt gewordenen preußischen Beamten*“.

Paul Franke entschied sich, wenigstens Lehrer zu werden. Die Mutter tilgte ohne fremde Unterstützung die Schulden des Vaters. Doch mit zunehmendem Alter war sie nicht mehr imstande, so viel zu arbeiten, um den Sohn bei seinem Vorhaben finanziell ausreichend unterstützen zu können. Aber sie half ihm, wie sie es konnte. Im April 1891 begann er mit seiner Ausbildung am Lehrerseminar in Peiskretscham, die er im Februar 1895 abschloss.

Paul Franzke gab sich damit zufrieden, aber sein Sohn kommentierte es nach Jahren etwas bitter: „*Die Jahre der Ausbildung waren sicherlich nicht so schön, wie er sie in einem zeitlichen Abstand von mehr als einem halben Jahrhundert später schilderte, denn seine Mittellosigkeit wurde dem jungen Mann oft drastisch*

*vor Augen geführt. Aber auch darüber klagt er in seinen Erinnerungen nicht. Er nahm das als eine Schickung, die der Mensch zu tragen hat“.*

Als Lehrer war Paul Franzke in verschiedenen Teilen Oberschlesiens tätig. Bis 1896 unterrichtete er in Ollschin im Kreis Lublinitz im nördlichen Oberschlesien, dann kam er in das Industriegebiet und war bis 1902 Lehrer in Karf bei Beuthen. Anschließend ging er in den südlichen Kreis Rybnik und lehrte bis 1904 in Poppelau, anschließend bis 1911 in Chalupki.

In diesem Zeitraum heiratete er Julie Spintzyk aus Beuthen. Das Ehepaar hatte fünf Kinder. Zwei von ihnen, nämlich der Sohn Karl und die Tochter Adelheid sind nachweislich in Nieder-Marklowitz geboren worden, Karl am 25. Dezember 1906 und Adelheid am 9. November 1910. Paul Franzke tat alles dazu, dass seine Kinder studieren konnten. Der älteste Sohn Heinrich wurde Arzt, Karl und Adelheid Lehrer, studiert hatten wohl auch die Töchter Veronika und Edeltraut.

Von August 1911 bis September 1920 war Paul Franzke als Lehrer an der Schule in Mschanna im Kreis Rybnik tätig. Er bildete sich in dieser Zeit selbst weiter. Im Mai 1912 bestand er in Breslau die Mittelschullehrerprüfung und am 12. November 1918 auch in der Schlesienmetropole die Rektorenprüfung.

Was machte in dieser Zeit den typischen Lehrer aus? Paul Franzkes Sohn Karl beschrieb die Unterrichtsmethoden seines Vater so: „*Seine Schüler kannten und kennen nur den Lehrer, der sie streng aber ohne Härte, mit Gerechtigkeit und großer Geduld und Ausdauer ins Leben geführt hat. Sie wissen, was er ihnen an Kenntnissen und Fertigkeiten beigebracht hat. Unterrichtliches Ziel war ihm immer, Schulanfänger mussten Weihnachten die Zeitung lesen können. Dieses Ziel hat er auch in zweisprachigen Gebieten erreicht. Er verlangte dasselbe von den Lehrern seiner Schule, als er Hauptlehrer und Rektor geworden war. Ähnliches galt im Schreiben und Rechnen. Besonderen Wert legte er auf die Ausbildung des Gedächtnisses. An die dazu notwendigen Übungen werden die Schüler weniger gern denken. Da diese Übungen strikt durchgeführt wurden, blieb der Erfolg nicht versagt. Rektor Franzke war in des Wortes bester Bedeutung ein ‚Schulmeister‘, ein Meister in seinem Fach*“.

Paul Franzke wollte sich aber während seiner Dienstzeit als Volksschullehrer im Kreis Rybnik auch in anderen Bereichen des gemeinschaftlichen Lebens der dortigen Bevölkerung nützlich machen. So erledigte er zunächst die anfallenden schriftlichen Arbeiten für gleich zwei Gemeindeverwaltungen. In Poppelau verwaltete er auch die Gemeindekasse, er wirkte als Schiedsmann sowie als Vertreter der Raiffeisenkasse. Außerdem war er in vielen Vereinen und in der Erwachsenenbildung tätig. Mit Erfolg führte er mit einem Laientheater ein Bühnenstück auf. Er war auch Küster und Organist. Seine Frau pflegte die Kranken, erteilte Handarbeitsunterricht und unterwies die Mädchen und junge

Frauen in der Hauswirtschaft., „Während des I. Weltkrieges kamen die Dorfbewohner besonders häufig mit ihren verschiedensten Sorgen zu ihrem ‚Herrn Haublehrer‘.“

Die Dorfbewohner standen zu Paul Franke auch in der Abstimmungszeit, aber langsam spitzte sich die Lage zu. Mitte September 1920 konnten sie ihn vor den Aufständischen nicht mehr schützen, und Paul Franzke musste Mschanna verlassen. Er sollte eine Rektorenstelle in Alt-Poppelau im Kreis Oppeln übernehmen, aber die Franzosen als Besatzungsmacht waren dagegen, weil dieser Ort im Abstimmungsgebiet lag. So ging Paul Franzke mit seiner Familie nach Breslau und bezog ein Wartegeld. Er beteiligte sich in dieser Zeit vor der Abstimmung am Werben um deutsche Stimmen. „*Erst Anfang Oktober 1921 durfte der Vater die Rektorstelle in Alt-Poppelau antreten, aber schon nach zweieinhalb Jahren erzwang die Herrschsucht eines Pfarrers seine Versetzung nach Schomberg*“.

Tatsächlich übernahm Paul Franzke am 1. April 1924 die Rektorenstelle an der katholischen Volksschule I in Schomberg bei Beuthen. Die Stadt Beuthen und die umliegenden Ortschaften bildeten damals dank Alfons Perlick das Zentrum der oberschlesischen Volkskundearbeit. Paul Franzke wurde nun bald auch ein Volkskundler und begann 1925 seine ersten Beiträge zu älterer und neuerer Zeit im Mitteilungsblatt des Verbandes der heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften im Beuthener Land mit dem Titel „Aus dem Beuthener Lande“ zu veröffentlichen. Sehr zutreffend schrieb er über die Flurnamen: „*Es ist reizvoll, den etwa vorhandenen Flurnamen nachzuspüren und sie zu sammeln; gestatten sie doch mancherlei Rückschlüsse auf die Kulturzustände längst verrauschter Zeiten. Sie schwinden in den Industriebezirken mehr und mehr aus dem Volksbewußtsein; einmal liegt das begründet in der fluktuierenden Bevölkerung selbst, der der Heimatsinn langsam erstirbt, und zum anderen in dem starken Anwachsen der Industriegemeinden, die fast alles Gelände zu Bauzwecken verschlangen*“. Schon damals wussten nur wenige Leute in Schomberg, wo in diesem Ort beispielsweise Zydowina (Judenland), graniecznik(Grenzstück), Wiesny Dót (Dorfanger), Traci Rypka (Fischschwund), Czorno Dróga(schwarzer Weg) Flakki (Eingeweide, der Schiedanger) zu finden waren.

Paul Franzke veröffentlichte auch aus Archiven stammende Dokumente über den 30jährigen Krieg im Umkreis von Beuthen: „*Das 17. Jahrhundert war erfüllt von Kriegsgetöse und Drangsalen mannigfacher Art, und obwohl das Beuthener Land abseits der Kampfgebiete lag, so hat es dennoch all die Schrecken jener Zeit durchkostet. Schon ein flüchtiger Streifzug durch die Dokumente läßt erkennen, daß die dauernden Unruhen jenes Jahrhunderts tiefgehende Folgen auch für die hiesige Gegend zeitigten. Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Das Jahr*

*1626 brachte der Stadt Beuthen und den umliegenden Ortschaften manchen schlimmen Tag. Truppennachzügler und räuberisches Gesindel durchstreiften das Land, mordend, raubend und sengend. Im Jahre 1636 war das schwedisch-polnische v. Frankenberg'sche Regiment im Beuthener Kreise einquartiert und machte die ganze Gegend bis Kreuzburg unsicher. Zahllose Gewalttaten wurden verübt, ungeachtet der andauernden Klagen und Beschwerden der Gutsherren und Bauern". Die Freude nach dem Ende dieses Krieges war auch in Beuthen groß. Es fanden kirchliche und weltliche Dankesfeiern statt, und es gab im Sommer 1650 eine allgemeine Amnestie, über die Paul Franzke ausführlich berichtete. In einer separaten Schrift veröffentlichte er seine „Beiträge zur Geschichte der Reformation im Beuthener Lande“.*

Er erklärte den Lesern auch den Unterschied zwischen Feudum und Allodium, machte sie mit der eisernen Kirchenkuh bekannt und enträtselte - obwohl nicht ganz ohne fremden Beistand - für sie sogar das Geheimnis der Beuthener Rosengasse: „*Nun findet sich aber fast in jeder aus dem Mittelalter stammenden Stadt eine ‚Rosengasse‘ vor, und Gustav Freytag gibt in seinen ‚Bildern aus der Vergangenheit‘ Bd.2 die Erklärung hierfür. Danach war im Mittelalter in jeder Stadt den Freudenmädchen eine bestimmte Straße zugewiesen – ähnlich dem Ghetto – und diese wurde galant ‚Rosengasse‘ genannt. In Beuthen wird es nicht anders gewesen sein*“. Gott sei Dank, dass die Mehrheit der oberschlesischen Industriestädte erst im 19. Jahrhundert gegründet wurde.

Interessantes konnte man bei der Darstellung des Katasters für Schomberg aus dem Jahre 1749 erfahren: „*Nachdem Übergange Schlesiens aus österreichischer in preußische Oberhoheit wurden zu Steuerzwecken Kataster angelegt, die fast allgemein bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts der Steuerveranlagung zugrunde gelegt wurden. Während aber in verschiedenen Kreisen Oberschlesiens bald in den ersten Jahren der preußischen Herrschaft die Kataster aufgestellt wurden, wurde das Kataster für den Kreis Beuthen erst am 13. August 1749 abgeschlossen*“. Wer es wollte, dem gewährte Rektor Franzke auch Einsicht in den Etat des Beuthener Kreises um 1750.

Paul Franzke beschäftigte sich auch mit den von König Friedrich II. in Oberschlesien durchgeführten Agrarreformen, indem er einleitend beschrieb, warum diese Reformen notwendig waren: „*Als Friedrich d. G. Schlesien erwarb, befand sich der Bauernstand dieser Provinz, insonderheit der im polnischen Oberschlesien, also auch in der Beuthener Gegend, in einer überaus traurigen Lage. In den ununterbrochenen Wirren des 17. Jahrhunderts war er vollständig rechtlos geworden. Die Erblichkeit des Besitzes war geschwunden; an ihre Stelle war die Willkür des Gutsherrn getreten, der nach Belieben die Besitzer vertrieb und einsetzte. Die Robotdienste waren ungemessen und zahllos; daneben drückte*

*fast überall ein hoher Grundzins. Die Behandlung war barbarisch und konnte nur von einem sittlich verwahrloesten, in Trunksucht und Stumpfsinn dahinlebendem Volke ertragen werden; wurde der Druck unerträglich, floh der Bauer mit Kind und Kegel bei Nacht und Nebel über die nahe polnische Grenze. Friedrich II. war vor allem darauf bedacht, die Ertragsfähigkeit der Landwirtschaft zu steigern, was er ohne gleichzeitige Besserstellung der Bauern nicht glaubte erreichen zu können. Der von den Idealen der Aufklärungszeit durchdrungene König erließ zuerst scharfe Verordnungen gegen die unmenschliche Behandlung der Bauern“.*

Die Absichten des preußischen Königs waren gut, aber ihre Umsetzung erwies sich als nicht einfach. Wie Rektor Franzke seinen Beiträgen schrieb, kam es deswegen im Beuthener und Gleiwitzer Kreis zu Bauernunruhen. Die ersten Unruhen brachen 1765 in Odersch im südlichen Oberschlesien aus und erreichten im Frühjahr 1766 auch Beuthen. Die nächsten Bauernunruhen folgten 1799 und 1811, und zwar nicht nur im Beuthener Land.

Zu dieser Zeit entstand in Oberschlesien jedoch allmählich ein bedeutendes Industrievier. In diesem Zusammenhang schrieb Paul Franzke auch über den oberschlesischen Zinkkönig Karl Godulla, der 1825 den Ort Schomberg in einer Zwangsversteigerung erstand. Die oberschlesische Legende Godulla war aber der Schomberger Schule gegenüber – milde gesagt – ziemlich sparsam, worüber der Lehrer Paul Franzke natürlich nicht schweigen konnte. Franzke beschrieb auch die Anfänge der Steinkohleindustrie im Kreis Beuthen am Beispiel der König-David-Grube bei Schomberg, deren Entstehung in die Mitte des 18. Jahrhunderts fiel. Er erläuterte auch, wie der Bleierzfund von 1784 im Rudolfine-Schacht bei Tarnowitz zur Bildung des Tarnowitz Bergfestes führte, das jahrelang Mitte Juli begangen wurde und erst durch den Weltkrieg endgültig in Vergessenheit geriet.

Paul Franzke veröffentlichte seine Arbeiten auch in den „Mitteilungen des Beuthener Geschichts- und Museumsvereins“ sowie in der Monatsschrift „Der Oberschlesier“.

Im Beuthener Stadtarchiv fand Paul Franzke einen Karton mit einer großen Anzahl von Schriftstücken aus dem 17. Jahrhundert, darunter auch Gedichte, die als bislang älteste Dichtungen im Beuthener Land betrachtet werden müssen. Obwohl er es ausschloss, dass der Autor aus Beuthen stammte, hat er sie veröffentlicht. Hier ein Fragment: „Tausend Pein und Tausend quall/thun sich offeriren/und sich in Bereitschafft Stellen/Mich zu confairiren/Liß mich Lieber Heith begraben/alßder gleich Gesellschaft haben“.

Im August 1930 erschien von ihm eine Festschrift anlässlich des 25jährigen Jubiläums der Herz-Jesu-Kirche in Schomberg, in der er schrieb: „Auf die sprachlichen Verhältnisse in der Gemeinde ist in der liberalsten Weise Rücksicht genommen. Sonntags ist je eine Meßandacht mit Predigt für die deutsch

*sprechenden und die polnisch sprechenden Parochianen eingesetzt; dementsprechend werden auch zwei Nachmittagsandachten abgehalten. Bei allen übrigen hl. Messen wird der Gesang dem Wunsche des Bestellers entsprechend eingerichtet“.*

Rektor Paul Franzke ging am 1. Oktober 1937 in Ruhestand, erteilte aber weiter Unterricht an der Bergmännischen Berufsschule der Hohenzollerngrube. In dieser Zeit wohnte er in dem Geburtshaus seiner Frau in Beuthen. Wegen des Lehrermangels während des Krieges unterrichtete er Mathematik an der Höheren Lehranstalt in Beuthen.

Paul Franzke wohnte mit seiner Frau in Beuthen bis 1950. Sie lebten vom Verkauf der Wohnungseinrichtung und anderer erhalten gebliebener Wertsachen. 1950 gelang es den Kindern, die Eltern nach Westdeutschland zu bringen. Paul Franzke lebte bei einer seiner Töchter und starb am 15. Dezember 1958 in Viersen.

Sein Sohn Karl Franzke promovierte 1933 in Breslau mit der Dissertation: „Die oberschlesischen Industriearbeiter von 1740–1886“. Als Studienassessor unterrichtete er ab Oktober 1934 am Hindenburg-Gymnasium in Beuthen und ab 1937 in Löwenberg in Niederschlesien. Er lebte hier in der Bismarckstr. 17 mit seiner 1937 geheirateten Frau Margarita und den Kindern Edeltraut und Werner. Am 27. November 1939 wurde er zur Wehrmacht einberufen. 1940 wurde er als Lehrer formal nach Rybnik versetzt. Im März 1944 geriet er in russische Gefangenschaft, aus der er im September 1945 entlassen wurde. Er war anschließend in Westdeutschland weiter als Lehrer tätig, ab 1971 als Studiendirektor. Karl Franzke starb am 27. Oktober 1984 in Montabaur.

Damit ist das Ende der Geschichte eines oberschlesischen Lehrers und seiner Familie erreicht. Kann sie typisch für eine ganze Generation sein? Bestimmt ist sie eine – um es bildhaft zu sagen – von den vielen Bächen und Flüssen, die den großen Strom oberschlesischer Schicksale bilden. Die heimatkundlichen Arbeiten Paul Franzkes verloren nach Einschätzung von Wissenschaftlern bis heute nichts von ihrer Bedeutung, weil Franzke Zugang zu Quellen hatte, die heute nicht mehr existieren.

#### **Amtspresso Preußens**

Kleider machen Leute, so lautet ein bekanntes deutsches Sprichwort. Trägt man elegante Kleider, ist man automatisch ein feiner Mensch. Der weniger gut angezogene Mensch kann sich aber mit der Redensart trösten, er sei besser als sein Ruf. Sie ist allerdings nur ein kleiner Trost, denn die Meinung über ihn steht schon fest. Ein polnisches Sprichwort sagt dazu: Wie man dich sieht, so schreibt man über dich.

So ist eben im Leben. Nach der Art und Weise, wie über etwas berichtet wird, bilden wir uns unsere Meinung, oder unsere Meinung wird einfach gebildet. Wenn etwas eine positive Presse findet, dann ist auch das Echo der Leser positiv. Wird in den Medien etwas negativ dargestellt, ist das Ergebnis in der Regel auch entsprechend. Meinungsbildungen dieser Art gibt es auch über ganze Regionen und deren Einwohner.

Auch zu Oberschlesien gibt es bestimmte Vorstellungen. Die Oberschlesier selbst können das, was über ihre Heimat berichtet wird, mit eigenen Beobachtungen vergleichen. Für die Medienkonsumenten außerhalb Oberschlesiens können die Informationen aus Oberschlesien und über Oberschlesien dazu führen, dass dieses Land für sie ein elegant oder ein zerlumpt gekleideter Mensch ist. Man sollte aber auch das Sprichwort der Schein trügt nicht vergessen.

Was konnten vormals die Leser der preußischen Amtspresse über Oberschlesien erfahren, als diese Presse auf dem Medienmarkt das Monopol besaß? Dank der Staatsbibliothek in Berlin kann dies heutzutage teilweise recherchiert werden, weil sie drei Zeitungen von damals online gestellt hat. Es handelt sich um die von 1863 bis 1884 erschienene „Provinzial-Correspondenz“, deren Weiterführung von 1882 bis 1894 die „Neuesten Mitteilungen“ übernahmen, sowie das „Teltower Kreisblatt“ aus dem Zeitraum von 1856 bis 1896. Die Jahrgänge sind jedoch nicht vollständig, was beim Lesen der konkreten Artikel berücksichtigt werden muss. Der Suchbegriff „Oberschlesien“ ergibt hier 299 Treffer.

Die „Provinzial-Correspondenz“ war mit einer Auflage von über 150000 Exemplaren die größte damalige Wochenschrift. Das „Teltower Kreisblatt“ hatte Einfluss auf die Meinungsbildung im Raum Berlin. Für größere Aufgaben waren selbstverständlich die zwei anderen Zeitschriften konzipiert: „*Provincial Correspondenz und Neueste Mittheilungen waren zentrale Korrespondenzen, die in Berlin in Verbindung mit dem preußischen Staatsministerium und Innenministerium herausgegeben wurden. Beide spielten eine herausragende publizistische Rolle. Über Provincial Correspondenz und Neueste Mittheilungen lässt sich ein unmittelbarer Zugang zu der gesamten offiziösen Presse gewinnen. Insbesondere die Provincial Correspondenz wurde weit über Preußen hinaus im Reich und im europäischen Ausland wahrgenommen. Die von den Korrespondenzen inspirierte und gesteuerte Presse erreichte zeitweilig ein Fünftel bis ein Viertel der Gesamtauflage der damaligen Tagespresse. Die Art der Propaganda bzw. Öffentlichkeitsarbeit, die mit beiden Korrespondenzen betrieben wurde, unterschied sich allerdings deutlich: In der Provincial Correspondenz wurde offen die Partei Bismarcks ergriffen und jedem interessierten Zeitgenossen war die Zusammenarbeit mit der preußischen Regierung bekannt; die Provincial Correspondenz verfolgte also ein Konzept der weißen Propaganda. Bei den*

*Neuesten Mittheilungen war Finanzierung und Organisation jedoch verschleiert; mit ihr wurde unausgesprochen graue Propaganda betrieben. Verbreitungsinstrument war in beiden Fällen die konservative, ländliche Kreisblatt-Presse“.*

1862 gab es noch nicht die Städte Kattowitz und Königshütte. Zum ersten Mal wurde Kattowitz im Januar 1880 erwähnt. Oberschlesien begriff man damals vor allem als eine sich rasch entwickelnde Industrieregion im preußischen Staat. So nahmen die Teltower zum Beispiel zur Kenntnis: „... die Regierung bereite Projekte vor, um Ruhr, Rhein, Weser und Elbe durch die Kanalisation zu verbinden und die Kohlenschätze Oberschlesiens auf dem Wasserwege für Berlin zu erschließen“.

Am 20. Juni 1866 informierte die „Provinzial-Correspondenz“ darüber, daß Österreich am 18. Juni Krieg gegen Preußen begonnen habe: „Österreichische Truppen haben bei Guhrau in Oberschlesien die Grenze überschritten und auf eine preußische Patrouille Feuer gegeben. Auch bei Klingebeutel wurde ein zur Rekognoszierung vorgesetzter Ulanen-Offizier auf preußischem Gebiet durch österreichische Husaren umzingelt und mit Karabinerschüssen begrüßt“. Mit Guhrau war eine kleine Ortschaft bei Pleß gemeint, Klingebeutel lag im Kreis Ratibor.

1868 wurde Oberschlesien nur marginal in einer Rede von Otto von Bismarck erwähnt. Im Februar 1869 stellte man fest, dass das Schulgeld in den katholischen Landsschulen Oberschlesiens nicht zur Anwendung gekommen sei. Ende August 1871 informierte man über die Ablehnung der während der Streikunruhen der Grubenarbeiter in Königshütte am 26. Juli 1871 gestellten Beschwerden: „Der Klage wegen angeblich religiöser Bedrückung durch die Grubenbeamten ist entgegengehalten, daß dieselbe sich auf keine Anführung bestimmter Tatsachen stützt. Es ist im hohen Grade zu bedauern, daß unter den Bergleuten katholischer Konfession so unklare Vorstellungen genährt und daß von jener Seite unbegründete Beschwerden erhoben werden, welche zur Erklärung oder gar zur Beschönigung gewaltssamer Auflehnung gegen die Ordnungen des Staats und der Gesellschaft dienen sollten“. Die Forderungen der Grubenarbeiter hatten aber vor allem wirtschaftlichen und sozialen Charakter. Erst nach dem Streik in Königshütte sahen die Arbeitgeber die Notwendigkeit, die bestehenden Missstände sowohl im Interesse der Arbeitnehmer als auch im Interesse einer Steigerung der Produktion allmählich abzustellen. In einem Industrievier wie Oberschlesien waren Streiks praktisch unvermeidlich.

In Oberschlesien war die autochthone Bevölkerung ein Grundpfeiler des Katholizismus. Unter diesen Umständen waren in Oberschlesien Auseinandersetzungen im Rahmen des Kulturkampfes unvermeidlich. Im Februar

1872 prangerte Otto von Bismarck die Politik der katholischen Zentrumspartei an: „Ich glaube, meine Herren vom Centrum, Sie werden zum Frieden mit dem Staate leichter gelangen, wenn Sie sich der welfischen Führung entziehen und wenn Sie in Ihre Mitte namentlich welfische Protestanten nicht aufnehmen, die gar nichts mit Ihnen gemein haben, wohl aber das Bedürfnis haben, daß in unserm friedlichen Lande Streit entstehe, denn die welfischen Hoffnungen können nur gelingen, wenn Streit und Umsturz herrscht“. Bismarck kritisierte auch die polnischsprachige Presse in Oberschlesien, namentlich den Redakteur Karl Miarka in Königshütte: „Nun, meine Herren, Leute, die solche Blätter redigieren, dienen dem Frieden nicht. Von diesem Blatt, »der Katholik«, ist mir gesagt worden, daß es sich zur Aufgabe gestellt habe, in dem sonst allezeit getreuen Oberschlesien eine polnische Fraktion zu schaffen, und daß ihm das unter dem Beistande katholischer Geistlichen, zum Teil deutscher Nationalität, gelungen sei“.

Im April 1872 diskutierte man im Preußischen Landtag über den Deutschunterricht, der den Kindern nicht nur in Posen sondern auch in Oberschlesien und Westpreußen die deutsche Sprache beibringen sollte. Man wies auf die Schwierigkeiten hin, die dabei entstehen: „... daß polnische Kinder das wenige Deutsch, welches bei der Prüfung verlangt wird, zwar vorlesen, aber kaum ein Wort von dem, was sie vorlesen, verstehen, weil es ihnen lediglich für den Zweck der Prüfung beigebracht worden ist. Schließlich erklärte der leitende Staatsmann: für ihn sei der Hauptpunkt des Gesetzes die Notwendigkeit, daß unsere bisher nicht deutsch-sprechenden Landsleute Deutsch lernen“. Der Kultusminister Adalbert Falk stellte dazu fest: „Wir haben die Notwendigkeit von Staatswegen, in denjenigen Gebieten, in welchen die Bevölkerung des preußischen Staates die deutsche Sprache nicht als Muttersprache spricht, die Kinder in dieser Sprache zu unterrichten, – immer unter Wahrung und voller Wahrung des Rechtes, welches die Muttersprache hat –; sie bedürfen dessen, um taugliche Bürger des preußischen Staates zu werden. Ihnen dazu die Gelegenheit zu gewähren und sie zu diesem Ziele zu fördern: das ist Aufgabe der Staatsregierung. Mit Schonung aller anderen Interessen sind in dieser Beziehung in der Mitte der sechziger Jahre eingehende Vorschriften erlassen worden, und diese Vorschriften haben an vielen Orten, aller Mühe ungeachtet, in Folge der Stellung der Geistlichen entweder keine Ausführung gefunden, oder eine matte, oder diese Leute – und an der Spitze vielleicht ein Kreisinspektor – haben sich veranlaßt gefunden, offen gegen diese Anordnungen zu agitieren“. Die Thematisierung der Sprachsituation in Oberschlesien wurde zu einem der Kennzeichen für die Eigenart dieses Landes.

Ein ganz prosaisches, aber wichtiges Thema war die Verbesserung der Lage der Arbeiter. Eine der Voraussetzungen in dieser Hinsicht waren die Wohnungen für

Arbeiter, die auch zu einer Sesshaftigkeit des Arbeiterstandes beitragen konnten. Auch die oberschlesischen Bergverwaltungen begünstigten die Ansiedlung der Arbeiter in der Nähe der Werke, in vielen Fällen wurde der Grund und Boden für eine Baustelle unentgeltlich zur Verfügung gestellt, wie man Ende Juli 1872 lesen konnte.

Am 13. Juli 1874 wurde in Bad Kissingen auf Reichskanzler Bismarck von einem katholischen Böttchergesellen ein durch den Kulturkampf motiviertes Attentat verübt. Bismarck wurde leicht verletzt und erhielt danach viele Glückwunschräume, auch aus Oberschlesien. In Beuthen unterzeichneten 400 Männer einen dieser Glückwünsche.

Im Juli 1975 wurde über die Einrichtung von Schlafhäusern für unverheiratete Bergwerksarbeiter berichtet. Die ersten Häuser wurden in Saarbrücken gebaut, aber nunmehr waren sie auch in Oberschlesien vorhanden. Für diese Gruppe von Bergleuten führte man in Saarbrücken und in Oberschlesien auch ermäßigte Fahrpreise bei der Eisenbahn ein. Im April 1876 betonte man den Wert einer künftigen Eisenbahnverbindung zwischen Oberschlesien und Berlin. Im März 1878 wurde auf die kulturfördernde Rolle der Telegrafenvorbindungen für die Dorfbewohner hingewiesen. Auch in Oberschlesien sollte das Telegrafennetz ausgebaut werden.

Das Jahr 1879 war in Oberschlesien ein Jahr des Notstands. Im Dezember 1879 las man: „Fast tägliche heftige Regengüsse haben vom Frühjahr bis zur Ernte Oberschlesien heimgesucht und die Niederungen in den Kreisen Ratibor und Cosel sind Mitte Juni von der Oder überflutet worden. Diese elementaren Ereignisse haben die Feldfrüchte schwer betroffen. Die das Hauptnahrungsmittel der ärmeren Klasse der Bevölkerung bildende Kartoffel ist stellenweise gänzlich mißraten. Ebenso das als Nahrungsmittel wichtige Kraut. Die Halmfrüchte haben nur geringen Ertrag geliefert. Der erste Grasschnitt ist vollständig verloren gegangen und dieser Verlust hat ein erhebliches Zurückgehen des Viehbestandes, damit aber auch eine erhebliche Minderung des für die Ernährung wichtigen Milchertrags herbeigeführt. In den oberschlesischen Industriedistrikten angehörenden Kreisen machen sich die Folgen der ungünstigen Ernte nicht in bedenklichem Grade fühlbar. Die Bergwerks- und Hüttenarbeiten sind sowohl bei den Staats- als bei den Privatwerken in lebhaftem Betriebe. Es ist dadurch der Bevölkerung eine stetige, von der Gunst der Witterung unabhängige Arbeitsgelegenheit geboten und eine eingehende, von den beteiligten Provinzial- und Lokalbehörden unter Zuziehung von Privatbergwerksbesitzern vorgenommene Untersuchung hat zu dem einstimmigen Urteil geführt, daß für den Industriebezirk die Besorgnis eines Notstandes zur Zeit nicht vorliegt“.

Im Januar 1880 wurde im Landtag ein Gesetz zur Beseitigung des Notstandes in Oberschlesien verabschiedet. Finanziell wurden sechs Millionen Mark zur Verfügung gestellt. Über Spenden für Oberschlesien von Bürgern berichtete das

„Teltower Kreisblatt“. Um einer Wiederkehr eines solchen Notstandes vorzubeugen, wurde u.a. vorgesehen, Drainagegenossenschaften zu gründen, was auch später geschehen ist. In den folgenden Jahren wurde regelmäßig über den Fortschritt der Verbesserungen in einzelnen Kreisen informiert. Wichtig war auch der weitere Ausbau des Eisenbahnnetzes mit seinen Transportmöglichkeiten. Als Problem erwies sich aber die Tatsache, dass es in Oberschlesien keine Staatsbahnen gab sondern nur Privatbahnen. Um möglichst viele notwendige Nebenstrecken errichten zu können, musste sich der Staat deswegen an die Bahngesellschaften wenden.

Die Krise dauerte aber weiter an. Im Sommer 1880 wurden die Kreise Ratibor, Coseł sowie Oppeln erneut überschwemmt. Zur Beseitigung der aktuellen Schäden und zur Vorbeugung gegen künftige Schäden waren dieses Mal 16 Millionen Mark nötig. Es wurden auch langfristige Maßnahmen getroffen wie beispielsweise die Regulierung von Flussläufen oder die Förderung einzelner landwirtschaftlicher Anbaukulturen, insbesondere des Flachsanbaues und vieles mehr.

In den Jahren 1881 und 1882 dauerte die Diskussion über den Religionsunterricht in Volksschulen in polnischer, böhmischer oder mährischer Sprache weiter an. Im Juli 1882 konnte man lesen: „*Einer Deputation des akademischen oberschlesischen Vereins gegenüber, welche dem Fürstbischof von Breslau neulich die Pflege der polnischen Sprache an's Herz legte, hob Bischof Robert, wie aus Breslau gemeldet wird, vor allem die Notwendigkeit der Kenntnis der deutschen Sprache hervor, da die Kenntnis des Deutschen vor allem anderen dem eingeborenen Oberschlesier den Eintritt in eine bessere Lebensstellung ermögliche*“.

1883 klagten nicht nur die oberschlesischen Gemeinden über die gestiegenen Staats-, Kommunal-, Armen- und vor allem Schullasten. Bereits für je 80 Kinder müsse ein Lehrer angestellt werden. Im Herbst 1884 waren die oberschlesischen Hütten und Gruben in einer guten finanziellen Verfassung. Bei einzelnen Gruben in der Umgebung von Beuthen und Nicolai herrschte ein Mangel an Arbeitern. Im Sommer 1885 berichtete man über die Konsumvereine im Industrievier und über die Verringerung des bäuerlichen Besitzes. 1886 sorgten die russischen Zollpläne für Beunruhigung bei den oberschlesischen Gruben, die im hohen Maße auf den Absatz nach Russland angewiesen waren. Sie konnten aber mit der von Rußland bevorzugten englischen Kohle nur schwer konkurrieren.

Im Mai 1887 berichtete man über 12000 bei der oberschlesischen Industrie beschäftigten Frauen, die aber aufgrund der Arbeiterschutzgesetzgebung nicht unter Tage arbeiten durften. Das Verbot der Frauennachtarbeit würde 4000 Frauen arbeitslos machen. Im Herbst des Jahres war ein Thema die Bekämpfung der Trunksucht. Im Frühling hatte man sich bereits mit einem ähnlichen Thema

beschäftigt, nämlich mit dem Wucher unter der Dorfbevölkerung, wo die Schulden bei den Kneipen oft zu Vermögensverlusten führten.

Mitte 1888 wurden in der Presse die Löhne in den acht wichtigsten preußischen Bergbauregionen thematisiert. Der oberschlesische Bergmann bekam danach den geringsten Lohn: „Unterirdisch beschäftigte Arbeiter: Der Lohn für je 1 verfahrene Schicht schwankt zwischen 2,04 Mark in Oberschlesien (Jahresdurchschnitt 537 Mark und 2,93 resp. 3,01 Mark in Dortmund und Saarbrücken. In Dortmund stellt sich, wohl in Folge geringer Abzüge, der Jahresdurchschnitt auf 886, in Saarbrücken auf 857 857 Mark. Der Salzbergbau in Halle hat einen Schichtlohn von 3,08 Mark und einen Jahresdurchschnitt von 928 Mark“. Die Frauen, die im Westen und im Harz im Bergbau nicht beschäftigt werden durften, verdienten in Oberschlesien 206 Mark, in Niederschlesien 335 Mark, im Braunkohlenbergbau in Halle/Saale 331 Mark jährlich.

Im Frühling 1889 wurde auf den Gruben gestreikt. Im Ruhrgebiet dauerte der Streik einen Monat, in Oberschlesien neun Tage. Die Oberschlesier erhielten eine Lohnerhöhung von 10-15%, aber die Einführung einer achtstündigen Schichtdauer erwies sich in Oberschlesien als unmöglich. Außerhalb des oberschlesischen Industrieviertels wurde am Oder-Spree-Kanal weitergearbeitet, um auf dem Wasserweg größere Mengen oberschlesischer Kohle nach Berlin und bis zum Hamburger Hafen transportieren zu können.

1890 war das sogenannte Sachsengehen Thema: „Unter den Sachsengehängern versteht man jenen Strom ländlicher Arbeiter, der sich alljährlich zu Beginn des Sommers aus Schlesien, Posen, Preußen, Pommern aufmacht, um im Westen, namentlich auf den Rübenfeldern Sachsen eine lohnende Beschäftigung zu suchen. Es ist viel über die mannigfachen Mißstände, die aus dem Sachsengehen entstehen, geklagt worden. Das stärkste Kontingent stellt Oberschlesien, von wo 1889 nicht weniger als 20 631 Personen nach den westlichen Arbeitsmärkten, nach „Deutschland“, wie man dort sagt, fortwanderten. Gewiß ist bei dieser ganzen Erscheinung nicht bloß Schatten, sondern auch einiges Licht. Gerade was die polnische Bevölkerung Oberschlesiens betrifft, findet Dr. Kärger in dem Sachsengehen gute erziehliche Umstände. Der Oberschlesier sei in der Fremde, unter der scharfen Aufsicht von Aufsehern, durchaus nicht faul, die polnisch redenden Mädchen und Frauen würden zur Ordnung und Sauberkeit angehalten, die Polen nähmen in Sachsen deutsche Sitten und deutsche Sprache an“.

Im Juli 1891 fasste die 14. Schlesische Katholikenversammlung in Ratibor einen Beschluss gegen die großpolnische Propaganda in Oberschlesien. In diesem Zeitraum gab es in Oberschlesien ein immer größeres Fernsprechernetz. Im Sommer 1892 begann man damit, die aus Russland kommenden Reisenden auf Cholera zu untersuchen. 1893 widmete man in der Presse viel Platz der

Arbeitszeit, dem Arbeitslohn und der Arbeitsleistung. In den Zeitungen wurden die Verdienste des oberschlesischen Afrikaforschers Emin Pascha gewürdigt. Man setzte sich weiterhin mit den polnischen Aktivitäten in Oberschlesien und mit der Zentrumspartei auseinander.

In der Pfingstwoche 1894 fand in Berlin ein internationaler sozialdemokratischer Bergarbeiterkongress statt. Es nahm daran auch eine Delegation aus Oberschlesien teil: „*Ein biederer Oberschlesier rief in die Versammlung hinein: Ich protestiere gegen die sozialdemokratische Einmischung. Wir Bergleute Oberschlesiens – der Delegierte hieß Wallstein aus Oberschlesien – halten treu zu Kaiser und Papst, wir wollen unsere berechtigten Forderungen auf ordnungsgemäßem Wege erreichen. Wir stimmen mit den Engländern überein*“.

Beinahe die Hälfte der oberschlesischen Belegschaften hatte damals noch 12-Stundenschichten. Jetzt war die Cholera auch nach Oberschlesien gekommen, es gab viele Erkrankungen und auch Todesfälle. In den Jahren 1885 und 1886 berichtete das „Teltower Kreisblatt“ einige Male über politische und soziale und über kleinere lokale Begebenheiten in Oberschlesien. Am 3. Dezember 1896 las man: „*Die Eisenbahndirektion Kattowitz in Oberschlesien hat verfügt, daß kein Beamter und Hilfsbediensteter anzustellen oder im Dienste zu belassen sei, der nicht der deutschen Sprache vollkommen mächtig ist. Im Verkehr mit dem Publikum und untereinander hat das gesamte Personal bei Strafe der Dienstenthebung ausschließlich deutsch zu sprechen*“.

### Oberschlesischer Rundfunktag 1925

*DER WIDERSPRUCHSGEIST: Ich muß euch laut und deutlich schwören/kein Rundfunk wird bei mir je angeschafft/denn ohne Widerspruch nur hören/ geht wirklich über meine Seelenkraft. DER KRITIKER: Nicht Miß- noch Beifall kann ich spenden/den Herren und Damen an dem Mikrophon/Sie dürfen ihre Künste senden ganz unbeschwert von Strafe oder Hohn. DER DON JUAN: Hör' ich nur eine Frauenstimme/so zauberhaft als wie von anderer Welt/fragt sich mein Herz in hellten Grimme/wie aber ist es sonst um sie bestellt? DIE DAME: Bewundern, ach, und mich bewundern lassen/kann ich nicht mehr im lichterglänzten Saal/drum muß ich auch den Rundfunk hassen, es bleibt mir keine andere Wahl. DER GROSSPAPA: Nur er alleine ist zufrieden/ und danket es dem lieben Herrgott sehr/ daß er den Rundfunk ihm beschieden/er braucht zum Glücke nun nichts mehr*. Dieses Gedicht, veröffentlicht in der „Oberschlesischen Volksstimme“ am 20. November 1925, verdeutlicht die heftige Gefühlerregung der Oberschlesier, die die Eröffnung des oberschlesischen Rundfunksenders in Gleiwitz am 15. November 1925 hervorgerufen hat.

Zu dieser Zeit waren aber nur wenige Oberschlesier imstande gewesen Radiohörer zu sein, denn die Zahl der registrierten Radiobesitzer in West- und Ostoberschlesien betrug nur ca. 700 Personen. Aber in den folgenden Jahren erfuhr das sich schnell entwickelnde neue Medium einen immer größeren gesellschaftlichen Zuspruch. Damit wuchsen aber auch die Erwartungen an die Gestaltung des Radioprogramms. Bald musste der Rundfunk das Monopol des neuen Sprechmediums mit dem Tonfilm teilen.

Als der gebürtige Kattowitzer Willy Fritsch im Dezember 1929 in dem ersten deutschen Tonfilm „Melodie des Herzens“ die ersten Worte - „Ich spare nämlich auf ein Pferd“ - von der Kinoleinwand gesprochen hatte, freuten sich bestimmt auch die Oberschlesier. Am meisten wohl der Großpapa – oder war es in diesem Falle zunächst die Großmutter? Aus mündlicher Überlieferung innerhalb oberschlesischer Familien ist bekannt, dass die Menschen sich über das Radio gefreut haben und sich danach sehnten, die in diesem Medium sprechenden Personen auch zu sehen.

Als die Geburtsstunde des Rundfunks in Deutschland nimmt man den 29. Oktober 1923 an, als in Berlin die Funk-Stunde AG ihre Sendetätigkeit begann. Es dauerte nicht sehr lange, da sendete am 26. Mai 1924 die Breslauer Funkstunde AG zum ersten Mal auf der Welle 418 in den Äther die Worte „Achtung, hier Breslau“. Bald aber machte man die Erfahrung, dass der Sender technisch zu schwach war, um einen guten flächendeckenden Empfang in ganz Schlesien zu ermöglichen. Es gab Forderungen nach Zwischensendestationen in Waldenburg und in Görlitz, aber erhört wurden die Rufe aus Westoberschlesien. Ausschlaggebend war sowohl die politische und gesellschaftliche Besonderheit der Provinz Oberschlesien als auch die Absicht, der deutschen Minderheit in Ostoberschlesien den Empfang des deutschen Rundfunks zu ermöglichen.

Diese Überlegungen spielten auch eine Rolle bei der Wahl des Standortes des oberschlesischen Zwischensenders. Deswegen wurde beschlossen, den Sender nicht in Peiskretscham sondern in Gleiwitz zu errichten, denn dafür sprachen auch die kulturellen Möglichkeiten dieser Stadt, die bei der raschen Entwicklung des Rundfunks nicht außer Acht gelassen werden konnten. Schon bei den Besprechungen im März 1925 in Oppeln wurde dem Zwischensender Gleiwitz auch das Recht auf eigene Sendebeiträge eingeräumt.

Es muss auch betont werden, dass Gleiwitz sich in dem Wettkampf mit Beuthen und Hindenburg um den Sender am stärksten ins Zeug legte und mit einer zusätzlichen Baukostenbeteiligung die anderen Städte übertrumpfte. Außerdem sollte die Stadt für das aus dem Westen kommende technische Personal des Senders sechs gute aber zugleich billige Wohnungen zur Verfügung stellen, denn daran konnte die Sache scheitern. Gleiwitz musste die Unterbringung der

Fachkräfte schnell lösen, denn sonst bestand die Möglichkeit, dass trotz allen Sympathiebekundungen für die oberschlesische Grenzlandprovinz der Zwischensender hätte noch in Dortmund landen können.

Am 15. Juni 1925 war es endlich soweit. Auf einem Gelände in der Kieferstädtler Straße wurde mit den Bauarbeiten für den Gleiwitzer Zwischensenders begonnen. Mitte August rechnete man mit der Inbetriebnahme des Senders schon für den 1. Oktober, was sich aber als unrealistisch erwiesen hat. Gleiwitz erhielt einen Sender von der Firma Telefunken, der zwei Tage im Berliner Lunapark ausprobiert wurde. Erst am 7. November konnten erste akustische Versuche im Sendehaus in Gleiwitz vorgenommen werden, denen in der nächsten Woche eine Probesendung mit der Ansage „Achtung, hier Welle 251“ folgte.

Der 15. November 1925 war in Gleiwitz der lang ersehnte Rundfunktag. Auf dem Sendehaus wehte stolz die oberschlesische blau-goldene Fahne. Zu diesem Tag kam der aus Pommern stammende Staatssekretär im Reichspostministerium Hans Bredow nach Gleiwitz, der sich für die Entwicklung des Rundfunkwesens stark machte. Anwesend war auch der oberschlesische Oberpräsident Alfons Proske. Gemeinsam mit den Vertretern der Stadt Gleiwitz und anderen Gästen eröffneten sie um 11 Uhr feierlich den Sender Gleiwitz. Der Ansager sprach zum ersten Mal ins Mikrophon: „*Achtung! Hier Schlesische Funkstunde auf Welle 251 und 418*“.

Hans Breskow erklärte in seiner Rede, es sei schon trotz Problemen seit langer Zeit geplant gewesen, den Oberschlesiern auch mit dem Rundfunk ein wenig Freude ins Leben zu bringen. Ferner sagte er: „*Ich kann feststellen, daß der oberschlesische Sender am besten und am modernsten aller Sendestationen ausgestattet ist. Ich darf wohl die Überzeugung aussprechen, daß der Rundfunk für die Bevölkerung dieser wichtigen Provinz nicht unerwünscht und nicht unvorbereitet kommt. Trotzdem es bisher nur wenigen möglich war, mit hochwertigem Empfangsgerät an den Darbietungen der Schlesischen Funkstunde über den Sender in Breslau teilzunehmen, scheint doch der Gedanke des Rundfunks und seiner kulturellen Bedeutung bereits jetzt tiefe Wurzeln in dieser Gegend geschlagen zu haben. Der deutsche Rundfunk verfolgt den Grundsatz, urwüchsig und bodenständig zu wirken. Jeder Stamm, jeder Landstrich im Vaterlande hält gern an der heimischen Eigenart fest, die wir alle als Quellen des Volkstums betrachten. Das ist auch in Oberschlesien der Fall. Es ist hier angebracht, echte Kunst, reiches Wissen und Freude zu bringen, alles das, was als lebensstark gilt. Hier tut auch Verständnis und Einfühlung not, um die mancherlei Gegensätze geschickt zu verbinden, denn der Rundfunk soll nicht trennen, sondern alle Volksteile miteinander verbinden. Der Schlesischen Funkstunde fällt eine schwierige Aufgabe zu, für die ich den besten Erfolg wünsche, und ich hoffe, daß*

*Oberschlesien durch starke Beteiligung am Rundfunk die Erfüllung der gestellten Aufgaben ermöglicht, damit der neue Sender im friedlichen europäischen Rundfunk-Konzert den ihm gebührenden Platz auch einnehmen kann".*

Es folgten noch weitere Reden, in denen die Redner ebenfalls die Bedeutung des Gleiwitzer Senders in jeder Hinsicht zum Ausdruck brachten. Der Rundfunk sollte geistig anregend vor allem auf die Bewohner des flachen Landes und des Industriegebietes wirken. Dabei wurde feinsinnig differenziert zwischen den einfachen Städteeinwohnern und den „Städtern“. Die städtische Mittelschicht konnte ihre kulturellen Bedürfnisse schon bisher selbst befriedigen und musste dabei nicht gefördert und ermuntert werden. Für diesen Kreis stellte der Rundfunk einfach eine Erweiterung des schon bestehenden Kulturangebots dar. Anders war die Lage der Bauern insgesamt und der vielen Arbeiter. Bei ihnen erhoffte man sich mit dem Rundfunk eine Anregung zur geistigen und kulturellen Erziehung und Belehrung. Da sie wegen der harten Arbeit kaum Zeit hatten, um sich regelmäßig kulturellen Belangen zu widmen, sollte der Rundfunk ihnen die Kultur ins Haus bringen. Der Rundfunk sollte der Vermittler von Literatur, Musik, von Kunst und Wissenschaft, aber auch von Humor in möglichst vielen Häusern werden und dabei als Medium des gesprochenen Wortes auch das sprachliche Niveau der Hörer fördern.

Die Vertreter der Schlesischen Funkstunde AG legten in den Schlussstein des Gleiwitzer Senders eine Ehrenurkunde mit der Geschichte des Baues und den Aufgaben des oberschlesischen Senders. Den Verschluss der Kapsel, in der sich diese Urkunde befand, bildete eine Silbermünze mit dem Bildnis des Reichspräsidenten Paul von Hindenburg, sie trug den Spruch „Für das Vaterland beide Hände, aber nichts für die Parteien!“. Zum Schluss der Eröffnungsfeier wurde das Deutschlandlied gesungen.

Am oberschlesischen Rundfunktag war nicht allein der Sender wichtig, sondern vor allem die Zuhörer. Nur einige konnten die Melodie des Bergmannliedes „Glück auf, der Steiger kommt“, die zum Erkennungszeichen des Gleiwitzer Senders wurde, zu Hause hören. Damit viele Menschen den Rundfunktag „live“ erleben konnten, wurde auf dem Rundfunkhaus ein Lautsprecher aufgestellt. Der Sender war an diesem Tag außer mit der Straßenbahn ab 10 Uhr auch mit einem städtischen Omnibus im 15-Minuten-Verkehr zu erreichen. Zwei weitere Lautsprecher befanden sich auf dem Balkon des Rathauses. Trotz des typischen kalten Novemberwetters war der Gleiwitzer Ring mit Menschen aus nah und fern überfüllt, die sich einen Eindruck vom Rundfunk verschaffen wollten, um sich möglicherweise in der Zukunft für den Kauf eines Radioempfängers zu entschließen.

Außer der Eröffnungsfeier des Senders konnten die Zuhörer während des Rundfunktages auch andere Beiträge hören. Es gab einen Vortrag über Luther als einen Volksfreund mit musikalischer Umrahmung durch das Lied „Ach, daß ich Wasser genug hätte“ von Johann Christoph Bach. Das Orchester der Vereinigten Städtischen Bühnen Beuthen-Gleiwitz-Hindenburg unter der Leitung des Beuthener Operndirektors James Vandsburger brachte das Vorspiel zur Oper „Die Meistersinger von Nürnberg“ von Richard Wagner.

Um 12.55 Uhr erfolgte das Nauener Zeitzeichen mit der Zeitansage und dem ersten Wetterbericht sowie mit Wasserstandsmeldungen von der Oder. Danach folgte ein Mittagskonzert mit Musikstücken von Weber über Brahms bis Strauß. Im Rahmen eines Märchen-Nachmittags wurde das Märchen Pechmarie und Goldmarie vorgelesen. Eine halbe Stunde wurde auch gerätselt. Danach konnte man sich ungarischer Nationalmusik erfreuen. Dann wurden verschiedene Ratschläge für den Haushalt erteilt. Zum 63. Geburtstag Gerhart Hauptmanns am 15. November las man in einer Lesestunde seine Novelle „Fasching“.

Ob der Höhepunkt des Tages, die Uraufführung der Oper „Martha“ von Friedrich von Flotow um 20 Uhr aus dem Gleiwitzer Stadttheater, doch noch zustande gekommen war, ist ungeklärt geblieben. Kurz vor Eröffnung des Senders hielt man es wegen einer ungünstigen Leitungsverbindung eher für unmöglich. In diesem Falle war der Auftritt der Breslauer Funkkapelle vorgesehen. Beendet wurde der oberschlesische Rundfunkttag mit einem zweiten Wetterbericht, mit den neuesten Presse Nachrichten und Sportinformationen.

In den folgenden Tagen sah das Rahmenprogramm der Schlesischen Funkstunde ähnlich aus. Es kamen aber neue Sendungen hinzu, angefangen vom Thema Geflügelzucht bis zum Kabarett. Ein Teil der Sendungen bereitete die im Juli 1924 in Hamburg eröffnete Hans-Bredow-Schule für Volkswissenschaft vor. Ihr Ziel war es, die wesentlichen Informationen aus sämtlichen Lehrgebieten in für jedermann zugänglicher Form darzubieten. Für den Sendebereich der Schlesischen Funkstunde konnte die Bredow-Schule Personen mit bekannten Namen holen. Auf dem Gebiet der Literatur bearbeitete den Stoff der in Crossen an der Oder geborene Dichter Klabund, für die Heimatkunde war der niederschlesische Dichter Will Erich Peuckert zuständig und die Kunstgeschichte lag in den Händen des gebürtigen Kattowitzers Professor Franz Landsberger. Die Zuhörer hatten auch die Möglichkeit Wissenswertes oder Praktisches aus der Medizin und Technik zu erfahren. Im Angebot der Schlesischen Funkstunde standen auch Kurse für Fremdsprachen. Die Zeitungen führten allmählich Rundfunkbeilagen ein.

Der Rundfunk in der Provinz Oberschlesien entwickelte sich schnell. Die Zahl der Zuhörer wuchs, die angebotenen Sendungen wurden gerne gehört, aber in kurzer

Zeit tauchten Probleme auf, die gelöst werden mussten. Der Empfang war auf dem flachen Lande nur mit teuren Radiogeräten möglich, das Breslauer Programm berücksichtigte zu wenig die oberschlesische Eigenart rechts der Oder, weil der Anteil der Gleiwitzer Eigenschaften im Programm zu gering war. Über die Empfangsschwierigkeiten war man sich einig, aber über die Gestaltung des Angebotes des Gleiwitzer Senders schon nicht mehr.

Dabei schienen aber auf die beschworene oberschlesische Eigenart sogar in der konkreten Heimat nicht alle besonders stolz gewesen zu sein. Der Gleiwitzer Sender übertrug gelegentlich deutschlandweit Musikkonzerte aus Restaurants. Ein Journalist war Mitte 1927 der Meinung, die Zuhörer sollten nur Musik und nicht den oberschlesischen Hintergrund zu hören bekommen: „*Wie sieht das aus, wenn man so zwischen Weber und Strauß die verschiedenen ‚Pieronnas‘ und ‚Prost Antek‘ hört. Sollte man da lieber nicht von seiten der höheren Instanz ein wenig provinzfreundlicher sein und die Klappe des Schweigens in den Pausen über das Mikrophon decken?*“.

Am 19. Juni 1927 fühlte sich die Zeitung „Ostdeutsche Morgenpost“ verpflichtet die Zukunft des Gleiwitzer Senders gründlich zu ergründen. Bedenklich war die Verringerung der Hörerzahl von 20000 auf 17000, die man mit der Gestaltung des Programms in Verbindung brachte. Die schon aufkeimende Idee der Loslösung vom Sender Breslau betrachtete man auch aus technischen, finanziellen und personellen Gründen für wenig realisierbar. An Bewältigung der Probleme sollten die Leser beteiligt sein, denen man vier Fragen stellte: „*Was wollen wir im Rundfunk hören? Was vermissen wir an den bisherigen Darbietungen? Warum hören wir nicht? Zu welcher Tageszeit möchten wir hören?*“.

Die Besprechung der Rundfrage erfolgte am 17. Juli 1927. Etwas überraschend wollte man vor allem mehr Opern hören sowie den klassischen Gesang von Solisten. Gesangchöre lehnte man durchweg ab. Verlangt wurde auch das alte und neue Volkslied. Es gab auch Bedarf an technischen Vorträgen und verständlichen Ratschlägen von Anwälten und Ärzten sowie Lesungen moderner Erzähler. Wenig gefragt waren das Hörspiel und Schauspielübertragungen. Ein differenzierteres Verhältnis herrschte dem Oberschlesischen gegenüber: „*Doch stehen den Wünschen nach oberschlesischer Kunst mindestens ebensoviele, wenn nicht mehr Bedenken entgegen. Und es sind nicht gerade die anspruchsloseren Kreise, die sich gegen eine Bevorzugung oberschlesischer Stoffe wehren*“.

Man wies darauf hin, dass eine Rundfunkanlage noch für viele zu teuer sei. Man vertrat die Meinung, die um 20.30 Uhr beginnende Abendunterhaltung sei sowohl für den angestrengten Arbeiter als auch für die müde Hausfrau zu spät. Im Allgemeinen vermisste man eine gewisse geistige Stabilität in den Sendungen und kritisierte die Bevorzugung von gewissen Personen ohne Rücksicht auf Qualität.

Die Leser der liberalen „Ostdeutschen Morgenpost“ unterschieden auch feinsinnig zwischen „Heimatkunst“ und der „Kunst heimatlicher Künstler“ und bevorzugten die zweite Richtung, denn: „wie diese im Treibhaus gezüchtete ‚Heimatkunst‘ von den breitesten Schichten abgelehnt wird, so wird sie erst recht abgelehnt von dem Teile des Publikums, das eine gepflegtere Geschmackskultur besitzt. Es wird klipp und klar zu erkennen gegeben, daß die Darbietungen des Gleiwitz-Breslauer Senders den gesteigerten Anforderungen der gebildeten Schichten nicht entsprechen“.

Die Zeitung hielt im Fazit der Besprechung der Leserstimmen den Wunsch nach einem selbstständigen oberschlesischen Sender nicht für falsch, aber unter der Voraussetzung, er könne programmatisch mit den anderen Sendern erfolgreich wettstreiten, denn der Tenor der Antworten lautete so: „Gleiwitz ist gut, Breslau ist besser, Berlin ist am allerbesten“.

Die materiell besser gestellte Schicht der oberschlesischen Bevölkerung war imstande, Sender von außerhalb Oberschlesiens zu hören, aber den Verantwortlichen in der Provinz Oberschlesien ging es in dieser Zeit primär um ein interessantes Programm für die breite Masse der Oberschlesier, die auf den Gleiwitzer Sender angewiesen waren. Am 5. August 1927 fand in Ratibor eine Rundfunkkonferenz statt, um über die Form und die Inhalte des oberschlesischen Senders zu diskutieren. Man war sich einig, für eine Verselbständigung des Gleiwitzer Senders einzutreten. Einen zusätzlichen Ansporn bildete wohl die geplante Eröffnung eines Senders in Kattowitz im Herbst 1927.

Alfons Hayduk, ein oberschlesischer Kulturschaffender, war der Ansicht, die Neudefinierung der Aufgaben des Gleiwitzer Senders sei nicht eine Frage der hinterwäldlerischen Eigenbrötler und Provinzpatrioten, sondern unter Umständen eine kulturelle Notwendigkeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Ferner betonte Hayduk die Wichtigkeit des Rundfunkempfangs auf dem flachen Land außerhalb des Industrieviers: „Vor allem, das sei noch betont, vergesse man nicht den außerordentlichen Wert eines vereinfachten und billigen Empfanges für die Bewohner der gemischtsprachigen Gegenden unserer Provinz“. Auch der oberschlesische Landeshauptmann Hans Piontek befürwortete eindeutig mehr Rechte für den oberschlesischen Sender: „Warum einen oberschlesischen Hauptsender? Warum konnten wir mit dem heutigen Stand der Dinge nicht zufrieden sein, und warum wollen wir es anders? In Oberschlesien herrscht das Gefühl, daß das Rundfunkwesen, wie es zurzeit ist, an der Seele des Volkes vorbeigeht. Programm und Reichweite des Senders werden allgemein als unzulänglich empfunden und genügen besonders oberschlesischen Ansprüchen nicht. Die oberschlesische Provinzialverwaltung ist überzeugt, im Interesse der oberschlesischen Bevölkerung und ihrer berechtigten Wünsche zu handeln, wenn

*sie Schritte tut, der Stagnation des Rundfunkwesens in Oberschlesien zu begegnen und die Bevölkerung an den Darbietungen stärker zu interessieren. Uns leitet dabei auch die Sorge um die kulturelle Geltung Oberschlesiens“.*

Diese Bemühungen um die Selbstständigkeit des Gleiwitzer Senders wurden nur teilweise mit einem Erfolg gekrönt. Er blieb weiterhin ein Zweigsender, aber ab dem 1. September 1927 übertrug man die provisorische und einen Monat später die endgültige Leitung dieses Senders an den Oberschlesier Paul Kania, der sein Programmangebot nach Kräften auszubauen versuchte.

### **Kurt Vieth**

*„Ein Mann kam nachts 12 Uhr von einer Hochzeitsfeier zurück. Unterwegs gab ihm ein Unbekannter ein schweres Paket und verschwand plötzlich. Als es zu Hause geöffnet wurde, war Schlamm darin und der Mann erkannte, daß ihm der Wassermann einen Posse gespielt hatte“.*

Es war eine von vielen Hindenburger Ortssagen vom Wassermann (utoplec), die ein Hindenburger Rektor bei seinen Schülern in der Volksschule 9 und 10 gesammelt hatte und diese 1924 in der ersten Ausgabe des von Friedrich Kaminsky herausgegebenen „Mitteilungsblattes der Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaften Oberschlesiens“, das später den Titel „Volk und Heimat“ trug, veröffentlichte.

Der Rektor hieß Kurt Vieth, er war allerdings kein gebürtiger Oberschlesier. In Oberschlesien verbrachte er aber sein ganzes berufliches Leben und interessierte sich rege für die oberschlesische Volkskunde, so wie es vor ihm der ebenfalls nicht in Oberschlesien geborene Arzt Julius Roger getan hatte.

Kurt Vieth hatte es jedoch leichter gehabt als dieser, weil er Niederschlesier war. Er wurde am 4. Juni 1876 in der schlesischen Metropole Breslau als Sohn des Eisenbahngüterexpediteurs Hermann Vieth geboren. Wegen der beruflichen Tätigkeit des Vaters zog die Familie in Schlesien oft um. Zunächst besuchte Kurt Vieth die Präparandenanstalt in Schweidnitz und anschließend von 1893 bis 1896 das Lehrerseminar in Pilchowitz.

Im April 1896 begann er als Lehrer in Schwinowitz im Kreis Gleiwitz zu arbeiten. Drei Jahre später, im Juni 1899, wurde eine Lehrerstelle in der katholischen Volksschule im Rittergut Bujakow bei Nikolai frei, das der Gräfin Johanna von Schaffgotsch auf Koppitz, dem „oberschlesischen Aschenputtel“, gehörte. Auf die vakante Stelle berief die Gräflich Schaffgott'sche Generaldirektion eben Kurt Vieth. Er stand bis Ende April 1900 in Diensten der oberschlesischen Zinkkönigin. Im Mai 1900 fand das Kapitel Dorflehrer in der beruflichen Laufbahn von Kurt Vieth ein Ende. Er wurde Lehrer an der Volksschule 7 in Gleiwitz. Nebenamtlich

war er als Zeichenlehrer tätig. Er bildete sich auch in Breslau und Berlin weiter aus. Bald aber sollte er eine wohl erste Erfahrung auf dem Gebiet der Heimatkunde machen können.

1904 beschloss der Rektor Robert Urbanek die seit 1901 keimende Idee eines städtischen Schulmuseum in Gleiwitz zu verwirklichen. Nach Jahren schrieb er über die Anfangsphase: „*In meiner Unerfahrenheit war ich selbstverständlich nicht imstande, den Umfang der übernommenen Aufgabe zu übersehen. Es war mir aber von vornherein klar, daß die Arbeit ein ungewöhnliches Ausmaß besaß und durch einen Einzelnen nicht bewältigt werden konnte. Deshalb sah ich mich nach Mitarbeitern um, und das Glück war mir hold; ich fand in den Kollegen [Otto] Langner und [Kurt] Vieth Helfer, die neben dem guten Willen, der vorausgesetzt wurde, ein reiches Wissen und schöpferische Kräfte, die vor Hindernissen nicht zurückschreckten, ins Geschäft mitbrachten. Mit frohem Mute und dem Bewußtsein: Wir schaffen's! griffen wir Drei am 1. April 1904 in einen von dickem Staub überlagerten Lehrmittelhaufen hinein und begannen damit die Arbeit an dem ernsten Werke. Im Vordergrunde standen das Interesse für den deutschsprachlichen Unterricht in Schulen mit zweisprachigen Kindern und die Heimatkunde*“. Nach einem Jahr intensiver Arbeit wurde das als eine Art Fortbildungsstätte für die Lehrer konzipierte Schulmuseum am 1. April 1905 in der Volksschule Nr. 4 eröffnet.

Nach zehn Jahren als Lehrer in Gleiwitz übersiedelte Kurt Vieth in die industrielle Nachbargemeinde Zabrze. Ab dem 1. Oktober 1910 übernahm er hier die Rektorenstelle der Schule 13 in der Galdastrasse. Am 1. November 1912 wurde er zum Rektor der Volksschule 7 in der Kronprinzenstraße ernannt.

Während des 1. Weltkrieges verhinderte Paul von Hindenburg den Einmarsch der russischen Truppen in Deutschland. Aus diesem Anlass wurde im Februar 1915 die Gemeinde Zabrze in Hindenburg umbenannt, und im Oktober 1922 erhielt sie die Stadtrechte. Kurt Vieth war vom 15. Oktober 1915 bis zum 1. Dezember 1918 im Kriegsdienst.

Nach der Rückkehr begann er wieder als Rektor in seiner Schule zu arbeiten, aber ein normaler Schulunterricht war damals in diesem Teil von Oberschlesien kaum möglich. Die Lage spitzte sich nach der Abstimmung in Oberschlesien auch in Hindenburg zu, als Wojciech Korfanty im Mai 1921 den Weg vollendeter Tatsachen weiter beschritt. Kurt Vieth berichtete in Kurzform über diese Zeit in Hindenburg: „*Der neue Aufstand stellte die beiden vorausgegangenen in den Schatten und verursachte weit mehr Schrecken und Blutopfer als jene. Hindenburg O/S. war vom 3. Mai bis zum 29. Juni in den Händen der Insurgenten. Der Schulunterricht fiel bis Pfingsten ganz aus. Die Kronprinzenschule wurde polnische Hauptwache. Haussuchungen, Verhaftungen und Mißhandlungen Deutscher*

*waren an der Tagesordnung. Die Läden mußten polnische Aufschriften haben und der Bahn- und Postverkehr blieb zwei volle Monate unterbrochen. Am übelsten erging es den Flüchtlingen, von denen an 5000 in Hindenburg Schutz gesucht hatten“.*

Eben in diesem ereignisvollen Zeitraum von 1921 bis 1922 musste Kurt Vieth als Vorsitzender des Hindenburger Lehrervereins erfolgreich zu agieren versuchen. In seiner Amtszeit widmete er sich besonders der Stärkung des Vereinslebens. Vieth betätigte sich in der Abstimmungszeit auch publizistisch.

Nach der Teilung Oberschlesiens auf diplomatischem Weg im Herbst 1921 verblieb Hindenburg in der Weimarer Republik. Im November 1922 erhielt Kurt Vieth die Genehmigung zur nebenamtlichen Leitung der Beamenschule der Schutzpolizei.

1923 begann sich Kurt Vieth immer mehr mit der Heimatkunde zu beschäftigen. So kam es zu der Bekanntschaft mit dem Hindenburger Rathausbibliothekar Friedrich Kaminsky, einem echten Freak der Heimatkunde. Kaminsky suchte nach Mitstreitern auf dem Gebiet der Heimatkunde. Im Rahmen eines von ihm veranstalteten Kurses über Staatsbürgerkunde hielt Kurt Vieth den Schlussvortrag. So entstand im Sommer 1923 die Heimatkundliche Arbeitsgemeinschaft Hindenburg (HAH). Zum Vorsitzenden wählte man Kurt Vieth, Kaminsky wurde Geschäftsführer. Am 18. September 1924 gehörte Kurt Vieth zu den Gründungsvätern der „Vereinigung für oberschlesische Heimatkunde“, einer heimatkundlichen Dachorganisation. Die HAH konnte sich aber nicht sorgenfrei nur der Heimatkunde widmen.

Die 1924 einsetzende wirtschaftliche Depression bekam auch die HAH wegen der Struktur ihrer Mitglieder zu spüren. Viele wurden stellungslos und hatten andere Sorgen, als sich für die heimatkundliche Arbeit zu interessieren. Der sich für die Flora der Heimat interessierende Hüttenobermeister Emanuel Czmok wurde abgebaut und verlor auch seine Wohnung. Vorträge der HAH, die anfangs über 100 Zuhörer hatten, wurden immer schwächer besucht. Die Mitgliedsbeiträge in Höhe von 2 Mark jährlich konnten oft nicht bezahlt werden. Aber die oberschlesischen Heimatenthusiasten überwanden auch diese Schwierigkeiten.

Vielleicht verfasste auch deswegen Kurt Vieth 1924 eine Art Kalendarium der Ereignisse im 17. Jahrhundert in Oberschlesiens, um zu zeigen, dass früher das Leben auch nicht einfach war. Das Kalendarium begann 1601 mit einer Feuerbrunst in Gleiwitz. 1611 fielen polnische Kosaken in Tarnowitz und Umgebung ein. Dasselbe wiederholte sich 1623 in Peiskretscham. 1626 besuchten die Feldherren Wallenstein und Mansfeld mit ihren Kriegsvölkern Oberschlesiens, und die geplagten Oberschlesier mussten die Zeche bezahlen. 1627 plünderten dänische Kriegerhaufen Peiskretscham und Beuthen. 1629 fegte

die Gegenreformation den Protestantismus aus Oberschlesien weg. 1634 kam die Pest und jede Menge von kaiserlichen und polnischen Truppen. 1642 hausten in Oberschlesien schwedische Soldaten und plünderten Gleiwitz und das Raudener Kloster. Ein Jahr später erschienen Kroaten und Wallonen und verhielten sich ähnlich. Zusätzlich lauerten berittene Räuberbanden auf den Wegen. Nach 1648 beruhigte sich die Lage etwas. Da bekam man nur den schwedisch-polnischen Erbfolgekrieg etwas zu spüren. 1657/58 zog lediglich die kaiserliche Armee durch Oberschlesien. 1683 zog der König Johann Sobieski zum Entsatz Wiens durch Oberschlesien. 1693 marschierten brandenburgische Truppen gegen die Türken. Die Armeen befanden sich zwar nur auf einem Durchmarsch, aber die Bevölkerung musste sie versorgen.

Aus gewisser Zeitperspektive beurteilte Kaminsky die Anfänge der Hindenburger Heimatkunde mit folgenden Worten: „*Die Wurzeln der heimatkundlichen Bewegung im Kreise Hindenburg ruhen in der Lehrerschaft und der Angestelltenschaft der Stadt Hindenburg und zwar lediglich nur in diesen beiden Faktoren. Andere Kreise, besonders die Akademiker, Beamten, Kaufleute, Gewerbetreibenden, überhaupt die sog. höheren Schichten sind ihr bisher leider ferngeblieben. Es hätte keinen Zweck, dies zu verheimlichen. Es soll diese Feststellung keine Anklage sein. Nur dazu sei sie hier angeführt, weil ihre Betrachtung eine gute Handhabe gibt für die Betrachtung der geistigen Struktur der Hindenburger Bevölkerung*“.

Im Frühjahr 1924 veröffentlichte Hurt Vieth eine „Oberschlesische Heimatfibel“ für Schulkinder. Er verfasste sie schon nach den neuen Lehrmethoden, wobei er die Ausbildung der Kinder in allen Fächern berücksichtigte. In der bunt ausgestatteten Fibel wurde auch entsprechend die konkrete Heimat der Kinder im Lernmaterial pädagogisch angesprochen.

Anschließend gab er als Vorsitzender der HAH ein Beispiel, indem er weiter emsig und akribisch am Thema Heimatkunde arbeitete. Er konnte trotz aller Hindernisse 1925 die Früchte seiner Nachforschungen in Form von zwei Publikationen ernten. Das erste Buch hieß „Hindenburg O-S. und Umgebung. Eine Heimatkunde für Schule und Haus“. Sein Inhalt war thematisch gegliedert. Er besprach auch die Nachbargemeinden, die später in die Stadt Hindenburg eingemeindet wurden: Mathesdorf, Zaborze, Biskupitz-Borsigwerk und Mikultschütz.

Nach Vieth verschmolzen in Oberschlesien die Slawen und Deutschen im Laufe der Jahrhunderte zu einem Mischvolk, das immer westlich orientiert war. Die Eigenarten dieses oberschlesischen Mischvolkes traten in vielerlei Hinsicht immer wieder unverkennbar zu Tage: „*Es ist hier etwas Alltägliches, daß Familien mit einem deutschen Namen polnisch sprechen und daß solche polnischer Abstammung sich ausschließlich der deutschen Umgangssprache bedienen. Im*

*öffentlichen Verkehr herrscht in der Gegend die deutsche Sprache bei weitem vor; auch in den Schulen findet sie fast ausschließlich Anwendung. Das oberschlesische Polnisch, eine alte slawische Mundart, die viele dem Deutschen entlehnte Ausdrücke hat und niemals Schrift- und Urkundensprache war, wird vorwiegend von der Arbeiterbevölkerung und auf dem Lande gesprochen. Die durch den Genfer Vertrag zugestandenen polnischen Minderheitsschulen sind in Zaborze-Dorf und in Mikultschütz eingerichtet worden. Der Oberschlesier ist lebhaft, geistig rege und willig, lebensfroh und im allgemeinen gutmütig; andererseits geht ihm aber die ernste Lebensauffassung und Sachlichkeit des Norddeutschen vielfach ab. Der Oberschlesier nimmt das Leben mehr von der leichten Seite, liebt Geselligkeit und Musik, ist meist unschwer zu beeinflussen und leicht reizbar".*

Das zweite Buch, auch für Schule und Haus gedacht, trug den Titel „Bilder aus der Orts- und Heimatgeschichte Hindenburg O-S.“ und hatte eine chronologische Struktur. In 71 Kapiteln wurde dem Leser die Geschichte dieser Gegend in leicht zugänglicher Form von der Eiszeit bis zu der Stadtwerdung erzählt.

Im Kapitel 45 schrieb Vieth, wie der Ort 100 Jahre zuvor ausgesehen hatte, der nun auf allen Seiten von Schachtanlagen umgeben war: „*Das Dominium Zabrze, zu dem eine Schäferei, eine Wassermühle und ein Kretscham gehörte, hatte 1826 Graf Henckel von Donnersmarck, der Landrat des Beuthener Kreises, erworben. Die alte Schrotholzkirche reichte für die große Paroche nicht mehr aus, war ziemlich baufällig geworden und mußte immer wieder ausgebessert werden. Das frühere Pfarrhaus, welches in den letzten Jahren einzustürzen drohte, war 1829 endlich einem ärmlichen Neubau gewichen. Auch ein neues Schulhaus hatte die Gemeinde 1825 erhalten. Die Schülerzahl war von 99 im Jahre 1802 auf 211 im Jahre 1824 angewachsen. Mit dem Bergbau ging es damals nicht so recht vorwärts. Die 1797 angelegte Konkordiagrube hatte viel unter dem Grubenwasser zu leiden und wurde nicht weiterbetrieben. Die Belegschaft der Königin-Luisegrube betrug 1829 159 Mann (1919 - 7727 Personen). Die Kanalstrecke Gleiwitz-Zabrze wurde 1815 dem königlichen Oberbergamt übergeben. Juni 1819 besuchte Kronprinz Friedrich Wilhelm die Gleiwitzer Eisengießerei, fuhr von da aus auf dem Kanal zu Kahn nach Zabrze und dann auf der 1818 begonnenen Staatschausee, die in ihrer ganzen Ausdehnung fortan Kronprinzenstraße hieß, nach Königshütte. 1824 wurde die große Staatschausee Breslau-Oppeln-Gleiwitz-Neuberun gebaut und damit Oberschlesien, das 1816 ein selbständiger Regierungsbezirk geworden war, um einen wichtigen Verkehrsweg reicher".*

Kurt Vieth gehörte zu den Lehrern, die die Schüler für ihre oberschlesische Heimat sicherlich begeistern konnten. Das bestätigte ein Prüfungsbericht der Schuldeputation vom März 1927, in dem zu lesen war: „*Rektor Vieth erteilt in der Heimatkunde einen methodisch richtigen Unterricht, der den neuen Forderungen*

*entspricht*". Vieth hielt auch heimatkundliche Vorträge an der örtlichen Volkshochschule.

Vom 17. bis zum 20. April 1927 fand in Hindenburg die 33. Allgemeine Schlesische Lehrerversammlung statt. Im Kasinosaal der Donnersmarckhütte kamen über 700 Lehrer zusammen, um über die Aufgaben der Lehrer zu diskutieren. Eine Zeitung verwandte dabei ein Bonmot: „*Ich sah den Saal schon voller und leerer, aber noch nie so voller Lehrer*“.

Kurt Vieth war in Presse- und Ausstellungsausschüssen tätig. In dieser Funktion gab er zusammen mit dem aktuellen Vorsitzenden des Hindenburger Lehrervereins Konrektor Konstantin Lentner eine Festschrift zu dieser Veranstaltung heraus.

Kurt Vieth brachte in dieser Festschrift einen Beitrag zur Geschichte der Hindenburger Volksschulen. Die Anfänge des Schulwesens in diesem Ort waren datiert auf 1668 und 1677. „*Die ältesten Schulen von Biskupitz und Zabrze waren Pfarrschulen und wurden auch von den Kindern der Nachbardörfer besucht. Bald nach Erlaß des General-Landschul-Reglements von 1763 wurde auf staatliche Anordnung hin in Zabrze an die Errichtung einer ‚Königlichen Schule‘ herangegangen; sie war für 51 Kinder der Parochie bestimmt. Es fiel schwer, für die zudem niedrig dotierte Lehrerstelle einen geeigneten, der deutschen und polnischen Sprache mächtigen Bewerber zu finden. Der Schulbesuch ließ von Anfang an viel zu wünschen übrig; 1767 besuchten nur 9 Kinder die Schule, und 1799 waren bei einer Schulrevision gar bloß 5 Kinder anwesend*“. Das Hindenburger Schulwesen entwickelte sich aber allmählich. Am 17. Januar 1874 wurde vom Rektor Gustav Seiler der Hindenburger Lehrerverein gegründet.

1929 gab Kurt Vieth zusammen mit Paul Knospe zwei „Oberschlesische Tatsachen-und Arbeitshefte“ heraus. In den Heften wurden aber auch ganz Deutschland und andere Länder der Erde besprochen. Bei den Übungsfragen zu unserer Heimat sollten die Schüler zum Beispiel die Antwort auf folgende Frage geben: „*Wieso ist Oberschlesien ein reiches Land?*“.

Im Dezember 1932 ermutigte der oberschlesische Schriftsteller und Journalist Alfons Hayduk zur Errichtung eines Heimatmuseums in jeder Stadt und einer Heimatstube in jedem Dorf nach skandinavischem Muster. Im März 1933 berichtete er über die heimatkundliche Arbeit von Rektor Kurt Vieth in seiner Pestalozzischule. Seiner Meinung nach war sie ein Beispiel, wie man mit wenigen Mitteln eine Keimzelle für ein Heimatmuseum legen konnte.

Kurt Vieth selbst schrieb zu diesem Thema: „*Die heutige Volksschule steht im Zeichen des Arbeitsschulgedankens und der Heimatidee. Dem Heimatgedanken verdankt auch die heimatkundliche Sammlung der Pestalozzischule in Hindenburg ihre Entstehung. Im Laufe von etwa drei Jahren haben die Schüler mit viel Eifer*

*und Liebe aus Bodenkammern und altem Gerümpel, bei Lehrausflügen und Streifereien, auf Schuttplätzen, aus Lehmlöchern und Sandgruben und von den Halden allerlei Anschauungsmaterial heimatkundlicher Art zusammengetragen. Nicht in dem Gesammelten an sich liegt ja schließlich der Hauptwert, sondern in der Lust und Liebe zur Sache, im erziehlichen Moment, und dabei wieder vornehmlich darin, daß die Jugend von ihrer Zerstörungswut abkommt, vielmehr Vorhandenes zu erhalten sucht, das Alte achtet und auch Unscheinbares schützt. Das Gesammelte ist in der Hauptsache in vier nebeneinander liegenden ehemaligen Wohnräumen im Ostflügel der Schule untergebracht und nach den Gruppen: Religion-Volkskundliches-Es war einmal-Aus Großvaters Zeit-Alte Küchengeräte-Aus der Vorgeschichte-Zur Ortsgeschichte-Geschichte-Krieg und Putsch-Inflationszeit-Zerreißung Oberschlesiens-Aus Vaterland und Fremde-Aus Bergwerk und Hütte-Technologie-Naturkunde-Mineralien-Naturschutz-Schule geordnet“.*

Im April 1935 wurde in Hindenburg eine Ausstellung mit dem Titel „Volk und Wirtschaft“ veranstaltet. Am Rande dieser Ausstellung zeigte man auch heimatkundliche Exponate aus den Beständen des städtischen Archivs und der Sammlung von Kurt Vieth. Wegen des großen Interesses der Einwohner entschied die Stadt, eine Städtische Heimatstube zu gründen. Am 3. Oktober 1935 war es soweit, dieses Datum gilt als der Anfang des städtischen Museums in Hindenburg mit Kurt Vieth als Gründer, denn sein: „Schul-Heimatmuseum bildete einen Grundstock zum Städtischen Heimatmuseum“.

Nach Vorbereitungsarbeiten unter der Leitung von Kurt Vieth wurde am 1. April 1936 in zwei Verwaltungsräumen des städtischen Schlachthofes in der Glück-Auf-Straße zunächst die Städtische Heimatstube Hindenburg eröffnet. Ihr erster Leiter wurde der Stadtinspektor Theodor Jurok.

Bald stellten sich die Räume als zu klein für die sich schnell entwickelnde Heimatstube. Am 29. Mai 1938 zog diese in den ihr zur Verfügung gestellten gesamten ersten Stock eines Gebäudes auf dem Schecheplatz 9 um und führte ab da den Namen Städtisches Heimatmuseum Hindenburg.

Am 1. Oktober 1938 wurde Kurt Vieth in den Ruhestand versetzt, er arbeitete aber noch vertretungsweise als Rektor in der Volksschule 7 bis zum 16. Oktober 1938. Danach ging er in seine Geburtsstadt Breslau zurück. Am 18. Februar 1939 wurde ihm durch einen Vertreter der Stadt Hindenburg als Dank für seine unermüdliche Tätigkeit als Heimatforscher eine Kohleplastik überreicht, die einen sitzenden Bergmann mit Keilhaue und Lampe darstellte.

Kurt Vieth starb am 15. Februar 1949 in Wunsiedel in Oberfranken. Sein am 4. Januar 1916 in Hindenburg geborener Sohn Kurt Hubert Vieth wurde Architekt. Nach Promovierung im Oktober 1943 war er bis 1945 als Leiter des Bauamtes in

Oppeln tätig. Später wirkte er in Bochum und Mönchengladbach, wo er 1993 starb.

### Straßennamen

Die Einwohner der Städte in einer Region, für die sich Clio, die Muse der Geschichte, besonders stark interessiert hat, können die Schicksale ihrer Heimat nicht nur aus klugen und dicken Geschichtsbüchern kennen lernen, sondern auch aus den dicken, nüchternen Adressbüchern ihrer Heimatstadt.

Oberschlesien, vor allem sein östlicher Teil, ist hierfür dank seiner Geschichte der letzten hundert Jahre besonders gut geeignet. Dieser Teil wechselte nicht nur seine staatliche Zugehörigkeit, sondern auch seine politischen Systeme. Das verdeutlichen unter anderem auch die Namen der Straßen.

Fast zugleich mit der Stadtgründung gab es in Kattowitz seit 1867 die Querstraße, eine trockene, fantasielose administrative Bezeichnung für eine Straße, die eine Verbindung zwischen der Sedan-, Direktions- und Johannesstraße zur Poststraße bildete. Seit Mitte 1922 wurde ihr Name einfach in Poprzeczna übersetzt. Am 15.Juni 1934 kam in Warschau der damalige Innenminister bei einem Attentat ums Leben. Poprzeczna wurde wie viele andere Straßen in Polen zu seinem Ehren in Bolesława Pierackiego umbenannt. In der NS-Zeit erhielt sie den Namen Mollwitzstraße, denn in der Schlacht von Mollwitz, das südöstlich von Breslau lag, schlugen die preußischen Truppen am 10. April 1741 die Österreicher in der ersten Schlacht des Ersten Schlesischen Krieges. 1945 waren die Nazis verschwunden, und jetzt waren die Kommunisten da. Zunächst kehrte man zum Namen Boleslaw Pieracki zurück, ein Jahr ( oder auch zwei Jahre – je nach Quelle ) später gab es einen neuen Namenspatron – den bekannten Politiker Wojciech Korfanty. 1949 (oder 1954 – je nach Quelle. Kattowitz ist noch eine junge, dynamische Stadt, kein Rom oder Athen, und fünf Jahre mehr oder weniger scheinen für seine Historiographie überhaupt keine besondere Bedeutung zu haben) war Korfanty ideologisch nicht korrekt genug, und man tauschte ihn in den oberschlesischen Kommunistenführer Józef Wieczorek ein. Während der demokratischen Wende war es Zeit für die nächste Umbenennung, und 1990 oder 1991 ( je nach Quelle ) entschied man sich in Kattowitz für einen altehrwürdigen Namen, nämlich Staromiejska, also Altstadtstraße. Auf diese Art und Weise weiß jetzt jeder, wo in Kattowitz die Altstadt ist.

Das obige Beispiel mit der Querstraße soll nur zeigen, wie interessant und lehrreich die Verfolgung der Straßennamensänderungen sein kann. Im weiteren Teil werden wir uns mit den ursprünglichen Namensgebungen beschäftigen, den Rest überlassen wir unseren Lesern.

Spazieren wir noch eine Weile durch Kattowitz und kommen zur Direktionsstraße. Hier handelte es sich nicht um irgendeine Direktion, sondern um den Sitz der Kreisdirektion der Königlichen Eisenbahn, die 1895 sich für Kattowitz entschied, was die Entwicklung der Stadt wesentlich beschleunigt hatte. Kein Wunder, dass diese Entscheidung einen Straßennamen wert war.

Sedanstraße – es hätte sie nie gegeben, wenn die entscheidende Schlacht des Deutsch-Französischen Krieges 1870 nicht durch die deutschen Truppen gewonnen worden wäre. Mit Sedan war auch der Sedanstag an jedem 2. September verbunden, der volkstümlich gefeiert wurde.

Freiligrathstraße – Ferdinand Freiligrath war neben Heinrich Heine und Georg Herwegh einer der beliebtesten deutschen Lyriker. Er kam 1810 in Detmold zur Welt. Die älteren Oberschlesier fangen noch heute, wenn sie das Wort Detmold hören, gewöhnlich gleich an, ein populäres Volkslied aus der Zeit der Befreiungskriege zu singen: „*Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt, darinnen ein Soldat*“. Man bezeichnet Freiligrath heute als den „*Dichter der Liebesschmerzes und der Freiheitslust*“. Bei der Wende in der DDR erinnerte man sich an sein Gedicht „Trotz alledem“ mit der bekannten Parole dieser Tage: „*Wir sind das Volk, die Menschheit wir, / Sind ewig drum, trotz alledem!*“.

Emmastraße – früher war man einmal so romantisch, ein Auto Mercedes zu nennen. Genauso zartfühlend war man in Kattowitz, als eine um 1830 gegründete Zinkhütte den Namen Emma bekam. Die Hütte war schon längst eingestellt, aber die Emmastraße blieb. Auch die Beatestraße hat einen ähnlichen Ursprung, in ihrem Falle war eine gleichnamige Kohlengrube die Namensgeberin.

Nottebohmstraße – genannt nach dem ersten Stadtarchitekten von Kattowitz Heinrich Moritz Nottebohm, der 1813 in Wattenscheid geboren worden war. Sein Werk ist die erste Stadtplanung von Kattowitz, deren Kern im Stadtzentrum bis heute zu erkennen ist.

Grundmannstraße – eine nach Friedrich Wilhelm Grundmann benannte zentrale Straße von Kattowitz, was verständlich war, denn Grundmann gehörte zu den Gründern der Stadt. Heute gibt es in Kattowitz wieder eine Straße, die seinen Namen trägt. Auch sein Schwiegersohn, der Arzt Richard Holtze, war Namengeber einer Straße, die zu der Marienkirche führte. Als dritter Stadtgründer gilt Hubert von Tiele-Winckler, der einem Platz den Doppelnamen seiner Familie gab.

Ein guter Brauch war es, die Straßen nach den Bürgermeistern zu benennen. Eine Diebelstraße kann man jedoch vergebens suchen, denn gerade der erste Kattowitzer Bürgermeister Louis Diebel war ein schwarzes Schaf, er hatte sich mit der Stadtkasse auf und davon gemacht. Man hat ihn in den Vereinigten Staaten aufgespürt, ein Teil des Geldes konnte noch nach Kattowitz zurückgebracht werden. Sowohl Otto Rüppel als auch vor allem August Schneider hatten als

Bürgermeister jedoch große Verdienste um die Stadt und bekamen dafür ihre Straße. Die Rüppelstraße war kurz, die August-Schneider-Straße lang und repräsentativ, sie erhielt ihren Namen, als August Schneider noch im Amt war.

Eine fast unglaubliche Information ist mit der Stadt Königshütte verbunden, die als Stadt ungefähr so alt wie Kattowitz ist. Obwohl die „Königshütte“ und andere Industrieanlagen schon längst in Betrieb waren, „*galt der Ort Königshütte 1816 – 1850 als bekannter Kurort und wurde in einem Atemzug mit Bad Kudowa, Bad Warmbrunn oder Bad Flinsberg genannt*“. Wenden wir uns den Straßen von Königshütte zu.

Redenberg, Redenbergstraße, Redenstraße – wenn sich ein Name in den Straßennamen einer einzigen Stadt so oft wiederholt, muss sich die Person für die Stadt verdient gemacht haben. Graf Friedrich Wilhelm von Reden, der eigentliche Schöpfer der oberschlesischen Industrie, hat nicht nur in Königshütte ein Denkmal verdient, aber hier stand einst und steht jetzt wiederum ein Denkmal für ihn. Reden ist ein gutes Beispiel für den asymmetrischen Umgang mit dem deutschen Kulturerbe in der Wojwodschaft Schlesien und darüber hinaus. Ein Stadtviertel von Dąbrowa Górnica hieß stets problemlos Reden. Aber das neue Redendenkmal in Königshütte 2002 war „kontrovers“.

Kalidestraße - Theodor Erdmann Kalide war ein in Königshütte geborener bekannter Bildhauer. 1853 schuf er das erste Redendenkmal in Königshütte, seine Werke stehen noch heute in Oberschlesien und in Berlin. Seine Schwester Alwine war die erste Frau von Franz von Winckler, dem späteren Gutsherrn von Miechowitz und Besitzer der Herrschaften Kattowitz und Myslowitz. Das Elternhaus von Theodor Kalide steht bis heute in der nach ihm früher benannten Straße.

Neben den vielen Straßennamen, die einerseits den industriellen Charakter der Stadt zum Ausdruck brachten – zum Beispiel Bergmannstraße, Erzweg, Hüttenstraße, Kohlenstraße, Schachtstraße, Steigerstraße –, gab es anderseits auch solche mit heimatlich-kulturellem Hintergrund, ein Zeichen für das aufstrebende Bürgertum dieser Stadt, die dann nach der Teilung Oberschlesiens ein wichtiges Zentrum der deutschen Minderheit wurde.

Junghannsstraße - Otto Junghann war Direktor der Vereinigten Königs- und Laurahütte AG, Abgeordneter des preußischen Landtags sowie Ehrenbürger der Stadt. Sein 1873 in Königshütte geborener Sohn mit demselben Vornamen Otto engagierte sich in der Zwischenkriegszeit für Minderheitsrechte, er war auch bis 1939 Geschäftsführer der Deutschen Liga für den Völkerbund. Nach 1945 gründete er die Gesellschaft für die Vereinten Nationen in Berlin mit und war ihr Ehrenvorsitzender.

Girndtstraße – Otto Girndt war ein aus Landsberg an der Warthe stammender Zeitungsredakteur, ein Schriftsteller und Librettist. Er war ein Freund des Schriftstellers Otto Ruppius, der in realistischem Sprachstil das Leben der deutschen Auswanderer vor allem in den Vereinigten Staaten beschrieb. Die Straße erhielt jedoch ihren Namen nach dem Königshütter Bürgermeister Leo Girndt, der von 1876 bis 1898 dieses Amt innehatte

Meitzenstraße - August Meitzen stammte aus Breslau, er war bekannt als Nationalökonom und Statistiker am Kaiserlichen Statistischen Amt des Deutschen Reiches. Die Straße trug aber den Namen von dem 1822 in Krappitz geborenen Volkmar Meitzen. Dieser absolvierte zwischen 1839 und 1841 die Tarnowitz Bergschule und wurde später Königlicher Bergrat und Bergwerksdirektor der Königsgrube und Ehrenbürger der Stadt.

An diesen beiden obigen Beispielen lässt sich erkennen, wie einfach es ist, einen Straßennamen falsch zu deuten, wenn sie ohne den Vornamen des Namensgebers bleibt, was früher oft üblich war.

Menzelstraße – diese Straßenbezeichnung konnte in Königshütte nicht fehlen, weil der bedeutendste deutsche realistische Maler des 19.Jahrhunderts der in Breslau geborene Adolph von Menzel war. Er leistete für Königshütte mit seinem Bild „Das Eisenwalzwerk“ eine gewaltige kostenlose PR-Arbeit, wie man das heute nennen würde. „*Bei dem Bild handelt es sich um eine Auftragsarbeit, jedoch hatte Menzel das Motiv selbst gewählt. Das Eisenwalzwerk (158 × 254 cm) gilt als die erste größere Industriedarstellung in Deutschland. Zur Vorbereitung des Bildes reiste Menzel ins schlesische Königshütte, in die damals – nach dem Ruhrgebiet – modernste Industrieregion Deutschlands. In einem dortigen Walzwerk fertigte er etwa hundert Detailzeichnungen an, die als Grundlage für das spätere Gemälde dienten*“.

Im Rahmen eines anderen politisch-gesellschaftlichen Zeitgeistes entstand die Namensgebung der Straßen in der jüngsten deutschen Stadt in Oberschlesien. Zwar erhielt die Gemeinde Zabrze den Namen Hindenburg schon 1915, aber Stadt wurde sie erst im Oktober 1922. Dieses Oberschlesien war aber schon nicht mehr jenes aus dem Jahr 1915.

Barbarastraße – in dieser industriellen Stadt mit den vielen Kohlengruben musste eine Straße nun einmal den Namen der Schutzpatronin der Bergleute tragen. Auch heute gibt es diesen Straßennamen in oberschlesischen Städten, obwohl viele Zechen infolge Restrukturierung geschlossen wurden.

Glückaufstraße – „*Glückauf ist der uralte Bergmannsgruß, der auch von den polnisch sprechenden Oberschlesiern nur deutsch gebraucht wird*“.

Florianstraße – der heilige Florian wird als Schutzpatron aller Berufe verehrt, die mit Feuer zu tun haben. In Oberschlesien war sein Fest am 4.Mai jahrelang

besonders für die Hüttenleute wichtig. Heute sind die Hütten nicht mehr trendy, der 4. Mai wird immer mehr zum Fest der Feuerwehrmänner, die sich mit ihren Uniformen im Fernsehen so schön zeigen können.

Dorotheenstraße – diese wichtige Straße erhielt ihren Namen vom Vornamen der Ehefrau des Freiherrn Mathias von Wilczek ( Welcke ), der in Rahmen der friderizianischen Landnahme nach 1774 die jetzigen Stadtteile von Hindenburg wie Mathesdorf, Klein-Zabrze und auch das nach seiner Frau genannte Dorotheendorf gegründet hat.

Augustastraße – Prinzessin Augusta war die Ehefrau des Kaisers Wilhelm II., sie war also die letzte deutsche Kaiserin. Sie starb im April 1921 in Doorn, dem niederländischen Exil ihres Mannes. Noch heute tragen Straßen und verschiedene Einrichtungen in Deutschland den Doppelnamen Augusta-Victoria.

Freiheitsstraße – Sie bekam ihren Namen „*Zur Erinnerung an die im Jahre 1919 durch die Weimarer Verfassung geschaffene Freiheit von der monarchistischen Regierungsform*“.

Ebertstraße - Das Kaiserreich war untergegangen, jetzt war die Staatsform eine Republik. Der erste Reichspräsident der Weimarer Republik war bis 1925 der SPD-Mann Friedrich Ebert. Heute ist die auch in Oberschlesien tätige nach ihm benannte Stiftung bekannt.

Noahstraße – so bibeltreu, wie dieser Name glauben macht, war man in Hindenburg nicht. Es handelt sich hier nicht um den Erbauer der bekannten Arche, sondern um den Kaufmann Noah Glaser, der viele Jahre Gemeindeschöffe war. Er wurde in Zabrze geboren und lebte hier zwischen 1826 und 1898.

Abstimmungsstraße – sie sollte an das für die Oberschlesier wichtige Ereignis erinnern, als diese am 20. März 1921 sich zwischen Deutschland und Polen entscheiden mussten. Es war damals aber nicht mehr die Zeit des weisen Königs Salomon, Oberschlesien wurde geteilt.

Gerhard Wagner – Weg : „*Arzt Gerhard Wagner war während des Abstimmungskampfes für Oberschlesien tätig*“. Er war Sohn des bekannten Professors für Neurochirurgie Wilhelm Wagner aus Königshütte. Seine spätere steile Karriere in der NSDAP bis zum Leiter der Reichsärztekammer war nicht vorauszusehen. Er starb im März 1939.

Peter - Paul-Straße: An jedem 29. Juni ist zwar das Fest der beiden Apostel Petrus und Paulus, aber mit dem Straßenamen wollte man damals in Hindenburg an etwas anderes erinnern: „*Hier fand am 29.6.1922 ein Straßenkampf zwischen den Franzosen und dem Selbstschutz statt*“. Tatsächlich kamen an diesem Tage 19 Einwohner ums Leben.

Siedlung vom 4. Juli – „*Zu diesem Datum wurde Hindenburg wieder in deutsche Verwaltung übernommen*“. Während der langen Abstimmungszeit gehörte das

Abstimmungsgebiet formell nicht zu Deutschland, sondern stand unter der Kontrolle der Alliierten.

Scharnafka-Weg – „*Die Scharnafka wurde durch die Grenzziehung von 1922 zum Grenzfluß*“. Dieser Fluss wurde wegen seiner politischen Funktion nicht nur für einen Wegenamen verwendet, sondern er wurde auch in einigen literarischen Publikationen über Oberschlesien erwähnt.

Gagfah-Siedlung – *Die Abkürzung von Gemeinnützige A.- G. für Angestellten-Heimstätte*. Die Wohnungsnot war in Hindenburg immer besonders groß. Nach der Teilung Oberschlesiens wurde dieses Problem noch dadurch akuter, dass sehr viele Deutsche aus Ostoberschlesien in den deutsch gebliebenen Teil Oberschlesiens übersiedelten.

Guidostraße – *Ein in der der Familie des Fürsten Henkel von Donnersmarck häufig vorkommender Vorname war Guido*. Die adelige Familie spielte eine bedeutende Rolle in der Stadt, wie unter anderem der Name Donnersmarckhütte deutlich macht.

Hochgesandtstraße – Die Donnersmarckhütte sorgte auch für Wohnungen für ihre Arbeiter. So entstand zwischen 1902 und 1912 eine neue Arbeitersiedlung. Die Hauptstraße erhielt den Namen von Julius Hochgesandt, der ein langjähriger Generaldirektor dieses Unternehmens war. Mit seiner Frau Flora stiftete er auch verschiedene Wohlfahrtseinrichtungen.

Man musste aber nicht gleich ein Generaldirektor sein, um Patron einer Straße zu werden. Der zwischen 1833 und 1904 lebende Julius Lücke war Formermeister in der Donnersmackhütte, wohl ein besonders guter, denn nach ihm wurde eine Straße benannt.

Ludwigsglückstraße – sie erhielt ihren Namen von der Ludwigsglückgrube, die wiederum den in der mächtigen adeligen Industriellenfamilie Ballestrem oft vorkommenden Vornamen Ludwig erhalten hat.

Borsigplatz und Borsigstraße – Namensgeber war hier der Industrielle August Borsig aus Breslau, der die Borsigwerke in Zabrze-Biskupitz gegründet hatte. Sein Sohn Albert Borsig entwickelte nicht nur die Firma weiter, sondern er erbaute auch zwischen 1863 und 1871 die Siedlung Borsigwerk, deren sieben Straßen die Vornamen seiner Familienangehörigen, vor allem seiner Kinder, erhalten haben.

Michaelstraße – der Kaufmann und Brauereibesitzer Michael Kaiser lebte zwischen 1839 und 1911 und war auch lange Zeit Gemeindeschöffe sowie Vorsteher der Synagogengemeinde.

Szmulastraße – der Chirurg Dr. Carl Szmula lebte zwischen 1828 und 1890. Er war zusätzlich Sanitätsrat, Kreisarzt und Oberstabsarzt der Landwehr in Zabrze sowie Erbauer und erster Chefarzt des Knappschaftslazarets in Zabrze.

Am Pulverhaus – „hier explodierte 1905 ein Haus mit Grubensprengstoff“. So prosaisch industriell-obereschlesisch, kein Bauwerk an einer alten Verteidigungsanlage.

Zum Lichtloch – „zur Erinnerung an das Lichtloch 14 des Erbstollens, der vom Zabrze Teiche nach Königshütte führt. Heute noch heißt der Ort im Polnischen ‚Vierzehn‘“. Heute bedeutete 1928, denn ein Jahr später war hier schon die Gieschestraße

Vielelleicht hat dieser Artikel bei einigen Lesern das Interesse an der Entdeckung der Geschichte des Namens der Straße geweckt, in der sie wohnen.

### **Jungmann**

Die Strukturen der deutschen Jugend im polnischen Staat waren nach 1918 sehr vielfältig und dadurch auch sehr lebendig. Um 1930 gab es 127 verschiedene deutsche Jugendverbände mit unterschiedlichen Programmen in zahlreichen Veranstaltungen und Zusammenkünften. Die Mitwirkung der damaligen deutschen Jugend am Zusammenwachsen der deutschen Volksgruppe in Polen kann nicht hoch genug eingeschätzt werden.

Die registrierte Wandervogelbewegung entstand 1901 in Steglitz bei Berlin, aber ihre Ursprünge reichen bis auf 1896 zurück. Ihre Ziele waren durch die Ideale der Romantik beeinflusst, als Gegensatz zu der fortschreitenden Industrialisierung. Die Schwerpunkte ihrer Aktivitäten waren gemeinsame Fahrten und Gruppensingen, die Nähe zur Natur und zur Volkskultur. Alkoholkonsum und Rauchen waren verpönt. Die Mitglieder der Wandervögel stammten ursprünglich überwiegend aus bürgerlichen Familien evangelischen Bekenntnisses, was auch die Gründung der ersten oberschlesischen Wandervogelvereine gerade in Bielitz 1913 und Teschen 1917 erklärt.

Zur polnischen Zeit veranstalteten die Vereine aus Bielitz und Teschen Ausflüge zu den eigenen Jugendherbergen in den Beskiden. Ihre Mitglieder stammten aus dem Bereich der Mittelschulen. Im Industriegebiet bekam die Wandervogelbewegung 1924 in Kattowitz einen neuen Schwung durch die von Kurt Nowak gegründete Schlesische Freischar (bekannt auch als Schul-Wandervögel), die auf eine Zusammenarbeit mit der Gymnasialjugend gerichtet war und in der die deutschen Gymnasiasten in Oberschlesien die Mehrheit bildeten. 1927 schlossen sich ihre Gruppen an die seit 1926 in Großpolen und Lodz bestehende Deutsche Jungmannschaft in Polen an, die selbst der Deutschen Pfadfinderschaft in Deutschland untergeordnet war.

1928 riefen in Kattowitz Wilhelm Schneider und Ernst Jakutek den Sturm Vogel für handwerkliche und kaufmännische Jugend ins Leben. Auf der Basis dieser

Organisation entstand 1932 ebenfalls in Kattowitz unter der Leitung von Erich Freier der Oberschlesische Wanderbund.

1934 ließen sich wegen des Untergangs der Scouting-Bewegung in Deutschland beide Organisationen als selbständige Vereine registrieren. Infolge dessen gab es später u.a. den Oberschlesischen Wanderbund in Kattowitz, den Tarnowitzer Wanderbund, den Verein Wanderer-Jugend in Königshütte und die Plesser Jugendgemeinschaft. Ab 1934 wurde das Presseorgan „Rundbrief des Oberschlesischen Wanderbundes“ herausgegeben.

Auch alte persönliche Kontakte wurden gepflegt: Die Bielitzer und die Teschener fuhren weiterhin zu den Gautagen in das Kuhländchen, zum Bundestag des Österreichischen Wandervogels nach Leoben, und zu dem Karwiner „Haus an der Sonne“. Das Industriegebiet stand mit den Gruppen in Gleiwitz und Oppeln in Verbindung. Wandervogelgruppen verschiedener Art gab es auch in Posen-Pomerellen, in Zentralpolen und im Osten in Lemberg und Stanislau.

Den zweiten großen Bereich in der Jugendarbeit bildeten die Pfadfinder, die schon vor 1918 im Deutschen Pfadfinderbund organisiert waren. Dementsprechend konnte man in den späteren Jahren in den größeren Städten Posen-Pomerellen, Bromberg, Gnesen, Lissa, Hohensalza, Thorn, Posen und in Ostoberschlesien deutsche Jugendliche sehen, „*die mit ihren oliv-farbenen Jacken, ihren „Südwestern“ als Kopfbedeckung und ihren dreieckigen Wimpeln unverkennbare Gemeinsamkeiten mit den polnischen Pfadfindern aufwiesen. Eine ernsthaftere Zusammenarbeit mit der Polnischen Pfadfinderschaft (ZHP) kam jedoch – abgesehen von örtlichen, mehr persönlich gearteten Fühlungnahmen – niemals zustande. Die Ursache dafür war weniger in der betont polnisch-nationalen, in dieser Beziehung weit über die internationalen Scout-Leitsätze hinausgehenden Zielsetzungen als in Weisungen Warschau zu suchen, die eine Zusammenarbeit mit den Jugendorganisationen der Minderheit auf der Basis der Gleichberechtigung strikt ablehnten*“.

Vor allem im ostoberschlesischen Industriegebiet entwickelte sich aber auch die Jugendarbeit der verschiedenen deutschen Gewerkschaften sehr stark. Sie war von Anfang an darauf gerichtet, der berufstätigen Jugend nicht nur für ihr Berufsleben durch Kurse, Vorträge und Schulungsveranstaltungen aller Art eine Grundlage zu geben, sondern sie auch durch die Erziehung im deutschen Kulturkreis als natürliche Träger der nationalen Identität aktiv und mitgestaltend in den Reihen der deutschen Minderheit wirken zu lassen. An den vorgegebenen Zielen musste aber konsequent gearbeitet werden, so war es schon immer das Schicksal einer nationalen Minderheit.

Man war überzeugt, dass sich nur diejenigen Jugendlichen einen Platz im Leben erwerben würden, die an sich gearbeitet haben, die sich in ernsthafter Schulung

in vertiefter Weise auf die Aufgaben des Berufslebens vorbereitet und ebenso intensiv sich mit den kulturellen Werten befasst hatten. Diese sollten sich die Jugendlichen auch deswegen aneignen, um sie an künftige Generationen weiterzugeben.

Man war sich auch der drohenden Gefahr bewusst, dass die zu leistende Arbeit vorwiegend auf dem Papier stattfinden könnte. Man wollte aber keiner Selbsttäuschung erliegen und die Wirklichkeit nicht schönreden, denn eine zielbewusste Jugendarbeit ließ sich nicht abwiegen und in Berichte und Zahlen pressen. Sie zeigte ihre Früchte erst im Leben des Einzelnen und der Gemeinschaft.

„Rastlos wirken, Liebe üben und ehrfürchtig sein heißt leben“ – so lautete der Leitspruch im Verbandshaus des Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verbandes (D.H.V.) in Hamburg. Der D.H.V. wurde am 7. November 1893 in dieser Hansestadt gegründet. Er war die erste Angestelltenorganisation, die ohne eine Bindung an den Sozialismus berufsständische Ziele mit den Mitteln gewerkschaftlicher Kraftentfaltung zu erreichen versuchte.

Nach Jahren stand im April 1930 der oben genannte Spruch als Motto in der ersten Monatsschrift des Bundes der Kaufmannsjugend in der Gewerkschaft kaufmännischer Angestellter Oberschlesiens D.H.V. Das Jugendheim der jungen Kaufleute befand sich in Kattowitz in der Johannestraße 10 auf der dritten Etage. Die Monatsschrift war „Der Jungmann“ betitelt, über seine Ziele und Aufgaben konnte man dieses lesen: „*Gar viele Jugendgruppen im D.H.V. haben schon eine Zeitschrift, die von ihrem Leben und Treiben Kenntnis gibt. Auch wir wollen nun daran gehen, unseren Jungmann so auszubauen, daß er allen Freunden ein getreues Bild unserer Bewegung zeigt. Über die Ausgestaltung sei kurz gesagt: Gleichsam als Wegbereiter soll jedesmal ein kerniger Spruch oder ein Gedicht den Anfang machen. - Dann folgt eine kleine Abhandlung in knapper Form über eine der vielen Fragen, wie sie gerade in unserem Alter im Berufe oder im gewöhnlichen Leben auftauchen. Da gibt es manches, was zur Klärung drängt, denn die Widersprüche zwischen jugendlichem Idealismus und rauer Wirklichkeit spürt jeder von uns recht oft und reichlich. So mancher unser Jugendführer hat auf seinen zahlreichen Fahrten Erfahrungen gesammelt, die er anderen nun mitteilen kann – Aufsätze über zweckmäßige Fahrtenkluft, der Gesundheit dienliches Essen und Trinken, Körperpflege, Leibesübungen sind zur Unterstützung der Gruppenarbeit recht geeignet. Daneben wollen wir auch Berichte nicht vergessen, die in jeder Art von großen und kleineren Fahrten erzählen, um den Daheimgebliebenen zu zeigen, wie anregend und vielseitig eine Fahrt ist. Es ist notwendig, daß jeder Jugendführer angibt, wie der Betrieb im kommenden Monat*

*in seiner Jugendgruppe aussehen wird. Die Angaben sollen allen anderen Gruppen zur Kenntnis und Anregung dienen“.*

Dementsprechend informierte man die Leser beispielsweise über einen Ausflug nach Będzin, was mit dem Passieren der ehemaligen Grenze zwischen Oberschlesien und Polen verbunden war. Auf dem Rückweg wurde noch die alte Orthodoxenkirche in Sosnowitz besichtigt. Es gab auch einen Aufruf zur Gründung einer Wandergruppe in Kattowitz. Geworben wurde dafür mit der Romantik eines Lagerfeuers als Möglichkeit einer Erholung vom Stadtleben. Außerdem gab man Termine für Elternabende in Kattowitz, Königshütte und Bismarckhütte bekannt, die den Eltern und Gästen einen guten Einblick in die Aktivitäten der Jugendgruppen ermöglichen. In der Rubrik Veranstaltungen erfuhr man über geplante Monatsversammlungen, sei es im Christlichen Hospiz in Kattowitz oder in der Privatschule in Antonienhütte. Im Rahmen dieser Versammlungen waren verschiedene Vorträge, darunter ein Lichtbildvortrag über deutsche Jugendherbergen, vorgesehen.

Am 21. Juni 1930 wurde in Anhalt bei Pleß eine Sonnenwendfeier veranstaltet. Am Sonntag darauf wurden die Jugendlichen um 6 Uhr geweckt, und nach dem Frühstück machten sie sich auf den Weg in die Kirche, die Katholiken nach Lendzin und die Evangelischen nach Anhalt. Am Nachmittag fand ein buntes Lagerleben mit Spielen auf der Festwiese statt. Mit dem letzten Zug ging es nach Kattowitz zurück, der Ausklang fand im Jugendheim statt.

Im Juli 1930 rief man die Jugendlichen dazu auf, nicht nur Schlager sondern auch Volkslieder zu singen. Eine gute Gelegenheit dazu bot sicherlich die erste Fahrt der Wandergruppe Kattowitz. Mit der Eisenbahn fuhr man nach Tichau, zu Fuß ging es dann weiter nach Paprotzan. Es war ein Tag mit Spielen, Sonnenbädern und Baden im Korzynietzbach. Die Schlickermilch dabei schmeckte ausgezeichnet. Der Heimweg führte über die schattigen Waldwege von Kobier, auf dem man einen Abendspaziergang zum Kattowitzer Flughafen an einem der nächsten Tage vereinbarte.

Auch die anderen Gruppen blieben nicht untätig. Die Gruppe aus Königshütte wanderte durch die Wälder um Emanuelssegen und Schwientochlowitz und veranstaltete jeden Mittwoch Abendwanderungen. Die Gruppe Bismarckhütte erkundete im Rahmen eines der Spaziergänge, die immer an der Villa Scherff begannen, den Zalenzer Wald, die Gruppe Ruda machte eine Fahrt nach Idaweiche, die Laurahütter Gruppe ging eines Nachts an die Weiße Przemsza.

Die Eindrücke von diesen und anderen Veranstaltungen fanden ihren Niederschlag in der August-Ausgabe des „Jungmannes“ mit der Überschrift „Oberschlesien, unsere Heimat!“ Zu den Worten von Fontane „Der ist in tiefster Seele treu/wer die Heimat liebt wie du!“ versuchte man dieses Land in ein paar

Worten zu erfassen „Wer kennt Oberschlesien? Oberschlesien, das Land der Schlote und Fördertürme/Oberschlesien, das Land fruchtbarer Felder und Wiesen/ Oberschlesien, das Land der großen Wälder“.

Es folgten dazu nähere Beschreibungen. Über Königshütte hieß es: „*Wir stehen am Abend an der Brücke und schauen über das Geleise in das Werk hinein. Wie riesenhafte Ungetüme ragen die Martinöfen in das Dunkel der Nacht. Arbeiter werken geschäftig mit Haken und Schaufeln*“. Über eine Zeche wurde geschrieben: „*Mit brennender Karbidlampe und Keilhaue warten wir am Frankenberg-Schacht der Kleophasgrube, um einzufahren. Wir betreten den Schachtkorb und verabschieden uns mit einem ‚Glück auf!‘. Wir wollen zur 5. und tiefsten Sohle des Schachtes. Die Luft ist verbraucht und nicht mehr so frisch wie am Schachte. Die Hitze wird auch immer größer. Häuer und Schlepper sind rege bei der Arbeit und ihre bloßen Oberkörper sind mit Schweiß und Kohlenstaub bedeckt. Wir setzen unseren Gang fort*“.

Von einer Nachtwanderung wurde berichtet: „*Wir sind auf Nachtfahrt und rasten im Zalenzer Walde. Wir warten auf die Gruppe Königshütte und schauen auf das Land zu unseren Füßen. Rötlich scheinen die Lichter des Kattowitzer Bahnhofs und wie in einem Kranz schließt sich Licht an Licht. Die Kleophasgrube mit der hell erleuchteten Grubenanlage, die Bismackhütte in ihrer großen Ausdehnung, dahinter die Stickwerke von Chorzow und anschließend die Königshütte. Links davon die Falva-Hütte, die Eintrachthütte, und auch von der Friedenshütte sieht man einen Lichterschein am fernen Himmel*“. Über die Erdmannshöhe hieß es: „*Von Kattowitz, am Flugplatz und den Stauweihern vorbei, kommt man hinter Emanuelssegen auf die Erdmannshöhe, die höchste Erhebung Oberschlesiens. Im schönen Laub- und Nadelwald finden wir lauschige Plätzchen, die so recht zum Ausrufen einladen*“.

Über eine Wanderung zu den Koschentiner Forsten stand: „*Von Tarnowitz führt eine schöne Landstraße nach Georgenberg, dem nun über 700 Jahre alten Städtchen („Miasteczko“, wie es auch im Polnischen heißt). Sein Wahrzeichen ist das alte Holzkirchlein, eins von den vielen, die noch erhalten geblieben sind und von alter oberschlesischer Volkskunst zeugen. Im Vorübergehen betraten wir das kleine Gotteshaus und fanden es mit vieler Liebe und Sorgfalt zu einem Feste geschmückt*“.

Die jungen Kaufleute waren praktisch und realistisch denkende Oberschlesier, obwohl sie einen Hang zur Romantik aufwiesen. Was die Sprachkenntnisse ihrer Mitglieder betraf, befürworten sie eindeutig eine Zweisprachigkeit auf einem hohen Niveau. Dementsprechend konnte man in ihrem Presseorgan lesen: „*Was soll aus solchen Menschen werden, die weder richtig deutsch noch polnisch können, die nach einer unzulänglichen Lehrzeit, auf sich selbst gestellt, den Kampf*

*mit den Hindernissen des Lebens aufnehmen sollen? Sie wissen nichts, sie können nichts und der Aufstieg in unseren Beruf ist ihnen versperrt, denn selbst bei ihrem ehrlichen Arbeitswillen kann man sie nirgends unterbringen, weil es ihnen an Kenntnissen mangelt“.*

Die Bemühungen um ein besseres Beherrschen auch der deutschen Muttersprache waren zweifelsohne nötig, denn im November 1930 berichtete „Der Jungmann“ am Rande der schriftlichen Übungen über die Gründung einer eigenen Sprachübungs firma: „*Da zeigte es sich, daß so mancher Kollege mit dem deutschen auf dem Kriegsfuß steht und dringend einer Nachhilfe bedarf*“. In einigen Gruppen wurden deswegen Abende mit dem Titel „Gutes Deutsch“ organisiert.

Die jungen Kaufleute bildeten eine Organisation mit hochgesteckten Ambitionen. Es wurde eine Werbeaktion mit folgendem Spruch durchgeführt: „*Jeder deutsche Kaufmannslehrling gehört zu uns! Steht er uns fern, muß er geworben werden!*“. Die Namen der besten Werber mit der Zahl der geworbenen standen im „Jungmann“.

Am 10. Mai 1931 beteiligten sich die jungen Kaufleute am Deutschen Jugendtag in Anhalt bei Pleß. Im Juni 1931 fand in Neudeck ein Kreisjugendtreffen des Kreises Kattowitz mit 160 Teilnehmern statt. Ein noch größeres Ereignis war im August 1931 die Fahrt zum 5. Reichsjugendtag in Innsbruck, an dem 55 junge oberschlesische Kaufleute teilnahmen. Ein Erlebnis dabei nicht nur für die Oberschlesier war eine Veranstaltung auf dem Iselberg vor dem Denkmal von Andreas Hofer. Anschließend wurde in Leithen ein Zeltlager mit ca. 8000 Jungen eingerichtet, darunter 250 aus Gesamtschlesien.

Doch der Alltag war nicht nur von Wanderungen und Fahrten bestimmt sondern auch von solchen „prosaischen“ Themen wie dem Abwehrkampf gegen Lehrlingsausbeutung. Man wehrte sich auch dagegen, dass ein Lehrling nichts lernen konnte, wenn er beispielweise ein ganzes Jahr nur Post ablegen musste oder wenn vor dem Ende seiner Lehrzeit seine Firma aufgelöst wurde und der Lehrling Schwierigkeiten hatte, ein Lehrzeugnis zu erhalten.

Bekanntlich aber lebt der Mensch nicht vom Brot allein, auch nicht in seiner Jugendzeit. Deswegen konnten sich die jungen Kaufleute auch anderen Themen widmen, wenn sie sich miteinander trafen. So organisierten sie zum Beispiel einen Gedenkabend an den Schriftsteller und Lyriker Walter Flex, oder sie wanderten kreuz und quer durch die oberschlesische Heimat und erzählten sich dabei allerlei Lustiges aus Oberschlesien und anderen Regionen. Gemütlich waren die Treffen in den Schrebergärten. Voller Freude wurde eine Fahrt ins Blaue unternommen, unterhaltsam waren die bunten Abende mit lustigen Spielen und Überraschungen für jedermann, besinnlich die Balladenabende. Im Sommer

wurde Leichtathletik und Turnen trainiert sowie Fußballball gespielt, im Winter nahmen Gesellschaftsspiele wie beispielsweise Schach mehr von der Zeit in Anspruch. Ab dem 1. Oktober 1931 stand den jungen Kaufleuten ein neues Jugendheim zur Verfügung, das für alle Jugendgruppen durch den Deutschen Kulturbund in Mokrau bei Nikolai im Haus Nr. 59 eingerichtet worden war.

In den nächsten Jahren legte man zunehmend Wert auf sportliche Aktivitäten. An die Ortsgruppen erging die Aufforderung, wo keine sogenannte Turnergilde bestehe, eine zu gründen, denn Hand- und Fußballspielen genüge nicht. Aktive Turnergilden gab es Ende 1932 nur noch in Kattowitz und Königshütte.

Am 19. März 1933 wurde im gesamten Verbandsgebiet des D.H.V. ein Berufswettkampf veranstaltet. Die Lehrlinge und Junggehilfen konnten hier feststellen, ob sie die Anforderungen des Berufes erfüllten. Die Wirtschaftskrise verursachte eine schärfere Auslese auch bei den Kaufleuten, deswegen sollten sie keine Gelegenheit versäumen, ihre beruflichen Kenntnisse zu verbessern und zu erweitern. In dieser Zeit erschienen auch Informationen über die Aktivitäten in den neuen Ortsgruppen in Bielitz, Myslowitz, Tarnowitz und Roszin-Schoppinitz. In Königshütte traf sich mittwochs der englische Sprachzirkel. In Kattowitz wurde ein Lackschriftelehrgang beendet. Im Anschluss daran wurde ein Preisausschreiben in Lackschrift und in Plakatmalerei veranstaltet. Die Ausstellung der Arbeiten erfolgte im Christlichen Hospiz.

Im Sommer 1933 organisierte man ein Arbeitslager für Stellenlose bis zu 25 Jahren. Im Juni sollte ein Sommerlager in Stahlhammer an der Malapane stattfinden, die Zolldirektion erteilte aber keine Einführerlaubnis für die gebrauchten Zeltbahnen aus Deutschland. Das Sommerlager musste deswegen abgesagt werden. Aber schon Ende Juni traf man sich zum fünften Mal auf der Klementinenhütte bei Bielitz zur Beskiden-Singwoche. Anfang September kam es auch nicht ohne Probleme in den Beskiden zu einem Kreisjugendtreffen.

Viel Aufmerksamkeit schenkte man guten Deutschkenntnissen: „*Die Schule ist oft nicht imstande, allen Schülern bis zur Entlassung ein richtiges Deutsch beizubringen. Um nicht nur richtiges, sondern gutes Deutsch zu schreiben, bedarf es einer steten Zucht, eines ständigen Hinzulernens, wobei uns besondere Bücher recht gute Dienste leisten werden*“.

Für August wurde in Wyrow ein zweitägiges Kreisjugendtreffen des Jahres 1934 geplant. Der Ablauf war folgender: Von Nikolai zu Fuß nach Wyrow, gesundes Übernachten in Scheunen. Am Sonntag Wecken um 6 Uhr, Morgengymnastik, Waschen, Frühstück, Kirchgang. Ab Mittag auf der Festwiese Ball- und Bewegungsspiele, ein Rüpelspiel, Zirkus u.v.a. Wegen bürokratischer Hindernisse kam das Treffen jedoch nicht zustande, denn die Staroste Pleß teilte mit „*daß wir nur die Erlaubnis zum Marsch vom und zum Bahnhof Nikolai und zum Kirchgang*

*erhielten. Alles andere wurde uns untersagt. Die Durchführung der ganzen Folge wurde uns verboten".*

Im Herbst 1934 wurde wieder ein Berufswettkampf durchgeführt, diesmal nicht nur in Kattowitz sondern auch in Königshütte, Tarnowitz, Ruda und Bielitz. Jeder konnte daran teilnehmen, wie es in der Einladung hieß: „*Wir laden dazu die gesamte deutsche Kaufmannsjugend ein, ganz gleich, ob sie dem DHV, GDA, Afabund oder anderen Verbänden angehört. Aufgaben werden gestellt in Buchhaltung, kaufm. Rechnen, deutschem Aufsatz und Polnisch. Außerdem Wahlfächer in anderen Fremdsprachen. Die besten Arbeiten werden mit wertvollen Buchpreisen und einem Diplom ausgezeichnet*“.

Im Oktober wurde über die Arbeitslosigkeit im oberschlesischen Reich der schwarzen Diamanten geschrieben: „*Die bitteren Folgen einer falschen Wirtschaftspolitik haben auch in unserer, an Bodenschätzen so reichen Heimat Not und Elend in viele Häuser einziehen lassen, die ehedem infolge einer geregelten Tätigkeit einen gewissen Wohlstand kannten*“.

Die letzte erhalten gebliebene Ausgabe des „Jungmannes“ vom Dezember 1934 war zum größten Teil verständlicherweise dem Weihnachtsfest gewidmet. Der Bund der Kaufmannsjugend führte aber seine allgemeine Jugendarbeit weiter.

### **Werkszeitung**

Vielleicht waren die Menschen einst glücklicher, als sie noch nicht lesen konnten. Sie hatten Zeit, den Himmel über sich zu bewundern und mit sich ins Reine zu kommen. Vielleicht aber führten gerade diese Beschäftigungen dazu, den Mitmenschen die Ergebnisse von Beobachtungen und Erkenntnissen mitzuteilen. Da das Informieren von Analphabeten nicht einfach ist, entwickelte sich bald das Schulwesen. Die Menschen konnten mit Hilfe der Schule immer besser schreiben und lesen lernen und Informationen aufnehmen. Dank der technischen Entwicklung konnten sie auch mit der Zeit sogar - zunächst nur einmal in der Woche - schon zum Frühstück oder später zum Abendbrot mit Behagen die Zeitung lesen. Ob sie dabei glücklicher waren als zuvor ihre den Himmel bestaunenden Vorfahren, weiß man nicht so recht. Aber sie waren jetzt besser informiert und vor allem auch imstande, wichtige Wortinhalte zu verstehen und zu formulieren, die sie in der Zeitung vrfanden.

Bereits ein gesprochenes Wort kann sehr wichtig sein. Die Bedeutung des gedruckten Wortes, zumal in vervielfältiger Form, ist noch wesentlich größer. Wenn etwas in der Zeitung stand, war es einfach eine Tatsache, buchstäblich schwarz auf weiß. Die Rolle der Presse als Quelle von Informationen wurde immer wichtiger.

So kam es, dass jede Organisation, ganz gleich ob ein Kanarienvogelverein oder eine politische Partei, über ein eigenes Presseorgan verfügte. Auch in jeder Stadt, die etwas auf sich hielt, erschien zumindest eine Zeitung. Mitunter konnten sich die Bürger anhand von zwei Zeitungen ihre eigene Meinung bilden. In der Regel lasen die Menschen aber schon früher nur solche Presseerzeugnisse, die ihre Meinungen bestätigten. Sie konnten dann sagen, dass dieses und jenes ja in der Zeitung steht.

Die Menschen kamen jeden Tag zur Arbeit und diskutierten während der Frühstückspause über die mehr oder weniger bedeutenden Ereignisse in nah und fern. Verständlicherweise führten solche Gespräche oft nicht zu Übereinstimmungen, denn ein jeder beharrte auf dem, was in seiner Zeitung stand. Das war in einem Betrieb, in dem alle Mitarbeiter an einem Strang ziehen müssen, kontraproduktiv. Es musste dagegen etwas unternommen werden. Die Betriebe wurden immer größer, und man musste die Belegschaft besser integrieren. Ungefähr auf diese Weise entstand in den Unternehmertümern die Idee einer Werkszeitung.

Der erste Versuch mit der Herausgabe einer Werkszeitung in Deutschland wurde 1871 von der Saarbrücker Bergwerksdirektion unternommen. Die Zeitung hieß auch entsprechend der Zielgruppe der Leser „Der Bergmannsfreund“. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts entstanden in Westeuropa zwar einige weitere Werkszeitungen, aber es handelte sich dabei eher um rühmliche Ausnahmen.

Die Situation änderte sich mit dem Ende des Ersten Weltkrieges, denn die Gesellschaft von 1919 war nicht mehr die von 1914. Die Weimarer Republik war noch dazu die Erbin eines Verliererstaates und musste für die harten Forderungen des Versailler Vertrages aufkommen. Man brauchte eine effizient funktionierende Wirtschaft mit in Ruhe arbeitenden Belegschaften. Einen kleinen Beitrag dazu sollten jetzt auch die Werkszeitungen leisten.

Als bekannteste deutsche Werkszeitungen gelten der 1919 gegründete „Bosch-Zünder“, die „Borsig-Zeitung“ (1924) und die „Siemens-Mitteilungen“. Die Werkszeitungen durften in dem industrialisierten, aber auch kulturell geprägten Grenzland Oberschlesien nicht fehlen. Leider sind nicht alle Titel erhalten geblieben oder nur unvollständig vorhanden. Die Werkszeitungen wurden an die Werksangehörigen jeweils kostenlos verteilt.

Am 1. Mai 1927 erschien die erste Ausgabe der „Werkszeitung der Vereinigten Oberschlesischen Hüttenwerke A.G.“ in Gleiwitz. Das Zweiwochenblatt der VHO wurde durch den Verlag „Hütte und Schacht“ in Düsseldorf herausgegeben. Die VHO umfasste damals die Hauptverwaltung sowie die Stadtwerke und Drahtwerke in Gleiwitz, die Julienhütte in Bobrek, die Donnersmarckhütte in

Hindenburg, die Herminenhütte in Laband, die Zawadzkiwerke in Zawadzki und die Concordia-Grube in Hindenburg.

Die Schriftleitung formulierte in einem Geleitwort deutlich die Aufgaben und Ziele der Werkszeitung, die man auch für andere Werkszeitungen anwenden konnte:

*„Mit dem heutigen Tage wird eine Werkszeitung für unsere Werke ins Leben gerufen. Die neugegründete Zeitung soll frei von jeder partei- und wirtschaftspolitischen Richtung das Zusammengehörigkeitsgefühl sämtlicher Werksangehörigen wecken und stärken. Sie soll ein Band schlingen um Werksleistung und Belegschaft und mithelfen bei der mühseligen Arbeit des wirtschaftlichen Wiederaufbaus. Sie wird ihre Aufgabe darin erblicken, die Belegschaften mit ihren Arbeitsstätten vertraut zu machen. Zu diesem Zweck wird sie es sich angelegen sein lassen, innerhalb des ihr gesteckten Rahmens die Arbeiter und Angestellten auf dem Laufenden zu halten über alles, was mit dem Werk im Zusammenhang steht. Die von ihr gebrachten Nachrichten werden enthalten: wichtige Betriebsvorgänge, über Ausbildung und Prüfung der Lehrlinge, Maßnahmen und Winke für Unfallverhütung, dann aber auch Jubiläen, Geburten, Eheschließungen und Todesfälle aus dem Kreise der Mitarbeiter, und noch manches andere mehr, was allgemeinem Interesse begegnet. Darüber hinaus wird die Werkszeitung in sachlicher, durch keinerlei Partezugehörigkeit beeinflußter Weise einen kurzen Überblick in gemeinverständlicher Fassung über die jeweiligen Gegenwartsfragen bringen, soweit dieselben allgemeines Interesse erheischen. Auch sollen Berichte über sportliche und turnerische Betätigung der Werkvereine und ihre sonstigen Veranstaltungen und Beiträge allgemeineren Inhalts aus dem Kreise der Arbeiter zur Veröffentlichung gelangen. Zur Verwirklichung dieses Ziels werden alle Werksangehörigen zur täglichen Mitarbeit aufgerufen. Jeder kann dazu beitragen und jeder muß dazu beitragen. Dann wird die Aufgabe, die sich die Zeitung gestellt hat, gelöst werden. Dann wird die Zeitung das werden, was sie sein soll, eine Werkszeitung“.*

Die Ziele und Aufgaben sowie die Struktur der Mehrheit der Werkszeitungen in Deutschland waren überall dieselben, weil sie zentral durch die gemeinsame Hauptschriftleitung in Gelsenkirchen bearbeitet wurden. Diese Redaktion stellte allgemeine Artikel und anderes Material für die Werkszeitschriften zur Verfügung. Es musste aber auch großer Wert darauf gelegt werden, dass die einzelnen Betriebe einen Teil der Inhalte selbst gestalten durften, damit die Werkszeitung tatsächlich eine Informationsquelle für die Mitarbeiter der einzelnen Betriebe sein konnte. Dabei musste nicht nur die betriebliche und berufliche sondern auch die regionale Thematik berücksichtigt werden, denn sowohl das Ruhrgebiet als auch das oberschlesische Industriegebiet hatten ihre Besonderheiten.

Diese Situation und die Arbeitsweise auf dem Absatzmarkt der Werkszeitungen war möglich durch die absolute Vormachtstellung des Deutschen Instituts für technische Arbeitsschulung (Dinta) in Düsseldorf, das alle Werkszeitungen für den Bergbau und die Schwerindustrie redigierte und herausgab.

Das Dinta wurde im Oktober 1925 durch den Verein deutscher Eisenhüttenleute gegründet. Gründungsleiter war der Oberingenieur Carl Arnhold. Das primäre Ziel des Dinta war eine sinnvolle Berufsausbildung der Arbeiter sowie die Schulung der technischen Intelligenz zu Führungskräften in der Industrie. Man strebte auch danach, die Kluft zwischen den Arbeitern und der Werkverwaltung zu überwinden.

Wörtlich hieß das 1927: „*Das Ziel der neuen Bestrebungen ist, in dem Arbeiter einen hochwertigen, wendigen und verantwortungsbewussten Mitarbeiter zu gewinnen, der aus der Kenntnis seines technischen Aufgabenkreises, aus dem Begreifen der Eigenart seines Werkes innerhalb der ganzen volkswirtschaftlichen Produktion und dem Miterleben seines wirtschaftlichen Schicksals heraus zu diesem Werk ein ganz besonderes persönliches Verhältnis hat. Lehrwerkstatt, Werkschule und außerdienstliches Gemeinschaftsleben sollen, von auserlesenen Männern betrieben, eine erzieherische Einheit bilden. Bei der Auswahl der Lehrlinge findet eine strenge Auslese auf psychotechnischer Grundlage statt. Auch die Einordnung des erwachsenen Arbeiters in ein System der Schaffung innerer Bindungen an Werk und Arbeit wird versucht. Im Mittelpunkt der Arbeit wird ferner die planmäßig verkürzte und im Wirkungsgrad gesteigerte Anlernung der ungelernten Arbeitskräfte stehen, die Schulung der Arbeiterinnen und weiblichen Mitglieder der zur Werksgemeinschaft gehörenden Arbeiterfamilien, eine produktive Fürsorge für die Werksveteranen und -invaliden sowie eine organische Verknüpfung all dieser Einrichtungen durch die Werkszeitung“.*

Bei seiner Gründung 1925 verfügte das Dinta schon über 15 Werkszeitungen. 1929 waren es schon 75 und 1931 rund 100 Zeitungen mit einer Gesamtauflage von ca. 500000 Exemplaren. Das Konzept der integrierenden Rolle der Werkszeitungen wurde durch die wachsende Akzeptanz seitens der Belegschaften bestätigt. Das Interesse am Lesen der Werkszeitungen zeigten auch die Familien der Werksangehörigen. Die Werkszeitungen erfreuten sich in dem Arbeitermilieu der 20er Jahre einer bemerkenswerten Beliebtheit. Sie bewiesen die Möglichkeit einer gelungenen Sozialpolitik in den Betrieben.

Das Dinta agierte mit seinem Programm und den Werkszeitungen aber nicht in einem gesellschaftlichen Vakuum. Es wurde immer schärfer über die Rolle der Werkszeitungen als ein Organ der Arbeitgeber diskutiert. Die Kritiker des Dinta fanden sich fast in der ganzen politischen Landschaft der Weimarer Republik von links bis rechts.

Im September 1931 stand es in dem Pressedienst der SPD so: „Das berüchtigte Deutsche Institut für technische Arbeitsschulung, die bekannte Drillanstalt zur Heranbildung kapitalistenfrommer Facharbeiter, hat seinen Tätigkeitsbericht für die Zeit vom 1.Juli 1930 bis zum 30. Juni 1931 veröffentlicht. Der Bericht zeigt, dass auch an den Werkszeitungen die Krise nicht spurlos vorübergegangen ist. So manches gelbe Blatt musste sein Erscheinen einstellen. Ein Teil der Werke bezieht heute auf Anregung der Dinta-Leitung hin sogar Werkszeitungen für abgebaute Werksangehörige. Berichtet wird auch von einigen Neugründungen. So hat die Gewerkschaft Castellengo-Abwehr, Gleiwitz (Oberschlesien) die Zeitung ‚Nach der Schicht‘ ins Leben gerufen. Man sieht: das Unternehmertum, das ständig jammert und klagt, die Löhne seien für die Aufrechterhaltung der Konkurrenzfähigkeit noch nicht genügend gesenkt, - für die Werkszeitungsseuche hat es Geld genug. Die Werkszeitungen sollen die Arbeiter an die Unternehmer binden und gegen die Gewerkschaften aufputschen. Das schleichende Gift der Werkszeitungen muss von der Arbeiterschaft mit größter Aufmerksamkeit und Energie bekämpft werden“.

Die Werkszeitungen wurden natürlich gelesen, und wenn sie – wie es böse Zungen behaupteten -, danach als Butterbrotpapier oder gar als Klopapier benutzt worden sind, so geschah dieses ja auch mit namhaften Zeitungen ebenso. Nicht anders erging es halt den oberschlesischen Werkszeitungen.

Auch die Zeitung der Vereinigten Oberschlesischen Hüttenwerke bot ihren Lesern interessante und vielfältige Lektüre. Auf der ersten Seite beschäftigte man sich mit den für alle Leute wichtigen Problemen, sei es das neue Reichsschulgesetz, der gerechte Finanzausgleich zwischen dem Reich, den Ländern und Gemeinden, die aktuelle Weltwirtschaftskonferenz in Genf, oder dass der Klassenkampf im Nichts endet. Ein Thema für die erste Seite war zum Beispiel auch der erste Deutsche Bergmannstag nach 15 Jahren im Juni 1928 in Berlin. Anlässlich des Besuchs des Reichspräsidenten Paul von Hindenburg in Oberschlesien im Herbst 1928 besprach man in der Zeitung die Frage der Soziallasten und der Arbeitslosigkeit. Man erläuterte auch die Ursachen und Folgen der modernen Völkerwanderung. Wirtschaftspolitischen Fragen gewidmet war auch die ständige Rubrik „Politischer Rundfunk“.

Regelmäßig beschäftigte sich die Werkszeitung mit dem Thema Unfallverhütung. Am 24. Februar 1929 begann die Reichsunfallverhütungswoche. In Gruben, Hütten, Schulen, Krankenhäusern und Wohlfahrtseinrichtungen verteilte man entsprechendes Informationsmaterial wie das Heft „Augen auf“ und hielt auch Vorträge. In den Betrieben der VHO wurde die Reichsunfallverhütungswoche im Anschluss an den Kirchgang der Vereine anlässlich des Volkstrauertages im großen Saal des Hüttenkasinos der Julienhütte eröffnet. Die Festredner betonten, wie wichtig es sei, die steigende Zahl der Unfälle durch entsprechenden Schutz zu

senken. Den Versammelten wurde anschließend der Film „Der Mensch in Gefahr“ vorgeführt. Während der Woche fand im Hüttenkasino eine Ausstellung mit geeigneten Gegenständen und mit Schautafeln zur Verhütung von Unfällen statt. Für die Schulkinder wurden Lichtbilder gezeigt, die anschaulich über die Verhütung von Verkehrsunfällen informierten.

Während der ganzen Woche hatte die Julienhütte die mechanische Hauptwerkstätte und die Lehrlingswerkstätte für den Besuch der Ortseinwohner zugänglich gemacht, und dort konnten direkt an den Maschinen der moderne Unfallschutz sowie die allgemeine Informationsaktion über die Unfallverhütung von den Besuchern in Augenschein genommen werden. Die Ausstellung wurde von etwa 7000 Menschen besucht.

In der Werkszeitung konnte man auch Texte über Medizin und Gesundheit lesen. Es gab kurze und einfache Gesundheitsregeln für den Alltag von der Wirkung geschnürter Mieder bis zu Geschlechtskrankheiten sowie Artikel über weitere konkrete Krankheiten wie beispielsweise die epidemische Kinderlähmung oder über den Zusammenhang von guter Ernährung und dem Gesundheitszustand. Man mahnte die Mütter, ihren Kindern viel Milch zum Trinken zu geben. Man informierte auch über Fragen der Vererbung und Eugenik.

Sehr viel Platz nahm die Problematik der Berufswahl der männlichen Jugendlichen ein. Man ging davon aus, einen durch die Arbeitslosigkeit nicht gefährdeten Beruf gebe es nicht, seitdem selbst die Beamten vom Abbau bedroht würden. Was konnte also ein Junge aus einer Arbeiterfamilie werden? Die Antwort lautete, eigentlich dasselbe wie sein Vater, was folgendermaßen begründet wurde: „*Lassen wir die Berufsarten weg, die den Besuch höherer Schulen voraussetzen und sich durch große Ausbildungskosten für die Mehrzahl der Eltern verbieten, so bleiben in der Hauptsache der Facharbeiter oder der Kaufmann. Die Wahl zwischen diesen beiden ist leichter zu treffen als es scheint. Der Kaufmann, der die Erzeugnisse des Gewerbes vertreibt, ist abhängig von der Menge und Leistung der dort beschäftigten Facharbeiter, dagegen Leute, die tüchtig in der Produktion sind, wird man immer brauchen*“. Die Oberschlesier schätzten den Kaufmannsberuf aber wohl neidvoll sehr hoch ein, denn nicht ohne Grund sagte man damals in unserer Heimat: „Besser ein Pfund Geschäft als ein Kilo Arbeit“.

Die Werkszeitung warb aber weiter für einen Facharbeiterberuf: „*Vor einiger Zeit wurde auf der großen Tagung der deutschen Industriellen in Dresden das Losungswort ausgegeben: Die Qualität allein kann unsere Wirtschaft retten. Wenn wir also nicht auf die Massenerzeugung den Hauptwert legen, so brauchen wir den Qualitätsfacharbeiter. Demnach sind seine Aussichten für die Zukunft in Deutschland gut, darum lasst euren Jungen einen tüchtigen Facharbeiter werden,*

*der etwas kann und weiß, und der überall, wo man ihn hinstellt, seinen Mann steht”.*

Selbstverständlich gab es aber auch bei den Facharbeitern eine Hierarchie oder anders formuliert, man musste gewisse Voraussetzungen erfüllen. Es ging vor allem um den in Oberschlesien geachteten und sehr oft vererbten Beruf des Bergmannes. Die Werkszeitung hielt diesen Beruf für sehr aussichtsreich, warnte aber ehrlicherweise auch vor falschen Entscheidungen und Erwartungen, denn Bergmannarbeit war eine harte Art Facharbeit: „*Bei unserer werktätigen Bevölkerung sind Körperkraft und Gesundheit aber größte Notwendigkeiten; denn ohne sie würde die Arbeit gar nicht geleistet werden können. Berufe wie Gießer, Schmelzer und andere, deren Angehörige starker Hitze ausgesetzt sind, ferner Kokerei- und Hüttenarbeiter erfordern Menschen mit starken Nerven und gesunden Gliedern sowie einer widerstandsfähigen Lunge. Nicht zuletzt gilt dieses auch für den Bergmann, dessen Körper durch und durch gesund sein muß. Menschen, die schon in der Jugend an körperlichen Schwächen und krankhaften Erscheinungen leiden, sollten aus diesem Beruf herausbleiben, da sie darin nichts leisten und nur das Leiden, von dem sie behaftet sind, verschlimmern würden. Das Arbeiten in gebückter Stellung, das Hereingewinnen der Kohle erfordern einen hohen Grad an Körperkräften, und das unvermeidliche Einatmen von Kohlen- und Gesteinstaubteilchen kann nur eine gesunde Lunge aushalten*“.

Die Werkszeitung wandte sich auch an die Eltern von Lehrlingen mit dem Aufruf, diese weiter gut zu erziehen, weil der Einfluss von Elternhaus, Werkstatt und Schule in der Atmosphäre des Industriegebietes zu schwinden drohe.

Dabei taten die Betriebe für ihre Belegschaften und Lehrlinge eigentlich sehr viel. Die Jugendlichen konnten nicht nur einen Beruf erlernen oder ausüben, sondern ihnen stand wie allen anderen auch ein breites kulturelles und sportliches Angebot zur Verfügung. Ob ein Ausflug, ein Kegel- oder Tanzabend mit einer Jazzband oder ein Dinta-Sportfest – jeder konnte an allem teilnehmen. Ein besonderes Erlebnis für die oberschlesischen Jugendlichen waren die Seefahrten auf dem Ferieschiff der deutschen Jugend, der Motor-Segeljacht „Glückauf“ aus Lübeck.

In der Werkszeitung konnte man auch erfahren welche Gartenarbeiten im jeweiligen Monat zu verrichten waren, man konnte kleine Fortsetzungsromane lesen oder Bücher- und Urlaubtipps und auch derbe Anekdoten über den Alten Fritz und anzügliche Witze über die Frauen. Die Frauen selbst konnten sich mit den neuesten Errungenschaften der Haus- und Heimtechnik vertraut machen. Es fehlten auch nicht technische Gedenktage, Berichte über Pioniere der Industrie und Jahresberichte der Firmen.

In der Werkszeitung waren auch bekannte und weniger bekannte Personen aus dem Kulturleben vertreten, darunter auch Joseph von Eichendorff. Zitiert sei hier jedoch das bekannte Gedicht „Oberschlesien“ von dem gebürtigen und überzeugten Oberschlesier Paul Albers: „*Mein Vater ist Westfale/Meine Mutter Schlesierin/Ich erbt' von ihm den Trotzkopf/Von ihr den heitern Sinn/Drum kann ich mich nicht beugen/Doch auch nicht mürrisch sein/Drum lieb ich offene Worte/Und auch den Becher Wein//Mit Bauernkindern hab' ich/Als Knabe oft gespielt/Ich lernte ihre Sprache/Und hab' wie sie gefühlt!/Drum lieb ich Volk und Leute/Und oberschlesisch Land/ Weh' dem, der es verachtet/Weil er es nie gekannt//Drum darf mir niemand schelten/Die Heimat, treu und gut/Wenn er auch noch so wichtig/mit seiner eignen tut/Drum darf mir niemand schelten/Mein oberschlesisch Land/Wo unter duft'gen Tannen/Einst meine Wiege stand*“.

Im deutsch gebliebenen Teil Oberschlesiens gab es weitere Werkszeitungen wie „Nach der Schicht“ oder „Schaffgotsche Werkszeitung“ oder „Preussag Werkszeitung“ und andere. Eine zweisprachige Werkszeitung der Bismarck- und Falvhütte mit dem Titel „Gazeta Hutnicza B.K.S Werkszeitung“ erschien von 1929 bis 1930 in Ostoberschlesien. Das Dinta gab es auch noch nach 1933, aber die Abkürzung stand jetzt für „Deutsches Institut für Nationalsozialistische Technische Arbeitsforschung und -schulung“. Die Herausgabe der Werkszeitungen wurde durch die Gesellschaft für Arbeitspädagogik (Gefa) in Düsseldorf übernommen.

Ein ausgesprochenes Markenzeichen der Werkszeitungen waren zu jeder Zeit die Familiennachrichten. Dank ihrer wussten zum Beispiel die Mitarbeiter der Castellengrube in Martinau (Rokitnitz), dass der Tagearbeiter Josef Kubitza am 19. Juli 1941 die Anna Lauda geheiratet hat. Der Zimmerhäuer Paul Kroliczek führte ab Dezember 1941 den Familiennamen Kronberg. Am 18. November starb der Fördermann Karl Gondzik. Der Lehrhäuer Eduard Kapuscziok wurde am 18. Oktober 1941 Vater eines Sohnes mit Namen Günter und der Fördermann Hubert Kokott freute sich am 31. Oktober über die Geburt der Tochter Margot. Das alles stand in den Werkszeitungen.

Ich freue mich, dass ich das und anderes lesen kann, denn der Himmel über dem Industriegebiet ist heutzutage in der Nacht meist zu hell, um an ihm die Sterne bewundern zu können.

### Literarische Vereinigung

Wer kann Sinnvolles über Literatur sagen? Das sind sicherlich zunächst einmal die berufsmäßigen Literaturkritiker, die die Erzeugnisse der Dichter und Schriftsteller

für die Leser beurteilen und erklären, damit diese wissen, worum es in den einzelnen Werken im Wesentlichen geht.

Johann Peter Eckermann, ein Freund von Johann Wolfgang von Goethe, unterhielt sich am 16. März 1827 mit dem literarischen Olympiker über schriftstellerische Arbeiten und Vorhaben. Der zu dieser Zeit sowohl lebenserfahrene als auch literarisch gefeierte Goethe sagte ihm bei dieser Gelegenheit: „*Es ist nicht gut, daß der Mensch alleine sei, und besonders nicht, daß er alleine arbeite; vielmehr bedarf er der Teilnahme und Anregung, wenn etwas gelingen soll*“.

Man kann ihm glauben, denn er wusste, wovon er sprach. Ohne den Ansporn seiner Schwester Cornelia hätte er zum Beispiel den „Götz von Berlichingen“ möglicherweise gar nicht geschrieben. Im Sommer 1794 war es Schiller, der Goethe überredete, sich nicht so viel mit naturwissenschaftlichen Fragen zu beschäftigen, sondern sich wieder der Dichtung zuzuwenden.

Gibt es gute oder schlechte Zeiten für literarisches Schaffen? Wohl nicht; mit den Erträgen eines dichterischen Talents ist es wie bei den Kindern, sie kommen einfach zur Welt, wenn es Zeit für ihre Geburt ist. Dabei fragen sie nicht, ob gerade Krieg oder Frieden herrschen, Wohlstand oder Armut überwiegen, ob Kaiser oder Präsidenten regieren.

Wie waren eigentlich die Zeiten in Oberschlesien, zum Beispiel im September 1915? Werfen wir einmal einen Blick in die Monatschronik der damalig führenden Kulturzeitschrift „Oberschlesien“ aus Kattowitz. Da ist zu lesen, dass die Stadt Kattowitz am 12. September ihr fünfzigjähriges Stadtjubiläum beging oder dass der Kattowitzer Zinkmeister Adolf Schmidt an der Westfront vom Kaiser mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet wurde. Dabei stellte Wilhelm II. zu Kattowitz fest: „*Ja, da wird hart gearbeitet*“. Am 13. September feierte die jüdische Gemeinde in Leobschütz das fünfzigjährige Bestehen ihrer Synagoge. In vielen oberschlesischen Städten wurden Nagelungen geplant oder schon durchgeführt. Der oberschlesische Kohlenmarkt und die Hütten befanden sich in guter Verfassung. In Myslowitz wurde der Bahnhof umgebaut. Der Bau des neuen Knappschaftslazarets in Scharley schritt rasch voran. Die Kartoffelernte war reich. In den größeren Städten wurden die Theater wiedereröffnet. Auffallend früh begaben sich die Schwalben gen Süden. In Königshütte verunglückte Bertha Köhler tödlich beim Fensterputzen.

Der Gemeindevorstand Zabrze-Hindenburg stellte fest: „*Früher hat man sich über die Ortbezeichnung Zabrze hin und wieder geärgert, wie dies Zuschriften aus verschiedenen Gegenden Deutschlands bewiesen, sonst hat man sich um diesen Ort nicht sonderlich gekümmert, es war eben ein Teil Oberschlesiens. Jetzt, nachdem Zabrze in Hindenburg umgetauft ist, scheint jede Zeitungsnachricht aus*

*Hindenburg O.-S. aufzufallen. Prompt werden Unglücksfälle, Diebstähle, Rauferien, Mord oder Selbstmord registriert. Wir genießen eben vor anderen Orten keinen Vorzug, es geht hier zu wie überall. Der Name tut nichts zur Sache. Dem Landstreicher ist es gleich, ob er in Hindenburg oder Kattowitz, in Hamburg oder Berlin stiehlt. Auch des Selbstmörders letzte Gedanken sind anders, als daß er aus Pietät schnell noch den Ort der Handlung wechseln müßte. Was von den 67000 Hindenburgern Gutes getrieben wird, kommt ja kaum oder selten in die Zeitung“.*

Vielleicht übertrieben die Hindenburger Stadtväter etwas. Das tragische Schicksal von Bertha Köhler war bestimmt eine Presseinformation wert, aber hätte man nicht auch über ein anderes Ereignis in Königshütte berichten müssen?

Königshütte war im Jahr 1915 schon eine beachtliche Industriestadt, in der die Einwohner verschiedenen kulturellen Bedürfnissen nachgehen konnten. Das Theater war zwar in Kattowitz, aber das Industrierevier bildete ja auch in kultureller Hinsicht eine Einheit.

Königshütte verfügte über eine wachsende Mittelschicht. Aus ihr stammten einzelne Männer, die durch ihr gemeinsames Interesse und durch gegenseitige Motivation zu der Überzeugung gelangten, dass ihre Stadt eine weitere kulturelle Einrichtung brauche. Sie fragten nicht danach, ob die Zeit dafür günstig oder ungünstig war, sie handelten einfach.

Bruno Barisch war von Beruf Rechnungsführer, Paul Kowol war Sekretariatsassistent, Viktor Kozielski betätigte sich in einem Wohnungsbauverein, Paul Krömer war vermutlich ein Buchhändler, Alfred Putze war Ingenieur, Heinrich Schittko übte den Beruf eines Registrators aus, Herr Urbanietz war Feuerwehrmann und Heinrich Widera Verwaltungssekretär. Über die anderen Mitbegründer Johannes Dittmann, Laqua, Sczerba, Sobotta und Zboron weiß man nichts Konkretes.

Am 19. September 1915 gründeten diese Männer in Königshütte eine „Literarische Vereinigung“. Zum Vorsitzenden wurde Heinrich Widera gewählt. Ob die Information darüber einen Niederschlag in der Presse gefunden hat, ist heute schwer zu sagen, denn nicht alle Zeitungen aus dieser Zeit vor hundert Jahren sind erhalten geblieben. Der Name war anspruchsvoll, die zunächst gesetzten Ziele aber waren eher bescheiden. Alles wurde jedoch durch die späteren Ereignisse in Oberschlesien grundsätzlich korrigiert. Paradoxerweise intensivierten sie aber die Kulturarbeit.

Was beabsichtigten die Gründer der „Literarischen Vereinigung“, auf der kulturellen Ebene ihrer Stadt zu erreichen oder zu bewegen? „Ursprünglich als Lesezirkel gedacht, beschränkte sich die Tätigkeit zunächst auf die Verteilung von Lesemappen mit den bedeutendsten Zeitschriften an die Mitglieder sowie auf die

*geschlossenen Mitgliederversammlungen mit Vorträgen. Später wurden Lesemappen auch an Nichtmitglieder abgegeben und Lesezirkel auch für Familien und Jugendliche eingerichtet. Den Vertrieb der Lesezirkel übernahmen die Buchhandlungen Karl Krömer, Max Gärtner und Felix Willimsky“.*

Die Gründer der Vereinigung stammten aus dem oberschlesischen katholischen Milieu und hatten auch vor, in diesem religiösen Rahmen zu wirken, aber auf ihre Art und Weise: „*Die gesamte Tätigkeit der Literarischen Vereinigung ist nach dem Willen der Gründer getragen von katholischer Sicht, nicht im Sinne einer konfessionell-propagandistischen Einstellung, auch nicht einmal im Sinne eindeutiger katholischer Wertorientierung, sondern im Geiste einer wahrhaft katholischen Aufgeschlossenheit für den ganzen Reichtum veredelnder Literatur, Kunst und Wissenschaft. Auch die bei aller Wissenschaftlichkeit gewahrte Volkstümlichkeit ermöglicht allen Schichten der Bevölkerung ohne Unterschied des Standes und der Weltanschauung die Teilnahme an allen Veranstaltungen, weshalb die Bestrebungen der Literarischen Vereinigung im gemeinnützigen Interesse liegen und allseitige Unterstützung verdienen, die sie bisher auch gefunden hat und weiter zu finden hofft*“.

Wie die praktische kulturelle Tätigkeit der Vereinigung in diesen Jahren aussah, können wir den Erinnerungen des verdienten oberschlesischen Geistlichen Franz Wosnitza entnehmen, der bis 1922 das Königshütter Gymnasium besucht hatte. Er schrieb Folgendes: „*Außerhalb der Schule wurde die Liebe zur Heimat, zur Literatur und überhaupt zum Geistesleben verstärkt durch die ‚Literarische Vereinigung‘, die der brave Bürobeamte Widera ins Leben gerufen und vorbildlich betreut hatte. Er wußte immer wieder Schriftsteller, Dichter, Musiker und andere Redner heranzuholen, die einer anspruchsvollen Gemeinschaft etwas zu sagen hatten. An den Vorträgen beteiligten sich auch die Lehrer unserer drei höheren Schulen, voran Studienrat Alfred Hoffmann, ein geistvoller Religionslehrer und Erzieher. Er blieb der ‚Literarischen Vereinigung‘ und seinem Königshütter Freundeskreis auch weiterhin treu, als er nach der Teilung Oberschlesiens Studienrat und Akademieprofessor in Beuthen O/S geworden war*“.

Die „Literarische Vereinigung“ wurde in der Kaiserzeit gegründet, sie musste aber ihre Tätigkeit auch im System der Weimarer Republik fortsetzen. Doch dies dauerte nur kurze Zeit, denn fast ganz Oberschlesien wurde sozusagen internationales Niemandsland. Die Inflation in der Nachkriegszeit verursachte 1920 die Einstellung der Lesezirkel. In der Abstimmungszeit gab die Vereinigung 1920 im eigenen Verlag die Publikation „Kirchengeschichte Schlesiens“ ihres Ehrenmitgliedes Dr. Karl Kastner heraus. Im selben Jahr gelang es, die einzelnen Vereinsbüchereien in Königshütte zu einer „Öffentlichen Bücherei St. Hedwig“ zusammenzulegen.

An diesen Zeitraum der Tätigkeit der Vereinigung erinnerte sich der später bekannt gewordene Komponist Günther Bialas, der seine Jugend bis zum Abitur in Königshütte verbracht hatte: „*Schon als Junge fehlte ich bei keinem Platzkonzert der heimatlichen Bergkapellen; später abonnierte ich die Kammerkonzerte der ‚Literarischen Vereinigung‘ und besuchte alle großen Chor- und Orchesterkonzerte zwischen Beuthen und Kattowitz. Ich vertrat gelegentlich den Organisten in der Kirche, spielte bei den Orchester-Messen und hatte sogar Gelegenheit, in den Veranstaltungen der „Literarischen Vereinigung“ als Solist aufzutreten*“. So wie viele bewunderte er die Klavierkonzerte des Komponisten und Musikers Franz Kauf sowie seine Vorträge über die Welt der Musik, die er im Rahmen der „Literarischen Vereinigung“ im Saal des Lyzeums in Königshütte veranstaltete.

Mitte 1922 wurde die Stadt Königshütte polnisch. Die Vereinigung agierte ab jetzt als eine kulturelle Einrichtung der deutschen Minderheit in Ostoberschlesien, was entsprechende Folgen hatte: „*Inzwischen wuchs die Mitgliederzahl mit jedem Monat und auch die akademisch Gebildeten fanden Interesse an den Bestrebungen der Vereinigung. Der Aufgabenkreis erweiterte sich immer mehr und mehr, und bald stand die Vereinigung im Vordergrunde des öffentlichen kulturellen Interesses. Es wurden in den Herbst- und Wintermonaten volkstümlich-wissenschaftliche Abende mit Vorträgen aus dem Gebiet der Literatur, Kunst und Wissenschaft veranstaltet, für die die Behörden Schulräume zur Verfügung stellten und die sich eines außerordentlich starken Zuspruchs aus allen Kreisen der Bevölkerung erfreuten. Auch an der Volkshochschulbildung nahm die Vereinigung durch Stellung von Rednern aus ihrem Mitgliederkreise regen Anteil. Die Presse wurde durch belehrende Beiträge unterstützt. Außerdem wurde von den Mitgliedern des wissenschaftlichen Beirats die Besprechung guter Bücher in den Zeitungen und Zeitschriften übernommen*“. Dem wissenschaftlichen Beirat gehörte u.a. der spätere Weihbischof Joseph Ferche an.

Korporativ waren der Vereinigung folgende örtliche Organisationen angeschlossen: Pädagogischer Verein, Katholischer Frauenbund, Katholischer Männerverein, Katholischer Jungmännerbund sowie die Gewerkschaft kaufmännischer Angestellter Oberschlesiens.

Beeindruckend war die Zahl der Körperschaften, mit denen die Vereinigung verbunden war, um von ihnen kulturelle Anregungen bekommen zu können, nämlich mit dem Borromäusverein, dem Bühnenvolksbund, der Calderongesellschaft, dem Dürerbund, der Dantegesellschaft, dem Eichendorffbund, der Görresgesellschaft, der Gesellschaft für christliche Kunst, dem Kulturbund, dem Verein der Krippenfreude und dem Verein zur Bekämpfung

der öffentlichen Unsittlichkeit, dem Wolframbund, der Buchgemeinde und der Zentrale der Literarischen Vereinigungen Oberschlesiens.

Die Vereinigung war stets darum bemüht, dass die volkstümlich-wissenschaftlichen Abende einem größeren Zuhörerkreis vom Arbeiter bis zum Akademiker nicht nur eine gediegene Unterhaltung sondern auch Denkanstöße anboten. Diesem Ziel dienten auch die sehr maßvollen Eintrittspreise. Damit wurde die Vereinigung zu einem maßgebenden Bestandteil des Kulturlebens der deutschen Minderheit in Königshütte.

Die Palette der Themen war mannigfaltig, die Teilnehmer an diesen Abenden erfuhren zum Beispiel etwas über die Dichterstimmen der Gegenwart, die Bewohnbarkeit der Planeten, über christliche Lebenskunst, über Land und Leute in der Bretagne, über die Freud'schen Theorien zur Sexualität, über die Opern der Romantik, die Erziehung des Willens sowie über verschiedene Schriftsteller von Goethe bis Rudolf Presber. Es wurden auch Studienfahrten und kunstgeschichtliche Ausflüge zu dafür geeigneten Orten in Polen und in Deutschland unternommen. Dazu gab es Reisevorträge mit Lichtbildern. Eine bedeutende Rolle spielten auch musikalische Veranstaltungen verschiedener Art. Besonders beliebt waren die Musikabende, bei denen die Opern mit Hilfe eines Flügels und durch Gesang erläutert wurden. Dank einer Interessengemeinschaft mit der Deutschen Theatergemeinde präsentierte man auch Bühnenstücke. Sehr populär waren die alljährlichen literarischen Treffen im Juli in Bielitz, genannt Julifeier und die Weihnachtsfeiern in Königshütte. Bei einer dieser Weihnachtsfeiern erörterte man die scheinbar simple Frage „Warum feiern wir Weihnachten?“.

Nach zehnjährigem Bestehen unter sich verändernden Umständen konnte die „Literarische Vereinigung“ 1925 eine erste Bilanz ziehen. Die gesamte Zahl der Mitglieder betrug in diesem Zeitraum 435. Durch Tod, Fortzug oder freiwilligen Austritt verlor man 195 Personen, sodass im Jahre 1925 die Vereinigung 240 Mitglieder hatte. Laut einer trockenen Statistik wurden 48 Vorträge in Sitzungen der Vereinigung und 160 Vorträge an den volkstümlich-wissenschaftlichen Abenden gehalten. Dazu kamen noch 34 Rezitations-, Musik- und Liederabende. Zum Ende der zehn Jahre musste man wegen der unerwarteten Entziehung der Aula die Veranstaltungen sehr flexibel organisieren.

Insgesamt sah man sich zum folgenden Fazit berechtigt: „*So wurde die Literarische Vereinigung, unterstützt von der Presse und den Behörden, ein bedeutender Kulturfaktor im öffentlichen Leben und erfreut sich allseitiger Sympathien, da ihre Bestrebungen, frei von jeder politischen Tendenz, einzig und allein der volkstümlichen Bildungspflege auf dem Gebiet der Literatur, Kunst und Wissenschaft gewidmet sind*“.

Auf dieser Basis konnte die Vereinigung ihre kulturellen Aktivitäten auch in den folgenden Jahren fortsetzen, obwohl man nicht verschwieg, dass die Anhängerschaft in den immer mehr materialistisch geprägten Zeiten nicht immer problemlos zu einer gemeinsamen Kulturarbeit zu motivieren war. Teilweise hatte sich auch in den Reihen von Personen, die früher stets für die Kultur jeder Art schwärmt, durch die wirtschaftliche Not bedingt eine gewisse Tendenz zu einem materialistischen Denken ergeben.

Trotz dieser Tendenz wurden die Veranstaltungen der Vereinigung noch stets gut besucht, und die Mitgliedschaft erstreckte sich sogar weit über die Stadtgrenzen von Königshütte hinaus. Wie zu jeder Zeit gab es auch damals Menschen, die nach geistiger Nahrung verlangten. Dieses Verlangen gibt es auch noch bei einer negativen wirtschaftlichen Lage. Für diese Personen waren die Veranstaltungen wertvolle Stunden kulturellen Erlebens, die sie prägten und an die sie sich gern erinnerten.

Die Tätigkeit der Literarischen Vereinigung war auch langfristig fruchtbar, sogar bei den Oberschlesiern, die die Stadt Königshütte verlassen hatten, was ein Leser der katholischen Monatschrift für Dichtung und Leben „Der Gral“ 1932 so zum Ausdruck brachte: „Ich erachte es als eine Ehrensache, im Sinne der in der Literarischen Vereinigung in Königshütte begonnenen Tätigkeit weiter zu wirken“. Schnell vergingen die nächsten zehn ereignisvollen Jahre im Leben der Oberschlesiern und der Literarischen Vereinigung. Entsprechend wurde auch die aufbauende Kulturarbeit der Vereinigung betont: „Im weiten Bereich der deutschen Nationalliteratur befinden sich Werke katholischer Dichter, die zu den besten der zeitgenössischen Literatur gehören. Es war deshalb das Bestreben der Literarischen Vereinigung, diese Werke dem katholischen Volke nahe zu bringen. Eine eigene Bücherei bietet den Lesern eine kleine, aber sorgfältige Auswahl des Besten der Weltliteratur, ohne engherzige Begrenzung und bildet eine wahre Schatzkammer deutschen Kulturreises. Starke Berücksichtigung finden dabei auch alle führenden katholischen Zeitschriften. Es wäre nur angezeigt, daß die Katholiken endlich anfangen möchten, in den Büchereinen auch einmal gerade nach den Werken katholischer Autoren zu fragen. Auf dem Gebiet der Volksbildung nahm die Literarische Vereinigung seit ihrer Gründung den Standpunkt ein, daß jede echte Bildung weltanschaulich fundiert und jede Kulturarbeit weltanschaulich geformt sein muß. Wenn die deutschen Katholiken im Ausland ihr kulturelles Leben von ihrer Weltanschauung bestimmt wissen wollen, so schließen sie sich damit keineswegs von der Volksgemeinschaft aus“. Andererseits legte man weiterhin Wert darauf, dass die Aufgaben der Vereinigung in einer Weise umgesetzt wurden, die sich jeder einseitigen konfessionellen Beeinflussung enthielt.

Laut einer Statistik wurden in den zwanzig Jahren des Bestehens der „Literarischen Vereinigung“ 317 Vorträge und 113 Rezitations-, Musik- und Liederabende veranstaltet. Die Mitgliederzahl schwankte um 500 aktive Personen. In einem Rückblick wurde betont: „*Die Literarische Vereinigung hat vielen aufstrebenden Künstlern den schweren Weg in die Öffentlichkeit gebahnt und dadurch wesentlich dazu beigetragen, daß bodenständiges künstlerisches Schaffen in unserer Heimat nicht ausstirbt. Aber auch den Hörern hat sie in den Jahren ihres Bestehens viel gegeben. Es ist ihr gelungen, kulturelle Kleinarbeit in diesem Sinne zu leisten und damit auch den Bevölkerungsschichten, denen für ihre geistige Weiterführung nur beschränkte Mittel zu Verfügung stehen, den Anschluß an den deutschen Kulturkreis zu ermöglichen. Sie war in Königshütte zeitweise sogar – man denke nur zurück an die Entwicklung der Dinge in der Theaterfrage, als das deutsche Theater hier nach dem Oppelner Zwischenfall nicht spielen durfte – der einzige Ort, an dem noch deutsche Kunst gepflegt wurde. Ihr gemeinnütziges Wirken ist auch von der Presse aller Richtungen lobend anerkannt worden, und im Handbuch für das Deutschtum in Polnisch-Schlesien ist die L.V. als besonders lebendiger Verein bezeichnet worden.*“

Die Jubiläumsfeier der Vereinigung fand am 13. Oktober 1935 statt. Sie begann um 9 Uhr mit einem Festgottesdienst in der St.-Hedwigkirche. Um 20 Uhr wurden die Mitglieder und Gäste vom Vorsitzenden Heinrich Widera in der Aula des Mädchengymnasiums bei einem Festabend begrüßt. Den Festvortrag über Dichtung und Leben hielt Studienrat Dr. Paul Reinelt aus Beuthen. Anschließend folgte ein musikalischer Teil, geleitet von Chorleiter Greiner.

Nach dem Jubiläum kam wieder die kulturelle Alltagsarbeit. So bereitete die Vereinigung zum Beispiel für den 18. Oktober 1935 einen Vortrag vom Polarforscher Dr. Paul Burkert, dem Leiter des Archivs für Arktiskunde vor. Er sprach darüber, wie sehr Europas Wettergeschehen von Grönland abhängig sei, und erläuterte dies anhand von 120 zum Teil farbigen Fotos. Eine Predigt im Februar 1936 zum Thema Neuheidentum wurde von Mitgliedern der „Jungdeutschen Partei in Polen“ gestört. Die unterschiedlichen weltanschaulichen Strömungen der Zeit machten sich auch in Ostoberschlesien bemerkbar.

Die „Literarische Vereinigung“ führte aber ihre kulturelle Arbeit weiter. Grundlagen dafür waren dabei interessante Vorträge und gute Bücher. denn sie ging von folgendem Prinzip aus: „*Die Kultur der Seele ist die Seele der Kultur! Dieser Leitspruch war stets richtunggebend für die Arbeit der Literarischen Vereinigung. Soll die Kulturarbeit in unserer Heimat nicht eine Kultur der übertünchten Gräber sein, sondern wirklich eine Kultur der Seele, dann müssen wir zuvor unsere Seelen formen und uns dabei helfen lassen von den Dichtern und*

*Denkern, die uns immer wieder daran erinnern, daß der Weg in die neue Zeit nicht an Gott vorbeiführen kann".*

### **Paul Englisch**

Andere Länder, andere Sitten besagt ein bekanntes Sprichwort, das es in vielen Sprachen gibt, denn jedes Volk, jeder Kulturkreis, jede Zivilisation machte diese Erfahrung. Dabei muss zwischen Sitten und Bräuchen unterschieden werden. Ist der auch in Oberschlesien sehr beliebte Osterhase eine Sitte oder ein Brauch eines Kulturkreises? Er ist ein netter Brauch.

Sitten haben einen höheren Stellenwert, weil sie eben mit gesellschaftlich-moralischen Maßstäben und juristischen Sanktionen verbunden sind. Sittlichkeit der Bevölkerung war immer ein ehrgeiziges Ziel, nach dem man mit unterschiedlichen Methoden strebte. Oder sogar streben musste, wie der römische Ausruf „o tempora, o mores“ noch vor unserer Zeitrechnung es beweist. Andere Sitten gibt es aber nicht nur geografisch sondern auch zeitlich. Was vor vielen Jahren auf der Skala der Sittlichkeit keinen guten Platz hatte, wird jetzt gesellschaftlich einfach als eine von den existierenden Normen zur Kenntnis genommen oder akzeptiert.

Vor Jahren hat eine geschiedene Frau in Oberschlesien es nicht leicht gehabt. Scheidemanka, wie man sie auf wasserpolnisch nannte, hatte eine schlechtere gesellschaftliche Stellung als eine verheiratete Frau. Noch schlimmer erging es einer zowitzka, also einer unverheirateten Frau mit Kind.

Ja, die Frauen, die gegen die guten Sitten verstießen, waren schon immer an allen möglichen Sachen schuld. Die Männer standen dabei immer bescheiden im Schatten, eigentlich in der Opferrolle der weiblichen Raffinesse. Es begann schon mit der Eva und dem Apfel. Aber zum Tango braucht man eben zwei.

Diese Erscheinungen sind nicht neu, sie sind alt wie die Menschheit. Mit ihnen beschäftigen sich die Sittengeschichten. Ob eine oberschlesische Sittengeschichte im Sinne von dem in diesem Artikel dargestellten Oberschlesier verfasst wurde, ist mir nicht bekannt, aber sie würde sich wohl von der allgemeinen europäischen Sittengeschichte nicht zu sehr unterscheiden.

In den goldenen Jahren der Weimarer Republik verstand man die Sittengeschichte als Teilgebiet der Kulturgeschichte. Sie erforschte die Sitten: „im ganzen oder nach Teilgebieten, in Ursprung, Wandlung und Bedeutung, Zusammenhang der einzelnen Sitten untereinander oder mit anderen Lebensgebieten. Neben und in dem eigentlich religiösen Teil des Formenbereichs der Sitten spielt das Liebes- und Geschlechtsleben eine große und von der noch

*relativ jungen Sittengeschichtsforschung bisher am ausführlichsten dargestellte Rolle*". Einer der Pioniere dieser Forschung war ein gebürtiger Oberschlesier.

Paul Englisch wurde am 12. Januar 1887 in Herzogswalde im Kreis Grottkau geboren. Seine Eltern waren evangelisch. Der Vater Josef Englisch war Oberpostschaffner. Er war verheiratet mit Johanna Scheiblich. Wohl wegen des Berufes seines Vaters begann Paul Englisch zu Ostern 1900 das Gymnasium in Myslowitz zu besuchen, und er bestand hier zu Ostern 1908 das Abitur.

Anschließend studierte er an der Breslauer Universität sechs Semester Rechts- und Staatswissenschaften und bestand hier am 1. Februar 1912 das mündliche Doktorexamen. Seine veröffentlichte Dissertation trug den Titel „Die Publikation der Gesetze und Verordnungen im Deutschen Reich und in Preußen“.

Im selben Jahr begann er als Volontär bei der Breslauer Diskontobank zu arbeiten. Aber schon während seines Studiums schien er sich für Literatur zu interessieren, was sein Brief von März 1910 an den Schriftsteller Paul Heyse beweist, der im Dezember desselben Jahres als erster deutscher belletristischer Autor den Literaturnobelpreis erhielt.

1912 veröffentlichte Paul Englisch in der Leipziger Reihe der Volksschriften für die werktätige Bevölkerung seine Publikation „Sozialdemokratischer Terrorismus gegen Arbeiter“, die 1913 in zweiter Auflage erschien. Er setzte sich wahrscheinlich in ihr mit der damals herrschenden Tendenz innerhalb der stark zentralisierten SPD auseinander, politisch und gewerkschaftlich der Alleinrepräsentant der Arbeiterklasse werden zu wollen, was zur Bekämpfung der liberalen und christlichen Gewerkschaften führte.

Spätestens seit Herbst 1915 wohnte Paul Englisch in Berlin und setzte hier seine 1913 begonnene Betätigung als Korrespondent und Beirat bei einer Versicherungsgesellschaft fort. Er veröffentlichte in dieser Zeit juristische Artikel, beispielsweise über den Begriff Kraftfahrzeughalter oder über die stillen Reserven der Aktiengesellschaften. Im Herbst 1916 gab es eine Korrespondenz zwischen ihm und dem 1801 gegründeten wissenschaftlichen Verlag J.C.B Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen. Von 1917 bis 1918 diente er als Frontsoldat. So konnte Paul Englisch etwas über die Sitten in der Kriegszeit direkt erfahren.

Die neue Weimarer Republik trug auch ein eigenes Kapitel zur Sittengeschichte bei, was ganz natürlich war, denn jeder politisch-gesellschaftliche Wendepunkt wird auch von Veränderungen im Sittenbereich begleitet. In der ersten Phase der Weimarer Republik kam noch ein Faktor hinzu, nämlich die Inflation.

Der Berliner Journalist und Kulturhistoriker Hans Ostwald hielt darüber 1931 rückblickend in seiner Publikation „Sittengeschichte der Inflation. Ein Kulturdokument aus den Jahren des Marktsturzes“ folgende Beobachtungen fest: „Wer an die Jahre der Inflation zurück denkt, hat das tolle Bild eines höllischen

*Karnevals vor Augen: Plünderungen und Krawalle, Demonstrationen und Zusammenstöße, Schiebungen und Schleichhandel, quälender Hunger und wüste Schlemmerei, rasche Verarmung und jähes Reichwerden, ausschweifende Tanzwut, schreckliches Kinderelend, Nackttänze, Valutazauber, Hamstern von Sachwerten, Vergnügenstaumel – Genußsucht, materielle Lebensanschauung neben religiöser Versenkung, aufblühendem Okkultismus und Hellseherei, – Spielwut, Spekulationssucht, Scheidungsepidemie, Verselbständigung der Frau, Frühreife der Jugend, Quäkerspeisungen, Studentenhilfe, Razzien und Schieberprozesse, Jazzband, Rauschgifte. Es war die Zeit einer starken Umwertung – im Wirtschaftlichen und im Geistigen, in materiellen wie in seelischen Dingen. Auch die Familie schien in jähem Zerfall. Ein erotischer Taumel wirbelte die Welt durcheinander. Viele Dinge, die sonst im Stillen sich abgespielt hatten, traten in die grelle Öffentlichkeit. Vor allem stellten sich die Frauen auf vielen Gebieten gänzlich um. Sie traten mit ihren Forderungen, besonders auch mit ihren sexuellen Forderungen, viel deutlicher hervor. Sie betonten auf jede Art und Weise ihr Recht auf Leben und Ausleben viel stärker. Galante Skandale traten stärker als sonst ins Licht. Mancher von ihnen war sinnbildlich für die Zeit. Die Nacktkultur beschränkte sich nicht nur auf bestimmte Kreise und auf Revuetheater sowie Kabaretts. Sie drang durch die Mode in alle Schichten: das schöne Bein wurde entdeckt und gern zur Schau gestellt. Schönheitspflege ward überall getrieben. Die Entwicklung ging weiter. Hatte die Frau im Kriege viele männliche Stellen ausfüllen müssen, ließ sie sich nun nicht mehr ganz in die Familie zurückdrängen. Das hatte seinen Einfluß auch auf die Beziehungen der beiden Geschlechter. Die Nachkriegserotik war beeinflußt von den Unsicherheiten des Lebens, von dem jähnen Auf und Ab der Wirtschaft und der allgemeinen Unsicherheit. Und doch brachte diese Zeit auf dem Gebiet der Erotik sowohl wie auf vielen andern Gebieten neue Erkenntnisse und Entwicklungen. Trotzdem aber alle Werte und Wahrheiten, die Jahrhunderte, ja Jahrtausende lang das Rückgrat des menschlichen Lebens gewesen waren, zusammenzubrechen schienen, wurden sie nur zu einem geringen Teil umgewandelt oder neugestaltet, ja manche wurden auch nur ergänzt. Das wurde offenbar, als die Inflation zu Ende ging. Das deutsche Volk richtete sich wieder selbst auf. Es schuf sich eine neue Währung – aus eigener Kraft. Und so konnte denn ein solch gesundes Volk auch die Inflation und die meisten Folgen dieser demoralisierenden Zeit rasch beseitigen. Die Zeiterscheinungen, die Verbrechen, der Taumel, die Schädigungen blieben fast alle an der Peripherie, an der Grenze, an der Oberfläche!“.*

Paul Englisch soll ab 1919 bis 1923 Großkaufmann gewesen sein. Möglicherweise gingen die Geschäfte nicht gut. Jedenfalls war Paul Englisch 1922 beschäftigungslos und betätigte sich nebenberuflich als Abschreiber. Der Berliner

Kaufmann Georg M. Socher kaufte 1920 ein 1908 in Wien von Bernhard Stern-Szana verfasstes Manuskript aus dem Bereich der Sittengeschichte. 1922 gab er dieses Manuskript Paul Englisch mit dem Auftrag, eine Schreibmaschinenversion davon zu machen. 1928 veröffentlichte Paul Englisch das mit einigen Schreibfehlern abgetippte Manuskript als eigene Publikation mit dem Titel „Anrühiges und Allzumenschliches“. Es wurde ihm als Plagiat vorgeworfen, die Sache kam vor Gericht, das Urteil ist nicht bekannt. Vielleicht weckte eben diese Begebenheit das spätere Interesse von Paul Englisch für die Sittengeschichte.

Bis 1926 arbeitete Paul Englisch als Syndikus bei verschiedenen Industriefirmen und schrieb trockene juristische Artikel über die Disponierung von Kesselwagen oder über die Aufwertung des Vorkriegsgeldes, der Hypotheken, Sparguthaben und Versicherungen. Das Thema des Vorkriegsgeldes und der Inflation beschäftigte ihn sehr, nicht ausgeschlossen, dass er in beiden Fällen viel verloren hatte.

1926 veröffentlichte er seine Publikation „Goldcharakter der alten Reichsbanknoten: eine juristische und volkswirtschaftliche Studie“, die so rezensiert wurde: „*Der Anwalt der Reichsbankgläubiger Dr. Englisch will in seiner Schrift über den Goldcharakter der alten Reichsbanknoten den Nachweis führen, daß die Inflation bewusst und mit voller Überlegung angestiftet und durchgeführt wurde*“.

Ob Paul Englisch tatsächlich der Anwalt der Reichsbankgläubiger war oder sich nur als Fachmann für dieses Problem stark machte, weiß man nicht. Einen Allgemeinen Reichsbankgläubiger-Verband in Leipzig mit vielen Ortsgruppen hat es tatsächlich gegeben. Die Gläubiger in Deutschland, aber auch im Ausland, vor allem in Österreich, vertraten die These, die deutschen Vorkriegsbanknoten seien nicht wertlos geworden, und man sollte dafür eine entsprechende Entschädigung bekommen.

Die Regulierung der Schadenersatzfrage war eine Dauerfrage der Weimarer Republik. Noch 1931 gab Paul Englisch die Schrift „Sturm auf das Bollwerk Reichsbank: (Klageschrift mit Klagebegründung)“ heraus. 1933 folgte ihr seine nächste Publikation „Vorkriegsgeld und Einlösungspflicht-Plan zur Wiedergutmachung des Inflationsunrechtes“.

1930 erschien die erste Auflage seiner Arbeit über das Plagiat und 1933 eine zweite erweiterte Auflage. Er stellte in diesen Publikationen den geschichtlichen Umgang mit dem Plagiat vor, der nicht immer orthodox war, und illustrierte das mit fundierten Beispielen an 260 Autoren und Künstlern. Sogar Bertolt Brecht hat für seine „Dreigroschenoper“ zumindest 40 Zeilen „angeliehen“.

Bis heute wird die von Paul Englisch formulierte Definition des Plagiats zitiert: „*Plagiat ist also die aus freier Entschließung eines Autors oder Künstlers betätigte*

*Entnahme eines nicht unbeträchtlichen Gedankeninhalts eines anderen für sein Werk, in der Absicht, solche Zwangsanleihe nach ihrer Herkunft durch entsprechende Umgestaltung zu verwischen und den Anschein eigenen Schaffens damit beim Leser oder Beschauer zu erwecken*". In seinem eigenen Hannibal-Verlag in Berlin-Karlshorst gab er dann 1933 unter dem Pseudonym Frank Waldassen eine logische Fortsetzung dieses Themas mit dem Titel „Handel mit den Doktor-Titeln. Ein Spaziergang auf dem Jahrmarkt der Eitelkeiten“ heraus.

Seit 1927 lebte Paul Englisch als freier Schriftsteller und gelangte vor allem im Bereich der Sittengeschichte zu gewisser Bekanntheit. Im selben Jahr veröffentlichte er seine erste größere Arbeit, betitelt „Geschichte der erotischen Literatur“.

Er fragte bei Arthur Schnitzler an, ob er Autor des 1906 geschriebenen Buches „Josefine Mutzenbacher“ sei, worauf Schnitzler ihm im September 1928 antwortete, dass diese verbreitete Annahme nicht richtig sei. Paul Englisch hielt aber Schnitzlers 1903 verfasstes und erst 1920 in Berlin uraufgeführtes Bühnenstück „Reigen“ als „bestes erotisches Werk der jüngsten Vergangenheit“.

Regelmäßig erschienen seine Aufsätze in dem von Herbert Reichner in Wien herausgegebenen „Philobiblon. Zeitschrift für Bücherliebhaber“ sowie ebenfalls in Wien in dem von Hans Feigl veröffentlichten „Jahrbuch Deutscher Bibliophilen“. Paul Englisch schrieb in diesen Artikeln über Dichter und Schriftsteller als Freunde erotischer Literatur, über Nicolas Chorier, über die erotische Buchillustration der Gegenwart und über die Sonette des Pietro Aretino. Paul Englisch setzte auch das Werk von dem am 2. Januar 1843 in Breslau geborenen Hugo Hayn fort, über den er 1932 einen Artikel mit dem Titel „Der Mann, der die Liebe katalogisierte“ verfasste. Die Publikationen mit erotischem Inhalt katalogisierte auch auf ihre Weise die Abteilung II des Berliner Polizeipräsidiums. Nach Paul Englisch waren um 1928 insgesamt fast 8200 Druckschriften als unmoralisch beschlagnahmt worden.

Paul Englisch war wenig von dem Erfolg dieser Maßnahme überzeugt, denn 1931 argumentierte er in dem von ihm verfassten Kapitel „Die erotische Photographie als Blickfang“ des Buches „Die Erotik in der Photographie“ so: „*Und da nach Schillers Wort der Hunger und die Liebe das menschliche Getriebe zusammenhält, wird das Anknüpfen an die Geschehnisse der Sexualität stets das Interesse der Leser, der Beschauer und Beobachter erwecken. Daß damit der rechte Weg beschritten wurde, beweist die moderne Reklame, die Erotik als Blickfang kaum noch entbehren kann*“.

1930 wurde Paul Englisch einer der Mitautoren der von dem am 14. Mai 1868 in Kolberg geborenen Magnus Hirschfeld veröffentlichten „Sittengeschichte des

Weltkrieges“. Namentlich verfasste er einen Artikel im Anhang über die verbotene erotische Literatur während des Krieges.

1931 erschien von Paul Englisch die „Sittengeschichte Europas“ mit 230 Abbildungen. Sie war allerdings auf einen Faktor eingeschränkt: „*Die Aufgabe bestand also darin, das sexuelle Moment im Kulturleben aller Zeiten zu erfassen und zur Darstellung zu bringen. An sich ein riesiges Gebiet, zu dessen restloser Durchforschung mehr als ein Dutzend Bände im gleichen Format nicht ausreichend wären. Der große Zusammenhang sollte gezeigt werden: ohne störende Einzelzüge, deren Behandlung dem Spezialisten vorbehalten ist*“.

Kritiker warfen den vielen Sittengeschichten vor, dass die Bilder nicht nur zu Bildungszwecken dienten.

1933 markierte einen nächsten Wendepunkt in Deutschland, der auch einen Niederschlag im Sittenbereich fand. Auf der „Liste des schädlichen und unerwünschten Schrifttums“ landete auch Paul Englisch mit einigen seiner Bücher. Bis 1928 war er parteilos, vielleicht blieb es so auch später.

Unter den neuen politischen Umständen fand der freie Schriftsteller Paul Englisch neue Betätigungsfelder. So schrieb er über das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit, einen Leitfaden über verschiedene finanzielle Berechnungen, in der Reihe „Helden der Luft“ verfasste er Broschüren über die Pioniere der Luftfahrt Graf Zeppelin, Gunter Plüschor und Hermann Köhl.

Als Frank Waldassen erarbeitete er 1934 das „Politische Wörterbuch. Aufbau, Organisationen und Schöpfungen des neuen Staates in Schlagworten“. Im selben Jahr setzte sich Paul Englisch als „berufener Kenner“ in seinem Buch mit der Frage „Freie Wirtschaft oder organische Wirtschaft?“ auseinander.

1936 wurde im „Handwörterbuch der Kriminologie“ sein Beitrag über den Kriminalroman aufgenommen. Vielleicht kann noch heute ein Krimileser von Paul Englisch dieses erfahren: „*Der Kriminalist kann wegen der zwischen dem Kriminalroman und der Kriminologie bestehenden Wechselbeziehungen an ihm nicht vorbeigehen. Auffallend ist bei dem Kriminalroman, daß in 90 von 100 Fällen ein Mord im Mittelpunkt der Handlung steht. Für Diebstahl, Unterschlagung, Meineid und sonstige Verbrechen zeigen die Autoren viel weniger Interesse. Der Mord allein gilt als ‚schönnes Verbrechen‘, vielleicht, weil seine Schilderung etwa schlummernden sadistischen Tendenzen des Publikums entspricht, und technisch deswegen, weil der meistens einzige Zeuge der Tat seine anklagende Stimme nicht mehr erheben kann, so daß der Autor nach Belieben seine Gestalten wie Schachfiguren hin und her schieben darf, ohne von dem Opfer lästige Störungen befürchten zu müssen. Edgar Wallace hat mehrere seiner erfolgreichen Romane („Der Hexer“, „Der Zinker“) für das Theater sowohl wie für den Film überarbeitet. Die Technik ist wohl die gleiche. Mit allen Mitteln kriminalistischer Logik wird der*

*Blick vom Wesentlichen abgelenkt und das Publikum dazu gebracht, auf den Falschen zu tippen. Nicht die kriminelle Handlung steht im Vordergrund, sondern die sportliche Jagd nach dem Verbrecher. Den Gesetzen der Bühne und der flimmernden Leinwand werden deshalb solche Stücke eher gerecht, die das humoristische Element bevorzugen".*

Dieser kriminalistische Beitrag wurde aber schon posthum veröffentlicht. Paul Englisch verstarb 1935. Laut Berliner Adressbuch von 1936 wohnte in Berlin-Karlshorst in der Prinz Oskar-Straße 4 die Witwe Aloisia Englisch. Paul Englisch war der zweite Ehemann von Aloisia Graff, die als Aloisia Kobald am 4. Juni 1885 in Innsbruck geboren wurde. Paul Englisch heiratete sie am 18. Dezember 1918 in Berlin-Schöneberg.

Nach dem nächsten Wendepunkt in der deutschen Geschichte setzte man ab 1946 einige zwischen 1933 und 1934 geschriebene Publikationen von Paul Englisch auf der „Liste der auszusondernden Literatur“, die von 1946 in der SBZ bis 1952 in der DDR veröffentlicht wurde.

Im Laufe der Jahre wurden in Westdeutschland ein paar sittengeschichtliche Titel von Paul Englisch erneut herausgegeben. Im Laufe der Jahre änderten sich auch die Sitten, zeitgenössische Autoren versuchten sie zu beschreiben und beriefen sich dabei ab und zu auf den Klassiker Paul Englisch.

Eigentlich könnte man an dieser Stelle mit der Erzählung über Paul Englisch, einen Oberschlesier, der viele verschiedene Bücher und Schriften verfasste, Schluss machen. Aber in der letzten Zeit wurde Paul Englisch auch im Bereich des politischen Diskurses in Deutschland mit seiner Arbeit „Freie Wirtschaft oder organische Wirtschaft?“ zitiert. Das geschah in der Publikation „... ,Die neurotische Phase überwinden, in der wir uns seit siebzig Jahren befinden'. Zur Differenz von Konservatismus und Faschismus am Beispiel der ‚Historischen Mission‘ Björn Höckes (AfD)“ von Andreas Kemper, die im Februar 2016 von der Rosa-Luxemburg-Stiftung Thüringen e.V. herausgegeben wurde.

### **Paul Drechsler**

Schlesien ist ein interessantes Beispiel für einen Begriffswandel auf verschiedenen Ebenen. Wenn sich mit der Zeit alles ändert, warum sollte Schlesien eine Ausnahme bilden? Das Schlesien von einst beginnt bereits ein Mythos zu werden. Die einstige Wirklichkeit lebt nicht mehr in einer geschichtlichen Kategorie, sondern in einer imaginären Vorstellungswelt.

Man sollte sich eigentlich freuen, denn nicht alles auf dieser Welt ist zu einer Legende geworden. Das Leben einer Legende ist wesentlich länger als das wirkliche Leben des Objekts einer Legende. Burgund zum Beispiel und sein

Menschenschlag leben weiter im Nibelungenlied, aber vor allem wohl als Weinsorte.

Schlesien bestand vor Jahren grundsätzlich aus Niederschlesien und Oberschlesien. Zwischen beiden Teilen gab es Unterschiede auf verschiedenen Ebenen. Niederschlesien war schon eine entwickelte Region, als an der Stelle des heutigen Kattowitz und Königshütte noch grüner Wald wuchs. Heute aber sind diese Städte die schlesischen Städte schlechthin und nicht die alte Stadt Breslau. Viele sagen heute Schlesien und meinen Oberschlesien ohne die Wojewodschaft Oppeln.

In dem ersten Aprilheft von 1902 der Monatszeitschrift „Oberschlesien“ in Kattowitz gab es einen Beitrag über das Oberschlesien vor fünfzig Jahren, in dem die Rede aber auch von Schlesien war: „*Wohl kein Gebiet in unserer Heimatprovinz hat in wenigen Jahrzehnten einen solchen Aufschwung genommen wie Oberschlesien, besonders der unter diesem Namen meist allein begriffene Industriebezirk. Dieser Aufschwung wirkte so umgestaltend auf die Verhältnisse ein, daß unsere bejahrten Landsleute, die dies alles an und in sich erlebt haben, durch ihre Vergleiche von einst und jetzt an amerikanische Urwälzler gemahnen, die vor Jahrzehnten da ihre Blockhäuser zimmerten, wo sich heute Bauten aus Stein und Eisen erheben.*

*Früher hat man von Schlesien draußen im Reiche nicht viel gewußt. Im 16. Jahrhundert klagt der Brieger Bartholomäus Stein: Als einst in der Fremde, nicht gar so weit von uns, im freundschaftlichen Gespräche die Rede auch auf unser Schlesien kam, da erklärten einige, und das Leute, die nicht ohne Bildung waren, sie hätten niemals nur den Namen dieser Landschaft gehört. – Stein, den dies verdroß, gab, um seine Heimat in weiteren Kreisen bekannt zu machen, im Jahre 1512/13 eine Beschreibung von ihr heraus. Aber sie muß nicht weit gedrungen sein. Denn im Jahre 1558 rühmt Melanchthon, daß kein anderer Stamm in Deutschland im ganzen Wissensgebiete mehr gelehrt Männer besitze als Schlesien, und bedauert zugleich, daß es von dem Lande keine Beschreibung gebe. Drei Jahre später gab Martin Helwig die erste zuverlässige Karte von Schlesien heraus.*

*Friedrich der Große war es, der die Augen von Europa auf Schlesien lenkte, um dessen Besitz er ‚einer Welt in Waffen stand‘. Die eroberte Provinz war die schönste Perle in der Krone der Hohenzollern. Und als der großartige Aufschwung der modernen Technik in den Berg- und Hüttenwerken, deren zahllose Schlote ebenso viele Beweise für die schöpferische Rührigkeit des Menschengeistes sind, einen amerikanisch raschen Aufschwung aller Verhältnisse ergab, da zeigten bald Land und Leute ein ganz anderes Gesicht als vor fünfzig Jahren.*

*Wie über Nacht erstanden Ansiedlungen, wuchs in Dorf und Stadt die Zahl der Bewohner zu unglaublicher Höhe. Das Gesicht des Landes ist verändert. Ein engmaschiges Schienen- und Leitungsnetz durchzieht das Land und beflügelt den Verkehr; für Wege und Straßen wird viel getan. Neben den alten Kabanen, den Zeugen früherer Zeit, ragen stattliche Bauten empor, versehen mit allem Komfort der Großstadt. Auf den breiten Boulevards, die nachts eine Fülle elektrischen Lichtes erhellten, flutet die lebensfreudige, weiß- und kunstbegierige Menge.*

*Wegesetzt ist die Vorherrschaft des Junkertums, in die entlegenste Verlassenheit zieht sich die Unbildung zurück; die Analphabeten schwinden bald ganz. Und der Pole, anstellig und genügsam, schätzt deutsche Arbeit und deutschen Unternehmungsgeist, der Land und Leute so mächtig umgestaltet und ihn selbst sozial und kulturell gehoben hat. Einigen sich beide Nationalitäten im friedlichen Wetteifer, wirken sie beide mit gegenseitiger Schätzung zusammen, dann erst wird Oberschlesien voll und ganz auch in der Ferne gewürdigt werden, nicht bloß als das Land reicher Naturschätze, sondern auch als das Land der Arbeit und Tatkraft".*

Paul Drechsler, der Autor dieser Sätze, war damals erst 40 Jahre alt. Er wurde am 6. Mai 1861 in Leobschütz geboren und von diesem Teil Oberschlesiens geprägt. Sein Vater Wilhelm Drechsler war Schuhmachermeister. Paul Drechsler besuchte das Gymnasium in Leobschütz, das er am 21. Juni 1880 mit dem Abitur beendete. An der Universität in Breslau begann er katholische Theologie zu studieren, aber bald entschied er sich für die Germanistik sowie für alte und neuere Fremdsprachen. Er promovierte am 27. September 1886 zum Dr. phil. mit einer Dissertation über den um 1603 in Leobschütz geborenen Dichter Wencel Scherffer von Scherffenstein. Anschließend absolvierte er ein Jahr militärische Dienstpflicht beim Oberschlesischen Infanterieregiment Nr. 62 in Ratibor. Zwei Jahre später bestand er Mitte 1889 in Breslau die Staatsprüfung für das höhere Lehramt.

Es folgten die ersten Anstellungen als Lehrer. Zunächst unterrichtete er von 1890 bis 1893 am Gymnasium in Leobschütz. Der berufliche Weg führte ihn dann für ein paar Jahre nach Niederschlesien. So arbeitete er zwei Jahre am Lehrerseminar in Liebenthal, dann kurze Zeit am Gymnasium in Ohlau, zwei Jahre am Gymnasium in Jauer, ein Jahr am Progymnasium in Sprottau und bis Ostern 1899 an dem bekannten Matthiasgymnasium in Breslau. Danach kehrte er am 1. April 1899 nach Oberschlesien zurück, und zwar direkt mitten ins Industrievier und wurde Oberlehrer an der Realschule in Beuthen.

1909 schrieb er über seine Ankunft in Oberschlesien: „Als ich vor zehn Jahren nach Oberschlesien übersiedelte, entließ man mich in Breslau mit Worten lebhaften Bedauerns, wie wenn ich auf dem Wege der administrativen

*Verschickung nach Sibirien hätte ziehen müssen. Man riet mir alles Ernstes, mich schleunigst in den Besitz eines Revolvers und eines polnischen Wörterbuches zu setzen, da man ohne diese beiden Begleiter im Industriebezirk schlechterdings nicht auskomme. Ich habe bis heute beides nicht vermisst. Das aber ist mir klar geworden: der südlich von Breslau gelegene Teil Schlesiens ist vielen ein unbestimmter geographischer Begriff und Oberschlesien den meisten ein unbekanntes Land, das da unten liegt, „fern von gebildeten Menschen, am Ende des Reiches“, wie anno 1790. Und doch hat sich im Industriebezirk Oberschlesiens deutscher Geist und deutscher Fleiß in einer Weise wirksam gezeigt wie auf gleichem Raum in keinem Teile Schlesiens“.*

Nach einem Jahr Arbeit in Beuthen erhielt Paul Drechsel die Aufgabe seines Lebens. Vier oberschlesische Industriegemeinden Alt-Zabrze, Klein-Zabrze, Zaborze und Dorotheendorf mit insgesamt fast 70000 Einwohnern bemühten sich seit 1895 um die Gründung eines Gymnasiums. Die Schulbehörden wollten ihnen aber nur eine Realschule bewilligen. Eine entscheidende Wende schuf der Oberbergrat Ewald Hilger, obwohl nicht ohne Hindernisse seitens der Schulaufsichtsbehörde. Es mussten zwei Bedingungen durch eine Gemeinde erfüllt werden, und zwar die Übernahme der laufenden Kosten der Schulanstalt auf den eigenen Etat und die Errichtung eines eigenen Schulgebäudes. Die Gemeinde Zaborze erklärte sich 1900 bereit, diese Bedingungen mit Hilfe von Alt-Zabrze zu erfüllen. Am 1. April 1900 wurde ein Progymnasium in Entwicklung in Zaborze errichtet. Es benutzte zunächst die Räume der Fortbildungsschule der Donnersmarckhütte in Alt-Zabrze. Zum Leiter des Progymnasiums wurde Paul Drechsler berufen.

Am 3. April 1902 wurde die zweite Bedingung erfüllt. Das neue Gebäude für das Progymnasium in Zaborze auf dem Ewald-Hilger-Platz gegenüber dem Holzplatz Wilhelmine der Königin-Luisen-Grube war fertig, und es fand die feierliche Übersiedlung des Progymnasiums in das neue Schulgebäude statt.

Anlässlich dieses Ereignisses verfasste Paul Drechsler ein Gedicht mit dem Titel „Wettstreit“: „Schön ist das Haus, man muß es loben/und pünktlich ward es aufgeführt/und nun beginnt der Chor zu toben/wem wohl das Hauptverdienst gebührt//Mein ist der Ruhm, ihr lieben Leute'/der Ziegelstreicher ruft es laut//Sagt an: wo wäret ihr denn heute/hätte ich die Ziegeln nicht gebaut?//Was Ziegen! – Ruh'n sie nicht auf Steinen?/und diese hab' ich hergeschafft/Mein ist der Ruhm – das sollt' ich meinen'/das spricht der Vektorant mit Kraft// Ohn' unser Müh'n und unser Laufen/so eifert laut der Maurer Bund/läg' hier noch Stein- und Ziegelhaufen/wir sind's, durch die das Haus erstund//Der Meister mit erhob'n Händen/Fleht auf zu Gott: 'Ich danke dir/daß du das Werk uns ließt vollenden/sei auch des Hauses Schutz und Zier“.

Vor dem Ende des Schuljahres 1906 wurde das bisherige Progymnasium in Zaborze behördlich als Gymnasium anerkannt. Die ersten Abiturienten verließen die Schule am 4. April 1906. Paul Drechsler wurde zum Gymnasialdirektor ernannt und hatte diese Funktion bis zu seinem Tod inne. Durch einen Erlass des Kaisers Wilhelm II. vom 17. Juli 1910 wurde der Schule genehmigt, den Namen Königin-Luise-Gymnasium zu führen.

Bereits als einfacher Lehrer hatte sich der arbeitsfreudige und auch wissenschaftlich begabte Paul Drechsler der Erforschung seiner Heimat und deren Bewohner gewidmet. War es die oberschlesische oder die schlesische Heimat? Es war beides, denn Oberschlesien mit all seiner Eigenart war ja ein Teil von Schlesien.

Paul Drechsler verfügte noch über eine andere wesentliche Eigenschaft: „*Der hervorstechendste Zug seines Wesens war seine glühende, begeisterte Liebe zu seiner schlesischen Heimat, zu ihrer Natur, zu ihrem Volke in allen seinen Äußerungen in Sprache und Lied, Sage und Dichtung, Sitte und Brauch, in Glauben und Aberglauben. Schon seit der Studentenzeit lockte es ihn, allen diesen Erscheinungen wissenschaftlich nachzugehen, und während seiner Wanderjahre als Hilfslehrer lernt er einen großen Teil Schlesiens aus eigenster Anschauung auf genaueste kennen, überall sammelt er unermüdlich volkstümliche Überlieferungen und weiß auch seine Schüler mit bestem Erfolg dazu anzuregen; der deutschen Sprache und Dichtung und Volkskunde widmet er seine beste Kraft und seine ganze literarische Tätigkeit, für die er sich die Zeit mühsam von den starken Anforderungen seiner Berufspflichten abspart*“.

So war es in der Tat. Als am 28. Juni 1894 in Breslau die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde gegründet wurde, trat ihr Drechsler sofort bei. In den „Mitteilungen“ dieser Gesellschaft veröffentlichte er seine ersten Arbeiten aus dem Bereich der Volkskunde im Kreis Leobschütz.

1895 veröffentlichte er in den von Karl Weinhold gegründeten „Germanistischen Abhandlungen“ den zweiten, bisher nicht gedruckten Teil seiner Dissertation, der aber durch die Erfahrungen der letzten zehn Jahre erweitert wurde. Die Publikation trug den Titel „Wencel Scherferr und die Sprache der Schlesier. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Sprache“. Paul Drechsler schrieb über die Bedeutung dieses Schlesiers: „*Reich an schlesischen Ausdrücken und volkstümlichen Wendungen, sind Scherffers Dichtungen besonders eine Fundgrube für das Wörterbuch, und darin liegt für uns ihr Hauptwert. Er befürwortet die Umgestaltung altdeutscher Sachen, freut sich über Burkard Waldis' Bearbeitung des Theuerdank, schätzt Reineke Fuchs und Froschmeuseler; er trägt selbst durch gelungene Übersetzungen, so durch die Übertragung der munteren Scherzeime des Polen Jan Kochanowsky, und besonders durch die*

*Verdeutschung eines Hauptwerkes des 16. Jhds., „des Dedekindi alten Sittenbuchs, Grobianns genannt‘, und der hochgeschätzten Pia desideria (Gottseliges Verlangen) des holländischen Jesuiten Hermann Hugo zur Bereicherung der deutschen Literatur bei. Vor allem ist es ihm, dem Manne des Volkes, darum zu tun, die Dichtung, die nach Opitz nur Sache der Gelehrten sein soll, vor der ihr drohenden Unnatürlichkeit und Verknöcherung zu bewahren und sie zu Belehrung und Ergötzung in die Schichten des Volkes zu führen. Alles, was diesen Zweck zu fördern verspricht, zieht er in den Bereich seiner dichterischen Tätigkeit: Gelegenheitsgedichte, beschreibende Dichtungen, Epigramme, religiöse Erbauungen, Rätsel, Bauerngespräche in Volksmundart. Dabei sprengt sein natürlicher Sinn oft die engen Bande der schablonenhaften Reimerei, der Schalk in ihm lacht laut auf über den erkünstelten undeutschen Mummenschanz der Mode; es kommt Leben in die farblose Eintönigkeit, und Scherffer steht vor uns, ein biederer Schlesier, wie er lebt und lebt, und wir freuen uns seiner gesunden Einfachheit“.* Ebenfalls 1895 veröffentlichte Paul Drechsler ein Lebensbild von Albert von Hoditz, dem Wundergrafen von Rosswald.

1896 erschien sein Beitrag „Handwerkssprache und –brauch“ in der Festschrift der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde anlässlich des 50jährigen Doktorjubiläums von Professor Karl Weinhold, der aus dem schlesischen Reichenbach stammte und ein verdienter Germanist und Volkskundforscher war. Paul Drechsler schrieb auch für die 1891 in Berlin von Karl Weinhold begründete „Zeitschrift für Volkskunde“ Artikel, die ein Presseorgan des Vereins für Volkskunde war.

Auch nachdem Paul Drechsler das Zaborzer Gymnasium zu leiten begonnen hatte, setzte er seine wissenschaftlich-schriftstellerische Tätigkeit fort. Sogar in den Beilagen zu den Jahresberichten des Gymnasiums veröffentlichte er volkskundliche Beiträge über das Verhältnis des Schlesiers zu seinen Haustieren und Bäumen sowie über mythische Erscheinungen im schlesischen Volksglauben wie den wilden Jäger, Frau Holle oder die Druck- und Quälgeister.

Paul Drechsler war auch konkreter Dichter. 1903 gab der Kattowitzer Verlag der Brüder Böhm seinen Gedichtband „Heimatlust und Jugendglück“ heraus. Einige Gedichte tragen Untertitel vom Anlass ihrer Entstehung, was für unsere Heimatgeschichte nicht ohne Bedeutung ist. So dichtete er über die Themen Heimat, Frau und Ehre: „Nichts auf der Welt, das höher wär‘/ als Heimat, Weib und Mannesehr‘/dem Heimatland nach altem Brauch/dein erster und dein letzter Hauch/und hat sich dir ein Weib geweiht/steh treu zu ihr zu aller Zeit/doch was des Lebens Licht und Lust/die Ehre ist’s in deiner Brust/Für diese drei der wack’re Mann/tritt ein und wirkt, so lang er kann“.

1901 begann die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde die Reihe „Schlesiens volkstümliche Überlieferungen. Sammlungen und Studien“ herauszugeben. Als zweiter Teil dieser Reihe wurde 1903 und 1906 Drechslers Opus magnum in zwei Bänden mit insgesamt rund 650 Seiten herausgegeben. Es trug den Titel „Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien“.

Im Vorwort schrieb der Autor: „Das ist der erste Versuch einer zusammenfassenden Behandlung schlesischen Volksglaubens und Volksbrauches, das Ergebnis langjähriger Sammelarbeit. Karl Weinhold, der es angeregt und mit warmer Teilnahme begleitet hat, weilt nicht mehr unter uns. Und doch sollte das Buch zum Teil das verwirklichen, was der Altmeister der deutschen Volkskunde schon im Jahre 1862 in den Schlesischen Provinzialblättern als einen Herzenswunsch ausgesprochen hatte: ‚Niemand vermag die Zeit in ihrem Lauf zu hemmen; der Freund eines gesunden Volkslebens, der Forscher in alten Dingen sucht aber die Trümmer, welche sie beiseite schleudert, zu sammeln und zu verzeichnen. Auch Schlesien war reich an mancherlei Gebräuchen, auch hier schwindet in Eile das Alte. Darum wäre es höchste Zeit, noch zum Ertrag für Wissenschaft in den verschiedenen Gegenden zu beschreiben, was von der Wiege bis zum Grabe von Sitte und festem Brauch vorhanden ist‘. Den größten Teil des Stoffes habe ich während der Wanderjahre in verschiedenen Gegenden der Heimat selbst gesammelt. Mündliche und schriftliche Mitteilungen von Freunden schlesischen Volkstums, namentlich die dem Archiv der Gesellschaft zu Breslau von fleißigen Sammlern zugesandten volkskundlichen Beiträge, haben mir dazu wertvolle Erweiterungen geliefert und oft einen Fund bestätigt oder das Vorkommen eines Brauches auch für einen andern Ort bezeugt. Mein Hauptaugenmerk richtete ich auf den Bestand in der Gegenwart und ging von da aus gern den Spuren in der Vergangenheit nach. Daß mir manches entgangen sein wird, ist bei solcher Sammelarbeit selbstverständlich, lückenlose Darstellung wohl kaum zu erreichen. Manches, was ich aus Oberschlesien beibringe, wird in bisher undurchforschten Strichen Niederschlesiens, vielleicht verkümmert oder erweitert, fortleben, denn wie die Menschen wandern und durch Bedürfnis oder Heirat in neue Verhältnisse treten, wandert auch Sitte und Brauch, und wie sich Einheimisches mit Fremdem mischt, so auch Glauben und Meinen. Auch habe ich mich bemüht, volkstümliche Äußerungen von Angehörigen beider Hauptkonfessionen Schlesiens in gleichmäßiger Ausdehnung zu erlangen. Noch einmal betone ich: das Buch soll eine Vorarbeit zur schlesischen Volkskunde sein, nicht diese selbst. Sie wird zustande kommen, wenn dadurch viele Berichtigungen, eingehende Ergänzungen veranlaßt werden. Ich werde sie mit Dank begrüßen. In Schlesien ist zu rechter Zeit durch das rechte Wort noch mancher Schatz zu heben,

*denn wenn irgendwo hängt hier das Volk an seiner lieben Heimat und dem, was es von seinen Vätern ererbt hat“.*

Die von Drechsler beschriebenen Gebräuche haben historischen Wert, denn die Mehrheit von ihnen war von den Menschen gepflegt worden, deren Nachkommen schon nicht mehr in Schlesien wohnen und, wie es Drechsler schrieb, durch Bedürfnis oder Heirat sich anderen Sitten und Gebräuchen angepasst hatten.

Einige Bräuche sind in Oberschlesien aber erhalten geblieben. 1908 erwähnte Drechsler in seiner Abhandlung „Die Seele nach Tode in der Anschauung des Volkes“ einen Brauch in beiden Teilen Schlesiens: „*In der Christnacht lässt man in Ratibor, Mocker, Schweidnitz nach der Mahlzeit den Tisch gedeckt, damit die armen Seelen davon essen können; denn, wie es in Österreichisch-Schlesien heisst, um Mitternacht ist es ihnen gestattet, zu essen. So zeigt sich schon hier die Unterscheidung guter Geister, deren Gunst man sich sichern will, und böser, die man abwehren kann*“. Zu der zweiten Kategorie gehörte strzyga, eine Art oberschlesischer Vampir mit einer Doppelreihe von Zähnen und mit zwei Seelen. 1909 verfasste Drechsler ein Lesebuch für den schlesischen Bergmann mit dem Titel „Bergbau und Bergmannsleben in Schlesien“, das als erste Volkskundearbeit über den schlesischen Bergbau gilt. Er analysierte in dieser Publikation auch die Ursachen für die Streiks auf den Gruben. In früherer Zeit waren es: „*Lohnverkürzung, zu lange Schichtdauer, unrechtmäßige Verwendung von Knappschaftsgeldern, Unterschleife der Beamten, hohe Brotpreise, Aushebung zum Kriegsdienst und Religionsstreitigkeiten, heute alle möglichen Dinge: Verkürzung vermeintlicher Menschenrechte, schlechte Behandlung durch die Steiger, Beschimpfung, geringen Verdienst, Mangel an Holz und Leitungsschienen, Mängel in den Wohnungen. Nicht Not und Dürftigkeit allein führen zu Ausstand, zu Empörung, zu Gesetzesüberschreitung und Verbrechen, sondern viel mehr erst die hinzutretenden Anreize, Suggestion, Radau- und Skandalsucht. Oft schüren die Unzufriedenheit auch Elemente, die nicht aus innerer Neigung, sondern nur gezwungen sich in einer Grube anlegen lassen, die im Dienst einer Partei stehen oder einem bestimmten Fanatismus begeistert dienen*“.

Zur Jahrhundertfeier der Königlichen Universität zu Breslau am 3. August 1911 gab der Vorsitzende der Schlesischen Gesellschaft für Volkskunde Professor Theodor Siebs im Namen der Gesellschaft eine Festschrift heraus. Unter den dabei Mitwirkenden war auch Paul Drechsler mit einem Beitrag über die Präpositionen im Schlesischen.

Ab 1911 war Paul Drechsler Vorsitzender des Oberschlesischen Museums in Gleiwick. Am 30. April 1913 entstand in den Räumen dieses Museums die „Deutsche Eichendorff-Gesellschaft“. Zum Vorstandsvorsitzenden wurde Paul

Drechsler gewählt. Schon seit 1901 war er Vorsitzender des Vorstandes der Kriegervereins Zabrze 1873.

Als 1914 der Krieg ausbrach, konnte sich Paul Drechsler aus gesundheitlichen Gründen nicht dem Militärdienst zur Verfügung stellen. Ab Januar 1915 diente er aber freiwillig, zunächst als Oberleutnant beim Landwehr-Ersatzbataillon in Cosel und ab September 1915 schon als Hauptmann in Neuhammer und Oppeln. Am 30. November 1917 wurde er aus Rücksicht auf seine Gesundheit nach einem Schlaganfall aus dem Heeresdienst entlassen.

Eine Besserung seines Gesundheitszustandes gelang nicht. Paul Drechsler starb am 5. April 1919 in Hindenburg in der Kronprinzenstraße 112, wo er mit seiner Ehefrau Anna Drechsler, geborene Warczynski, wohnte. Am 8. April fand in der Aula seines Gymnasiums eine Trauerfeier statt. Am Tag darauf wurde Paul Drechsler auf dem Gräbschener Kommunalfriedhof in Breslau beigesetzt.

Am 9. und 10. April spielten sich in Zaborze Szenen ab, die aus dem Lesebuch für den schlesischen Bergmann hätten genommen sein können. Es gab in dieser Woche keine Butter und kein Fleisch. Am 10. April versammelten sich die Bergleute im Heinitz-Zechenhaus. Ein Obersteiger wurde seines Amtes enthoben, zwei weitere Beamte wurden verprügelt. Hunderte von Menschen kamen vor das Gebäude der Gemeindeverwaltung. Die Situation eskalierte, Läden wurden geplündert, Straßenbahnen aufgehalten und die Fahrgäste verprügelt. Misshandelt wurden auch ein Pfarrer, seine Schwester und ein Kaplan. Aus Hindenburg kamen Soldaten, es kam zu einem Nahkampf, beide Seiten benutzten Schusswaffen. Hierbei sollen eine Person getötet und mehrere Personen verwundet worden sein.

Am 14. November 1919 beging im Musiksaal der Breslauer Universität die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde das Jubiläum ihres 25jährigen Bestehens. Man gedachte dabei der verstorbenen Mitglieder, darunter auch des Dr. Paul Drechsler, den „trefflichen Kenner und Darsteller schlesischer Bräuche und Sitten“.

### Cäcilienvereine

*„Willkommen euch, die ihr dem Herren singt/Ihm heiße Lob- und Dankeslieder bringt/Die ihr mit andachtsvollen Tönen das heil'ge Opfer helft verschön!/Nehmt freudigen Gruß, die ihr von fern und nah/Aus unsres Schlesierlandes schönen Gauen/Geeilt zum Fest der heiligen Cäcilia/An deren Gott geweihter Kunst euch zu erbauen“.*

So begrüßte alle seine 173 Mitglieder und viele Gäste in einer Festschrift der Cäcilienverein der St.-Maria-Kirche in Kattowitz, der im November 1930 das 50jährige Jubiläum seiner Gründung am 22. November 1880 feierlich beging.

Es war ein perfekter Tag zur Gründung eines Cäcilienvereins, denn es war der Namenstag der hl. Cäcilia, der Patronin der Kirchenmusik. Diese Römerin lebte im 3. Jahrhundert nach Christus. Sie starb den Märtyrertod. Ihr Leichnam wurde später in einer ihr geweihten Kirche in Rom beigesetzt, wo eine Bildsäule ihre Grabstätte kennzeichnet. Der Legende nach war die heilige Cäcilia auch Erfinderin der Orgel. Zu ihren symbolischen Beigaben gehören neben der Martyrerpalme auch eine Orgel oder ein Violoncello oder eine Harfe.

1585 gründete Giovanni Palestrina, der Erneuerer der Kirchenmusik, in Rom einen „Verein der heiligen Cäcilia“. Der Verein hatte die Aufgabe einer gewissenhaften Pflege würdiger Kirchenmusik. Seit 1968 gibt es im deutschsprachigen Raum eine Palestrina-Medaille. Sie kann einem Kirchenchor verliehen werden, der mindestens seit hundert Jahren besteht.

Im Laufe der Jahrhunderte verlor aber die kirchliche Musik ihre Qualität, sie entfernte sich von den durch Giovanni Palestrina gesetzten Maßstäben, und einige Bereiche wie der Gregorianische Choral wurden fast völlig vernachlässigt. Mit der Zeit kamen aber auch Anregungen zu einer Rückbesinnung auf die Formen der alten Musik.

Anfang des 19. Jahrhunderts wirkte in diesem Sinne in München der bekannte Kirchenmusiker Caspar Ett. In Regensburg war der am 11. Februar 1794 in Gröbning bei Leobschütz geborene Karl Proske tätig. Der musikalische oberschlesische Priester führte zunächst ab 1826 das Chorvikariat an der Alten Kapelle in Regensburg. Seine Verdienste um ein gutes Niveau der kirchlichen Musik waren groß. Mit Recht wird er als Vater des Cäcilianismus betrachtet. Aber die so genannte Bewegung zur Erneuerung der Kirchenmusik konnte erst sein Schüler Franz Xaver Witt praktisch umsetzen.

Der Kaplan Witt betätigte sich als Chorlehrer am Regensburger Priesterseminar. Ab Januar 1866 begann er die Zeitschrift „Fliegende Blätter für katholische Kirchenmusik“ herauszugeben, die nach genau zwei Jahren den bis heute bestehenden Titel „Musica Sacra“ erhielt.

Im Dezember 1867 ließ Witt einen Aufruf zur Gründung eines Reformvereins für katholische Kirchenmusik ergehen. Die Zeit war dafür wohl schon reif, denn dieser Aufruf wurde begeistert aufgenommen. Auf dem 19. Deutschen Katholikentag in Bamberg vom 31. August bis zum 3. September 1868 konnte Franz Witt mit 500 Sängern auftreten und den ersten Cäcilienverein gründen. Die Statuten des Cäcilienvereins wurden am 16. Dezember 1870 durch Papst Pius IX. bestätigt, und der Verein bekam auch den endgültigen Namen: „Allgemeiner Cäcilien-Verband für die Länder der deutschen Sprache“. Franz Witt war bis 1888 erster Generalpräsident dieser Organisation.

In oberschlesischen Kirchen wurde damals sicherlich viel volkstümlich gesungen. Ein deutscher Kirchenchor an der St.-Barbara-Kirche in Königshütte entstand beispielsweise 1859. Später wurde er in einen Cäcilienverein umgewandelt. Aber die Verwirklichung der Ziele des Cäcilienvereins erwies sich anfänglich als nicht einfach. Es gab dafür folgenden Grund: „*Die Kirchenmusik, oder besser gesagt, der mehrstimmige Chorgesang, fand in Oberschlesien keinen günstigen Nährboden. Abgesehen von den ländlichen Kirchengemeinden, die ja naturgemäß für die Pflege des liturgischen Gesanges nicht in Frage kommen konnten, gelang es auch in den aus kleinen Gutsbezirken zu im amerikanischen Tempo anwachsenden Städten nicht, den Resonanzboden für eine gepflegte, würdige Verschönerung des Gottesdienstes abzugeben. Die hauptsächliche Ursache hierfür war wohl der Umstand, daß der Kreis der Intellektuellen, wie er seiner Zeit hauptsächlich in der aufstrebenden Industrie vertreten war, keine Vertreter in den Kirchenchor entsenden konnte, weil damals das Gros protestantisch war. So blieb der Zuwachs – von einzelnen Ausnahmen abgesehen – auf die deutsche katholische Lehrerschaft beschränkt*“.

Allmählich entwickelten sich die oberschlesischen Kirchenchöre zu den musik- und sangeskundigen Cäcilienvereinen. Aber eigentlich ging der Meinungsunterschied unter den Parochianern nie zu Ende. Während viele bei Wiedergabe der würdigen Melodien durch den Chor in ihrem Gebet und Miterleben der Handlung am Altar andächtiger gestimmt wurden, fanden andere Kirchengänger den Chorgesang als überflüssig und betrachteten ihn sogar als Eingriff in die Rechte des Kirchenvolkes, dem damit die Möglichkeit genommen wurde, selbst zu singen.

Die Kirchenchöre waren nicht nur während der hl. Messe gefragt, sondern auch bei allen Kirchenfesten, insbesondere bei der Fronleichnamsprozession durch die Straßen der ganzen Parochie in den Städten oder in den ländlichen Kirchengemeinden. In den 70er Jahren des 19.Jahrhunderts wurde den deutschen Kirchensängern in Königshütte die Möglichkeit gegeben, bei den polnischen Maiandachten ein mehrstimmiges Lied zu singen.

Im Laufe der Jahre wurden in Oberschlesien immer neue Cäcilienvereine gegründet: 1881 in Myslowitz, 1884 in Tarnowitz, Sohrau und Pleß, 1895 an der Kreuzkirche in Siemianowitz, 1902 in Lipine bei Schwientochowitz, 1906 bei der St.-Maria-Kirche in Königshütte, 1909 bei der Peter-Paul-Kirche in Kattowitz, 1910 bei der St.-Hedwig-Kirche in Königshütte und in Ruda O/S, 1911 an der St.-Joseph-Kirche in Königshütte und in Neudorf bei Antonienhütte.

Die Entwicklung der oberschlesischen Cäcilienvereine wurde zunächst durch den 1. Weltkrieg und anschließend durch die Teilung Oberschlesiens Mitte 1922 unterbrochen. Die Cäcilienvereine in Westoberschlesien konnten danach ihre

Tätigkeit ohne Probleme weiter fortsetzen. Die Cäcilienvereine in Ostoberschlesien, in der autonomen polnischen Wojewodschaft Schlesien, mussten sich mit der neuen Lage abfinden, vor allem waren sie jetzt nicht mehr dem Breslauer Diözesan-Cäcilienverein angegliedert. Viele deutsche Katholiken gingen aus unterschiedlichen Gründen nach Westoberschlesien oder noch weiter westwärts. Darunter befanden sich natürlich auch Sänger und sogar einige Dirigenten der Cäcilienvereine.

Nach drei Jahren unermüdlicher Arbeit gelang es aber in den meisten Cäcilienvereinen, das Niveau von 1914 wieder zu erreichen und auch teilweise zu übertreffen. Doch bei der Aufbauarbeit ergaben sich Hindernisse: „*Unter dem Druck der Weltkrise begannen mit dem Jahr 1925 sich auch die wirtschaftlichen Verhältnisse unserer engeren Heimat zu verschlechtern, was sich auch auf die Kirchenchöre ungünstig auswirkte. Verlust der Arbeitsstelle und die Aussichtlosigkeit je zu einer geordneten Berufstätigkeit zu gelangen, ließen die Abwanderung aus den Vereinen nicht abreißen und sind infolgedessen nicht nur die Leistungen der Chöre zurückgegangen, sondern auch der Pegelstand der Vereinskassen ist immer tiefer gesunken*“.

So war eine langfristige und zielbewusste Tätigkeit der einzelnen Cäcilienvereine nicht möglich. Einige Chorleiter kamen nach und nach zu der Überzeugung, dass die Verbesserung der Lage nur durch einen Zusammenschluss der Cäcilienvereine in einem „Verband deutscher Kirchenchöre der Diözese Katowice“ möglich war. Diese Idee gewann eine tatkräftige Unterstützung von Seiten der Cäcilianer, und der neue Verband wurde am 1. Januar 1929 gegründet.

Er bestand 1929 aus 26 Chören mit 3098 Mitgliedern, davon waren 1566 aktiv und 1532 passiv. Dank der Aktivierungsarbeit in vielen Bereichen zählte der Verband Ende 1931 schon 35 Chöre mit 2128 aktiven und 1807 passiven Mitgliedern. Ab Mitte 1934 waren die Cäcilienvereine rein kirchliche Organisationen und unterlagen dadurch nicht dem Vereinsgesetz.

Der Sitz des Verbandes befand sich in Kattowitz. Den ersten Vorstand bildeten der Königshütter Pfarrer Paul Czaja als geistlicher Beirat, Georg Bednorz, ein Geschäftsführer aus Kattowitz, als 1. Vorsitzender, der Bankbeamte Alfons Czerwionka aus Königshütte als 2. Vorsitzender und der Redakteur der Zeitung „Der oberschlesische Kurier“, der Königshütter Ewald Cwienk, als Schriftführer.

Der am 8. Juli 1901 in Bismarckhütte als Sohn eines Chordirektors geborene Ewald Cwienk war nicht nur von zu Hause musikalisch. Er studierte in Königshütte und Breslau Orgel, Laute und Komposition. Dank seines großen Talents schuf er schon 1920 erste kirchenmusikalische Kompositionen. Später war er als Organist und Chordirigent tätig. Er verfügte also über theoretisches und praktisches Wissen, als er 1932 schrieb: „*Sehr segensreich wirkt der im Jahre 1929*

*gegründete Verband deutscher Kirchenchöre der Diözese Kattowitz, dessen Protektorat der Diözesanbischof übernommen hat. Er versorgt vor allem die kleineren Chöre mit Notenmaterial, hilft aber auch den größeren Chören, lebendigen Zusammenhang mit dem kirchenmusikalischen Leben der Gegenwart zu behalten. Obwohl die Leiter der Kirchenchöre meist keine „zünftigen Musiker“ sind, haben sie sich erstaunlich gut in ihre Aufgaben hineingearbeitet, wie die Leistungen beweisen, die man in den Gotteshäusern und in öffentlichen Konzerten zu hören bekommt. Wenn einzelne Chöre etwa die große Messe in C von Rheinberger, Werke neuerer Kirchenkomponisten wie Koch und Messner, die großen Spätwerke von Griesbacher und Mitterer, aber auch Mozarts Krönungsmesse, schließlich Palestrina und Orlando di Lasso aufführen, so ist das zweifellos beachtlich, zumal man noch bedenken muß, daß nach der Abwanderung der meisten deutschen Beamten und Lehrer die singenden Mitglieder zumeist dem Handwerker- und Arbeiterstand entstammen, daß die Dirigenten oft genug erst Notenkenntnis erziehen müssen. Auch die evangelischen Kirchenchöre, die in den meisten größeren Gemeinden bestehen, leisten wackere Arbeit. Sie sind dabei gegenüber den katholischen Kirchenchören insofern meist besser gestellt, als für die musikalische Leitung fachlich gebildete Organisten zur Verfügung stehen, die nicht in gleichem Maße mit täglichem Dienst überlastet sind wie die Organisten an den katholischen Kirchen“.*

Der Verband versah die Cäcilienvereine mit guten Kompositionen zu bedeutend ermäßigten Preisen. Im Verband entstand auch eine umfangreiche Bibliothek von Kirchenmusikalien. Er sorgte auch für viel Abwechslung in den zur Aufführung gelangten Gesängen. Um eine schnelle Verbreitung vorbildlicher Kirchenmusik zu erreichen, wurden entsprechende Schallplatten angeschafft. Dank des Verbandes erhielten die Chorleiter regelmäßig die Regensburger Zeitschrift „Musica Sacra“. Der Verband führte fast jährlich Dirigentenkurse durch. Die Cäcilienvereine entrichteten an den Verband monatliche Beiträge. Bei einer Mitgliederzahl bis 50 waren es 3 Zloty, bis 100 Mitglieder 4 Zloty und über 100 Mitglieder 5 Zloty.

Die Cäcilienvereine waren auch ein fester Bestandteil der kulturellen Aktivitäten der deutschen Minderheit in der Wojewodschaft Schlesien. In einigen Gemeinden war der Cäcilienverein der einzige an eine breite Öffentlichkeit tretende deutsche Verein. Bekanntlich besänftigt die Musik die Umgangsformen, aber ab und zu führten selbst die kirchliche Musik und der Gesang – sogar in lateinischer Sprache – zu Unstimmigkeiten zwischen den polnischen und deutschen Kirchenchören sowie Teilen der Pfarrgemeindemitglieder.

So war es beispielsweise bei der Fronleichnamsprozession in Schoppinitz 1932 und am 4. Dezember 1932 bei der Einweihung des St.-Barbara-Altars, der Patronin der Bergleute in der St.-Anna-Kirche in Janow bei Kattowitz. Der

Cäcilienverein Pleß bedauerte schon 1923 den erstmaligen Verzicht auf das Singen bei den einzelnen Fronleichnamsstationen.

Um den Cäcilienvereinen Gelegenheit zu geben, von ihrer musikalischen Tätigkeit Zeugnis abzulegen, veranstaltete man jedes Jahr in einer anderen Pfarrgemeinde eine Versammlung des Verbandes deutscher Kirchenchöre.

Die erste Jahresversammlung fand am 9. März 1930 in der St.-Maria-Kirche in Kattowitz unter dem Motto „betend singen und singend beten“ statt. Selbstverständlich begann die Versammlung mit einem feierlichen Hochamt. In der Predigt umriss Pfarrer Paul Czaja die Bedeutung der Kirchenmusik und die Aufgaben der Sänger. Während der hl. Messe zeigte der Cäcilienverein der St.-Maria-Kirche sein Können, indem er die Festmesse in C von Ignaz Mitterer, das Offertorium Scapulis suis von Franz Witt und ein achtstimmiges Tantum ergo von Mitterer sang. Anschließend versammelten sich 162 Delegierte im Vereinshaus von St.-Maria. Es wurde beschlossen, dass selbst der kleinste Verein mit einen Beisitzer im Vorstand des Verbandes vertreten sein sollte. Es folgten Reden der eingeladenen Gäste und ein Vortrag über die kirchenmusikalischen Fragen der Gegenwart vom Chorrektor Max Glumb aus Hindenburg. Weitere Auftritte der Chöre wurden mit der Cäcilienhymne von Zeller abgeschlossen.

Die zweite Jahresversammlung hielt man am 15. März 1931 in der St.-Joseph-Kirche in Königshütte ab. Eine besondere Bedeutung bekam sie durch die Anwesenheit des Kattowitzer Bischofs Stanisław Adamski und des bekannten Regensburger Kirchenmusikers Peter Griesbacher. Anwesend waren auch Vertreter des deutschen Generalkonsulats in Kattowitz, die Herren Dr. Quring und Dr. Fischer. Die Delegiertenversammlung begann um 14 Uhr im großen Saal des Hotels „Graf Reden“. Man betonte insgesamt die guten und wegweisenden Leistungen der Chöre, obwohl einige großen Widerständen ausgesetzt waren. Peter Griesbacher stellte in seiner Rede fest: „*In der Kirchenmusik mache sich eine Sucht nach der Moderne bemerkbar, die ohne Zweifel fragwürdig sei. Kirchenmusik diene nur ihrem Zweck, wenn sie von wahrhaft liturgischem Sinne getragen werde. Darin aber ist bis zur Gegenwart noch Palestrina, der Klassiker, unerreicht. Wenn die heutige Kirchenmusik wieder jene innige Verbundenheit mit Gott erreichen will, wie sie die alten Meister empfanden, dann müsse sie auf das Ideal Palestrinas zurückschauen*“.

Zur dritten Jahresversammlung am 22. Mai 1932 lud die St.-Anna-Kirche in Janow ein. Viele Sänger kamen auch mit dem populären „Balkanzug“ an. Die hl. Messe zelebrierte der örtliche Pfarrer Paul Dudek. Die Festpredigt hielt der Franziskanerpater Odilo aus Kattowitz-Panewnik. Der weltliche Teil der Versammlung wurde am Nachmittag im großen Saal des Gasthauses in Gieschewald veranstaltet. Der Festredner Pfarrer Professor Robert Gaida aus

Kattowitz-Hohenlohehütte würdigte den ästhetischen Wert des Gregorianischen Chorals. Um 19 Uhr begann eine Abendfeier mit gesanglichen Darbietungen der Chöre. Den Abschluss des Abends bildete ein Schallplattenvortrag des Tedeums von Anton Bruckner.

Die vierte Jahresversammlung fand am 10. und 11. Juni 1933 in der Siemianowitzer Kreuzkirche statt. Am Samstag tagten die Delegierten. Die Festpredigt während der hl. Messe hielt einer der aktivsten deutscher Priester, Franz Wosnitza aus Kattowitz. Ein gemütliches Beisammensein im Duda'schen Restaurant beschloss die Jahresfeier.

Am 6. Mai 1934 trafen sich in Rybnik die Cäcilienvereine zum fünften Mal. Den Gesang während der hl. Messe in der St.-Antonius-Kirche bestritt der örtliche Kirchenchor mit der Wiedergabe der 4. Messe in F-Moll und F-Dur von Moritz Brosig. An der anschließenden Tagung waren 30 von 35 Vereinen vertreten.

Die sechste Jahresversammlung fand am 7. April 1935 in der Kattowitzer Kathedralkirche St.-Peter-Paul statt. In dem Jahresbericht wies man auf die ungünstige Tatsache hin, dass wegen der Verschärfung des Stellenabbaus in den letzten Jahren gegenwärtig rund 50 Prozent der Mitglieder arbeitslos waren und deswegen von Beiträgen befreit werden mussten, was die finanzielle Lage der Vereine und des Verbandes beeinträchtigte. Die Arbeit der Cäcilienvereine bekam auch die erheblich zugenommene Abwanderung der arbeitslosen Sänger nach Deutschland zu spüren. Trotz dieser Hemmnisse wirkten die Cäcilienvereine sowohl bei der liturgischen Ausgestaltung der Gottesdienste als auch bei den Feiern der Pfarrgemeinden mit. Nur aus einer Pfarrgemeinde wurde berichtet, der Cäcilienverein sehe sich zur Untätigkeit verurteilt, weil die Mitglieder um ihre dienstliche Stellung fürchten müssten. Den Abschluss der Tagung bildete ein Chorkonzert in der sehr gut besuchten Reichshalle in Kattowitz, das mit dem „Gebet des Christen“ von G.F. Händel begann.

Die siebte Jahresversammlung wurde am 10. Mai 1936 in der alten Bergstadt Tarnowitz abgehalten. Während des kirchlichen Teils in der Pfarrkirche sang man die D-Dur Messe von Joseph Gregor Zangl. Bei der Besprechung des Jahresberichtes stellte der 1. Vorsitzende Georg Bednorz fest, „*dass trotz mannigfachen Schwierigkeiten überall segensreiche Arbeit geleistet werden konnte*“. Am Nachmittag huldigten die Teilnehmer in einer Maiandacht der Gottesmutter.

Die achte Versammlung fand am 23. Mai 1937 in der St.-Barbara-Kirche in Königshütte statt. In einem Nachmittagskonzert im Hotel „Graf Reden“ trugen 11 Chöre kirchliche Lieder und Teile aus Messen vor. Spitzenleistungen präsentierten die großen Chöre aus Kattowitz und Königshütte, aber der besondere Beifall galt den bescheidenen Darbietungen jener kleinen Chöre, die mit einer Reihe von

Schwierigkeiten kämpfen mussten. Georg Bednorz kennzeichnete die Arbeit der deutschen Kirchenchöre „*und wies auf ihre doppelte Bedeutung als kirchliche Vereine und Pflegestätten deutschen Gesanges hin*“.

Für die neunte Jahresversammlung wählte man Myslowitz. Hier trafen sich die Delegierten am 22. Mai 1938. Die materielle Lage der Chöre war nicht die beste, aber man freute sich über den neu gegründeten Cäcilienverein in Rydultau. Die Chöre in Domb, Loslau und Sohrau hatten keinen Leiter. Zum Festkonzert im Saal des Hotels „Polonia“ kamen mehr als 400 Menschen, die von dem Dirigenten der Cäcilienvereine Myslowitz und Schoppinitz Leo Krzoska begrüßt wurden. Einen sehr guten Eindruck hinterließen vor allem die Auftritte der Massenchöre.

Zum zehnten Mal trafen sich die Cäcilienchöre am 7. Mai 1939 in Kattowitz. Mit einer Festmesse in der Kathedralkirche St.-Peter-Paul dankte man für das 10jährige Bestehen der deutschen Kirchenchöre. In der Tagung sprach man über die gegenwärtige Situation des Verbandes. Trotz der Mitgliederwerbeaktionen gab es Ende 1938 in den 35 Chören nur noch 1370 aktive und 853 inaktive Mitglieder. Davon waren aber 776 arbeitslos, was zu einem empfindlichen Beitragsausfall führte. Trotzdem trat durchschnittlich jeder Cäcilienverein 20 Mal im Jahr auf. Ein überwältigender Erfolg war das vom Cäcilienverein der St.-Barbara-Kirche in Königshütte dargebrachte Oratorium „Die heilige Elisabeth“ von Joseph Haas, in dem fast 300 Männer, Frauen und Knaben mitsangen.

Sowohl die Kleinarbeit als auch effektvolle Auftritte waren Garanten dafür, dass trotz der Mitgliederverringerung der rechte Geist und der feste Wille, deutschen Kirchengesang und deutsche Kirchenmusik zu pflegen, dem Verband geblieben sind.

Am Nachmittag versammelten sich die Teilnehmer und Gäste zu einem Konzert in der Reichshalle. Als erster trat der Cäcilienverein Friedenshütte-Antonienhütte mit der Cäcilienhymne von Karl Kammerlander auf. Der Cäcilienverein Bismarckhütte-Eintrachthütte sang zwei Werke vom Bielitzer Meister Viktor Clariß Czajanek. Der über einige ausgezeichnete Einzelstimmen verfügende Kattowitzer St.-Mariachor unter der Leitung von Ewald Cwienk bot zwei fünfstimmige Lieder mit entsprechender positiver Wirkung. Viel Beifall erntete auch der Cäcilienverein aus Eichenau bei Kattowitz für die Aufführung des Abendchors aus Konradin Kreuzers „Nachtlager von Granada“.

Es traten noch viele andere Chöre an diesem Abend auf, als sollte er nie zu Ende gehen. Aber er wurde doch beendet, nämlich mit dem Massenchor „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre“ von Ludwig van Beethoven.

## **Paul Knötel**

Hat es heute noch einen Sinn, über Paul Knötel zu schreiben? Ich muss mir die Sache gut überlegen. Es ist anzunehmen, dass er der Mehrheit der Leser bestens bekannt ist, weil er über Oberschlesiens viel geschrieben hat. Deswegen können viele Leser nach der täglichen Poesiestunde mit den Eichendorff'schen Gedichten sich dann zur Abwechslung in die Lektüre von Paul Knötel vertiefen. Würde ich über Paul Knötel schreiben, da wäre es unvermeidlich, aus seinen Publikationen zu zitieren. Aber den Lesern sollen doch nicht Passagen zugemutet werden, die sie fast im Schlaf auswendig kennen.

Ich bin aber zu der höchst subjektiven Überzeugung gekommen, dass es doch eine kleine Schar von Lesern geben könnte, denen Paul Knötel nicht so bekannt ist. Der Artikel ist deswegen für alle diese Leser, die entsprechend der eigenen Möglichkeiten das historische Erbe unserer Heimat pflegen wollen, so wie das eben auch Paul Knötel nach seinem besten Wissen und Gewissen gemacht hat. Denn es gibt keine Identität ohne die verzweigten Wurzeln der Vergangenheit. Manche sagen sogar, ohne Vergangenheit gebe es keine Zukunft.

*„Der Wildbach rauscht, und die Tanne saust/Es klingt mir wie heimliche Mär/Zudrück ich die Augen, und stütz in die Faust/Das Haupt von Gedanken so schwer//Ja, erzähle mir Märchen, du rauschender Bach/Sprich weiter, du, singender Baum/Ich war so lange gar munter und wach/Mich lustet nach Schlummer und Traum// Was soll mir die Welt? Ich habe sie satt/Und die eigene Weisheit dazu!//Sie kränkte mich schwer und hetzte mich matt/Mich lustet nach Schlummer und Ruh!“*. Es ist kein Gedicht von Paul Knötel, sondern von seinem Vater Franz Augustin Knötel.

1896 konnte der fast 40-jährige Paul Knötel die dichterischen Zeilen seines Vaters verstehen und auslegen, aber er war zu diesem Zeitpunkt der Welt nicht satt, träumen wollte er vielleicht wohl doch, aber nicht schlummern. Seit zwei Jahren war er damals Oberlehrer am Realgymnasium in Tarnowitz, ein Jahr darauf heiratete er seine oberschlesische Hildegard.

Aber er wählte gerade dieses Gedicht für sein Vorwort zu dem im selben Jahr herausgegebenen Buch seines Vaters mit dem Titel „Aus der Franzosenzeit. Was der Großvater und die Großmutter erzählten“. Der am 1. Oktober 1895 in Glogau verstorbene Gymnasialoberlehrer Augustin Knötel wurde nicht nur wegen seiner dichterischen Versuche gekränkt und missverstanden. Vielleicht waren seine Arbeiten über das alte Ägypten nicht ganz perfekt, doch wesentlich besser schrieb er über Schlesien.

Im Mai 1895 schrieb er in einem Brief an seinen zweiten Sohn, den Geschichtsmaler Richard Knötel, über das Buch: „Wie du siehst, bin ich deinem

*ausgesprochenen Wunsche nachgekommen und habe das, was ich von Vater und Mutter gehört, teilweise vom Vater auch aufgezeichnet gefunden habe, so treu und einfach als möglich wieder erzählt. Ich hatte schon vor zwölf Jahren dasselbe aus eignem Antriebe unternommen, und die Handschrift ist vorhanden, aber nicht so ausführlich und umfänglich wie hier. Wenn dies geschehen ist, so liegt der Grund darin, daß ich, wie du weißt, besondere eingängliche Studien über diese ganze Zeit gemacht habe und mich demnach imstande fühle, die Schicksale so anspruchsloser und bescheidner Leute, wie meine Eltern waren – und wie auch wir sind-, mit den allgemeinen Weltverhältnissen und den großen Strömungen der Zeit in Verbindung zu setzen“.* Der strenggläubige Katholik verurteilte die harten Maßnahmen des Kulturkampfes, blieb aber immer ein Anhänger von Bismarck, ein Befürworter der katholischen Zentrumspartei war er nicht.

Augustin Knötel wurde am 15. August 1821 im schlesischen Frankenstein geboren, aber seine Vorfahren väterlicherseits waren hier aus dem böhmischen Braunauer Ländchen zugewandert. Sein Sohn Paul Knötel kam am 2. Dezember 1858 in Glogau zur Welt. Am 24. März 1880 legte er an dem örtlichen katholischen Gymnasium die Reifeprüfung ab. Anschließend besuchte er die Breslauer Universität und bestand hier am 26. Juni 1885 die Lehramtsprüfung in den Fächern Geschichte, Erdkunde, Latein und Griechisch. Noch während des Lehrerstudiums bewies er 1882 sein Interesse für Kunstgeschichte mit einem Artikel über die Reste mittelalterlicher Wandmalerei in Breslau. Das Probejahr absolvierte er am Gymnasium in Glogau.

Danach arbeitete Paul Knötel zwei Jahre als wissenschaftlicher Hilfslehrer am Gymnasium in Reichenbach. Von Ostern 1888 bis Ende September 1890 unterrichtete er am Gymnasium in Kattowitz. Während seiner ersten Zeit in Kattowitz erlangte er 1890 an der Universität in Jena die Würde eines Doktors der Philosophie mit der Dissertation „Die Figurengrabmäler Schlesiens“, die im Kattowitzer Siwinna-Verlag gedruckt wurde. Er widmete sie in Verehrung und Dankbarkeit seinem Vater in Groß-Glogau und seinem Schwiegervater A. Scholz in Kattowitz.

Die folgenden zwei Jahre verbrachte er wieder in Glogau. Neben seiner Arbeit als Lehrer betätigte er sich am Gymnasium auch als Bibliothekar. Außerdem wurde er Mitverfasser des 1892 herausgegebenen Führers durch Stadt und Kreis Glogau. Vielleicht war das sein Abschiedsgeschenk an seine Geburtsstadt.

Als er Ende September 1892 Hilfslehrer am Realgymnasium in Tarnowitz wurde, begann endgültig seine oberschlesische Lebensphase. Er war kein gebürtiger Oberschlesier, er wurde Wahloberschlesier wie viele vor ihm und nach ihm.

Am 1. Juni 1894 wurde er Oberlehrer am Realgymnasium in Tarnowitz. Wie wir schon wissen, gründete er ein Jahr später eine Familie. Trotz neuer Aufgaben und

Pflichten im Privatleben fand er doch genügend Zeit für sein Schreiben über geschichtliche Themen. Behilflich dabei war ihm die volle Unterstützung und sogar Mithilfe seiner Ehefrau und ein intaktes Familienleben. Mit Recht kann man behaupten, das Jahr 1894 bedeutete für Paul Knötel auch den Beginn seiner wissenschaftlich-literarischen Betätigung im Bereich oberschlesischer Themen.

Es wurden ihm nach Jahren aber auch folgende Eigenschaften attestiert, die ihm ein erfolgreiches Wirken ermöglichen: „*Wenn es Knötel möglich war, neben seinem Beruf eine Vielzahl von Aufsätzen, Artikeln, Rezensionen und auch Büchern zu schreiben, dann ist das auf seinen unermüdlichen Fleiß, auf sein großes Wissen, auf Liebe zur Wissenschaft, zum Belehren und zum Schreiben und auf seine leichte und flotte Feder zurückzuführen. Solide von ihm erarbeitete oder von anderen übernommene Kenntnisse und Erkenntnisse konnte er appetitlich aufbereiten, einfach darstellen, popularisieren, relativ breit streuen und dadurch bewußt und planmäßig zur Volksbildung beitragen*“.

Dem 1894 erschienenen Programm des Realgymnasiums wurde Knötels Abhandlung „Die Städtewappen Oberschlesiens“ beigefügt. Der Autor schrieb einleitend die Sätze, die man als Motto seines ganzen heimatkundlichen Wirkens betrachten kann: „*Die vorliegende Arbeit kann und will nicht den Anspruch erheben, neue Ergebnisse zu liefern; ihr Zweck ist es, das Interesse für die Geschichte und Landeskunde der engeren Heimat zu beleben*“. Nimmt das Interesse für die Vergangenheit unserer Heimat mit allen ihren Licht- und Schattenseiten ab, verlieren wir allmählich unsere Wurzeln. Ohne Wurzeln kann der Baum der Identität nicht weiter wachsen. Was passiert, wenn man keinen Kontakt zu den Lebensästen des heimatlichen Bodens hat, erfuhr bitter der mythologische Antaios. Besser ist eine komplizierte Heimatgeschichte als eine geschichtliche Schwerelosigkeit.

Paul Knötel veröffentlichte seine Texte auch in verschiedenen Fachzeitschriften, wie beispielsweise in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, im Pädagogischen Archiv, in der Zeitschrift für den geschichtlichen Unterricht, im Korrespondenzblatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand und in der Zeitschrift des Vereins für Geschichte und Althertum Schlesiens. 1895 gab er einen „Bilderatlas zur deutschen Geschichte“ heraus.

Paul Knötel verstand sehr gut die Bedeutung der Volksbibliotheken für die kulturelle Entwicklung der oberschlesischen Bevölkerung. Die erste oberschlesische Volksbücherei entstand zwar im Juli 1897 in Kattowitz. Es konnte aber kaum wundern, dass die zweite Volksbibliothek dank Paul Knötel am 11. Februar 1898 in Tarnowitz eröffnet wurde. Knötel spielte jahrelang eine aktive und bedeutende Rolle in den Strukturen der oberschlesischen Volksbüchereien.

1902 erschien im Tarnowitzer Schulprogramm seine „Bürgerliche Heraldik“ mit der Beschreibung der Wappen von Zünften und Vereinen. Im selben Jahr wurde in Leipzig seine „Illustrierte Allgemeine Kunstgeschichte im Umriß für Schule und Haus sowie zum Selbststudium“ herausgegeben.

Ab dem 1. Oktober 1904 begann Paul Knötel als Oberlehrer am Gymnasium in Kattowitz zu unterrichten. Seine erste Kattowitzer Wohnung befand sich in der Sachsstraße 4. Zum Geburtstag des Kaisers Wilhelm II. am 27. Januar 1906 wurde Paul Knötel zum Professor ernannt.

Im Juni 1906 verfassten Paul und Hildegard Knötel ein Buch mit dem Titel „Oberschlesische Sagen“. Es trug eine kurze, aber liebevolle Widmung „Unseren Fünf“. Auf diese Art und Weise erzählten sie nicht nur ihren fünf Kindern die Welt der oberschlesischen Sagen nach. Jede Region hat ihre Sagen und Legenden, die ein Bestandteil ihrer Identität sind.

Im Vorwort schrieben die Knötels: „*Unseren Kindern widmen wir dieses Buch. Wenn Vater oder Mutter ihnen Geschichten, Sagen oder Märchen erzählen, dann wird die sonst so laute Gesellschaft andächtig still und lauscht aufmerksam unseren Worten. So werden wohl auch andere Kinder – und wir hoffen recht viele – im Lande Oberschlesiens gern lesen mögen, was die Phantasie seines Volkes in schlichter Weise aus geschichtlichen Vorgängen und Ereignissen des täglichen Lebens zu sagen geformt hat. Sagen liest und hört jedes Kind gern; vertrauter aber klingen sie ihm, wenn die eigene Heimat darin vorkommt, wenn bekannte Namen und bekannte Stätten darin erscheinen. Aber nicht nur für Kinder soll dieses Buch sein. Sehr viele Leser unserer Volksbüchereien, besonders der auf dem Lande, verlangen erfahrungsgemäß zunächst Sagen und Märchen. Auch manch' Erwachsener aus den gebildeten Kreisen lässt heute ein Sagenbuch nicht achtlos liegen. Denn auch in seinen Sagen offenbart sich des Volkes Eigenart, auch sie sind ein Mittel, die Volksseele kennen zu lernen. Und das Studium des Volkes in seinen breitesten Massen steht heute recht eigentlich im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses. Für die Leser noch ein paar Worte. Sage ist Dichtung. Jeder fremde Aufputz, so schön er auch zunächst erscheinen mag, muß vermieden, schlicht wie das Volk berichtet, muß sie erzählt werden. Die meisten Sagen sind tendenzlos; wo eine Tendenz zutage tritt, sie ist nicht künstlich gemacht, sondern aus dem Volke und seiner Anschauung herausgeboren. Auch hier galt die Achtung vor dem Überlieferten. Ferner mußte das religiöse oder besser gesagt kirchliche Element berücksichtigt werden, und das gerade hier in Oberschlesiens, wo das tägliche Leben des Volkes noch heute aufs engste mit der Kirche verknüpft ist*“.

Das Jahr 1906 war für Paul Knötel sehr arbeitsreich, aber auch fruchtbar. Er blieb seinen Prinzipien treu und versuchte, den Oberschlesiern die Ereignisse aus ihrer Vergangenheit möglichst unkompliziert zu erklären. 1906 war die Geschichte

unserer Heimat aber noch relativ einfach. Man hätte fast sagen können, die große Geschichte spielte sich – Gott sei dank – nicht in Oberschlesiens ab. Das Land entwickelte sich ruhig, und auf ähnlichem Weg entwickelten die Einwohner ihre regionale Identität weiter. Es war ein evolutionärer, kein revolutionärer Prozess. In der Einleitung zu seiner Publikation „Geschichte Oberschlesiens. Für weitere Kreise dargestellt“ schrieb 1906 Paul Knötel deswegen: „*Bis zu dem ungeheuren Aufschwunge der Industrie und des Bergbaues im letzten Jahrhundert galt Oberschlesien als armes Gebiet, und noch heute erfreut es sich keines allzu guten Rufes in deutschen Landen. Auch in der Geschichte der Menschheit hat es nie große Rolle gespielt. Dennoch unternehme ich es in diesem Buch, eine kurze Geschichte des oberschlesischen Landes zu schreiben. Wie jeder Mensch, so hängt auch der Oberschlesier an seiner Heimat. Er mag sich, wenn er die folgenden Bogen liest, dieser freuen, wie der Mann, der zu Reichtum und Ansehen gelangt ist, sich gern in die Geschichte seiner schlichten Vorfahren versenkt. Jeder andere aber, der vielleicht mit Vorurteil auf unser Land sieht, mag daraus erkennen, wie heute und vor Jahrhunderten deutsche Arbeit und deutscher Fleiß auch hier segensreich gewirkt haben und noch wirken*“.

Paul Knötel betonte völlig zu Recht vor allem die industrielle Entwicklung Oberschlesiens in Preußen und im Deutschen Kaiserreich. Davon profitierten das ganze Land und seine Einwohner in jeder Hinsicht. Aber zu der oberschlesischen Eigenart des auf dem rechten Oderufer liegenden Teil Oberschlesiens gehörte auch, dass in den Industriedörfern und auf dem Lande viele Oberschlesier ihre wasserpolnische Umgangssprache sprachen und in den Kirchen hochpolnische Kirchenlieder sangen. Auch die polnischsprachige Presse hatte ihre Zeitungen und Leser in Oberschlesiens. Im Reichstag saßen einige polnische Abgeordnete aus Oberschlesiens.

1909 gab Paul Knötel eine weitere Geschichte Oberschlesiens heraus, betitelt „Oberschlesien einst und jetzt“. Im Vorwort thematisierte er die Sprachenfrage und die polnische Sicht der Geschichte Oberschlesiens, indem er schrieb: „*Wenn ich jetzt von neuem mit einer kurzen Geschichte Oberschlesiens vor die Öffentlichkeit trete, so geschieht das zunächst auf eine Anregung von außen her. Die Beobachtungen, die in der jetzt so vorzüglich organisierten Volksbüchereibewegung gemacht worden sind, haben ergeben, daß es sehr an solchen Werken fehlt, die auch für den einfachsten Leser verständlich sind, zumal wenn diesem noch die deutsche Sprache größere Schwierigkeiten bereitet. Vor allem tat das eine Buch not, das die Leser mit der Geschichte ihrer eigenen Heimat bekannt macht und zugleich geeignet ist, tendenziösen Geschichtsdarstellungen entgegenzutreten. So sende ich denn das Büchlein in die Städte und Dörfer des oberschlesischen Landes, das mir seit Jahren eine zweite Heimat geworden ist*“.

Paul Knötel versicherte zwar in dieser Publikation, er habe sich gehütet, in moralisierender und erziehender Weise zu schreiben, nichtsdestoweniger hätten bei den einfachen Leuten, für die dieses Buch geschrieben wurde, folgende Sätze nicht unbedingt auf Verständnis stoßen können: „*Ich verhehlte mir der Anregung gegenüber durchaus nicht die Schwierigkeiten, die die Abfassung eines solchen kleinen Geschichtswerkes machen muß. Und zwar um so größere für den, der gewohnt ist, für einen anspruchsvolleren Leserkreis zu schreiben. Andererseits lockte mich aber die Aufgabe. Es gehört ja eine gewisse Entschuldigung dazu, aber im Interesse der guten Sache ist sie gern geleistet worden. Das Einfachschreiben durfte aber nicht zur Langweiligkeit oder Kindlichkeit führen*“.

Paul Knötel war seit Ende 1911 Vorsitzender der Ortsgruppe Kattowitz des Ostmarkenvereins. Er war auch Vorsitzender der Bücherei für Kunst und Wissenschaft. Im Dezember 1917 war er Vertreter der Deutschen Vaterlandspartei in Kattowitz und wohnte damals in der August-Schneider-Straße 17.

Das Engagement von Paul Knötel für die kulturelle Hebung des oberschlesischen Volkes war nicht in erster Linie durch seine Vereinszugehörigkeit bestimmt, sondern durch die persönliche Überzeugung von dem kulturellen Potential dieses Landes und seiner Einwohner, das eben bekannt und gefördert werden sollte. Das wurde zur Lebensaufgabe von Paul Knötel.

1910 erschien sein Buch „Kunst und Heimat. Ein Wegweiser zur Kunst“. Gewidmet wurde es „Oberschlesien, der Heimat meiner Frau und Kinder“. Paul Knötel wollte mit diesem Buch den Oberschlesiern ein Instrument in die Hand geben, die Stätten der Kunst in Oberschlesien entdecken zu können. Dabei ging es ihm nicht um Museen und Kunstsammlungen, es ging ihm um die Kunst der Heimat: „*Ich hätte mich in langen Auseinandersetzungen über das Wesen der Heimatkunst ergehen können; besser ist der konkrete Fall. Nimm, sagte ich mir, eine Gegend von noch junger Kultur, nimm ein Gebiet, das ein Aschenbrödel ist neben den stolzen Schwestern am Rhein oder an der Donau, und dann zeige, was selbst ein solches noch zu bieten vermag. So nahm ich Oberschlesien, seit über zwei Jahrzehnten meine neue Heimat, die Heimat meiner Frau und Kinder. Damit schließt sich dieses Werk den anderen an, die ich über diesen Bezirk schon verfaßt habe. Möge vor allem der Oberschlesier durch dasselbe einen neuen Antrieb erhalten, seine viel geshmähte Heimat noch mehr lieb zu gewinnen; möge aber auch der Nichtoberschlesier am Beispiel unseres Landes lernen, sich in seiner Heimat näher umzusehen, um vielleicht mit Staunen wahrzunehmen, was sie an Kunstwerken bietet*“.

Aber für viele Oberschlesier damals und jetzt ist der Name Paul Knötel vor allem mit der Kattowitzer Monatsschrift „Oberschlesien“ verbunden. Die Zeitschrift

wurde im April 1902 von Dr. Ezechiel Zivier gegründet. Paul Knötel war seit der ersten Ausgabe mit seinen Artikeln dabei. Seit April 1907 wurde diese „Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und Vertretung der Interessen Oberschlesiens“ von Paul Knötel weitergeführt. Sie wurde zu einer fundierten Fundgrube über das Land und seine Einwohner. Im Januar 1920 ging Paul Knötel nach Breslau und legte sein Amt als Vorsitzender des Verbandes oberschlesischer Volkbüchereinen nieder. Zu Ostern 1920 trat er als Lehrer in den Ruhestand.

In der Ausgabe vom März 1920 stand am Schluss folgende Information von den Gebrüdern Böhm als Verleger und von Paul Knötel als dem Herausgeber: „*Die Not der Zeit zwingt uns, mit der vorliegenden letzten Nummer des 18. Jahrganges das Erscheinen von Oberschlesiens einzustellen. Wir sagen allen Beziehern, die uns bisher treu geblieben sind, unseren aufrichtigsten dank und sprechen die Hoffnung aus, daß es uns unter günstigeren Verhältnissen vielleicht einst erlaubt sein wird, das Unternehmen, das sich auch in der wissenschaftlichen Welt eines so guten Rufes erfreute, von neuem wieder ins Leben treten zu lassen*“.

Paul Knötel gab in der Abstimmungszeit 1921 die Sammelpublikation „Oberschlesien, ein Land deutscher Kultur“ heraus. In der Zeit danach veröffentlichte er noch Aufsätze in oberschlesischen Zeitungen und Zeitschriften, widmete sich aber mehr kunsthistorischen und gesamtschlesischen Themen. 1929 erschien sein letztes Buch „Kirchliche Bilderkunde Schlesiens“.

Paul Knötel hat sich in seinen fast 450 Büchern und Artikeln um die (ober)schlesische Kultur verdient gemacht. Er starb am 16. März 1934 in Breslau und wurde im engsten Familienkreis begraben.

### **Arbeitsdienst**

Die Idee eines deutschen Arbeitsdienstes ist in Schlesien entstanden. Dabei war der Arbeitsdienst ursprünglich nicht als Mittel zur Milderung der Arbeitslosigkeit gedacht, sondern als eine erzieherische Maßnahme zu einer Neuordnung der Gesellschaft im Sinne der Zusammenarbeit über alle sozialen, parteilichen und konfessionellen Unterschiede hinweg.

Fast gleichzeitig sprachen sich 1924 zwei Organisationen für die Einführung eines Arbeitsdienstes aus. Im Namen des 1920 in Kassel gegründeten „Jungdeutschen Ordens“ forderte dieses sein Hochmeister Artur Mahraun. Der Jungdeutsche Orden konnte damals seine Idee praktisch nicht umsetzen, aber er gab sie nicht ganz auf. Der Orden verfügte in Westoberschlesien über 18 Gruppen, die die Bezeichnung Komtureien trugen.

Für die Einführung eines Arbeitsdienstes machte sich auch die 1922 entstandene Schlesische Jungmannschaft (SJ) stark. Die Mitglieder der SJ rekrutierten sich bis

zu 70 Prozent aus Studenten und jungen Akademikern, was den geistigen Horizont dieser Organisation entscheidend prägte. Die SJ bestand bei der Gründung aus ca. 200 Mitgliedern und entwickelte sich dann eher qualitativ.

1925 wurde im niederschlesischen Löwenberg ein Volksbildungshaus mit dem Namen Boberhaus gegründet und 1926 eröffnet. Der Initiator dieser Unternehmung war der sich mit Planungen eines Arbeitsdienstes beschäftigende Breslauer Professor Eugen Rosenstock-Huessy. Mit dabei waren aber auch die jungen Schlesier Helmut James Graf von Moltke und Artur von Machui. Das Boberhaus wurde durch die SJ geführt. Im Beirat des Boberhauses waren jedoch auch Vertreter der älteren Generation dabei wie beispielsweise der Schriftsteller Gerhardt Hauptmann.

Ende 1927 haben die Gründer des Boberhauses die Löwenberger Arbeitsgemeinschaft ins Leben gerufen, um dem wirtschaftlich angeschlagenen Waldenburger Kohlerevier zu helfen. Praktisch versuchte man die Probleme zu lösen, indem man im Frühjahr 1928 das erste Löwenberger Arbeitslager organisierte. Selbstverständlich konnte man damit keine neuen Arbeitsplätze schaffen, das Ziel war primär, der sozialen Ausgrenzung der Arbeitslosen entgegenzuwirken sowie eine Integration der Jugend aus unterschiedlichen sozialen Schichten zu erreichen.

Das Boberhaus wurde bald zum Modell für ähnliche Projekte in Deutschland, und aus der Zeitperspektive ist man heute der Meinung: „*Im Boberhaus verbanden sich auf markante Weise Traditionslinien von Arbeitsdienst, Erwachsenenbildung und Jugendbewegung der Weimarer Republik*“.

Das ehrgeizige schlesische Modell eines Arbeitsdienstes hätte sich wohl weiter entwickeln können, wenn nicht im Herbst 1929 die Weltwirtschaftskrise ausgebrochen wäre. Auf dem Arbeitsmarkt wurden Forderungen nach einfachen Lösungen laut, auch in der Provinz Oberschlesien.

Am 16. Mai 1930 verlangte auf dem Gautag in Hindenburg der Gau Schlesien im Verband Deutscher Techniker in einer Entschließung die Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Es sollte die Möglichkeit des Doppelverdienstes abgeschafft werden. Die Techniker waren auch der Ansicht: „... daß zur Behebung der Arbeitslosigkeit die gesetzliche Einführung der Arbeitsdienstplicht, als Ersatz der früheren Militärdienstplicht ins Auge gefasst werden muß. Die schwierige wirtschaftliche Lage Schlesiens muß mit allen Mitteln gelindert werden“.

Als Folge des Versailler Vertrages wurde die allgemeine Wehrpflicht in Deutschland abgeschafft. Die Reichswehr war eine Berufsarmee. Dadurch konnte der Arbeitsmarkt durch die allgemeine Einberufung von Rekruten für bestimmten Zeitraum nicht entlastet werden. Die Zahl der Arbeitslosen war in

Westoberschlesien Ende Mai 1930 im Vergleich zum Vorjahr um 103 Prozent höher, sie betrug fast 60000 Menschen.

Um den Arbeitslosen zu helfen, organisierten die oberschlesischen Kommunen Notstandarbeiten. In Frage kam Bau eines Kinder- oder Sportplatzes, die Fertigstellung der Zufahrtstraßen zu den bestehenden Sport- und Spielplätzen, Anlegung von Wegen im Park sowie Auf- und Durchforstungsarbeiten.

Am 18. Juni 1930 brachte die Fraktion der Wirtschaftspartei im Reichstag einen 24 Punkte umfassenden Gesetzesentwurf zur Einführung der Arbeitsdienstplicht für jeden Deutschen vom 17. bis zum 25. Lebensjahr ein. Die Dienstverweigerer sollten mit mindestens drei Monaten Gefängnis bestraft werden.

Die Beuthener „Ostdeutsche Morgenpost“ schrieb in einem Kommentar zu dieser Information: „*Die Arbeitsdienstplicht wird seit mehreren Jahren in Bulgarien mit gutem Erfolg durchgeführt. Mit ihrer Hilfe sind hier große öffentliche Arbeiten, Straßenbauten usw. durchgeführt worden, und sie dient zweifellos dazu, die Arbeitslosigkeit nicht unerheblich einzuschränken. Ein Fehler der bulgarischen Arbeitsdienstplicht ist der, daß der Pflichtige sich durch Geldzahlung oder Stellung eines Ersatzmannes von seiner Dienstzeit befreien kann. Der Erfolg eines solchen Arbeitsdienstjahres in sozialer Hinsicht und als Ersatz für die Wehrpflicht wird dadurch erheblich in Frage gestellt. Bei einer Durchführung in Deutschland müßte dieser Fehler unterbleiben. Da die Schule des Heeres der heranwachsenden Jugend zweifellos im bedauerlichen Maße fehlt, wäre der Gedanke, für sie in der Arbeitsdienstplicht einen Ersatz zu schaffen und aus dem offenen Arbeitsmarkt eine erhebliche Anzahl von Arbeitskräften herauszunehmen, durchaus erörternswert. Bei genügend geschickter, praktischer Durchführung müßten ja auch die Kosten aufzubringen sein, zumal hier wirklich produktive Arbeit geleistet werden kann und ein erheblicher Teil der Gelder, die jetzt für Arbeitslosen-Unterstützung zu zahlen sind, wegfallen könnte. Der größte Vorteil dieser Einrichtung wäre erreicht, wenn es gelänge, die Zahl der Arbeitslosen auf einen normalen Stand zurückzuführen und so die demoralisierende Breitenwirkung der Arbeitslosigkeit einzuschränken.*“

Der Vorschlag der Wirtschaftspartei wurde aber durch den Reichstag abgelehnt. Die Wirtschaftskrise in Deutschland vertiefte sich jedoch immer mehr. Ein Jahr später entschied die deutsche Regierung dann doch, den Arbeitsdienst ab 3. August 1931 einzuführen.

Es handelte sich aber nicht um eine Arbeitsdienstplicht, sondern um einen Freiwilligen Arbeitsdienst (FAD). Der Arbeitsdienst stand offen für alle Arbeitslosen, aber unter bestimmten Umständen wurde die Altersgruppe zwischen dem 21. und 25. Lebensjahr bevorzugt. Eher ausgeschlossen waren Langzeitarbeitslose. Die FAD-Mitglieder sollten 20 Wochen lang beschäftigt

werden und die Arbeitslosenunterstützung in der bisherigen Höhe erhalten. Wer bei volkswirtschaftlich wertvollen Arbeiten 12 Wochen lang beschäftigt war, dem konnte zusätzlich 1,5 RM für jeden Wochentag gutgeschrieben werden. Dieser Betrag konnte durch Eintragung ins Reichsschuldbuch sichergestellt werden, aber er durfte nur zur eigenen Ansiedlung verwendet werden. Die Förderung im Rahmen des Arbeitsdienstes war nur zulässig, wenn die Zusammenfassung von Arbeitsgruppen nicht für politische oder staatsfeindliche Zwecke missbraucht wurde. Bei den Arbeiten im FAD gab es kein Arbeitsverhältnis im Sinne des Arbeitsrechts.

Der FAD durfte nicht die Notstandarbeiten ersetzen, die einen Vorrang hatten. Dem FAD war es auch nicht erlaubt, eine vorhandene tariflich bezahlte Arbeit wegzunehmen. Das würde der freien Wirtschaft die Beschaffung von Arbeitsplätzen und damit ihre Lebensfähigkeit nehmen. Für den FAD waren Arbeitsbereiche von der Art vorgesehen wie Bodenverbesserungsarbeiten, Bereitung von Siedlungs- und Kleingartenland, örtliche Verkehrsverbesserungen und Arbeiten, die der Steigerung der Volksgesundheit dienten. Daneben konnte der FAD bei allen gemeinnützigen Maßnahmen eingesetzt werden wie Tiefbauarbeiten, Arbeiten in der Forstwirtschaft, Beseitigung von Hochwasser- oder Windbruchschäden.

Die Geschäftsstelle des FAD in Oberschlesien befand sich im Sommer 1931 in Beuthen in der Parallelstraße 6. Auch in Oberschlesien erhoffte man sich viel von der praktischen Durchführung des Arbeitsdienstes, und man warb für die Teilnahme an dieser Initiative. Als Vorreiter bei der Realisierung des FAD in Oberschlesien erwies sich die Technische Nothilfe (TeNo), die schon Mitte September 1931 begann, die entsprechenden neuen Maßnahmen durchzuführen. Im September 1931 beschäftigte sich die Stadt Gleiwitz mit Anträgen verschiedener Organisationen, die durch ihre arbeitslosen Mitglieder freiwilligen Arbeitsdienst verrichten lassen wollten. Gleiwitz war mit dem Einsatz des FAD einverstanden. Es durften aber nur solche Arbeiten gefördert werden, die keine zusätzlichen Materialien beanspruchten, also ausgesprochene Erdarbeiten. So durfte der FAD in Gleiwitz zwei Schrebergartenanlagen ausbauen, zwei Spielplätze anlegen und eine Grube für eine zu schaffende Freibadeanstalt ausheben sowie das Wegenetz im Stadtwald vergrößern. Die Arbeiten sollten in Gruppen von 20 bis 30 Mann durchgeführt werden, nachdem die zuständigen Stellen ihre Genehmigung dazu gegeben hatten.

Eine andere Art des Arbeitsdienstes leisteten in dieser Zeit in der Provinz Oberschlesien rund 180 Leipziger Studenten, die in Teschenau im Kreis Cosel das erste Studentenlager im Osten Deutschlands Veranstalteten. Das studentische Arbeitslager führte vier Wochen lang unentgeltlich Entwässerungsarbeiten durch.

Die Studenten arbeiteten hier nach einem modifizierten Muster des Boberhauses. Rein materiell profitierte davon das Dorf Teschenau, aber ein wichtigerer Gewinn immaterieller Art war das Näherkommen zwischen den Dorfbewohnern und den Studenten.

Auch dem FAD in Westoberschlesien wurden ideelle Verdienste bei seiner Tätigkeit im Jahr 1931 im amtlichen Organ „Die Provinz Oberschlesien“ bescheinigt, aber der FAD war eben kein Studentenlager: „*Falsch wäre es, schon jetzt bei seinen ersten Anfängen in dem FAD ein Mittel zur Behebung und Beseitigung der Arbeitslosigkeit zu sehen. Die Hoffnung, daß er später vielleicht größeren Umfang auch in dieser Beziehung annehmen wird und daß durch ihn auch größere wirtschaftliche Werte geschaffen werden, besteht. Im jetzigen Augenblick ist aber von größter Bedeutung die psychologische und moralische Wirkung, die sich daraus für die Steigerung der Lebensfreude und die Erhaltung der Arbeitsmoral ergibt. Daran ist sowohl der Einzelne wie auch die Allgemeinheit auf das Höchste interessiert*“.

In der Provinz Oberschlesien wurden im Zeitraum von September 1931 bis Ende Februar 1932 insgesamt 56 Maßnahmen im Rahmen des FAD gebilligt. 1522 Arbeitsdienstwillige nahmen daran bis Ende Januar 1931 teil, die zusammen 24966 Arbeitstage ausführten, was durchschnittlich 16 Arbeitstage für ein FAD-Mitglied ergab. Neben den schon oben erwähnten Arten der Arbeiten war der FAD auch im Bereich der Winterhilfe und zu Siedlungszwecken eingesetzt.

Die 1522 Arbeitsdienstwilligen setzten sich aus folgenden Organisationen zusammen: Katholische Jugendvereine 436, Technische Nothilfe 288, Sportverbände 252, Gemeinden 224, Wehrverbände 103, weibliche Vereine 65, sonstige Einrichtungen 154 Personen.

Es wurde ein gewisses Unvermögen vor allem der kleineren Gemeinden betont, die notwendige Anzahl von Arbeitsdienstwilligen aufzubringen. Dadurch werde der Einsatz des Arbeitsdienstes vor Ort verzögert oder sogar in Frage gestellt. Man empfahl, die Zusammenstellung der Arbeitsdienstwilligen geeigneten Trägern zu übertragen.

Eine der effizienten Organisationen bei dieser Aufgabe war die Technische Nothilfe, die für den FAD in Oberschlesien immer größere Bedeutung gewann. Der TeNo wurde deswegen von vielen Gemeinden in Oberschlesien die Übertragung größerer Arbeiten zugesichert. Die Arbeitsdienstwilligen der TeNo wurden hauptsächlich in den für Arbeitseinsätze vorgesehenen Orten direkt geworben, und nur dort, wo sich Einheimische nicht in genügender Anzahl meldeten, wurden Freiwillige aus den benachbarten Städten herangezogen.

Im Laufe des Jahres 1932 wurde die Arbeit des FAD auch in Oberschlesien intensiviert. In Hindenburg konnte der FAD ab April 1932 bei verschiedenen

Arbeiten fast 400 Mann einsetzen, im Kreis Beuthen-Tarnowitz waren über 100 Männer im Rahmen des FAD beschäftigt.

Der FAD wurde auch beim Bau von Land- und Randsiedlungen in Oberschlesien eingesetzt, denn eine großzügige Siedlungspolitik bedeutete in Oberschlesien zugleich Wirtschafts- und Kulturpolitik. In Langendorf im Kreis Tost-Gleiwitz richtete der Stahlhelm dank der TeNo ein gut ausgestattetes Arbeitslager ein. Die FAD-Mitglieder bauten hier Siedlungshäuser und erzielten dabei gute Ergebnisse. Ähnliche Arbeitslager organisierte die TeNo auch in anderen Teilen Oberschlesiens, denn eine möglichst vollständige Unterbringung aller freien Landarbeiter und die Milderung der Wohnungsnot in den Städten waren besonders dringlich. Außerdem wollte man dadurch auch die Wirtschaft ankurbeln.

Eine Lösung der Wirtschaftsprobleme in Deutschland war mehr als nötig, denn die Hoffnung der „Ostdeutschen Morgenpost“ im Jahr 1930 ging nicht in Erfüllung. Im Gegenteil, das Heer der Arbeitslosen wuchs. Deswegen konnte man am 13. Juli 1932 in der Presse über die Vorbereitungen für eine Arbeitsdienstplicht lesen: „*Mit der Arbeitsdienstplicht wird es nun Ernst. Die Kommission zur Vorbereitung der Arbeitsdienstplicht war gestern bei Hindenburg. Aus der Besprechung wird bekannt, daß in absehbarer Zeit die Arbeitsdienstplicht in Deutschland zur Einführung gelange. Der Reichswehrminister ist nun auch in die Vorbereitungsarbeiten eingeschaltet worden. Angeblich werden sofort 20000 Mann zur Arbeitsdienstleistung eingezogen. Man hofft, in wenigen Monaten die Arbeitslosenzahl um 2 Millionen senken zu können*“.

Die Arbeitsdienstplicht wurde aber damals nicht eingeführt, und auch die Arbeitslosenzahl sank nicht. Statt dessen präsentierte Friedrich Syrup, der neu ernannte Reichskommissar für den Freiwilligen Arbeitsdienst neue Pläne für diesen Dienst.

Als ein Problem des bisherigen FAD stellte sich der Schematismus und Bürokratismus sowie die Führungskrise heraus. Sogar die arbeitslosen Jugendlichen durften Anforderungen an ihre FAD-Führer stellen: „*Sie will keine Vorgesetzten, sondern Menschen mit natürlicher Führerbegabung, die vertraut sind mit dem Streben und Wollen der Jugend und die ihre Eignung bereits erwiesen haben*“. Der FAD sollte mehr an volkswirtschaftlich wichtigen Arbeiten beteiligt werden, denn die Jugend wollte produktiv sein, aber der Bau von Chausseen zum Beispiel blieb dem FAD weiter nicht erlaubt. Die Zahl der FAD-Mitglieder sollte von bisherigen 70000 auf 200000 steigen.

Im September 1932 beschäftigte die TeNo im oberschlesischen FAD 1035 Mann, und im Laufe des Monats sollten fast 500 weitere Freiwillige ihren Arbeitsdienst

beginnen. Die Tendenz war jetzt, nicht nur bei der TeNo, die FAD-Mitglieder in Arbeitslagern unterzubringen.

Ein als vorbildlich bezeichnetes Arbeitslager fand im Sommer 1932 in Tatischau statt, das von der Schlesischen Jungmannschaft durchgeführt wurde. Die 90 Freiwilligen bestanden aus Arbeitern und Bauern aus der Umgebung und aus Breslauer Studenten. Bei der Erweiterung des Waldweges vom Dorf zum Bahnhof entstand bei täglicher sechsstündiger Arbeit ein ausgeprägtes Gemeinschaftsgefühl. Dieses Gefühl wurde noch verstärkt durch die nachmittäglichen Vorträge von Eugen Rosenstock-Huessy über den Sinn des Arbeitsdienstes und durch die anschließenden Diskussionen der Jugendlichen aus unterschiedlichen sozialen Schichten. Dank dieses Arbeitslagers konnte man jetzt nicht nur den Bahnhof bequemer erreichen, sondern man stellte auch dieses fest: „*Mancher von den Dorfbewohnern mag hier vielleicht zum ersten Mal etwas davon verspürt haben, was eine Volksgemeinschaft im eigensten Sinne des Wortes bedeuten mag*“.

Etwas anders wurde das nächste Arbeitslager der Schlesischen Jungmannschaft konzipiert, das im September 1932 in Pilchowitz organisiert wurde. Die Teilnehmer waren Arbeiter und Studenten, aber 28 kamen aus Oberschlesien und 22 aus Niederschlesien, weil „*die bisherigen Erfahrungen haben gezeigt, daß gerade diese Mischung von Ober- und Niederschlesiern sich für das Arbeitslager und den Geist im Lager außerordentlich gut bewährt*“. In Pilchowitz verrichteten die Jugendlichen Planierungs- und Grabungsarbeiten auf einem Gelände, auf dem im Frühjahr 1933 auch durch den FAD eine Siedlung gebaut werden sollte.

Im September 1932 umfasste der FAD in den Provinzen Niederschlesien und Oberschlesien 11400 Mitglieder. Der FAD war allmählich in ganz Westoberschlesien tätig. In Wüttendorf im nördlichen Oberschlesien schachtete ein FAD-Arbeitslager ein Teichbecken für Brandschutzzwecke aus. Es war beabsichtigt, auch in anderen Orten solche Teichbecken herzustellen und die schon vorhandenen zu schlämmen. In Ober-Seitzwitz regulierten 50 Mann den Fluss Prosna. In Koselwitz wurden auch Drainagearbeiten verrichtet. In Gwosdzian war das größte FAD-Arbeitslager in der Provinz Oberschlesien, in dem sich ständig 400 bis 700 Leute befanden.

Im Kreis Groß-Strehlitz beschäftigte der FAD im Herbst 1932 etwa 700 Freiwillige. 100 von ihnen brachten das Wallfahrtsgelände am Annaberg in Ordnung. In Sandowitz wurden 320 Morgen Wald in Siedlungsland umgewandelt. In Groß-Strehlitz zog man den FAD zum Bau der Stadtrandsiedlungen heran.

Es war für das folgende Jahr geplant, nicht nur im Westoberschlesien die Zahl der FAD-Arbeitslager zu vergrößern und an den FAD noch weitere Arbeitsbereiche zu vergeben. In der neuen politischen Realität nach 1933 wurde der FAD ab dem 26.

Januar 1935 zur allgemeinen Pflicht, und am 26. Juni 1935 entstand der verpflichtende Reichsarbeitsdienst (RAD) mit einer Dienstzeit von sechs Monaten.

### **70 Jahre Kattowitzer Zeitung**

Man soll die Feste feiern, wie sie fallen und nicht danach fragen, warum gerade jetzt. Man könnte sonst zum Spielverderber werden. Wenn dazu noch eine der Legenden einer jungen Stadt gefeiert wird, ist es angebracht, einfach mitzufeiern und das fröhliche Ereignis nicht zu hinterfragen. Eine junge Stadt braucht nun einmal Mythen und Legenden für die folgenden Generationen. Und die Stadt Kattowitz war und ist noch weiterhin jung.

Die Fakten zum Thema dieses Artikels erscheinen auf den ersten Blick sachlich und nüchtern. Die erste Zeitung in Kattowitz erschien erstmals am 1. Oktober 1869 unter dem Namen „Allgemeiner Anzeiger für den oberschlesischen Industriebezirk“. Sein Herausgeber war der Buchdruckereibesitzer Werner. Nach seinem Tod ging am 19. Januar 1870 die Zeitung in den Besitz der Familie Siwinna über, und am 1. Juli 1874 erschien die erste Ausgabe mit dem neuen Namen „Kattowitzer Zeitung“.

Fakt ist aber auch, dass die Firma G. Siwinna in Kattowitz am 15. August 1917 ihr 50jähriges Jubiläum feierte. In einem Rückblick stand dazu Folgendes: „Am 15. August 1867 wurde in dem Hause Grundmannstraße Nr.3 die erste Buchhandlung in Kattowitz gegründet. Die Jahre nach dem großen französischen Krieg brachten der Firma G. Siwinna einen geschäftlichen Aufschwung. Der wöchentlich nur einmal erscheinende ‚Anzeiger für den oberschlesischen Industriebezirk‘ nahm im Jahre 1872 den Titel ‚Kattowitzer Zeitung‘ an erschien dreimal wöchentlich und kurz darauf täglich. Diese Erweiterung bedingte im Jahr 1872 die Aufstellung der ersten Schnellpresse in Kattowitz“.

Fakt ist ebenfalls, dass die „Kattowitzer Zeitung“ am 1. Januar 1918 ihr Abrahamsfest beging. Kriegsbedingt war diese runde und verdiente Geburtstagsfeier. Es wurde aber wiederholt, dass die Zeitung den erwähnten Namen seit 1872 trage. Die Anfänge des „Allgemeinen Anzeigers“ wurden hingegen auf 1868 datiert. Die treue und dichterisch begabte Leserin Rosa Speier veröffentlichte dazu ein Geburtstagsgedicht: „Stets dachte ich: Unsere Kattowitzer Zeitung/Besteht seit Gott der Herr die Welt regiert/Und Adam unterstand die erste Leitung/Na kurz und gut – stets hätte sie existiert!/Nun höre ich's anders! Doch die frohe Kunde/Hat mich als Kind der Stadt auch froh erregt/Drum bin ich ganz und gar in dieser Stunde/Im Geist bei ihr, erhoben und bewegt!/Du liebe Kattowitzer Zeitung, ja, ich bringe/Aus vollstem Herzen dir den Glückwunsch dar/Ein stolzes Lied zu deinen Ehren klinge/Geburtstagskind, heut

*bist du 50 Jahr!/Blüh' Dir Erfolg auf Deinen weit'ren Wegen/Der heiße Wunsch wird heut Dir dargebracht".*

Fakt ist auch, dass der 60jährige Geburtstag der „Kattowitzer Zeitung“ am 2. Oktober 1927 eher bescheiden gefeiert wurde. Einen entsprechenden Artikel zu diesem Anlass verfasste der damalige hauseigene Journalist und SPD-Politiker Karl Okonsky.

Die Geburtstage der „Kattowitzer Zeitung“ gehörten aber wohl zur Kategorie der beweglichen Feste, denn der 70ste Geburtstag wurde am 12. Februar 1938 gefeiert. Zum ersten und zum letzten Mal wurde er mit einer 48 Seiten starken Jubiläumsausgabe geregelt begangen. Es ergab sich sogar die Möglichkeit beziehungsweise die Notwendigkeit, doppelt zu feiern.

Die „Kattowitzer Zeitung“ versuchte immer eine bürgerlich-liberale Zeitung zu bleiben. Ihre besondere Zielgruppe sollten vor allem bis 1918 die protestantischen deutschsprachigen Oberschlesier sein. Ab 1922 wurde ihre Ausrichtung nicht so einfach verständlich als liberal-konservativ bezeichnet. Dabei war sie seit jenem Jahr eine der führenden Zeitungen der deutschen Minderheit in der Wojewodschaft Schlesien, was für die Zeitung mit einer solchen Vergangenheit gewiss auch neue Aufgaben und Erfahrungen bedeutete.

Otto Ulitz betonte im Namen des Vorstandes des Deutschen Volksbundes für Polnisch-Oberschlesien die verantwortungsvolle Rolle der „Kattowitzer Zeitung“ als Sprachrohr der Deutschen in der Wojewodschaft Schlesien. Ulitz verstand die Aufgabe dieser Zeitung nicht als Druckerschwärze auf Papier sondern als Forum kritischen Denkens und Schreibens, des überzeugten Wollens und aktiven Handelns für viele Deutschen in Ostoberschlesien. Für ihn erfüllte eine Zeitung in deutscher Sprache eine nicht hoch genug zu schätzende Aufgabe bei der täglichen Pflege und Erhaltung der sprachlichen, kulturellen und nationalen Identität der deutschen Minderheit in Ostoberschlesien.

Die deutsche politische Presse in Ostoberschlesien umfasste im Jahr 1938 18 Zeitungen mit einer jährlichen Auflage von 15 Millionen Exemplaren, was Ostoberschlesien einen Marktanteil von 51,4 Prozent unter den deutschen Zeitungen in Polen sicherte. Die Position der ostoberschlesischen deutschen Zeitungen war stark, doch die deutschen Zeitungen in den anderen Regionen Polens konnten sich auch frei entwickeln. 1938 erschien die „Kattowitzer Zeitung“ sechsmal in der Woche mit einer Auflage von je 13000 Exemplaren.

Im Geleitwort zur Jubiläumsausgabe brachte auch der Chefredakteur Heinz Weber die Rolle der „Kattowitzer Zeitung“ als einer Sachwalterin der deutschen Volksgruppe in der Wojewodschaft Schlesien zum Ausdruck. Es fehlte auch nicht der Hinweis auf „*das Wachsen und Werden der jungen Stadt Kattowitz, das mit der ungefähr gleichaltrigen Zeitung eng verknüpft ist. Und es ist – wie auch das*

*andere, das auf diesen Blättern aufgezeigt wird – die Darstellung einer großen deutschen Leistung, die wir zu einem Zeitpunkt geltend machen, da von mancher Seite das deutsche Heimatrecht, das deutsche Lebensrecht in Polnisch-Oberschlesien in Frage gestellt wird. Kattowitz ist uns allen ein fortwährendes Erlebnis. Wenn uns diese Stadt brennend angeht, so bricht darin kein farbloser Lokalpatriotismus Bahn. Es ist die Stadt zwischen Ost und West. Die Wandlungen, die sich hier vollzogen haben, sind die Meilensteine unseres Schicksalsweges. In den langen Reihen der Jahresbände dieser Zeitung ist das verzeichnet, was das deutsche Leben in Oberschlesien einst und jetzt geprägt hat und weiter prägt“.*

Aufschlussreich für das Werden von Kattowitz war auch die publizierte Collage des in Kattowitz schaffenden Graphikers Willy Heier. Im Vordergrund stand das noch im Kaiserreich erbaute Stadttheater, umgeben von modernen Monumentalbauten. Links war der Turm der Garnisonkirche, rechts ein Teil des Bibliotheksgebäudes, im Hintergrund ein Hochhaus dargestellt. Im Vordergrund der Collage eilten Kattowitzer Einwohner durch ihren Alltag, einige zu Fuß, andere in Autos oder in Bussen - eine künstlerische Momentaufnahme des hektisch pulsierenden oberschlesischen Stadtlebens.

Willy Heier beschäftigte sich in seinem Beitrag mit dem Kulturleben der Stadt Kattowitz. Er wies auf die eigentlich fehlende künstlerische Tradition in dieser Stadt hin, die noch vor 85 Jahren ein Industriedorf war. Nachdem aber Kattowitz die Stadtrechte erhalten hatte, entwickelte es sich nicht nur wirtschaftlich sondern auch kulturell in amerikanischem Tempo, und schon vor 1914 galt Kattowitz als bedeutender kultureller Eckpfeiler in Oberschlesien. Bald erhielt die Entwicklung der Kultur neue Impulse: „*Nach dem Jahre 1921 begann hier im Brennpunkte zweier Kulturen ein fruchtbringender Wettbewerb zwischen den deutschen und den polnischen Kulturkräften, die auch heute in gegenseitiger Steigerung begriffen sind*“.

Willy Heier erinnerte daran, dass Kattowitz Geburts- oder Wirkungsort von vielen bekannten bildenden Künstlern ist wie der Bildhauer und Kunsthändler Hans Beyssel, der Graphiker Willy Fitzner, der Steinbildhauer Johannes Seretta, die Maler Hans Bloch, Max Odoy, Jan Blisch, Hans Bimmler, Georg Nerlich, Viktor Paloczy, Rudolf Mysliwietz und Hans Neumann sowie der aus Pleß stammende Professor Hans Zimbal.

Von großer Bedeutung für das deutsche Kulturleben in Ostoberschlesien war 1929 die Gründung der „Kattowitzer Künstlergruppe“. Im Jahr 1938 zählte sie 14 Mitglieder und trat jedes Jahr mit Ausstellungen in Kattowitz und Bielitz an die Öffentlichkeit. In den zwei Jahren davor versuchte sie erfolgreich, durch Volkskunstabende einen besseren Kontakt zwischen Künstlern und Publikum zu erreichen, mit dem Ziel, eine sich rege interessierende Kunstgemeinde

aufzubauen. Man organisierte in Kattowitz Ausstellungen deutscher, polnischer und ausländischer Künstler. Im Frühjahr 1938 hatten die Kattowitzer Künstler vor, ihren Wirkungskreis auf möglichst viele in Polen schaffende deutsche Künstler auszuweiten.

Mit einem interessanten oberschlesischen Thema setzte sich der Redakteur Alfred Hora auseinander. Es ging um die autochthone deutsche Bevölkerung in Oberschlesien. Der Autor schrieb: „*Man hat uns Deutschen, die wir in Oberschlesien geboren wurden und in Oberschlesien aufgewachsen sind, mehr als einmal bedeutet, daß wir in diesem Land kein Daseinsrecht hätten. Man hat uns offen bedeutet, wir mögen fortgehen – in Oberschlesien hätten wir nichts zu suchen. Man hat sich sogar bemüht, Gründe zu finden, diese Haltung moralisch zu rechtfertigen. Doch es gibt für uns ein Argument, das unanfechtbar ist, das durch nichts aus der Welt geschafft werden kann: das Argument der Leistung. Wir Deutschen in Oberschlesien, die wir uns immer zu diesem Land bekennen und es stets als unsere Heimat betrachten werden, brauchen nichts anderes, unser Heimatrecht auf diesen Fleck Erde zu begründen, als den Hinweis auf unsere Leistung. Unsere Vorfahren waren es, die aus dem verlorenen Winkel Oberschlesien Kulturland machten, die seine Schätze der Welt nutzbar machten, unsere Väter und wir waren es, die dieses Erbe wahrten und wehrten, die Oberschlesien zu einem der großen Arbeitszentren der Welt machten. Wir Oberschlesier haben nie damit geprahlt, was wir geschaffen haben. Friedrich der Große hat Oberschlesien in seinem politischen Testament das ‚preußische Peru‘ genannt. Damit hat er nicht nur den Wert bezeichnet, den Oberschlesien damals für Preußen hatte, sondern er hat auch die Entwicklung dieses Landes vorausgesagt. Er hat, bevor das Sprichwort vom ‚amerikanischen Tempo‘ aufkam, die rasende Entwicklung erahnt, die Oberschlesien im kommenden Jahrhundert gleich der neuen Welt nehmen sollte*“.

In seinem Modus schrieb auch August Scholtis, „*dessen Mutter eine Oberschlesierin war und kein Wort Deutsch sprach*“ in einem kurzen, aber bewegenden Beitrag über den gevierten Oberschlesier und über die Rolle der Rundfunksender in Oberschlesien. Er grüßte die „Kattowitzer Zeitung“ und „*ihre bewunderungswürdige Stadt, die Stadt des technischen Genies an das allein ich für die Zukunft zu glauben vermag, die Stadt der modernen Rätsel, über denen ich Tag und Nacht vergrüble*“. Aus einer Chronik der „Kattowitzer Zeitung“ konnte man etwas bisher Unbekanntes über die Gründung der Firma Gottfried Siwinna und ihren Aktivitäten sowie über die Entstehung dieser Zeitung herauszulesen. Sehr beeindruckende Informationen über den damaligen Umgang mit der Presse konnte man einer kleinen Statistik entnehmen: „*Während der Zeichnungsdauer der letzten sechs verantwortlichen Schriftleiter der ‚Kattowitzer Zeitung‘, die*

*einen Zeitraum von etwas 10 Jahren umfasst, wurde das Blatt 298 mal beschlagnahmt. Der Schriftleiter, der von September 1931 bis April 1932 verantwortlich zeichnete, erhielt sieben Monate Haft und 2400 Zloty Geldstrafe".*

Mit Stoltz wurde in einem Beitrag der rapide Aufstieg der Stadt Kattowitz beschrieben, die alle anderen oberschlesischen Städte überflügelte, und die dabei herrschende Stimmung: „*Dort, wo eine Stadt rasch aus dem Boden wächst, wo die Arbeit Menschen miteinander verbindet, machen die gemeinsamen Interessen auch aus charakterlich verschiedenen Menschen bald gute Freunde, die mit Begeisterung den Aufschwung miterleben, den ihre alte oder neue Heimat nimmt. Und so ist es verständlich, daß in den siebziger Jahren, bei allen Bewohnern des aufstrebenden Kattowitz der Lokalpatriotismus in hoher Blüte steht und sich an ihm alle Herzen entzünden. In den siebziger Jahren war es schon so, daß der Oberschlesier den aus dem Reich eingewanderten Mitarbeiter nicht mehr als Fremden, sondern längst schon als guten Freund und Nachbarn empfand. Als einen, der dazu gehörte, der dem Boden genau so verbunden war, wie der gebürtige Oberschlesier, dessen Väter seit Jahrhunderten auf demselben Grund und Boden saßen*“.

Über die Geschichte der Stadt ließ sich auch gut anhand von Einzelschicksalen Kattowitzer Bürger erzählen, die so alt wie die Zeitung oder noch älter waren und noch nicht als Bürger der Stadt Kattowitz geboren worden sind. Viel hat sich in jener Zeit in Kattowitz geändert, viel haben ihre Einwohner erlebt. Man konnte bei verschiedenen Gelegenheiten über das Alltags- und Feiertagsleben dieser Menschen auf den Straßen und in den Häusern von Kattowitz erfahren.

1865 wurde aus einem Industriedorf eine Kleinstadt mit 4815 Bürgern. Einfach und schnell war der Weg dahin nicht, aber Richard Holtze und Wilhelm Grundmann gelang es schließlich, die langjährige Idee einer Stadtgründung zu verwirklichen.

Nicht zufällig war der erste Name der späteren Grundmannstraße einfach Industriestraße. „*Diese Straße war bald, nachdem Kattowitz Stadt geworden war, die Haupt- und Geschäftsstraße, die sie bis heute auch geblieben ist. Der Zuzug der zahlreichen Beamten und nicht zuletzt der Arbeitskräfte für die Industrie brachte es mit sich, daß sich mehr und mehr Kaufleute in Kattowitz niederließen und daß Kattowitz bald ein wichtiger Handelsplatz wurde. Freilich waren es fast ausschließlich Detailgeschäfte, die hier eröffnet wurden und mit wenigen Ausnahmen sind ihre Namen wieder längst verschwunden. Ein Großhandel konnte sich zunächst nicht entwickeln. Das eigentliche Handelszentrum für das oberschlesische Industriegebiet war noch bis nach dem Weltkriege Breslau und soweit es damals in Kattowitz Großfirmen doch gab, handelten sie lediglich mit den Erzeugnissen der einheimischen Industrie, mit Eisen, Kohle und Eisenwaren*“.

Breslau wurde vor vielen Jahrhunderten gegründet, Kattowitz war jung und entwickelte sich sehr schnell. 1910 wohnten hier schon über 43000 Einwohner. Für die Erfüllung ihrer kulturellen Bedürfnisse stand das Stadttheater zur Verfügung. Vermögende Bürger konnten auch schon zahlreiche Restaurants, Cafes und Varietes besuchen. Ein einfacher Bürger konnte in einer der zahlreichen Gaststätten gehen. Einige von den täglich 3000 Besuchern der Stadt konnten in Hotels übernachten. Viele machten hier aber nur Einkäufe und fuhren am selben Tag mit der Eisenbahn in ihre benachbarten Wohnorte zurück.

Die Nachkriegsjahre waren aus der Sicht von Zeitungsjournalisten sicherlich interessant, und wenn die Ereignisse vor Ort geschahen, mitunter sogar gefährlich. Um Oberschlesien wurde gerungen, schließlich wurde es geteilt. Was brachte dies für Kattowitz? „*Eine Strukturänderung trat erst ein, als die Staatsgrenzen neu gezogen wurden und Kattowitz Wojewodschaftshauptstadt wurde. Ostoberschlesien und das Bielitzer Gebiet hatten durch die Eingliederung in andere Staatsgebiete ihre ursprünglichen Absatzmärkte verloren und die Neuorientierung im Handel und in der Industrie hatte eine Orientierung der Wirtschaft nach Kattowitz zur Folge, das jetzt - mehr als früher – der Sitz der großen Industrieverwaltungen und der zentralen Verwaltungsbehörden wurde. Eine typische Erscheinung dafür ist, daß man jetzt in den Kattowitzer Geschäftstraßen zahlreiche Bielitzer Textilfabriken sieht*“.

Die Stadt Kattowitz entwickelte sich nach der Überwindung der ersten Schwierigkeiten, die mit der Teilung Oberschlesiens verbunden waren, tatsächlich rasch weiter. Sehr hilfreich erwies sich dabei der Autonomiestatus der Wojewodschaft Schlesien. Positiv für Kattowitz wirkten sich die Eingemeindungen der umliegenden Orte aus. Im südlichen Teil oberhalb des Bahnhofes begann Kattowitz eine Stadt mit modernistischer Architektur zu werden. Im Zentrum wurde ein sechsstöckiges Stadthaus erbaut und der von Scholtis erwähnte Rundfunksender.

Es gab in Kattowitz aber auch die sogenannten Notschächte und eine Abwanderung Richtung Westen, denn auch der Autonomiestatus war kein Wundermittel gegen die Wirtschaftskrise. Wie zu jeder Zeit und bei jeder Stadt war auch Kattowitz ein Ort, in dem Reiche und Arme lebten. Kurz und bündig war dies in einem Satz zusammengefasst: „*So wie das Kattowitz, das Holtze beschreibt, ist auch die heutige Stadt noch voller Gegensätze*“.

Die „Kattowitzer Zeitung“ begleitete seit 70 Jahren die Entwicklung von Kattowitz und war Chronistin des Lebens dieser Stadt und ihrer Einwohner. Die Redaktion erhielt zum Jubiläum viele Glückwunschtelegramme von deutschen Zeitungen und Institutionen in Polen und im Ausland, die in der Zeitung veröffentlicht wurden.

Am Montag, dem 14. Februar 1938, konnte man in der „Kattowitzer Zeitung“ lesen: „*Sonnabend Nachmittag um 4 Uhr wurde die anlässlich des 70jährigen Bestehens herausgegebene Festausgabe der ‚Kattowitzer Zeitung‘ beschlagnahmt. Die Zensur beanstandete drei Sätze im Geleitwort auf der zweiten Seite. Eine zweite Ausgabe ist bereits heute Vormittag hergestellt worden*“.

### Alois M. Kosler

Man sagt, alles hat zwei Seiten. Schön, wenn es so wäre, dann würden wir eine einfache schwarz-weiße Welt haben. Aber Gott sei dank ist die Welt farbenprächtig. Damit ist sie aber auch nicht einfach. Dazu gibt es noch verschiedene Farbtöne und Schattierungen, die das ganze noch mehr komplizieren oder bereichern.

Es gibt aber auf dieser Welt tatsächlich Sachen, die nur zwei Seiten haben. Oder sie scheinen nur zwei Seiten zu haben. Dazu gehören die Flüsse, die lang oder kurz, breit oder schmal durch die Landschaften, Regionen und Länder fließen. Ist ein Fluss an seiner Mündung derselbe wie an seiner Quelle? Eher selten. Es sind zwei unterschiedliche Dimensionen desselben Flusses. Ein Fluss hat aber noch eine andere Eigenschaft, die ihn noch wesentlicher determinieren kann. Es sind seine Ufer.

Ein Fluss kann mit seinen Ufern nicht abgrenzen oder verbinden, aber die an ihm wohnenden Menschen schon. Jeder Fluss hat ein linkes und ein rechtes Ufer. Bei einigen Flüssen kann man die Ufer dank der reichen geschichtlichen Begebenheiten auch anders bezeichnen.

Es wundert niemanden, wenn man etwas als linksrheinisch oder rechtsrheinisch bezeichnet. Gebräuchlich ist noch linkselbisch und rechtselbisch. Linksdonauisch oder rechtsdonauisch klingt schon etwas künstlich. Und was kann man mit linksoderisch oder rechtsoderisch anfangen? Nicht viel, man spricht einfach von dem linken und dem rechten Ufer der Oder.

Die bequeme Adjektivform für die Oderufer hat sich einfach nicht etabliert, obwohl es an der Oder an geschichtlichen Ereignissen nicht fehlte. Die Oder, dieser schlesische Fluss schlechthin, war sie immer derselbe Fluss in Ratibor, in Breslau oder in Stettin? Was war mit ihren Ufern in Ratibor, in Breslau und in Stettin? Was war eigentlich mit den Menschen, die dort wohnten? Was Breslau und Stettin betrifft ist die Antwort klar, also nolens volens beschäftigen wir uns wieder mit unseren oberschlesischen Oderufern.

Alois Kosler wurde am 12. April 1874 als Sohn des Bauerngutsbesitzers Albert Kosler in Badewitz bei Leobschütz geboren. Badewitz lag auf dem linken Oderufer. Man nannte es im deutsch-schlesischen Dialekt Bätz. Alois Kosler

besuchte zunächst die dreiklassige Volksschule und fand Gefallen am Lehrerberuf. Wollen hieß schon damals können, so absolvierte er 1894 das Lehrerseminar in Oberglogau. Als junger Lehrer bekam er seine ersten Lehrerstellen im Kreis Pleß, der auf dem rechten Oderufer lag. So unterrichtete er in Cwiklitz, Alt-Berun und Tichau.

In Tichau heiratete er Josephine Borkert, die Tochter des Jahrzehntelangen Tichauer Hauptlehrers Carl Borkert, der 1833 in Cwiklitz geboren wurde, dessen Vater, ebenfalls Lehrer, aus dem linksoderischen Neustadt O.S. stammte.

Nachdem Alois Kosler in Breslau die Rektorprüfung abgelegt hatte, berief man ihn ab September 1902 zum Rektor der katholischen St.-Johannis-Volksschule in Ostrog bei Ratibor, das 1927 in diese Stadt eingemeindet wurde. Rektor Kosler war auch nebenberuflich sehr aktiv. Er hatte verschiedene Funktionen in der Ortsgruppe Ratibor des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins inne und leitete die Volksbücherei in Ostrog. Er war auch Mitglied im Schlesischen Gartenbauverein. Sein echtes Interesse in diesem Bereich bewies er 1908 mit einem Patent für ein aus Eisen bestehendes Gartenzelt mit durch Ringe verschiebbarem Segeltuchbezug.

Ein echter oberschlesischer Lehrer musste sich eigentlich auch literarisch betätigen, was der Rektor Kosler auch machte, auch unter dem ihm so nahestehenden Pseudonym Fink Bätzer. So entstanden unter anderem „Das lateinische Zelt“, „Schlesische Märchen“ sowie „Kriegsgeschichten 1812-1813“. Im Jahr 1936 wurde er pensioniert und ging nach Leobschütz. Er starb am 22. Oktober 1945 in Zittau.

Aber der eigentliche Artikel beginnt erst jetzt, denn er ist seinem am 3. August 1901 in Tichau geborenen Sohn Alois Maria Kosler gewidmet. Eben diesem war es gegeben, der bekannteste Angehörige der Lehrerfamilie Kosler im Bereich der Heimatforschung und Literatur zu werden.

Ab dem Herbst 1902 wuchs Alois M. Kosler in der Ratiborer Vorstadt Ostrog auf. Am 9. April 1907 trat er in die von seinem Vater geleitete Volksschule in Ostrog ein, die um 1910 rund 800 Schüler zählte. Zu Ostern 1912 begann er das Ratiborer Gymnasium zu besuchen, das er mit dem Abitur am 28. Februar 1921 verließ.

Die oberschlesische Generation, zu der Alois M. Kosler gehörte, wurde wie keine andere vor ihr durch geschichtliche Ereignisse geprägt. Zunächst gab es die ruhigen Jahre der Kindheit, dann den Weltkrieg, anschließend die Abstimmungszeit und die Teilung Oberschlesiens 1922. Alois M. Kosler setzte sich mit diesen Erlebnissen auf seine Art und Weise auseinander, indem er einen wichtigen Teil der oberschlesischen Geschichte hinterfragte.

Dazu gehörte auch zweifelsohne die Sprachenfrage in Oberschlesien. Das ganze linke Oderufer war überwiegend deutschsprachig. Auf der rechten Oderseite waren die Städte überwiegend deutschsprachig, das flache Land aber war mit einigen Ausnahmen zweisprachig.

Alois M. Kosler konnte als Sprössling zweier Lehrerfamilien auf diesem Gebiet interessante Erfahrungen sammeln. Tichau um das Jahr 1914 bezeichnete er als einen Ort mit meist ländlicher, polnischsprachiger Bevölkerung. Es bedeutete nicht, dass diese Oberschlesier 1914 in Tichau nicht deutsch konnten, sondern dass ihre Umgangssprache, man konnte auch sagen die Muttersprache, der wasserpolnische Dialekt war. Man benutzte für ihn auch den Begriff Haussprache. Aber die Muttersprache wird immer im familiären Leben weitergegeben. Tichau war hier keine Ausnahme, ähnliches erlebte der junge Kosler auch in Ostrog.

Er schrieb darüber: „*Ostrog hatte vor dem Ersten Weltkrieg noch viele zweisprachige Einwohner. Sie waren meist in der Industrie beschäftigt. Ich erlebte so als Kind und als Heranwachsender die Situation der Volksschule im zweisprachigen Land*“. So waren eben die oberschlesischen Oderufer in sprachlicher Hinsicht.

Er betonte aber auch die pädagogische Einstellung seines Vaters und anderer Lehrer in seiner Verwandtschaft wie folgt: „*Sie hatten Verständnis für die Zweisprachigkeit ihrer oberschlesischen Landsleute, waren mit deren Situation wohl vertraut und wußten, daß die polnische Sprache sich mit einer guten deutschen Gesinnung durchaus vertrug. Sie wünschten sich selbstverständlich die Verbreitung der deutschen Sprache und Kultur, aber sie verdrängten nicht gewaltsam die Muttersprache eines Teils ihrer Landsleute, wie das Heißsporne der Deutschtumspolitik getan haben mögen*“.

Die zweisprachigen Oberschlesier waren loyale Bürger, die aber für ihren Dialekt einfach Freiraum haben wollten, was immer nur geduldet wurde, auch heute ist es nicht anders. Die Haltung des Rektors Kosler war in der Ratiborer Gegend in dieser Frage vor 1914 duldet und wohlwollend, so konnte sein Sohn dann berichten „*daß in seiner Dienstwohnung das aus Tichau stammende Dienstmädchen Katharina Pyschka mit seinen über eine kirchlich-religiöse Vereinigung gewonnenen Freundinnen polnische Weihnachtslieder sang, während wir Kinder dabei saßen und er ließ Mutter gelegentlich dolmetschen, wenn etwa eine alte Frau in seinem Dienstzimmer in der Dienstwohnung nur polnisch sich verständlich machen konnte, um ein Kind eines Schulversäumnisses zu entschuldigen*“.

Im April 1921 begann Alois M. Kosler sein Universitätsstudium hauptsächlich in den Fächern Geschichte, Deutsch und Englisch. Sein Interesse fanden auch Vorlesungen über Kunstgeschichte, Erdkunde und Philosophie. Er war Student in

München, Freiburg, Berlin und Breslau und Mitglied der 1917 gegründeten katholischen studentischen Verbindung „Hochland“.

Schon während seines Studiums in Berlin vom Herbst 1922 bis zum Sommer 1923 machte sich der junge Student Gedanken über die Volksschule als wichtigen Faktor zur Verbreitung der deutschen Sprache und Kultur in den 180 Jahren der Zugehörigkeit Oberschlesiens zu Preußen. Hätte das Ergebnis der Abstimmung aus dem Jahr 1921, bei der fast 60 Prozent der Abstimmungsberechtigten für den Verbleib in Deutschland stimmten, besser sein können, wenn die Volksschule in allen diesen Jahren ihre Aufgaben effizienter erfüllt hätte? Auf eine Anregung des Breslauer Historikers Johannes Ziekursch beschloss Kosler, seine Dissertation dem Thema „Die preußische Volksschulpolitik in Oberschlesien 1742 – 1848“ zu widmen. 1929 wurde die Dissertation auf Kosten der Historischen Kommission für Schlesien herausgegeben. 1930 empfahl die Oppelner Regierung der Provinz Oberschlesien die Arbeit den Schulen zur Anschaffung. Alois M. Kosler hatte vor, dieses Thema zumindest bis zum Jahr 1914 zu erforschen. Aber seine berufliche Arbeit im höheren Schulwesen Schlesiens ließ ihm keine Zeit für die Fortsetzung seiner Doktorarbeit. Eine Neuauflage seiner vergriffenen Dissertation erfolgte 1984.

Alois M. Kosler erörterte in seiner Arbeit die Schulpolitik in Oberschlesien grundsätzlich zwar bis 1848, aber bei seiner These konnte man auch einen Bezug zur Realität der Weimarer Republik finden. Noch heute stellt Koslers Arbeit eine interessante Lektüre dar, obwohl wir schon im Zeitalter der gern gesehenen Bilingualität leben. Die Zweisprachigkeit setzt aber die Beherrschung und den Gebrauch zweier Sprachen voraus.

Alois Kosler ging von Folgendem aus: „*Dem preußischen Staat war – und ist auch heute noch – in Oberschlesien eine von den großen nationalen und kulturellen Aufgaben gestellt, die er von jeher im Osten seines Gebietes zu lösen hatte. Der Berliner Frieden vom 28. Juli 1742, der den ersten Krieg um den Besitz Schlesiens zwischen Preußen und Österreich beendete und Schlesien und die Grafschaft Glatz an Preußen brachte, führte dem Staat Friedrichs des Großen zum ersten Mal eine bedeutende Anzahl polnisch sprechender Bewohner zu, die in der Hauptsache in Oberschlesien angesessen waren, jenem Gebiet ungefähr, das der im Jahr 1816 errichteten Regierung zu Oppeln unterstellt worden ist.*

*In Oberschlesien kam es darauf an, eine Bevölkerung, die auf außergewöhnlich tiefer Kulturstufe stand, deren Sprache zwar eine polnische Mundart war, in der aber ein polnisches Nationalgefühl erst seit den siebziger Jahren des 19.Jahrhunderts Fuß zu fassen vermochte und erst um die Jahrhundertwende bei den politischen Wahlen zur Auswirkung gelangte, nach Sprache und Kultur mit den deutschen Schlesiern innerlich zu binden. Die Bewältigung dieser Aufgabe,*

*obgleich von Anfang an erkannt und in Angriff genommen, ist der preußischen Regierung in einer Zeit von nahezu 180 Jahren zu einem großen Teil nicht gelungen. Schwierigkeiten, besonders sozialer und religiöser Natur, die nicht leicht zu überwinden waren, aber auch Versäumnisse der Regierung sind der Grund für das bedauernswerte Ergebnis“.*

Man ging an die Sache energisch heran. Nach den Bestimmungen des Schulreglements aus dem Jahr 1765 unterlagen alle Kinder vom 6. bis zum 13. Lebensjahr der Schulpflicht. Die Lehrer in den polnisch sprechenden Teilen Oberschlesiens mussten zweisprachig sein, was vor allem die neun am rechten Oderufer gelegenen Kreise betraf. Man beging aber oft den Fehler der Verallgemeinerung einzelner Erfahrungen und sprach schlechthin von Oberschlesien, dabei eigentlich nur die polnischsprachigen Gebiete oder gar nur Teile derselben meinend. Später ging diese Tendenz auf das Industriegebiet über. Etwas trugen dazu aber auch die Einwohner der linksoderischen Kreise bei, die sich ziemlich oft als Schlesier bezeichneten.

1819 bemerkte man aber vor allem rechtsoderisch eine Eigenschaft, mit der sich viele Oberschlesier das Leben nicht leicht machen: „*Unglücklich sei das Volk wegen seiner Zwitterhaftigkeit zwischen Polen und Deutschen; denn die polnischsprechenden Oberschlesier seien durch ihre Sprache, die nicht die der Nationalpolen, sondern ein böhmisch-mährisch-polnisch-deutsches Gemisch sei, sowohl von den Deutschen wie von den eigentlichen Polen getrennt und gehörten weder dem einen noch dem anderen Volk an; in einem Staat lebend, dessen Sprache sie nicht verstanden, müsse ihnen die Regierung fremd bleiben, deren Beamte dadurch selbst in die Lage kämen, das Volk mehr durch Zwang und Furcht als durch Liebe zu lenken*“.

Es ist nicht möglich, hier in ein paar Sätzen eine über 300 Seiten zählende Arbeit ausführlich zu besprechen. Es ist auch schwierig, zu beurteilen, ob die Schulen vor allem auf dem rechtsoderischen flachen Land die deutsche Sprache den Schülern fachgerecht beibrachten. Allmählich konnte die ganze oberschlesische Bevölkerung auf unterschiedlichem Niveau Deutsch. Die Schulen waren aber auch als Instrumente der Assimilation und nicht nur der Integration gedacht. Wohl deswegen beendete Kosler seine Dissertation mit diesem Satz: „*Die geeignetste Zeit zur Eindeutschung Oberschlesiens war vorüber, als man zu Beginn des 20. Jahrhunderts anfing, das Problem zugleich entschieden und verständnisvoll in Angriff zu nehmen*“.

Ab 1929 blieb Alois Kosler als Studienassessor zunächst seiner oberschlesischen Heimat mit ihren Sprachfragen fern. Seine ersten Wirkungsorte waren Breslau, Neumarkt und Habelschwerdt, wo er den bekannten schlesischen Schriftsteller Hermann Stehr kennen lernte.

1934 kam er nach Oberschlesien und leitete bis 1935 im Gleiwitzer Bezirksseminar die Ausbildung der Studienreferendare im Fach Deutsch. Ab November 1936 bis März 1939 unterrichtete er als Studienrat am Gymnasium in Beuthen. Im April 1939 wurde er zum kommissarischen Dozenten für Deutsche Sprache und Methodik des Deutschunterrichts an die Hochschule für Lehrerbildung in Beuthen berufen. Er betätigte sich auch als Theaterkritiker und Autor beim Rundfunkssender Gleiwitz.

1942 wurde er als Infanterist zur Wehrmacht einberufen. Eine schwere Verwundung im März 1943 an der Ostfront machte eine Amputation seines linken Beines notwendig. Im März 1945 kam er mit dem letzten Transport von Leobschütz nach Fürth. Nach der Entlassung aus der amerikanischen Internierung im April 1946 begann er an Schulen in München wieder als Lehrer zu arbeiten. Er wohnte in dieser Stadt mit seiner Ehefrau Brigitte Kosler und den drei Kindern. Im September 1966 ging er als Gymnasialprofessor in den Ruhestand.

Alois M. Kosler engagierte sich weiterhin stark für die oberschlesische Kultur, weil Kultur für ihn ein Wert an sich war. Seit 1956 war er Berater und seit 1964 Lektor des Oberschlesischen Heimatverlages. Im Zeitraum 1969-1975 war er Vorsitzender des Wangener Kreises. Als Mitherausgeber wirkte er 1975 an der Anthologie „Schriftzeichen“ mit, die anlässlich des 25jährigen Bestehens des Wangener Kreises veröffentlicht wurde. In Recklinghausen leitete er den Arbeitskreis für Literatur der Beuthener Forschungsgemeinschaft. Von 1964 bis 1986 gab er die kulturgeschichtlich relevanten „Oberschlesischen Bildkalender“ mit seinen Texten heraus. Er veröffentlichte zwei Sammlungen mit Erzählungen über die schlesische Heimat. 1967 waren es „Schlesische Liebesgeschichten“ und 1970 „Der Pfarrer von Gieraltowitz“. Alois M. Kosler war ein Ratiborer Kind. Seiner Heimatstadt widmete er 1980 das Buch „Ratibor, Stadt und Land an der oberen Oder. Ein Heimatbuch 1. Teil“. Teil 2 wurde 1994 durch den Bund Ratibor Stadt und Land e.V. herausgegeben. Diese kurze und notwendige Aufzählung enthält bei weitem nicht alle Arbeiten und Aktivitäten Koslers.

Es wurde ihm attestiert: „Als Schulmann, Schriftsteller und Historiker kannte er sich in Oberschlesien aus wie kaum ein zweiter, er publizierte viel über dessen Kulturgeschichte, schrieb einen sehr guten Stil, konnte hervorragend reden und repräsentieren“. Eine wichtige Begabung war es auch, den Inhalt der wissenschaftlich erarbeiteten Texte in verständlicher Sprache allen Lesern nahebringen zu können. In die Historische Kommission für Schlesien wurde er aber nicht berufen, was einigen Landsleuten einfach als unentschuldbar erschien. 1943 stellte Kosler im Bezug auf die oberschlesische Literatur und Dichtung fest: „Der geistige Schwerpunkt Oberschlesiens liegt heute im Industriegebiet. Hier regt sich das geistige Leben am kräftigsten“. 1956 kehrte er zu diesem Thema zurück.

Er stellte eine einfache Frage: „*Gab es überhaupt eine oberschlesische Literatur? Oder nur eine Literatur in Oberschlesien? Wer sich der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts in unserer alten Heimat erinnert, der weiß, daß diese Frage nach dem Charakter, der Sonderheit einer oberschlesischen Literatur die Gemüter stark erregte*“. Kosler erläuterte diese Frage auf 18 Seiten. Da konnte man wieder von zwei Oderufern lesen und von dem besonderen Menschenschlag des Oberschlesiers. Ist dieser Oberschlesier im zweiten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts noch da?

Man kann über Alois M. Kosler nicht ohne seine tiefe Verehrung für und seine gründliche Kenntnis über das Werk von Joseph von Eichendorff schreiben. Er war ein echter Eichendorffforscher ohne Lippenbekenntnisse. Alois M. Kosler starb am 23. Januar 1993 in München.

### **Paul Grabowski**

„*Von seiner Heimat darf man erwarten, daß sie Paul Grabowski, einen ihrer besten Söhne, nicht vergisst, sondern ihm die Treue hält übers Grab hinaus. Er war unser. Sein Andenken sei gesegnet*“. Diese Worte wurden 1922 geschrieben. Die Heimat von Paul Grabowski war Oberschlesien.

Hat sich die in den zwei Sätzen zum Ausdruck gebrachte Erwartung nach den vielen Jahren seitdem erfüllt? Hält die oberschlesische Heimat einem ihrer besten Söhne noch die Treue? Pflegt man sein irdisches Grab und sein geistiges Gut? Erinnert man sich an einen, der unser Landsmann war?

Das Grab kann man nicht pflegen, denn es existiert nicht mehr. Über das Grab hinaus könnte man Paul Grabowski aber die Treue halten, man tut es jedoch nicht. Über das Grab hinaus könnte man erwarten, dass er nicht vergessen wird, man vergisst ihn aber. Über das Grab hinaus könnte man sich an jemanden erinnern, der einer der Unsern ist, man erinnert sich aber nicht.

Hat Grabowskis Heimat ihm gegenüber versagt? Sie ist einerseits ein abstraktes Konstrukt aus vielen Komponenten, andererseits ist sie für jeden auf eine ganz einfache und angenehme Weise verständlich. Eine menschenleere Heimat gibt es nicht. Die Einwohner einer Region werden durch viele regionale Eigenschaften geprägt, aber letztendlich bildet doch der Menschenschlag der Heimat ihr einmaliges Antlitz.

Jede Region braucht für die Ausprägung ihres individuellen Gesichtes Zeit. Dieses entsteht nicht in kurzer Zeit, es müssen Generationen vergehen. Oberschlesien war ein ethnischer Schmelzriegel, sein Ergebnis waren die Oberschlesier. Sie waren nicht homogen, denn sie hatten viele verschiedene Vermischungen erlebt. Aber gemeinsam bildeten sie das Antlitz Oberschlesiens mit den zahlreichen

Linien und Falten eines einfachen, aber geordneten Lebens und harter Arbeit. Mit der Zeit wurde das Gesicht Oberschlesiens aber auch immer mehr von Prägungen der Kultur gekennzeichnet.

Besonders sichtbar und auch erfreulich war die Einfärbung der Kulturlinien in unterschiedliche regionale oberschlesische Formen und Muster. Die Oberschlesier wollten sich nicht nur immer mehr wirtschaftlich und zivilisatorisch entwickeln, sie wollten nicht nur immer mehr und mehr Kohle fördern und Zink und Stahl produzieren, sie wollten kulturell schöpferisch werden. Die Oberschlesier? Natürlich nicht, nur einige von ihnen, aber auch nicht jeder Rheinländer war ein Kulturschaffender.

Die Oberschlesier waren keine Analphabeten, bestimmt wollte zumindest ein Teil von ihnen eben nicht nur Eichendorff lesen sondern sich selbst literarisch betätigen. Dank seiner Eckdaten wurde Oberschlesien mit Eichendorff assoziiert, aber all zuviel konnte man über Oberschlesien bei der Lektüre des Lubowitzter Dichters nicht erfahren. Außerdem war die Zeit der Romantik vorbei, und in einer industriell sich rasch entwickelnden Region wollte man andere Verse lesen, was nicht bedeutet, dass es damals an Romantikern in Oberschlesien fehlte. Jetzt war die Zeit der oberschlesischen Heimatdichter gekommen, die in ihren Dichtungen einen direkten Bezug zu ihrer oberschlesischen Heimat herstellten. Paul Grabowski war einer von ihnen.

Wenn die Heimat nicht versagt hat, sind dann vielleicht die vom Annaberg ins weite Land schauenden Oberschlesier untreu geworden? Das sind sie nicht. Die einzelnen Bereiche der Heimat haben sich verändert und somit auch die Oberschlesier selbst. Man kann sich natürlich schwerlich an jemanden erinnern, von dem man keine Ahnung hat, weil Paul Grabowski in einer Sprache schrieb, die die Oberschlesier heute mehrheitlich nicht verstehen. Es gibt in Oberschlesien zwar ein Erinnern an Joseph von Eichendorff, dessen Gedichte man heute schon fast rituell vorträgt. Grabowski war aber nicht weltbekannt, er war ein Heimatdichter, und für nicht weltweit berühmte Heimatdichter veranstaltet man in Oberschlesien eben keine Rezitationswettbewerbe.

Dabei besangen gerade die oberschlesischen Heimatdichter ihre Heimat mit Gedichten, in denen wir echte poetische Liebes- und Leidesbekundungen an das schöne Oberschlesien finden können, an dieses Land, das sich in einem kulturellen Geburtsprozess befand. Man lebte hier im Rhythmus der Industrie, doch nicht weit vom Industriegebiet gab es noch eine ausgesprochen ländliche Prägung. Waren ihre Gedichte vielleicht zu provinziell und künstlerisch nicht weltläufig genug?

Diese Gedichte kamen aus einer Region, in der die Menschen durch ihr Land geformt worden waren. In dieser kleinen Welt mit dem Namen Oberschlesien

können wir unseren Gefühlen Ausdruck verleihen und die Empfindungen unserer Ahnen nachvollziehen, denn sie spiegeln das Leben der oberschlesischen Seele in einer uns vertrauten Landschaft wider. Ja, wir könnten die entsprechenden Dichtungen lesen und sie verstehen, wir könnten beim Lesen seufzen, weinen und lachen. Wir könnten es, aber warum tun wir es nicht? Wir könnten es, aber warum lassen wir es nicht Wirklichkeit werden? Jeder von uns soll sich die Frage ehrlich stellen und sie entsprechend beantworten, denn es gibt viele sich nicht ausschließende Antwortmöglichkeiten.

Vor unserer Generation erlebten Paul Grabowski und viele andere Heimatdichter die Regungen der oberschlesischen Seele und gaben ihnen einen literarischen Ausdruck. Aber die Oberschlesier von heute scheinen daran kein Interesse zu finden. Es ist allerdings tatsächlich nicht einfach, sich für das zu interessieren, was man sprachliche böhmische Dörfer nennen könnte. Damit verlieren sie aber ohne Zweifel einen entscheidenden Teil ihrer kulturellen Identität. Der Kreis schließt sich, denn ohne entsprechende Sprachkenntnisse lässt sich die als eigen empfundene Kultur kaum verstehen und noch schwerer pflegen. Weder Paul Grabowski noch die anderen oberschlesischen Heimatdichter -Norbert Bontzek eingeschlossen- schrieben aber in dem umgangssprachlichen wasserpolnischen Dialekt, der heute weithin von den Oberschlesiern als die sprachliche Kommunikationsform untereinander mit Vorliebe benutzt wird. Das ist auch verständlich, denn auch ein Dialekt muss ja täglich gepflegt werden.

An dieser Stelle soll versucht werden, die Erwartungen aus dem Jahr 1922 zu erfüllen, indem der Heimatdichter Paul Grabowski soweit wie möglich den Lesern bekannt gemacht wird. Was das Andenken an ihn betrifft, sollen einfach seine Gedichte sprechen, die heute in Oberschlesien nicht vorgetragen werden, obwohl sie so tief in der oberschlesischen Heimat verwurzelt sind.

Paul Grabowski wurde am 25. April 1878 in dem kleinen Dorf Boitschow westlich von Gleiwitz geboren. Sein dort als Dorflehrer arbeitender und als Schöngest bekannter Vater starb, als der Sohn fünf Jahre alt war. Als kleines Kind verlebte Paul Grabowski dennoch wohl glückliche Jahre in diesem Ort und im Haus seiner Eltern, denn sonst gäbe es nicht dieses Gedicht: „*Dachkämmerlein im Vaterhaus/Du trautster aller Räume!/Da guckt' ich auf die Gass' hinaus/da spann ich bunte Träume/Im Winkel steht mein Schaukelpferd/Noch müd' vom wilden Reiten/Am Hals ihm hängt ein hölzern Schwert/Ich schwang's in heißem Streiten//Und du mein Bilderbuch im Spind/Zerblättert und zerlesen/Du bist dem stillverträumten Kind/Die große Welt gewesen!//Die alte Kuckucksuhr blieb steh'n/Es stockt ihr Radgetriebe/doch unaufhaltsam weiter geh'n/Das Leben und die Liebe//Ob auch Enttäuschung löschte aus/Manch Lichtlein unterdessen/Dachkämmerlein im Vaterhaus/Dich wird' ich nie vergessen!*“.

Wahrscheinlich kann jeder von uns dieses Empfinden von Paul Grabowski nachvollziehen, denn auch in späteren Zeiten gab es in Oberschlesien noch viele solcher Dachkammern beziehungsweise Rumpelkammern, in denen die Kinder ihre heimlichen Spielplätze hatten.

Aus einem Vaterhaus kann auch wie beim kleinen Paul ein Mutterhaus werden. Seine Mutter und ihr Sohn, der sich ganz an seine Mutter anschloss, wohnten damals in Groß Schierakowitz, in Mährengasse bei Neisse und anschließend in Peiskretscham. Paul Grabowski erinnerte sich an diese Orte der Kindheit in Oberschlesien: „Am grünen Hügel das Dorf, vom dicken stumpfen Turm des alten Kirchleins überragt. Die Abendglocke tönt über den stillen, versonnenen Gottesacker, klingt in die Höfe und Hütten und überall Abendfrieden, Feierabend. Das war meine Heimat. Ich wuchs im Ruch der gesegneten Felder, froh mit den Lerchen, und trieb's in Wald und Feld nach eigenem Willen“.

In Peiskretscham besuchte Paul Grabowski die Präparandie und das Lehrerseminar, das er 1898 absolvierte. Noch als Seminarist verfasste er das Gedicht „Silesia“, das mindestens zweimal vertont worden ist: „Du winkst mir glückverheißen / Mit Berg und Wald und Dom/Dein Stirnband silbergleißend/Der breite Oderstrom/Bei Grünberg ranken Reben/An sanfter Hügel Rand/Silesia soll leben/Mein teures Heimatland!//Wohl wachsen keine Palmen/Aus deinem heil'gen Grund/Doch tausend Essen qualmen/In arbeitsfroher Rund'/Wo schiel'ge Hände heben/Den schwarzen Diamant/Silesia soll leben/Mein teures Heimatland!//Die Mädchen voller Schöne/An Tugend reich die Frau'n/Und knorrig deine Söhne/Wie Eichen anzuschau'n/Die auf zur Sonne streben/Am grünen Oderstrand/Silesia soll leben/Mein teures Heimatland!//Eh' meinen müden Händen/Entsinkt der Wanderstab/Will ich mich heimwärts wenden//Wo ich die Ruhstatt hab'/Mag auch mein Geist entschweben/Mein Leib verwehn'n wie Sand/Doch du sollst ewig leben/Mein teures Heimatland!“.

Zunächst unterrichtete Paul Grabowski in Benkowitz bei Tworkau, dann ging er nach Woschütz bei Pleß. Am 1. Juli 1902 wurde er Lehrer in der katholischen Volksschule in Orzegow bei Beuthen. An diesem Ort fand er wohl seine zweite Heimat. Hier lebte er mit seiner Ehefrau Anna geb. Loch und den Kindern. Er schrieb - vielleicht vor der Geburt seiner Tochter Ruth – dieses Gedicht für seine Gattin: „Die Sonne lugt durch Wolkengrau/Am Fenster hockt die junge Frau/und näht so fein und so geschwind/ein winziges Käppchen/aus schneieigen Läppchen/ein Hemdlein, ein Röckchen/aus wolligen Flöckchen/wie für ein holdes Puppenkind/Du liebe Sonne, schau nur,schau!/Wie lächelt so selig die junge Frau!/in wonnige Fernen taucht ihr Blick/In Himmel ohne Ende/Sie faltet die Hände/Die blassen, im Schoße/und denkt an das große/unsäglich süße ,kleine Glück!“.

Paul Grabowski war ein humorvoller Oberschlesier, was er dichterisch in leichter Form unter Beweis stellen konnte. Er war auch ein glücklicher Ehemann, denn nur ein solcher konnte die Erschaffung der Eva - nicht ganz konform mit der Bibel –so beschreiben: „*Der Herrgott nahm in seiner Schöpferfreude/dem Adam eine Rippe aus dem Leib/und formte draus-dem Mann zur Augenweide-/ein wunderbar Gebild: er schuf ein Weib!/Doch Adam war, wie jeder seiner Sippe/Inbrünstig fleht zum Schöpfer er des Alls:/Schaff mir, o Herr, das Weib nicht von der Rippe/Allgütiger, schaff's lieber mir vom Hals!*“.

Als Dichter konnte Paul Grabowski die zwei Frauen seines Lebens mit einfachen Worten würdigen. Seiner Mutter widmete er in einem Sonnet folgende Worte: „*Nun laß mich dir zu Füßen niederhocken/O Mutter, wie ich's gerne tat als Kind/und streichle mir mit weicher Hand die Locken/die schon vom Rauhreif überflogen sind!*“

Die Schule, in der Paul Grabowski unterrichtete, zählte 1911 über 800 Schüler. Da musste man nicht nur Lehrer sondern auch ein guter Pädagoge sein. Grabowski dichtete viele Kinderlieder, die aber weder vertont noch veröffentlicht wurden. Wie jeder Lehrer erlebte er in den überfüllten Klassen unterschiedliche Situationen, aber er ging trotzdem von folgendem Prinzip aus: „*Mit Kindern umzugehen/Muß man nur recht verstehen/Aus einer Kindesseele/Ohn' Makel, ohne Fehler/Blickt uns mit reichstem Segen/Der Himmel selbst entgegen*“.

Paul Grabowski durchwanderte seine oberschlesische Heimat, und als echter Wanderbursche konnte er ihre verschiedenartigen Gesichter erkennen. Aber alles, was er sah, war immer Oberschlesien in all' seiner landschaftlichen Vielfalt. In diesem Oberschlesien gab es bestimmt solche Orte wie jenen: „*Am Markt der Brunnen plauscht vergess'ne Märchen/Schermüdig klingt ein Lied im Windesweh'n/Vorbei huscht schäkernd ein verliebtes Pärchen/Tief sinnend scheint die Zeit hier stillzusteh'n*“.

Aber im oberschlesischen Industriegebiet konnte die Zeit nicht stillstehen, sie verlief hier im Rhythmus der Schichtarbeit rund um die Uhr. Als Reminiszenz an eine Nachtwanderung im Kohlenrevier hielt Paul Grabowski dieses Bild in Versen fest: „*Ein gläsern Licht auf weitem Schneegefild/Das silberblau ins Ungewisse gleitet/Am Wegkreuz hoch des blassen Dulders Bild/Der segnend übers Land die Arme breitet//Die Winde dudeln -leise stöhnt die Nacht/Zerzauste Bäume stolpern müd' zur Ferne/Da reckt sich stracks und schwarz ein Förderschacht/Und Lichter glosen stumpf wie matte Sterne//Und Schlote stechen tief ins Wolkengrau/Und Laute schwirren dunkel und verschwommen/Bald braust und saust und stampft mir hart und rauh/Das hohe Lied der Arbeit ein Willkommen*“.

Allzu viele Nachtwanderungen unternahm Paul Grabowski aber nicht, zur Abendstunde blieb er vor allem im Kreis seiner Familie. Etwas Zeit musste er auch

für seine Beteiligung an den Aktivitäten im örtlichen Gesangverein und im Turn- und Sportverein finden. Am liebsten schaute er am Abend aus dem höchsten Fenster seines Hauses über die Dächer hinweg in die Weite seiner oberschlesischen Heimat.

Der 1. Weltkrieg brach aus. Paul Grabowski diente als Landsturmann nur in der Etappe, doch seine dichterische Natur konnte die Empfindungen eines Frontsoldaten ausdrücken: „*Vorbei! Jetzt lieg' ich fern im Schützengraben/Die heißen Augen nach dem Feind gewandt!/Durch meine Nächte aber geht ein Weinen/Nach meiner Heimat stillen Ackerrainen/Die Sehnsucht ihre weißen Flügel spannt*“.

Paul Grabowski kam noch während des Krieges in seine Schule zurück. Umgeben von Büchern und Bildbänden veranstaltete er für seine Schüler Lesestunden. Die Kinder waren ihm später für diese Augenblicke dankbar, in denen sie alles um sich herum vergessen konnten. Sicherlich hatten die Schüler ihm noch mehr zu verdanken, aber das war ihnen damals aktuell nicht bewusst: „*Es ist bedauernswert, daß wir erst spät im Leben zur Einsicht kommen und den aufrichtigen Dank für viele Wohltaten meist nicht mehr an den rechten Mann bringen können, weil dieser dann tot ist*“.

Der Krieg war beendet, aber in Oberschlesien begann eine unruhige Zeit. Für Paul Grabowski war es klar, dass Oberschlesien bei Deutschland bleiben sollte. In diesem Sinne betätigte er sich in der Abstimmungszeit in Oberschlesien auch dichterisch. Damit verschaffte er sich nicht nur Freunde. In den turbulenten Monaten des Jahres 1921 sah er sich gezwungen, Orzegow zu verlassen, er begab sich zunächst nach Beuthen, dann nach Gleiwitz. Er wurde hier Lehrer in der Schule 10.

Paul Grabowski verstarb am 7. April 1922 im Knappschaftslazarett in Rudahammer infolge einer schweren Operation nach einem ebenso schweren Leiden. Ein Dichter ist ein empfindsamer Mensch, deswegen lässt sich die vorhandene These nicht ausschließen, er sei auch wegen der Teilung Oberschlesiens gestorben. Es waren nur wenige, die ihn am 10. April 1922 auf dem Gleiwitzer Friedhof an der Coseler Straße auf seinem letzten Weg begleiteten.

Paul Grabowski veröffentlichte seine Gedichte in verschiedenen Zeitschriften sowie in drei selbständigen Publikationen. Hätte er länger leben dürfen, wäre es bestimmt mehr geworden. In seinem Nachlass fand man nämlich nicht nur fertige Gedichte und kurze Prosastücke sondern auch ein vieraktiges Drama und andere literarische Entwürfe.

Paul Grabowski war ein Heimatdichter und wurde durch ein Gedicht über Oberschlesien besonders bekannt. Das Gedicht „*Mein oberschlesisches Land*“

wurde von Adolf Scorra in zwei Variationen für vierstimmigen Männerchor und vierstimmigen gemischten Chor vertont.

Wenn das Lied wohl nicht mehr gesungen werden kann, könnte es vielleicht einmal bei einer passenden Veranstaltung der deutschen Minderheit rezitiert werden, um das Andenken an Paul Grabowski wiederzubeleben: „*Wohl gibt's auf Gottes Erde der schönen Länder viel/Doch eins nur ist die Heimat und uns'rer Sehnsucht Ziel/Bist du auch arm an Reizen, verachtet und verkannt/Doch mir so vor allen teuer, mein oberschlesisch Land// Ob deinem Schlotenwalde wehn Rauch und Ruf im Wind/Es reckt sich grau die Halde, wo Berggeists Reich beginnt/Hier schürft nach Erz und Kohle des Knappen ems'ge Hand/Und bringt dich hoch zu Ehren, mein oberschlesisch Land//Du zeigst im Tageslichte dich rauchgeschwärzt, bestaubt/Doch eine Lichterkrone setzt dir die Nacht aufs Haupt/Und Hüttenfeuergluten loh'n auf am Himmelsrand/Wie bist du dann so herrlich, mein oberschlesisch Land!//Du Land, in dem die Pulse der Arbeit hämmern geh'n/Wo tausend Hände werken, sich Tausend Räder dreh'n/Dir hab ich mich in Liebe und Treue zugewandt/Du Land der harten Arbeit, mein oberschlesisch Land*“.

### **Verein technischer Bergbeamten Oberschlesiens**

Man betont immer wieder die gesellschaftliche Rolle der Mittelschicht. Dabei geht es nicht nur um die Höhe des Einkommens, das zweifelsohne als wichtiger Indikator dieser Gruppe betrachtet werden muss. Auf die Mittelschicht kommt vor allem die wichtige Rolle einer Trägerin der kulturellen Werte in der Gesellschaft zu. Was die Mittelschicht akzeptiert, wird in der Regel zu einer geltenden Norm. In diesem Sinne könnte man paraphrasieren, zeige mir deine Mittelschicht und ich sage dir, was für ein Volk du bist.

In Oberschlesien war die Herausbildung der Mittelschicht vor allem mit dem Prozess der Industrialisierung des Landes verbunden. Es gab selbstverständlich in dieser Struktur Beamte, Kaufleute, Lehrer, Geistliche, aber im Mittelpunkt standen die Vertreter der oberschlesischen Industrie.

Ja, ein Steiger war in Oberschlesien eben ein feiner Mann. Er war gebildet, er hatte einen guten Beruf mit einem entsprechenden Lohn, er verfügte für seine Familie über angemessene Wohnverhältnisse, er war einfach die Personifizierung des durch die Industrie entstandenen Wohlstands.

Selbstverständlich profitierten von der Beschäftigung in den oberschlesischen Industriewerken auch die breiten Massen der Arbeiter. Mit der Entwicklung der Industrie wurden viele von ihnen zu Facharbeitern in einer ganzen Reihe von Berufen, von denen sich die Oberschlesier um 1850 nicht nur eine Vorstellung

machen konnten. Unsere Heimat gehörte zur Avantgarde des technischen Fortschritts, der sich allmählich nicht nur zivilisatorisch, sondern auch in kultureller Hinsicht bemerkbar machte.

Der technische Kader der oberschlesischen Gruben erkannte Ende des 19.Jahrhunderts die Notwendigkeit einer Organisation, in der man unter den Berufskollegen aus Oberschlesien und darüber hinaus ein gegenseitiger fachmännischer Gedankenaustausch und eine Information über die technischen Herausforderungen des Bergbaus stattfinden konnte. Eine solche Maßnahme war angesichts des sich technisch schnell entwickelnden Bergbaues eigentlich längst fällig, denn einerseits konnten die Oberschlesier selbst etwas erfahren, andererseits hatten auch sie viel zu bieten.

Am 21. September 1890 gründeten in Beuthen 21 Männer den Verein technischer Bergbeamten Oberschlesiens. Die Mitgliedschaft stand offen für alle im Bereich vom Bergrat bis zum Bergschullehrer. Die Mitglieder sollten durch Besprechung technischer Fragen ihr Fachwissen erweitern und praktische Probleme lösen. Ferner sollten sie auch die in Beuthen existierende Mineraliensammlung unterhalten und ihre Bestände vervollständigen. In dem Verein war kein Platz für politische und religiöse Angelegenheiten. Die Mitgliedsbeiträge konnten aber auch zur Veranstaltung von geselligen Zusammenkünften und in außerordentlichen Fällen zur Unterstützung der Vereinsmitglieder und deren Familien verwendet werden. Alle Mitglieder waren verpflichtet, der Schoppinitzer Sterbekasse beizutreten.

Die Hauptversammlung musste alljährlich in Beuthen stattfinden. Die Mitgliederversammlungen in den Ortsgruppen fanden je nach Bedarf statt, aber mindestens einmal im Quartal. Neben der Diskussion über aktuelle Angelegenheiten umfasste die übliche Tagesordnung Vorträge und Verhandlungen über wichtige Themen aus der Bergtechnik und aus den technischen Wissenschaften, Beratungen über Neueinrichtungen sowie gemeinschaftliche Besichtigungen technischer Anlagen.

Der Verein war selbstverständlich keine Organisation mit gewerkschaftlichen Ansprüchen oder mit Aktionen, die gegen die Interessen der Arbeitgeber gerichtet waren. Im Gegenteil, man wollte mit allen Kräften dazu beitragen, die Rentabilität der Bergwerke und ihrer Nebenproduktionsanlagen zu erhöhen.

Der Verein konnte auch aus einfacherem Grund nicht anders agieren. Der Bergbau, der ursprünglich nur nach empirischen Grundsätzen, fast handwerksmäßig, betrieben wurde, erfuhr seit dem Bestehen des Vereins immer mehr eine Verwissenschaftlichung. Die Technik wurde vermehrt und verbessert, die rationelle Bewirtschaftung der menschlichen Arbeitskräfte setzte ein, die Arbeit von Hand wurde durch Maschinen ergänzt und zum größten Teil ersetzt, so dass

die Leistung pro Mann und Schicht von Jahr zu Jahr stieg, obwohl die Arbeitszeit verkürzt wurde. Das Schlagwort - nicht nur im Bergbau – hieß Rationalisierung. Zunächst beschaffte sich der Verein verschiedene technische Zeitschriften. Der oberschlesische Verein hatte aber berechtigte Ambitionen, über ein eigenes Presseorgan zu verfügen. Zwar hatte er schon einige Jahre die Zeitschrift „Bergbau“, aber so richtig in Erfüllung gingen sie erst am 1. Oktober 1904, als der Kattowitzer Verleger Carl Siwinna die erste Nummer der Wochenschrift „Kohle und Erz“ herausgab. Die Zeitschrift hatte nicht nur eine regionale oberschlesische Bedeutung, sondern als „Technischer Central-Anzeiger für Berg-, Hütten- und Maschinenwesen in ganz Deutschland“. Außerdem war sie auch ein Organ des Vereins technischer Bergbeamten Niederschlesiens in Waldenburg, des Grubenbetriebsführer-Vereins Niederlausitz in Cottbus und des Bezirksvereins Oberschlesiens und des Vereins deutscher Chemiker. Nach der Teilung Oberschlesiens 1922 redigierte Carl Siwinna die Zeitschrift in Berlin. In späterer Zeit wurde sie zu einer Monatsschrift.

1930 feierte der Verein technischer Bergbeamter Oberschlesiens sein 40jähriges Jubiläum. Im Vorwort des Vorstandes zu der diesbezüglich herausgegebenen Festschrift wurde folgendes Fazit über diesen Zeitraum gezogen: „*Die 40 Jahre des Bestehens des Vereins technischer Bergbeamten Oberschlesiens umfassen in der ersten Hälfte eine Periode starker Entwicklung der heimischen Bergwerks- und Hüttenindustrie und des Aufblühens von Handel und Verkehr und dies trotz der Ungunst der geographischen Lage Oberschlesiens im Südosten des Reiches und der daraus sich ergebenden wirtschaftlichen Erschwernis. Dies hat in den Friedensjahren den Aufstieg Oberschlesiens nicht aufzuhalten vermocht, der von zielbewussten Führern eingeleitet und in zäher Arbeit von ihnen und ihren Mitarbeitern auf beachtenswerte Höhe gebracht wurde. In die zweite kleinere Zeithälfte fällt der Weltkrieg uns seine Folgeerscheinungen, welche zwar die angebahnte Fortentwicklung Oberschlesiens hemmen, aber nicht zum Stillstand bringen konnten. Damit hat sich die Daseinsberechtigung der oberschlesischen Industrie von neuem erwiesen*“.

Die oberschlesische Industrie musste eigentlich nichts beweisen, denn streng genommen war sie das Oberschlesien schlechthin. Das oberschlesische Industrievier war eben das Aushängeschild unserer Heimat. Die Industrie war auch das pulsierende Herz des ganzen Landes.

Aber all das wäre nicht ohne die Menschen möglich gewesen, die diese Industrie aufgebaut hatten. In der Regel kamen sie hierher aus den technisch schon entwickelten Regionen Deutschlands. Mit der Zeit wurden auch aus oberschlesischen Bauern zunächst einfache Industriearbeiter, dann Facharbeiter und schließlich allmählich immer mehr ein technischer Kader. Erst durch die

Leistung oberschlesischer Arbeiter wurde unsere Heimat eine reiche Region, die vielen Generationen Brot gegeben hat.

Im Juli 1925 veranstaltete die Gruppe Kattowitz des Vereins technischer Bergbeamten Oberschlesiens eine geologische Begehung auf der Linie Birkental – Wessola – Emanuelsegen. Dieses Projekt, wie man es wohl heute nennen würde, sollte auch der Pflege der Heimatliebe dienen, denn man ging davon aus, dass für den denkenden Menschen es von hohem Reiz sei, sich mit der Geschichte der Heimat zu beschäftigen. Viele Gegebenheiten der Gegenwart erhalten nur durch die Kenntnis ihres geschichtlichen Werdens ihre volle Erklärung. Man konnte die Heimat einfach auch mehr liebgewinnen, wenn man von den Taten der Generationen, die hier vor uns waren, von der Entstehung von Bauwerken und Einrichtungen, die in unsere Zeit hineinragen, einfach gut informiert war.

Mit dieser Gegend unzertrennlich verbunden war der 1746 in der Nähe von Wernigerode geborene Johann Christian Ruberg. Man holte ihn als Grubenfachmann nach Pleß, aber verdient für Oberschlesien machte er sich durch seinen Erfindungsgeist als Gründer der oberschlesischen Zinkindustrie, die sich zu der zweitgrößten der Welt entwickelt hat. Aber ihre Anfänge waren eben 1798 in Wessola bei Myslowitz.

Es vergingen dann mehr als 100 Jahre, die oberschlesische Industrie war schon nicht mehr in solchem Maße auf Fachkräfte aus dem Westen angewiesen. Am 12. August 1875 wurde in Tarnowitz Hans Woltersdorf geboren. Er studierte an den Universitäten in Berlin und Bonn sowie an der Bergakademie in Clausthal. Nach kurzer Tätigkeit als Bergassessor in Saarbrücken kam er nach Oberschlesien zurück, um eine neue Aufgabe zu übernehmen.

Ab 1904 erwog die Tarnowitzer Knappschafts-Berufsgenossenschaft die Frage der Bildung eines professionellen Grubenrettungswesens in Oberschlesien. Im März 1906 kamen in einer Grube im französischen Kohlengebiet Pas-de-Calais bei einem Unglück 1099 Bergleute ums Leben. Im Juni 1906 traf man in Tarnowitz die Entscheidung über die Errichtung des Grubenrettungswesens. Anfang Oktober 1907 wurde die Oberschlesische Zentralstelle für Grubenrettungswesen auf der Zeche Heinitz in Beuthen ihrer Bestimmung übergeben. Sie war eine der ersten weltweit.

1908 beauftragte man Hans Woltersdorf mit der Leitung der Zentralstelle, die er bis zu seinem Ruhestand im Jahre 1939 innehatte. Er baute sie zu einer mustergültigen Einrichtung aus, sodass auch eine Versuchsstrecke entstand. Er führte eine einheitliche Ausbildung und Ausrüstung der Rettungsmannschaften nach den Erfordernissen des oberschlesischen Bergbaues ein. Die Zentralstelle arbeitete ständig an neuen Methoden der Unfallvorbeugung und Unfallbekämpfung. Eine ständige Grubenwehrbereitschaft auf der Zentralstelle

wurde aber erst 1930 errichtet. Sie war auch nötig, denn die Liste der Grubenunglücke war seit 1908 ziemlich lang, aber dank solcher Männer wie Woltersdorf konnte vielen Kumpels das Leben gerettet werden. Seit 1928 war Bergdirektor Woltersdorf auch als außerordentlicher Professor für Grubenrettungswesen und bergmännische Schießlehre an der Technischen Hochschule in Breslau tätig.

Nach der Teilung Oberschlesiens Mitte 1922 befand sich jetzt ein Teil der Mitglieder des Vereins technischer Bergbeamten Oberschlesiens in der autonomen Wojewodschaft Schlesien. Neben dem Hauptsitz in Beuthen wurde deswegen eine Außenstelle in Buchatz bei Radzionkau errichtet. Der ganze Verein bestand 1929 aus 75 Sprengeln mit insgesamt 1629 Mitgliedern, die überwiegend Steiger waren. Die Schoppinitzer Sterbekasse ging durch die Inflation fast gänzlich verloren. Der Verein besaß aber ein Erholungsheim in Bad Carlsruhe.

Bei den technischen Sitzungen des Vereins diskutierte man nicht nur in Kattowitz beispielsweise über solche Themen wie den streichenden Stoßbau mit Spülversatz in steil gelagerten, mächtigen Flözen unter Berücksichtigung der Wetterführung für Schlagwettergruben oder auch über Erfahrungen mit den Raubkolonnen sowie über Mittel und Methoden zur Bekämpfung von Bränden der Staubkohlenhalden. Viele von diesen Oberschlesiern waren Mitglieder in anderen Vereinen, wo sie ihren kulturellen oder sportlichen Interessen nachgehen konnten.

Die Themen in der Zeitschrift „Kohle und Erz“ waren fachmäßig trocken, aber für die Zielgruppe der Leser verständlich und interessant. Es gab selbstverständlich noch andere Zeitschriften, die sich ausschließlich mit den Themen der Schwerindustrie und der Wirtschaft beschäftigt haben. Unter den Verfassern befanden sich viele oberschlesische Ingenieure und Techniker. Insgesamt war das ein klarer Beweis für das hohe menschliche Potenzial des oberschlesischen Industriestandortes.

Der Verein technischer Bergbeamten Oberschlesiens begann sein 40jähriges Bestehen im Sommer 1930 zu feiern. Anfang Juli fand im Beuthener Schützenhaus ein Sommerfest statt, das schon im Zeichen des Jubiläums stand. Vom Eingang des Schützenhauses führte eine Feststraße zum Garten. Am Ende der Feststraße war aus Kohle, mit Grubenstempeln gut unterbaut, ein der Wirklichkeit entsprechender, geschmückter Stollen errichtet, in dem Grubenlampen den Weg wiesen. Am Stollenmundloch war der Festbeitrag zu entrichten, denn das Fest war zugleich eine Wohltätigkeitsveranstaltung zugunsten von Witwen und Waisen. Für die musikalische Unterhaltung sorgte die Kapelle der Zeche „Königin Luise“ aus Zaborze u.a. mit Melodien aus der Operette „Der Obersteiger“ von Carl Zeller.

In einer Festrede wurde betont, es sei ein Verdienst des Vereins, dass Oberschlesien eine verwaltungstreue Bergbeamtenchaft hat, die in jeder Hinsicht ihren Mann stellt, sich auch für den praktischen Dienst immer weiter fortbildet und mit der Zeit Schritt hält.

Das Hauptfest des Jubiläums wurde gleichzeitig mit dem Barbarafest im stimmungsvoll ausgeschmückten Saal des Beuthener Konzerthauses begangen. In der Festansprache wies man auf die wirkungsvolle tägliche Kleinarbeit der Mitglieder des Vereins bei der praktischen Umsetzung der Ziele des Vereins hin. Auch in dieser feierlichen Stunde wurde die große Bedeutung der ständigen Fortbildung der Mitglieder zum Ausdruck gebracht, denn sie gehörte zu den Hauptaufgaben des Vereins.

Der Beuthener OB Adolf Knackrick überbrachte die Glückwünsche der Stadtverwaltung und äußerte die Hoffnung, dass die Zusammenarbeit zwischen Industrie und Stadt noch inniger werde, da ohne Industrie die oberschlesischen Städte nicht überleben könnten. Anschließend wurde ein bergmännisches Festspiel aufgeführt, dem das allgemeine Singen von Liedern folgte. Das Fest wurde mit einem Tanzvergnügen beendet.

An der Festschrift zu diesem Jubiläum war in besonderer Weise Joseph Latacz beteiligt. Er konnte als Beispiel für die Migration innerhalb Oberschlesiens dienen, die mit sozialen Veränderungen verbunden war. Geboren 1866 in Walzen im Kreis Neustadt, beendete er 1889 die Bergschule in Tarnowitz. Beruflich war er als Berginspektor im Raum Rybnik tätig, dann unterrichtete er als Fachlehrer an der Bergschule in Tarnowitz.

Die Festschrift beinhaltete viele interessante allgemeine und fachmännische Beiträge. Sein literarischer Teil stellte unter Beweis, dass die Oberschlesier nicht nur technisch, sondern auch dichterisch begabt waren. Der Steiger Gerhard Mitasch von der Heinitz-Grube verfasste folgende oberschlesischen Streiflichter:

*„Die Sonne geht im Osten auf/im Westen geht sie unter. Je mehr gen Westen geht ihr Lauf/wird froher sie und muntrer//Mit der Kultur ist's umgekehrt, sie will von West nach Osten, bringt Jedem unerwünscht, begehrt, was Neues stets zu kosten//Wir hier im Oberschlesierland/wir liegen in der Mitte/gar Vieles ist uns unbekannt/an Technik, Ordnung, Sitte//Und wenn der V.T.B nicht wär/wie würde man uns schmälen/Berlin würde sicher wie bisher/uns zu den Wilden zählen//Doch so, zum Dank sei's anerkannt/hat er seit 40 Jahren/dort oben manche Bohlenwand/zerschlagen und verfahren//Er hält uns all in treuer Hut/mit seinen weiten Armen/und spendet vieles Segengut/Reichen und geistig Armen//Doch eines zeig' er stets voll Stolz/trotz all der Neuverkünder/auch wir sind nicht von schlechtem Holz/Wir Oberschlesierkinder//Der Bergbau ist noch sehr zurück/in unserm Heimatlande/das liegt zum Teil an Mißgeschick/zum Teil*

*auch am Verstande//Wir warten auf Erfüllung schon/des Ostprogramms seit Jahren/doch wird Million um Million/nach Westen erst gefahren//Die Kohlen werden wir nicht los/dafür brenn'n unsre Halden/Die Oder ist meist wasserlos/ und Breslau liegt im Kalten//Die Schleppbahn ist ein schöner Schall/und macht auch viele Sorgen/indes der Mittelkanal Berlin wird bald versorgen//Und kommen selbst von Osten her/die Kohlen angefahren/das macht uns auch keine Beschwer/wir soll'n ja Kohle sparen//Und keine Sorge mehr uns treibt/ins Antlitz Kummerfalten/Das Nationalvermögen bleibt uns um so mehr erhalten//Die Bergbautechnik, 's ist bekannt/ist unsre schwache Stelle/drum fährt man ins gelobte Land/und holt sich Hilfe schnelle//Und kehrt voll Wissen man zurück/geht's ans Organisieren/man sucht mit mehr und minder Glück/viel Neues einzuführen//Man rationiert und konzentriert's/ ist eine wahre Freude/mechanisiert und kontrolliert/Maschinen, Kraft und Leute//Man schrämt und pickt, man rutscht und strebt/versetzt mit Hand und Blasen/Man freut sich, wenn der Schrapper geht/und kann nicht von ihm lassen//Man hebt die Leistung noch und noch/kauft größere Förderwagen – allmählich lernt der Mensch ja doch/zu leiden ohn' zu klagen//Zur Stärkung neben Milch und Bier/wird Wasser sehr empfohlen//Damit 's nicht fehlt, wäscht man allhier mit Luft schon unsre Kohlen//So spart man, wie im ganzen Reich/ausch hier an allen Enden/'s wird Einem manchmal schon ganz weich/weil sich's will doch nicht wenden//Man geht den Steuern aus dem Weg/dem Kummer und den Sorgen/man geht auch manchen falschen Weg/und tut auch fleißig borgen//Doch darum, Herz, verzage nicht/es wird schon wieder helle/erlebst du es auch selber nicht/andre auf alle Fälle//Doch in dem Wunsche sind wir eins/daß unsrer Heimaterde bald eine Zeit voll Sonnenscheins/und Glück beschieden werde".*

### **Weihnachten 2018**

Das Weihnachtsfest symbolisiert neues Leben mitten in der dunklen Zeit des Winters. Diese Jahreszeit bringt verschiedene Bedeutungen zum Ausdruck. Es kann die Abkühlung in unseren Beziehungen zu anderen Menschen innerhalb unserer Familie und der Bekannten sein. Frostige Zeiten können aber auch zwischen den Völkern herrschen. In beiden Fällen sehnt man sich an Weihnachten nach einem neuen Anfang, damit dieses Fest tatsächlich fröhlich sein kann.

So war es in Europa vor 100 Jahren. Man hatte vier Kriegsweihnachten hinter sich. In all diesen Jahren sehnten sich die Menschen am Ende nach einem normalen freudigen Weihnachtsfest. Die Männer an der Front stellten sich das Fest mit ihren Familien vor, die Familien hätten gerne die Weihnachtslieder mit

ihren Vätern, Söhnen, Ehemännern und Brüdern gemeinsam gesungen. So wie es früher war.

Aber zu Weihnachten 1918 war nichts so wie früher. Es entstand eine neue europäische Wirklichkeit. Die alte europäische Ordnung existierte nicht mehr. Europa wurde wieder neu geboren, mit allen Wehen einer Geburt. Aber man glaubte den Hebammen, dass es keine Komplikationen geben wird.

Auch in Deutschland freute man sich auf das erste Weihnachten nach dem Krieg. Die Adventszeit war in politischer und gesellschaftlicher Hinsicht aber nicht ungetrübt. Die Stimmung auf den Straßen fand ihren Niederschlag in dem am 19. Dezember 1918 veröffentlichten Gedicht „Weihnachten“ von Kurt Tucholsky: „*So steh ich nun vor deutschen Trümmern/und sing mir still mein Weihnachtslied/Ich brauch mich nicht mehr drum zu kümmern,/was weit in aller Welt geschieht./Die ist den andern. Uns die Klage./Ich summe leis, ich merk es kaum,/die Weise meiner Jugendtage:/O Tannebaum!// Wenn ich so der Knecht Ruprecht wäre/und käm in dies Brimborium/– bei Deutschen fruchtet keine Lehre –/ weiß Gott! ich kehrte wieder um./Das letzte Brotkorn geht zur Neige./Die Gasse gröhlt. Sie schlagen Schaum./Ich hing sie gern in deine Zweige,/O Tannebaum!// Ich starre in die Knisterkerzen:/Wer ist an all dem Jammer schuld?/Wer warf uns so in Blut und Schmerzen?/uns Deutsche mit der Lammsgeduld?/Die leiden nicht. Die warten bieder./Ich träume meinen alten Traum:/Schlag, Volk, den Kastendünkel nieder! Glaub diesen Burschen nie, nie wieder!/Dann sing du frei die Weihnachtslieder:/O Tannebaum! O Tannebaum!*“.

Das Ringen um die künftige Lebensform des neuen deutschen Staates ging sogar am Heiligen Abend 1918 weiter. Es kam in Berlin zu blutigen Kämpfen zwischen den linksradikal orientierten Matrosen und den der Regierung treuen Truppen. In Oberschlesien war es noch nicht so weit, es herrschte eine relative Stille in der Zeit des oberschlesischen Winters.

Von einer grundsätzlichen Bedeutung in der oberschlesischen Weihnachtszeit waren die polnischen Forderungen, Oberschlesien von Deutschland abzutrennen und zu Polen zu schlagen, die die deutsche Seite entschieden ablehnte. Es tauchte auch die Idee einer selbstständigen oberschlesischen Republik auf, ein paar Oberschlesier sondierten dieses Thema in Prag.

Die neue Zeit in Deutschland bedeutete auch für Oberschlesien die Durchführung der Trennung der Kirchen vom Staat. Man stritt darüber nicht nur in der Presse, denn dieses polarisierende politische Ziel verlangte eben in Oberschlesien Fingerspitzengefühl.

Über diese Themen wurde bestimmt auch in den oberschlesischen Familien an den Weihnachtstagen gesprochen. Besuche bei den Verwandten waren aber durch den Streik der Eisenbahn und Straßenbahn in den Städten des

Industrieviers erschwert. Es wurde wohl sowieso an den Weihnachtstischen mehr geredet als gegessen, denn beispielsweise in Myslowitz kamen für den Zeitraum vom 23. Dezember bis zum 29. Dezember nur 200 Gramm Fleisch, 40 Gramm Butter, 200 Gramm Marmelade, 6 Pfund Gries oder Haferflocken und 160 Gramm Graupen zur Verteilung. In anderen oberschlesischen Städten war es ähnlich. Kirchen und Vereine versuchten mit den Weihnachtsfeiern vor allem für die Kinder die Stimmung dieser stillen und heiligen Nacht zu schaffen.

In der Gleiwitzer Zeitung „Der oberschlesische Wanderer“ stand am 24. Dezember: „*Nie haben wir das Fest des Friedens und der Liebe nötiger gehabt als diesmal. In den traurigsten Stunden der deutschen Geschichte flüchten wir uns unter die grünen Zweige des Tannenbaumes, wo der heilige Ort lieblicher Kindheits-Erinnerungen, zartester Familienbeziehungen religiöser Stimmungen uns erhebt, tröstet und hoffen lässt. Über den Entbehrungen der harten Winterszeit schwebt die Erscheinung des Menschenohnes, durch dessen Menschwerdung Weihnachten uns ein Fest des Geistes geworden ist, das Fest der Verheißung. Und so wollen wir es begehen. Wer in der üppigen Ruhe des Friedens nie daran dachte, daß Mangel und Kälte je in sein Heim blicken könnten, der fühlt selbst in unserem oberschlesischen Lande der Kohlen und des Wohlstandes den schneidenden Hauch dieser Gespenster. Durch unsere Weihnachtsfreude zieht bange Sorge; werden wir noch lange zu leiden haben, wie jetzt? Wird uns ein gnädiges Schicksal bald den Lenz schicken? Oder stehen noch furchtbare Schneestürme, steht neue härtere Not bevor? Die Zukunft liegt verschleiert*“.

Die Zukunft war nicht nur den Oberschlesiern verschleiert. Was sie ihnen in den nächsten 100 Jahren brachte, ist uns heute bekannt. Es gab in diesem Zeitraum Weihnachtsfeiern voller Freude, aber auch solche, bei denen man einfach nur auf eine bessere Zukunft wieder hoffen musste.

Am ersten Weihnachtstag 1918 erinnerte die Teschener Zeitung „Silesia“ an ein richtig epochales Ereignis hundert Jahre zuvor. Ein schlichter Musiker, Franz Gruber, vertonte die Worte des dichterisch veranlagten Hilfspfarrers Joseph Mohr. Die beiden Autoren sangen ihr gemeinsames Werk zum ersten Mal bei der Christmette am 24. Dezember 1818 in der Kirche in Oberndorf bei Salzburg. Das Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht“ kam am Heiligen Abend zur Welt. Allmählich wurde dieses Weihnachtlied zu dem Weihnachtslied in der ganzen Welt schlechthin, gesungen in allen Sprachen mit dem gleichen Gefühl inniger Freude und Andacht.

Die Zeitung „Silesia“ erinnerte die damaligen Oberschlesiern auch daran: „*Nur laßt uns eines nicht vergessen: Weihnachten ist ein frohes Fest und soll unseren Kindern auch nicht verkümmert werden. Aber wir, das reife Geschlecht, wollen es feiern zur Stärkung unserer Herzen, zur Belebung unseres Glaubens. Für uns sei es*

*das Fest der Besinnung auf uns selbst. Wir wollen uns vor Augen halten, daß gedankenloses Singen und faules Beten nicht zum Himmel dringt. Die Engelsbotschaft in der heiligen Nacht von Bethlehem wurde noch nie so tief empfunden wie in der schweren Kriegszeit und auch noch diesmal beten wir inbrünstig „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“.*

Hoffen wir, dass im Jahr 2118 man in Oberschlesien wird schreiben können, in den vergangenen 100 Jahren habe man hierzulande „Stille Nacht, heilige Nacht“ in allen Sprachen des Landes nur freudig gesungen.

### **Oberschlesische Tragödie 2019**

Der englischsprachige Dichter Thomas S. Eliot bezweifelte oder ermunterte in seinem 1922 veröffentlichten Gedicht „Das wüste Land“ die menschliche Erkenntnis, indem er schrieb: „*Denn du kennst nur einen Haufen zerbrochener Bilder*“. Man hört Stimmen, in letzter Sekunde seines Lebens sieht der Sterbende sein ganzes Leben vor den Augen. Ergeben in diesem einzigen Augenblick die zerbrochenen Bilder einen Sinn, oder sind es Sequenzen ohne Reihenfolge?

Bezieht sich dieser Haufen zerbrochener Bilder, mit dem wir konfrontiert werden, auf das, was wir selbst zu erkennen und zu verstehen glauben, oder betrifft das dieses Mosaik von Begriffen, Bezeichnungen und Deutungen, die uns einfach als unversehrte Bilder dargestellt werden? Unterliegt der Haufen der zerbrochenen Bilder selbst nicht auch dem Paradigmenwechsel? Man nimmt ein paar Scherben ab, man gibt einige Bruchstücke dazu.

Die Geschichte einer Region besteht aus vielen zerbrochenen Bildern der Vergangenheit, die für die Einwohner ein ganzes Bild ihrer Heimat darstellen sollen. Wenn die Splitter aber aus ganz verschiedenen Bildern stammen, beginnt so ein Bilderhaufen wie ein modernes Kunstwerk zu funktionieren, das jede Auslegung schon bei der Tönung der Farben zulässt. Unser Oberschlesien ist so ein Kunstwerk, von dem wir nur einen Haufen zerbrochener Bilder kennen. Wenn wir es überhaupt kennen.

War Oberschlesien 1922 ein wüstes Land? Es kommt darauf an, wie man die Bedeutung des Adjektivs wüst auslegt, das viele Synonyme hat. Öde war es bestimmt nicht, das Leben pulsierte hier. Gottverlassen auch nicht, alle Oberschlesier waren fromm. Etwas wirr war es schon. Nicht ohne Grund auch kunterbunt. Verwaist kann man ausschließen, beide Mütter liebten das prächtige Kind grenzenlos. Die Mütter gerieten sich schon in die Haare. Die Zeiten des Salomonischen Urteils waren längst vergessen. Die beiden wussten, das ganze Kind kriegen sie nicht, es ging darum, möglichst den größten Teil zu haben, und

an den anderen Teil immer weinend zu denken und über ihn zu trauern. Eine antike Tragödie bahnte sich erneut an, aber das Kind – abgesehen von ein paar Beulen – lächelte mit beiden Augen fröhlich, die Säge, das Beil, die Trennungslinie merkte es noch nicht. Es war schon ein modernes Theater des 20. Jahrhunderts, der Prolog war zwar verfasst, aber die Akteure konnten an diesem Theaterstück mitschreiben.

Frisch wehte der herbstliche Wind im Hyazinthland. Herbstkalt war der Sturmwind, der am 13. Oktober 1921 über den Fortschritt bei dem Theaterstück die Presselandschaft durchpeitschte: „*Die Mitglieder des Völkerbundes haben nun alle Genf verlassen. Der Schauplatz des nächsten Aktes der oberschlesischen Tragödie ist wiederum nach Paris verlegt. Die einzige Frage, die noch immer nicht geklärt ist, bezieht sich auf den Termin der Veröffentlichung des Völkerbundbeschlusses. Die Botschafterkonferenz wird in Paris voraussichtlich erst am Sonntag zusammenentreten können. Die Bekanntgabe des Beschlusses wird dann erst am Dienstag oder Mittwoch nächster Woche erfolgen können*“. So wurde es auch gemacht. Oberschlesien wurde geteilt.

Es war eine aufwendige Vorstellung, dieses oberschlesische Stück, mit vielen Schauplätzen. So war es aber schon immer hier. Friedrich II. marschierte in Schlesien 1740 ein, und die Schlesischen Kriege wurden endgültig erst durch den Frieden in Hubertusburg 1763 beendet. Ob damals in Wien von einer oberschlesischen Tragödie die Rede war, ist nicht überliefert, man weinte vor allem um Glatz. Unsere Heimat war noch nicht so bedeutend, noch nicht so reich. Es war noch ein wüstes Land ohne das Industriegebiet.

1922 war es hier schon anders. Wer verlor, der wusste genau, was er verlor. Wer gewann, der wusste genau, was er gewann. In beiden Fällen war es viel. Im Januar 1922 erschien in Breslau eine Publikation im Verlag der „Breslauer Neuesten Nachrichten“. Es war kein Bühnenstück, es war einfach ein Haufen kritischer Bilder über die letzten drei Jahre in Oberschlesien mit dem Titel „*Die oberschlesische Tragödie*“.

Der Autor dieser anonymen Publikation verfügte aber wohl über prophetische Eigenschaften oder ihm war die Struktur eines Bühnenstücks gut bekannt, denn er schrieb: „*In den schlesischen Landen, soweit sie nicht unter dem Druck fremder Besetzungen standen, hat man am 22. Oktober 1921, dem Tage des Genfer Völkerbundentscheids, die Fahnen halbmast gesetzt. Der Vorhang war über den ersten Akt der oberschlesischen Tragödie niedergegangen*“.

 Man sprach nicht von dem letzten Akt. Die Oberschlesier lasen weiter die Prophezeiungen der Königin von Saba.

Wie kam es aber überhaupt zu diesem ersten Akt? In der Publikation gibt es eine ganze Reihe von Ursachen, darunter auch diese: „*Das Schlagwort Oberschlesien*

*den Oberschlesiern verwirrte die Köpfe. Hinter ihm standen sehr einflussreiche Kräfte, die in späterer Zeit ein seltsames Doppelspiel trieben. Sie haben heute nur halb gewonnen. Oberschlesien wird kein ‚Belgien des Ostens‘, in dem der Oberschlesier als Herr im Hause schaltet“.* Der Breslauer Prophet sollte Recht bekommen. Die Provinz Oberschlesien wurde nicht das Land Oberschlesien, und der erste und zugleich der letzte aus Oberschlesien stammende Wojewode der autonomen Wojewodschaft Schlesien starb Anfang Dezember 1922 in Kattowitz.

Der Breslauer Autor kritisierte auch die Arbeit der Presse: „*Die deutsche Presse kam im allgemeinen der Propaganda für Oberschlesien nur zögernd nach, und die Mehrheit der deutschen interessierte sich infolgedessen überhaupt nicht für die Vorgänge in des Reiches Südostecke. Aber war dies so verwunderlich? Die deutsche Propaganda verhinderte es geflissentlich, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Wie ehemals in Kriegszeiten, wurde von den Pressestellen eine Zensur ausgeübt – die Depeschenbureaus durften nur genehmigte Meldungen verbreiten – und alle Nachrichten waren vom Schein roter Harmlosigkeit umflossen*“. Kassandras Stimme wurde aber nie gern gehört. Der Wettbewerb um das bessere Schaufester in Oberschlesien war im vollen Gange. Ende Oktober 1925 empfing man in Gleiwitz begeistert vier aus der französischen Gefangenschaft freigelassene Oberschlesier, die in der Abstimmungszeit zur Haftstrafen verurteilt worden waren.

Im Herbst 1939 gab es keine Trennungslinie zwischen West- und Ostoberschlesien mehr. Es gab aber in diesem Herbst eine höhere Zahl von Begräbnissen als bisher, vor allem in Ostoberschlesien. Nicht alle Toten wurden durch die Familien begraben. Die oberschlesischen Antigonen mussten keine Entscheidung treffen. Die Oberschlesier traten wieder auf vielen Schauplätzen auf, in unterschiedlichen Rollen und Szenen. Es waren vor allem Gastauftritte auf anderen Bühnen. Der zweite Akt der oberschlesischen Tragödie wurde gerade aufgeführt. Die oberschlesische Industrie musste aber während dieser Vorstellung auf Hochtouren laufen.

Ende 1941 konnte man in einer Zeitschrift für die Bergleute in Westoberschlesien lesen: „*Die Arbeitseinsatzlage im deutschen Bergbau bringt es mit sich, daß Kriegsgefangene in immer größerem Umfange zu untertägigen Arbeit herangezogen werden müssen. Auf den drei Schachtanlagen der Gewerkschaft Castellengo-Abwehr ist aus diesem Grunde ein größeres Kontingent kriegsgefangener Engländer eingesetzt worden, was dazu geführt hat, daß z.B. auf der Castellengogrube jeder zehnte untertägige Arbeiter ein Engländer ist*“. Aber auch die kriegsgefangenen sowjetischen Soldaten schufteten in den oberschlesischen Betrieben.

Anfang 1945 kamen die sowjetischen Soldaten nach Oberschlesien. Diesmal nicht als Kriegsgefangene sondern als Sieger. Es kommt oft zum Rollenwechsel im Theater, auch im Theater des menschlichen Grauens. So begann im Winter 1945 der dritte Akt der oberschlesischen Tragödie, nach dem eigentlich das ganze Stück nachträglich den Namen bekam. Aber hier gibt es ein sprachliches Problem, denn die Oberschlesische Tragödie ist eigentlich nur ein übersetzter Begriff. Er wurde nach der demokratischen Wende in Polen allmählich als *Tragedia Górnou Śląska* etabliert, eben als eine der Folgen der Ereignisse im Jahr 1945 und danach.

*„April ist der übelste Monat von allen, treibt/Flieder aus der toten Erde, mischt/Erinnerung mit Lust, schreckt/Spröde Wurzeln auf mit Frühlingsregen/Der Winter hat uns warm gehalten, hüllte/das Land in vergeßlichen Schnee, fütterte/Ein wenig Leben durch mit eingeschrumpelten Knollen“* schrieb T.S. Eliot 1922, der nie in Oberschlesien war.

Im April 1945 entsprach Oberschlesien unter gewissen Umständen einem schon etwas wüsten Land. Seine fast alle in der Heimat verbliebenen jüdischen Einwohner verloren ihr Leben im Holocaust. Die polnischen Oberschlesier in Ostoberschlesien beweinten ihre Toten. Viele Oberschlesier fielen in verschiedenen Uniformen an allen Fronten. Viele oberschlesische Wehrmachtssoldaten gerieten in Kriegsgefangenschaft. Viele Oberschlesier waren aus ihrer Heimat geflüchtet oder schon vertrieben.

Im April 1945 konnte man auch die Massengräber der nicht wenigen beim Einmarsch der sowjetischen Armee ermordeten Oberschlesier und Oberschlesierinnen sehen, oder sie wenigstens sie zu errichten versuchen. Besser sichtbar wurden die nicht nur wegen der Kriegsführung zerstörten und ausgebrannten Häuser und Gebäude. Man konnte auch die Arbeitslager nicht übersehen, in denen jetzt vor allem die deutschen Oberschlesier saßen und starben. In den oberschlesischen Gruben wurden jetzt deutsche Kriegsgefangene eingesetzt. Es gab viele zerbrochene Bilder in diesem Frühling 1945 in Oberschlesien.

Im April 1945 konnte man auch nicht die Tatsache übersehen, dass bis 90000 Oberschlesier, die bisher in diesem Theater des Grauens nicht auftreten mussten, jetzt sozusagen als Statisten engagiert wurden. Als Statisten, dieser Vergleich klingt makaber, ist aber legitim. Es handelte sich um Zivilbevölkerung, die nichts zu sagen hatte, als beschlossen wurde, dass sie als Zwangsarbeiter in die Sowjetunion deportiert werden sollten. Es handelte sich dabei um keine kommunistische Willkür, es war alles mit den Westalliierten vereinbart.

Betroffen wurden durch die Deportationen vor allem der westliche Teil des oberschlesischen Industriegebiets und seine Einwohner. Viele von ihnen

schufteten dann in den Zechen von der Ukraine bis nach Sibirien. Grubenarbeit war immer schwierig, sowohl in Oberschlesien als auch in Russland.

Aber es gab Unterschiede, über welche die westoberschlesischen Kumpels schon 1930 in einem Bericht von einer Gruppe der Bergleute aus dem Ruhrgebiet lesen konnten, die im Donez-Gebiet arbeiteten, von denen nach zwei Monaten 14 schon zurück in Deutschland waren: „*Die Verpflegung war schlecht. Fleisch war keins da. Es gab Reis. Reissuppen und ein Gericht, welches man nach unseren Begriffen nicht recht bezeichnen kann. Es enthielt aber Substanzen aus Fisch und Fleisch. Trotzdem blickten die Russen neidisch auf unsere Verpflegung. Auf dem Papier steht dort die Sechsstunden-Schicht, ja, sie ist sogar gesetzlich verankert. Aber jeder Hauer hat sein Pensum. Dieses ist so groß, daß er es in der Sechsstunden-Schicht nicht bewältigen kann. Es war eben für den deutschen Bergmann dort nicht zum Aushalten. Charakteristisch war die Unzulänglichkeit der Wascheinrichtungen. Brausen konnte man nicht. Zum größten Teil sind wir schmutzig nach Hause gegangen. Die kulturellen und sozialen Zustände in Russland können keinen deutschen Arbeiter befriedigen. Was die Delegationen aus Russland berichten, kann nicht maßgebend sein, da diesen nur das Gute in Russland gezeigt wird, und sie auch keinen Einblick in das wahre Leben der Arbeiter in Russland erhalten. Wir fühlen uns verpflichtet, jeden deutschen Arbeiter zu warnen, nach Russland hinzugehen*“.

Die Oberschlesier hatten keine Wahl. Anfang April 1945 stand es in einer Bekanntmachung in Bobrek bei Beuthen: „*Diejenigen Personen, sie sich nicht in der angegebenen Zeit stellen, werden nach Sibirien verschickt und ihre Wohnungen werden beschlagnahmt*“. Aus den Sammellagern in Oberschlesien wurden sie nach Osten abtransportiert. Nicht alle kamen zu den Orten der Zwangsarbeit, das Sterben begann schon in den Deportationszügen.

Ein Bergmann schilderte die Atmosphäre bei seiner Ankunft in einem Lager in der Ukraine mit folgenden Worten: „*Stunden vergingen und es kam immer noch kein Befehl ins Lager zu marschieren. Blutrot ging die Sonne unter und tauchte die Landschaft in ein seltsames und bedrückendes Zwielicht; und mir kam diese Landschaft mit dem Sonnenuntergang als etwas Kaltes vor, und ich fühlte, dass es mir nie gelingen würde, das geschaute Bild mit Worten zu malen. Es fehlte mir da etwas, was mein Herz entzücken könnte. Und schattenlos kam die Dämmerung. Die Sicht verschwand in einem nebligen Nichts*“.

Von den deportierten Oberschlesiern lösten sich schätzungsweise 80 Prozent in diesem nebligen Nichts für immer auf. Es war ein spürbarer Verlust für die oberschlesische Bevölkerung und für das Land selbst, denn die Einwohner einer Region geben ihm erst sein Gesicht in jeder Hinsicht. Sie starben wegen der

Behandlung, der Krankheiten, der Unterernährung und vor allem der Arbeitsbedingungen. Die Katorga hatte aber eine lange blutige Tradition.

Die Rückkehr der letzten Überlebenden dauerte bis in die Mitte der 50er Jahre. Aber schon die wenigen Mitte 1945 Entlassenen fanden oft ihre Familien nicht mehr in Oberschlesien. Deswegen ging die Mehrheit der Rückkehrer gleich nach Deutschland. So endete allmählich der dritte Akt der oberschlesischen Tragödie, der alles bisher Dargebotene übertroffen hat.

Ob das nächste Kapitel der oberschlesischen Schicksale den vierten Akt der Tragödie bildet, ist nicht so einfach zu beantworten. Die Tragödie hat die Tendenz, eher ein Ereignis als ein Prozess zu sein. Wenn etwas in einem sehr langen Zeitabschnitt passiert, ist das tragische Element dabei allgemein kaum zu merken. Vor allem, wenn die Darsteller selbst generell von einem Gefühl des Glücks erfüllt sind. Jeder Mensch, also auch der Oberschlesier, liebt seine Heimat, die ihm seine Eigenart gegeben hat. In der Heimat ist alles in jeder Hinsicht vertraut, man weiß, wie man sich verhalten soll, man spricht denselben Dialekt.

In den Nachkriegsjahren begann das oberschlesische Land für viele Oberschlesier die Eigenschaften der Heimat zu verlieren. Dazu kam allmählich auch der Unterschied im Lebensstandard zwischen ihnen und ihren Verwandten und Bekannten in Westdeutschland. Es waren eben die Zeiten, wo man in Oberschlesien Briefe las, das Auto ist kein Luxus und die Wohnung kein Problem. Nicht nur für die Bewohner der alten „familoki“ mit dem Klo im Flur, sondern auch für die Besitzer der Einfamilienhäuser waren es elektrisierende Nachrichten aus einer Welt, zu der sie starke Bindungen hatten und sie auch überwiegend tatsächlich empfanden.

Auf diese Art und Weise wurden viele Oberschlesier zu Aussiedlern und später zu Spätaussiedlern. Die oberschlesische Heimatpresse in Deutschland informierte regelmäßig über die Oberschlesier, die beispielsweise im niedersächsischen Lager Friedland registriert wurden. Es wurden ziemlich genaue Angaben zu diesen Personen veröffentlicht.

Nach statistischen Angaben wurden bis Mitte 1980 auf dem Gebiet der Bundesrepublik im Zeitraum 1950 bis Mitte 1980 über 380000 Oberschlesier als Aussiedler aufgenommen. Die ganz große Welle von Ausreisen erfolgte aber erst in den 80er Jahren und dauerte bis 1989.

Aber vielleicht war dies alles doch eine Tragödie für die Oberschlesier, die ihre Heimat verließen und sich eine neue Existenz in der „heimatlichen Fremde“ aufbauen mussten? Wahrscheinlich ja, denn nicht ohne Grund heißt die 1979 von Raimund Pfundtner verfasste Publikation „Spätaussiedler. Tragödie: Ursachen Folgen Perspektiven“, der konstatierte: „Wer nun mit Spätaussiedlern zu tun hat, der wird sich kein einheitliches Bild von ihnen machen können. Und alle, die mit

*ihnen – im weitesten Sinne – zu tun haben, machen sich ihr eigenes Bild, oft geprägt durch die spezifische Interessenlage des Gremiums, Verbandes oder Vereins, für den sie nun gerade sprechen".* Wieder nichts als nur zerbrochene Bilder.

Diese Oberschlesier haben sich in Deutschland schon längst eingelebt. In der zweiten oder dritten Generation werden sie schon den Dialekt der Region sprechen, in der sie aufgewachsen sind. Einigen von ihnen werden die oberschlesischen Wurzeln auf den Hausaltar stellen, der Mehrheit wird es im besten Falle gleichgültig sein. Für die Aussiedler wurde ihre Entscheidung langfristig zum Vorteil, für Oberschlesien erwies es sich als ein eindeutiger Nachteil.

Oberschlesien hat aber binnen 100 Jahren zu viel von seiner Identität eingebüßt, weil es auf verschiedene Art und Weise zu viele Oberschlesier verloren hat. Der übrig gebliebene Rest der Oberschlesier schaut ratlos auf den Haufen der zerbrochenen Bilder der oberschlesischen Identität.

### **Emil Erbrich**

Einen richtigen Titel für ein Buch zu finden, ist nicht einfach, denn er soll die Leser auf das Werk aufmerksam machen. Er soll die Wirkung eines guten Schaufensters haben. Kommen Sie rein, nehmen Sie mich in die Hand und lesen Sie den Buchinhalt, der hinter meinem Titel zu vermuten ist. Die Enttäuschung kommt vielleicht erst nach der Lektüre.

Je nach dem Genre hat man es mit verschiedenen Arten von Titeln zu tun. Die Titel der Sachbücher klingen eher trocken, aber auch hier trifft man auf Publikationen mit einem Hauch von Sensation. Die Titel der Frauenromane sind romantisch formuliert, und die Krimis versprechen Mord und Totschlag pur. Alle Titel besitzen aber eine gemeinsame Eigenschaft – sie versuchen originell zu sein.

Wird Ihr Interesse am Lesen eines Buches mit dem seltsamen Titel „Straduna“ geweckt? Ich gebe zu, bei mir ist es der Fall gewesen. Ich habe dieses Buch gelesen, aber das führte wiederum dazu, dass ich mehr über den Autor erfahren wollte. Das Ergebnis meiner Recherche können Sie jetzt in diesem Artikel lesen, vielleicht haben Sie Ihr Interesse an dem „Straduna“ noch nicht verloren.

Rund 35 Kilometer südlich von Oppeln besaß Graf von Haugwitz ein Landgut, das von einem Wirtschaftsinspektor namens Erbrich verwaltet wurde. Am 26. November 1846 freute sich dieser mit seiner Ehefrau über die Geburt eines gesunden Sohnes. Sie ließen ihn auf den Vornamen Emil taufen.

1850 siedelte die Familie Erbrich zunächst nach Krappitz über. Es folgte dann ein kurzer Aufenthalt in Leobschütz, anschließend wohnte die Familie in Leschnitz bei

Annaberg und danach wieder in Krappitz. Emil besuchte die jeweiligen örtlichen Volksschulen und erhielt zusätzlich privaten Fremdsprachenunterricht von ansässigen Priestern. Es ist anzunehmen, dass sich darunter auch die polnische Sprache befand, denn das, was er für Polnisch hielt, war der wasserpolnische Dialekt, welcher umgangssprachlich in der Gegend von Annaberg von vielen Spielkameraden des kleinen Emil benutzt wurde und den er durch den Umgang mit ihnen auch beherrschte.

Die Eltern wählten für Emil den Beruf des Lehrers. Demzufolge besuchte er von 1863 bis 1865 das katholische Lehrerseminar in Oberglogau. Erste Schritte als Lehrer machte er in Kieferstädtel. Aber sein Weg führte ihn weiter nach Ratibor. Am 4. Februar 1867 begann er an der hiesigen Taubstummenanstalt als Hilfslehrer zu arbeiten. Bald erkannte man seine vorzügliche Begabung für den Unterricht Taubstummer. Die Leitung der Taubstummenanstalt verschaffte ihm deswegen die Möglichkeit einer Weiterbildung zwecks Vertiefung seiner beruflichen Kenntnisse. 1869/1870 absolvierte er einen Kursus an der Königlichen Taubstummenanstalt in Berlin und studierte im Wintersemester an der Berliner Universität. Danach unternahm er eine Studienreise durch die Taubstummenanstalten in Breslau, Liegnitz, Braunschweig, Hildesheim, Petershagen, Osnabrück, Halle, Weißenfels, Leipzig und Dresden. Moritz Hill, der aus dem niederschlesischen Reichenbach stammende Altmeister der deutschen Gehörlosenbildung, setzte als Leiter in Weißenfels große Hoffnungen auf ihn. 1870 bestand Emil Erbrich die Prüfung als Hauptlehrer mit sehr gut und kehrte in die Ratiborer Anstalt zurück.

Bevor Erbrich aber Ratibor 1869 verließ, verfasste er noch am 3. Mai 1869 das Vorwort zu seinem im selben Jahr in Breslau erschienenen Buch „Album polnischer Lieder der Oberschlesier“. Es handelte sich um seine Übersetzung von 54 Volksliedern, die der Arzt Julius Roger in Oberschlesien gesammelt hatte und 1863 in einer Anzahl von 546 Liedern herausgab.

Interessant ist dabei aus heutiger Perspektive zu betrachten, wie Erbrich in seinem Vorwort Stellung zu einigen oberschlesischen Fragen nahm. Über die Oberschlesier schrieb er: „*Obschon die polnische Bevölkerung in Oberschlesien der Zahl nach bedeutend vorherrscht, so ist doch die Volkspoesie derselben im Allgemeinen fast gänzlich unbeachtet geblieben, und Nichts dürfte wohl geeigneter sein, die vielfachen Vorurteile, die über dem Seelenleben der Oberschlesier ähnlich wie über ihrer Sprache lagern, zu zerstreuen, als ein Einblick in ihre Volkslieder. Im Allgemeinen stehen die polnischen Oberschlesier dem Bildungszustand der anwohnenden Deutschen nach, doch dies als eine notwendige Folge des Volkscharakters hinstellen zu wollen, ist ungerecht, findet vielmehr in den bestehenden Verhältnissen seine Begründung. ,Es ist der traurige*

*geistige Segen eines zweisprachigen Volkes, daß im Allgemeinen beide Idiome gleich oberflächlich bekannt werden und der Bildungsgrad kann nur in dem Verhältnis steigen oder sinken, in dem das eine oder das andere Idiom die Oberhand gewinnt. Scharf zu denken vermag selbst der Begabteste nur in seiner Muttersprache'. Für Oberschlesien kann nur die deutsche Sprache einst die Trägerin der Intelligenz werden, zur Zeit aber ist weder diese, noch das Polnische dazu geeignet, denn trotzdem das Deutsche längst schon obligatorischer Unterrichtsgegenstand in der Volksschule geworden, trotzdem es als eine notwendige Folge der immer weiter schreitenden Kultur alle Massen der Landbevölkerung stets mehr und mehr durchdringt, wird es noch viel zu oberflächlich bekannt, um jetzt schon eine höhere geistige Bildung zu vermitteln, und durch das Polnische wird das Volk vollständig von allen Geistesströmungen isoliert. Das Gebetbuch wird noch lange die einzige Lektüre des Landsmannes, die Predigt die einzige geistige Anregung, die er empfängt, bleiben".*

Die Oberschlesier und ihre Sprache. Welche Oberschlesier und welche Sprache? Die Oberschlesier aus den Städten oder aus den Dörfern? Aus welchem Teil Oberschlesiens? Dazu noch Preußisch-Oberschlesien oder Österreichisch-Oberschlesien? Protestantisch oder katholisch? Welcher Nationalität? Die Deutschen, die nach Oberschlesien kamen, waren Deutsche. Was war die einheimische Bevölkerung? Wie wurde sie von benachbarten Deutschen bezeichnet? Als was identifizierten sich Teile und Schichten der einheimischen Bevölkerung selbst? Wurden sie stufenweise germanisiert oder übernahmen sie nur allmählich die deutsche Kultur? Es wurden schon viele Abhandlungen darüber geschrieben, wie konnten aber die richtigen Antworten erteilt werden? Dafür müsste man einen Einblick in die Seelen der Oberschlesier haben – und in diesem Moment kann man die oben gestellten Fragen wiederholen.

Emil Erbrich schrieb über die Sprache der Oberschlesier so: „*Die Sprachen der Nachbarstämme haben einen unverkennbaren Einfluß auf den oberschlesischen Dialekt ausgeübt. Ganz besonders zeigt sich die Einwirkung des Böhmisches in solchen Gegenden, wo seit Jahrhunderten Polen und Böhmen nebeneinander wohnen. Im Allgemeinen ist die Sprache der Oberschlesier von dem Hochpolnischen gar nicht so verschieden. Lediglich der schlechten Aussprache wegen gilt das sogenannte Wasserpolnisch ebenso bei Polen als bei Deutschen gar nicht für polnisch.*

Erbrich ging weiter davon aus, dass man fast keinen Unterschied zwischen diesem Dialekt und dem Hochpolnischen finden würde, wenn man aus dem Wasserpolnischen die mannigfachen Germanismen sowie einige Archaismen entfernte. Aber gerade mit der Hochphase der Industrialisierung begann der Anteil der Germanismen im Wasserpolnischen zuzunehmen. Außerdem kann man

sich bis heute das Wasserpolnische ohne die Germanismen nicht vorstellen. Solange der Oberschlesier statt „tak“ noch „ja“ sagen wird, solange ist das Wasserpolnische noch keine tote Sprache.

Erbrich war überzeugt, diese Volkslieder blieben unvergessen, solange das oberschlesische Volk lebt. Die Oberschlesier gibt es noch, werden aber diese Lieder gesungen? Eine weitere einfache oberschlesische Frage, auf die es aber keine einfache Antwort gibt.

Für Erbrich stellten diese Lieder das innige Seelenleben der Oberschlesier dar. Julius Roger sammelte sie, um mit den falschen Vorstellungen über die Oberschlesier aufzuräumen. Warum übersetzte Erbrich so sorgfältig, wie es möglich war, eine Anzahl dieser Lieder ins Deutsche? Er selbst glaubte, damit: „*Vielen, insbesondere den in Oberschlesien wohnenden Deutschen, eine willkommene Gabe darzubieten*“.

Zum Schluss wies er noch auf andere Gründe und Erwartungen seinerseits hin: „*Schließlich wünsche ich nur, meine Arbeit fände nachsichtige Beurteilung und würde so freundlich aufgenommen, wie sie dargeboten wird. Man wolle nur bedenken, daß diese Lieder in einem fremden Gewande erscheinen, und wenn schon jede Art von Poesie durch Übersetzung die Hälfte ihrer Schönheiten verliert, so ist dies bei den Volksliedern wegen ihrer idiomatischen Eigentümlichkeiten um so mehr der Fall. Viele der Liedchen sind mit der Sprache selbst so innig verwachsen, daß es leichter wäre, sie nachzuahmen, als befriedigend zu übersetzen. Übrigens werden diese Lieder nicht zur Bewunderung dargeboten, sondern als bezeichnende Züge des geistigen Zustandes, der Denk- und Fühlweise des oberschlesischen Volkes*“.

In Oberschlesien blieb Emil Erbrich bis 1874, denn im Januar dieses Jahres bewarb er sich erfolgreich um die Stelle des Hauptlehrers einer in Metz zu errichtenden Taubstummenanstalt, die er auch am 15. Juli 1874 antrat. Für Ratibor war das ein Verlust, was auch der hiesige Direktor Albert Schwarz im ausgestellten Zeugnis betonte: „*Der Unterzeichnete würde Herrn Erbrich, der eine Zierde des Institutes genannt werden muß, nur mit tiefsten Bedauern aus hiesiger Anstalt scheiden sehen*“.

So wechselte Emil Erbrich, „*ein glühender Bismarckverehrer*“, was viele Gedichte und Lieder sowie ein eigenhändiges Schreiben des Reichskanzlers bezeugen, aus dem zweisprachigen Oberschlesien in das zweisprachige Lothringen.

Die Taubstummenanstalt in Metz entwickelte sich mehr und mehr. Seit 1875 war Erbrich Vorsteher und seit 1887 Direktor der Anstalt. Auch hier bestätigte er seine Fähigkeiten als guter Lehrer und dazu als kompetenter und wohlwollender Vorgesetzter. Im Privatleben heiratete er eine Französin, mit der er zwei Söhne und zwei Töchter hatte.

Anfänglich stammten die Schüler sowohl aus dem Elsass als auch aus Lothringen. Nach der Errichtung einer evangelischen Vereins-Taubstummenanstalt in Straßburg und einer katholischen Kloster-Anstalt in Isenheim, wurden in Metz ausschließlich katholische Schüler aus Lothringen unterrichtet, womit Erbrich nicht einverstanden war.

In Metz betätigte sich Erbrich in verschiedenen kulturellen und gesellschaftlichen Bereichen. Lange Zeit war er Mitglied des Gemeinderates und als solcher Vorstand der Frauengewerbe- und Fortbildungsschule sowie der Musikschule. Er hatte auch Verdienste um die Gründung einer Volksbibliothek. Im Zeitraum 1902 – 1907 war er Aufsichtsrat der Höheren Töchterschule und von 1907 bis 1910 Mitglied des Ortsschulvorstandes. Außerdem war er Vorstandsmitglied des Musikvereins und zuletzt sogar dessen Vorsitzender, Mitglied der Gesellschaft für Lothringer Geschichte und Altertumskunde und der Theaterkommission. Man kann annehmen, daß für ihn die Funktion als Vorsitzender der Literarischen Gesellschaft einen besonderen Wert hatte.

Auf dieselbe Art und Weise, wie er sich seinerzeit für die Kultur der Oberschlesier interessierte, versuchte er auch Verständnis für die Menschen des Metzer Landes zu wecken, indem er ihre Dichtungen in eine deutsche Literatursprache übertrug. Diese Bemühungen fanden auch eine entsprechende Anerkennung, denn Karl Gruber bezeichnete Emil Erbrich in seiner 1905 erschienenen Publikation „Zeitgenössische Dichtung des Elsasses“ als „Deutsch-Lothringens merkwürdigstem und einzigt beachtenswertem Talent“.

Gruber schrieb auch über das Wirken von Erbrich. Besonders interessant ist aber die im ersten Satz erwähnte regionale Zugehörigkeit Erbrichs: „Erbrich ist eingewanderter Oberschlesier und hat sich einen Namen als Übersetzer polnischer Volkslieder mitgebracht. Seine Liebe für Volksdichtung hat er auf das französische Sprachgebiet übertragen und einen Teil der unterm zweiten Kaiserreich gesammelten Lieder des Val de Metz – linkes Moselufer – mit überraschendem Sprachgefühl verdeutscht Auch als sein eigener Dichter hat Erbrich Bilder und Stoffe des Metzer Landes gestaltet und darin eine schöne epische Begabung entfaltet, die sich etwas gern in die Breite gehen lässt, aber mit den älteren Formen der Ballade recht gut auszukommen versteht. Zwei oder drei seiner im ‚Reichsland‘ mitgeteilten Nachdichtungen bretonischer Balladen – aus ‚Barzaz Breiz‘ von Villemarqué – sind kleine Musterwerke von kräftiger und lebendiger Paraphrasierung. Gegenwärtig bereitet Erbrich die erste Verdeutschung des ‚Chan Heurlin‘ vor – erste Ausgabe 1787 – des einzigen größerem mundartlichen Epos aus den Moselbergen. Sein Dichter hieß Albert Brondex, war ein Bauersohn aus dem Metzer Land, und lebte in der zweiten Hälfte des 18.Jahrhunderts als

*Schriftsteller in Metz. Auf Hochzeiten und Taufen wird noch heute daraus gesungen oder vorgetragen“.*

Tatsächlich wurde „Chan Heurlin“, ein Epos in sieben Gesängen, in Erbrichs Übertragung 1907 herausgegeben. Seine früheren Werke waren 1888 die Dichtung „Kaiser Karl der Fünfte vor Metz“, 1893 die verdeutschten „Lieder aus dem Metzer Lande“ und 1899 „Metzer Bilder und Lieder“.

In Lothringen wurde Erbrich also als Oberschlesier betrachtet. Mit Recht, denn er war ja Oberschlesier. Die Oberschlesier waren keine homogene Bevölkerungsgruppe, weder ethnisch noch sprachlich noch religiös. Die Oberschlesier konnten ihre Identität aus vielfältigen Elementen bauen.

Bevor Erbrich alle seine lothringischen Werke verfasste hatte, wandte er sich im September 1891 literarisch noch einmal seiner oberschlesischen Heimat zu. Vielleicht war es schon das Heimweh des erwachsenen Mannes, jedenfalls handelte es sich um etwas sehr Persönliches, denn die Sammlung von 109 polnischen Volksliedern der Oberschlesier erhielt den bewusst gewählten Titel „Straduna“. Damit hat Emil Erbrich seinem Geburtsort ein ewiges Denkmal gesetzt. Mehr kann man von einer Dichterseele nicht erwarten.

Das Buch bestand aus alten und neuen Übersetzungen. Im Vorwort legte Erbrich ein schlichtes Bekenntnis zur oberschlesischen Heimat ab: „Ich fand jahrelang nur selten Gelegenheit, dem Volksleben Oberschlesiens einige Aufmerksamkeit zu widmen. Besondere Umstände aber haben mich kürzlich lebhafter als sonst an die Zeit der Kindheit und Jugend erinnert, und die dem Ohr noch immer wohlvertrauten Laute der Heimat wurden mir im Innern wieder lebendig. In solcher Stimmung habe ich die alte, mir einst so lieb gewordene Beschäftigung, dem Volkslied zu lauschen, es zu erfassen und zu verstehen, von neuem aufgenommen. Auch heute fände ich keine besseren Worte, mein Werkchen einzuleiten, als die damals gewählten, denn ich bin zu meiner Arbeit nur von der Überzeugung gedrängt worden, daß diesen Volkspoesien ein dauernder Wert innewohnt, der ganz unabhängig ist von der wechselnden Stimmung des Tages, und ich setzte mit Recht so viel Vorurteilslosigkeit voraus, daß man bereit ist, das Schöne schön zu finden, woher es auch komme. Schon Hoffmann von Fallersleben hat vor mir auf den Schatz in der Volkspoesie der Oberschlesier aufmerksam gemacht und 25 Volkslieder aus Roger's Sammlung in meisterhafter Übersetzung veröffentlicht. So gehe denn dieses Büchlein hinaus als Gruß an die Heimat; möge es freundliche Aufnahme finden! Da aber wohl mancher meine Arbeit als nicht gelungen oder gar als überflüssig ansehen wird, so will ich mich des im voraus mit einem altfranzösischen Sänger (Ronsard) getröstet – ,Der eine liest mein Buch mit Freuden/Der andre nur mit Unbehagen/Das Beste selbst ist leicht zu tadeln/Doch schwer, das Gute gut zu sagen“.

Während des Ersten Weltkrieges waren die Verhältnisse in Metz wegen seiner Lage als Grenzfestung sehr schwierig. In der Anstalt wurden jetzt auch Kurse für ertaubte Soldaten durchgeführt. Nach dem Einzug der Franzosen am 18. November 1918 in die Stadt wurden die deutschen Lehrer noch geduldet, aber am 1. Februar wurden sie alle ohne Gehalt entlassen. Emil Erbrich war gezwungen, binnen 10 Tagen seine Dienstwohnung zu verlassen und eine neue Wohnung in der Stadt zu finden.

Für den oberschlesischen Leser sind die Verhältnisse im Westen nach 1918 weitgehend nicht bekannt. Anhand des Schicksals von Emil Erbrich kann man eine kleine Vorstellung davon bekommen: „*Das sämtliche Vermögen, die Ersparnisse auf Banken und Sparkassen war mit Beschlag belegt. Die Einheimischen bekamen ihr deutsches Geld umgewechselt, die Deutschen bekamen nichts. So wurden die Deutschen mittellos und rechtlos gemacht. Viele tausend ausgewiesen, die anderen gingen, Zorn und Verachtung im Herzen, weil sie nichts mehr zum Leben hatten. Herr Direktor Erbrich hielt bis zum 22. August 1919 aus; dann zog auch er mit seiner Familie über den Rhein, um in Karlsruhe ein sicheres Ruheplätzchen zu finden. Wer aber beschreibt die Gefühle, die den alten Mann beschlichen, als er das geliebte Lothringen, die 2. Heimat, verlassen mußte. Er war gebrochen, geknickt*“.

Emil Erbrich hatte vor, noch nach Oberschlesien zu fahren, um an der Abstimmung im März 1921 seine Stimme für den Verbleib seiner ersten Heimat bei Deutschland abzugeben. Er erkrankte aber an einer Lungenentzündung und starb am 22. Juli 1920 in Karlsruhe, wo er auch begraben wurde.

Werden in Lothringen bei Hochzeiten die Lieder aus Chan Heurlin und in Oberschlesien die polnischen Lieder der Oberschlesier in den Sprachen dieser beiden Regionen noch heute gesungen? Der Oberschlesier und Lothringer Emil Erbrich würde sich darüber bestimmt freuen.

### **Paul Albers**

„*Mit unsichtbaren Dornenkronen gehen/so Viele durch das Erdental/und unsichtbare Marterkreuze stehen/an ihren Wegen ohne Zahl/Ein trübes Lächeln liegt auf manchem Munde/das nur ein tiefes Weh verhüllt/und aus gar sorgsamlich verborgner Wunde/oft purpurrot ein Blutstrom quillt//Doch von den ungezählten Leidgequälten/die lautlos tragen Schmerz und Not/gehören Wenige zu den Auserwählten/die aufrecht stehen bis zum Tod/Wenn auch von ihnen weder Bücher melden/noch Lieder künden ihren Ruhm/so sind sie dennoch Helden, - Seelenhelden/voll wunderbarem Menschentum*“.

Das Gedicht trägt den Titel „Stille Dulder“ und wurde im Juni 1921 veröffentlicht. Seine Botschaft ist verständlich für jeden, der in der christlichen Kultur aufgewachsen ist, denn sie entspringt aus den Werten dieser Kultur. Ihre Kernaussage ist universell, aber die Erfahrungen, die zu diesen Versen führten, sind individuell, denn die Seelenhelden sind einzelne Menschen mit ihren Schicksalen.

Ich glaube, der Verfasser dieses Gedichtes blieb aufrecht bis zu seinem Tod. Als er dieses Gedicht schrieb, hatte er schon eine reiche Lebenserfahrung hinter sich. Vor ihm standen noch einige Enttäuschungen, aber vielleicht auch einige Lichtblicke.

Paul Albers gehört zu denjenigen Oberschlesiern, über die man eben sprechen muss, weil sie in eine unverständliche Vergessenheit geraten sind. Unsere Heimat kann stolz auf solche Oberschlesier wie Paul Albers sein, sie muss es nur wollen. Eigentlich die Menschen unserer Heimat.

Anfang 1926 traf der Ratiborer Josef Mosler zu Albers folgende Feststellung, die er mit einem Appell an seine Landsleute verband: „*Albers ist trotz seines Alters ein ganz Moderner. Ihn bewegen die großen Probleme, die heute die Menschheit nicht zur Ruhe kommen lassen. Und darum gehört er zu uns. Und unsere Pflicht ist es, ihn als unseren Landsmann nicht zu vergessen*“.

So wie sich Paul Albers zu seiner Heimat bekannte, ist es kaum zu übertreffen. Dabei ist er auch ein Beispiel dafür, wie man ein echter Oberschlesier werden kann. Er wurde am 23. Mai 1852 in Chudow bei Gleiwitz geboren. Sein Vater Bernhard Albers war hier Oberförster des Grafen Schaffgotsch.

In dem Gedicht „Oberschlesien“ schrieb Paul Albers über seine Abstammung und legte zugleich ein Bekenntnis zu unserer Heimat ab: „*Mein Vater ist Westfale/Meine Mutter Schlesierin/Ich erbt' von ihm den Trotzkopf/Von ihr den heitern Sinn/Drum kann ich mich nicht beugen/Doch auch nicht mürrisch sein/Drum lieb ich offene Worte/Und auch den Becher Wein//Im Wald bin ich geboren/Im grünen duft'gen Tann/Was Wunder, wenn als Kind ich/Schon Manche Lied ersann/Ich hör't ja in der Wiege/Schon die Frau Nachtigall/Drum bleiben mir im Herzen/Auch ihre Lieder all'/Mit Bauernkindern hab' ich/Als Knabe oft gespielt/Ich lernte ihre Sprache/Und hab' wie sie gefühlt!/Drum lieb ich Volk und Leute/Und oberschlesisch Land/ Weh' dem, der es verachtet/Weil er es nie gekannt//Wir haben keine Berge/Auch Rebenhügel nicht/Doch Feld und grüne Wiesen/Und Wälder tief und dicht/Hoiho! Wie da das Liedel/Aus vollem Herzen dringt/Vielleicht, daß es noch schöner/Als anderwärts erklingt!//Drum darf niemand schelten/Die Heimat, treu und gut/Wenn er auch noch so wichtig/mit seiner eignen tut/Drum darf mir niemand schelten/Mein oberschlesisch Land/Wo unter duft'gen Tannen/Einst meine Wiege stand*“.

Nach dem Besuch der Gymnasien in Beuthen und Gleiwitz studierte er an der Breslauer Universität Philologie und Jura und wurde Mitglied der Burschenschaft der Raczecks. Nach dem Studium betätigte er sich zunächst als Jurist in Nikolai. Nach zwei Jahren bestand er die große Staatsprüfung und ließ sich 1882 als Rechtsanwalt in Ratibor nieder. Über viele Jahre war er Stadtverordneter der katholischen Zentrumspartei sowie auch etliche Zeit Vorsitzender des Stadtverordnetenkollegiums.

Seine finanzielle Lage ermöglichte ihm Reisen nach Italien, in die Balkanländer und nach Asien sowie den Erwerb des Rittergutes Ober-Marklowitz im Kreis Rybnik. Sein ältester Sohn starb im Alter von 16 Jahren. Aus dem väterlichen Schmerz über diesen Verlust wurde dieses Gedicht geboren: „*Sie hämmern dich ein/in den Totenschrein/ich höre den furchtbaren Ton/Doch du bist befreit von Krankheit und Leid/schlaf, Bruno, mein ältester Sohn//Wir hielten die Wacht/bei dir in der Nacht/bis der Tod, der tückische kam/Dich trägt man hinaus/ich bleibe zu Haus/dumpf brütend mit meinem Gram*“.

1904 verkaufte er das Rittergut an den preußischen Domänenfiskus und ging mit seiner Familie nach Breslau. Hier war er zunächst als Rechtsanwalt beim Landgericht und ab 1907 beim Oberlandesgericht tätig. Ab 1909 war er auch Notar. 1906 erhielt er den Titel Justizrat. 1911 starb seine Frau, deren Tod für ihn ein harter Schlag war: „*Noch kann ich nicht die graue Wahrheit fassen/Ein halbes Leben gingst du mir zur Seite/Genossin warst du mir in Leid und Streite/und nun? Du hättest mich wirklich verlassen?*“.

Schon in seinen ersten literarischen Arbeiten beschäftigte er sich teilweise mit oberschlesischen Motiven, wie in der Königin Elisabeth von Rumänien gewidmeten Gedichtsammlung „Klänge und Reime aus unpoetischer Zeit“ aus dem Jahr 1887 und in dem Gedichtband „Singvogel – sing!“ aus dem Jahr 1895. Albers verfasste 1890 aber auch das Minnelied „Herr Gervin“ und 1896 mit dem Epos „Eginhard und Imma“ eine literarische Huldigung eines dichterisch veranlagten Rechtsanwalts an Kaiser Karl den Großen als den Urquell aller Gesetzgebung und Rechtspflege.

Einzelne Gedichte veröffentlichte er seit Ende der 80er Jahre in den „Monatsblättern“, dem Organ des Vereins „Breslauer Dichterschule“. 1893 erschien hier sein Gedicht „Dorfkirche“, in dem Albers die immer wieder belebende Kraft der oberschlesischen Heimat zum Ausdruck brachte: „*Ich bin die Welt durchzogen bis an den Tiberstrom/ich sah viel gotische Bogen, manch' marmorweißen Dom/Die Majestät des Schönen, nahm mir das Herz in Bann/In Stein und Farbenton, sprach laut die Kunst mich an//Und doch ward ich im Herzen, viel inniger noch gerührt/Und habe tiefere Andacht, in meiner Brust verspürt/Als ich ein hölzern Kirchlein, nach langer Zeit betrat/In dem als kleiner*

*Knabe, ich fromme Dienste tat//Die schlichten Bauerlieder, klangen so lieb und traut/Daß mir vor innrer Regung, die Augen übertaut/Die alten Heiligenbilder, hingen noch an der Wand/Und auch die bunten Fahnen, waren mir noch bekannt*". In der Anthologie „Oberschlesien in der Dichtung“ von Hugo Kegel aus dem Jahr 1897 wurde dieses Gedicht noch genauer als „An die Dorfkirche in meinem Heimatsdorfe Bujakow Kreis Zabrze“ betitelt.

Es ist keine einfache Aufgabe, in Form eines kurzen Artikels die Art und Weise, in welcher sich Paul Albers literarisch für seine oberschlesische Heimat einsetzte, zu besprechen. Er verfasste viele Texte mit der Leidenschaft eines Oberschlesiers und zugleich mit der nüchternen Beobachtungsgabe eines Anwalts, auch eines Anwaltes dieses Landes und seiner Leute, denn er war einer von ihnen und unter ihnen, den wir mit seinen Werken über unsere Heimat und unsere Vorfahren kläglich im Stich gelassen haben.

Albers schrieb auch unter dem Decknamen Paul Alberti. Um 1895 verfasste er das Buch „Oberschlesien, Land und Leute sowie einige Novellen“ aber als Paulus Anonymus. Warum er unter einem Pseudonym schrieb und gerade unter diesem letztgenannten, ist nicht bekannt.

Vielleicht sollte man ihn mit seinem Vorhaben als einen Apostel Paulus verstehen, der einen dringenden Brief an seine oberschlesische Gemeinschaft richtet. Die Leser mögen das selbst beurteilen, was Albers im Vorwort schrieb: „*So ziehe denn hinaus, du kleines Büchlein, in die weite, weite Welt und verkünde mit lauter Stimme, wie es in Oberschlesien, dem oft schmählich verleumdeten, ungerecht angeklagten und töricht verurteilten Oberschlesien beschaffen ist. Mein teures, heiß geliebtes engeres Heimatland – du bist zu groß und zu schön, als daß ich, dein treuer Sohn, dich in dem Maße preisen könnte, in welchem du es verdienst; dennoch hoffe ich im wenigstens einen kleinen Teil dazu beigetragen zu haben, daß das heisere Geschrei der Nachteulen verstumme! Ja, der Nachteulen, die nur im Schatten der Nacht ihre Raubgeschäfte betreiben und aus anderen Gegenden zu diesem Zwecke herbeigeflogen sind! Allein, es wird ihnen nicht gelingen, den oberschlesischen Genius zu verkleinern oder gar zu verderben. Lichtvoll und immer lichtvoller wird er sich erheben. Oberschlesische Brüder! Nehmt euch dieses Büchleins an, welches ich Euch ohne eigennützige Zwecke in die Hände lege! Das kleine Scherlein, welches Ihr beträgt, dient lediglich reiner, idealer und katholischer Sache! Der geringere Teil davon kommt der katholischen Presse, der größere dem katholischen Ratiborer Marcellushause zu Gute. Ich aber bitte nur um Eins: Beurteilt das Büchlein nicht streng und sorgt für seine Verbreitung! Quod Deus bene vertat!*“.

Das Buch sollte verbreitet und gelesen werden, denn es war eine echte Apologie der oberschlesischen Eigenart. Das Land und seine Leute befanden sich in

ständigem Wandel, der – wie alles auf dieser Welt – Vorteile und Nachteile hatte. Deswegen mahnte Albers die Oberschlesier und warnte die Nichtoberschlesier. Sie alle sollten das Land einfach lieben, so wie es war, und sich allmählich entwickelte: „*Wer die Heimat verachtet und sich ihrer Sitten schämt, hat ein verdorrtes Herz in der Brust und keine Ehre in Leibe, mögen ihn auch noch so viele Orden und Ehrenzeichen schmücken! Der Oberschlesier, der mit Wegwerfen von der Stätte redet, auf welcher seine Wiege stand, verdient es nicht, den Namen „Oberschlesier“ zu führen. Und warum sollte er sich auch wohl seiner Heimat schämen, dieses Landes, reich an Schätzen, Naturschönheiten und Eigenartigkeiten? Etwa deshalb, weil irgend ein nach Oberschlesien abkommandierter Beamter, der außer Berlin und einigen märkischen Nestern die Welt noch nicht gesehen hat, sich berufen fühlt, über die Wasserpollakei seine schnoddrigen Bemerkungen zu machen?*“.

Seine Hauptaufgabe bei der Beschreibung der in Oberschlesien lebenden Menschen verstand Albers nicht in einer detaillierten Schilderung der sog. guten Gesellschaft, sondern in der Charakteristik des oberschlesischen Volkes. Besteht aber nicht jedes Volk aus einzelnen Menschen und verschiedenen Schichten, die erst gemeinsam sein Gefüge bilden? Kamen als oberschlesisches Volk nur die Oberschlesier in Frage, die des wasserpolnischen Dialektes mächtig waren? Was war mit denen, vor allem in den westlichen Kreisen Oberschlesiens, deren Muttersprache deutsch war?

Albers schrieb aber anhand seiner Beobachtungen und Erfahrungen aus dem Oberschlesien rechts der Oder, wo vor allem in den Industriedörfern und auf dem Lande die wasserpolnisch sprechenden Oberschlesier den Alltag prägten. Er unterschied jedoch genau zwischen den Lebensverhältnissen in den Städten des Industrieviers und in solchen wie Leobschütz, Neisse oder Neustadt.

Der Industriearbeiter symbolisierte das neue Oberschlesien mit einem entsprechend hohen Sozialstatus, ihm folgte in dieser Stratifikation der freie Bauer, ganz unten stand der ländliche Arbeiter in einem Dominium, den Albers mitleidig als „*Helot katechochen*“ bezeichnete. Insgesamt lebte aber nach Albers das von ihm besprochene oberschlesische Volk auf so einem Lebensniveau, dass es woanders schon längst stärker unter dem Einfluss des sozialdemokratischen Gedankengutes gestanden hätte. Dass es in Oberschlesien nicht der Fall war, war der tiefen Religiosität der Oberschlesier zu verdanken, zu der die unermüdliche Arbeit der Zentrumspartei beitrug, die auch an der Nivellierung der nationalen und sprachlichen Gegensätze in Oberschlesien arbeitete.

In dem Buch brach Albers eine Lanze sowohl für die Oberschlesier als auch für die Zentrumspartei. Albers stand für seine Landsleute ein, aber wohlwollend las er

ihnen auch Leviten, wo er es für nötig hielt, denn er wünschte ihnen einfach das Beste.

Albers fand es mehr als wünschenswert, dass alle Oberschlesier der deutschen Sprache völlig mächtig wären. Andererseits bemerkte er aber: „*Die oberschlesische Sprache ist, abgesehen von der deutschen, überwiegend die polnische. Nur an der österreichischen Grenze spricht man auch mährisch und böhmisch. Vielfach wird von Leuten, die kein Wort polnisch verstehen, über das oberschlesische Wasserpolnische räsoniert. Das oberschlesische Polnisch ist allerdings eine Abart des Hochpolnischen, unterscheidet sich aber von diesem bei Weitem nicht so sehr, wie beispielsweise das niederschlesische, das mecklenburgische oder gar das tiroler Deutsch vom Hochdeutschen. Das Gesagte bezieht sich überdies auch nur auf die Umgangssprache, die Schriftsprache, wie sie sich in Gebetbüchern und Zeitungen vorfindet, ist hochpolnisch und wird von jedem Bauern gelesen und verstanden. Auch von den Kanzeln herab ertönt das Wort Gottes nur in reinem Polnisch. Der Oberschlesier liebt seine Muttersprache, wie dies jedes charaktervolle Volk auch tun muß, recht innig. Trotzdem versteht fast jeder oberschlesische Bauer deutsch. Kommt der Bauersohn zum Militär, so lernt er in ganz kurzer Zeit fließend deutsch reden, während mancher Deutsche, der fast sein ganzes Leben in Oberschlesien zugebracht hat, kein Wort polnisch zu erlernen im Stande war. Der Oberschlesier ist auch durchaus preußisch-patriotisch gesinnt; mit unerschütterlicher Treue hängt er am angestammten Herrscherhaus und dem Vaterland. Es ist selbstverständlich, daß an der Grenze zweier Nationen, die verschiedenen Sprachen reden, die Bewohner beide Sprachen mehr oder minder reden werden. Ich wünschte, daß man in Deutschland möglichst viele Sprachen verstände; es würde dies dem deutschen Genius nur zur Ehre gereichen*“.

Das Interesse an den oberschlesischen Themen ließ bei Paul Albers nicht nach. So kann es sein Beitrag im April 1902 im ersten Heft der Kattowitzer Zeitschrift „Oberschlesien“ mit einer tief in unserer Heimat verwurzelten Erzählung „Die letzten zwölf Stunden“ nicht wundern. Für die im Oktober 1902 veröffentlichte Erzählung „Franz und Marie“, die auf 15 Jahre alten gerichtlichen Unterlagen beruhte, aber die Namen der handelnden Personen von ihm erfunden wurden, verurteilte ihn der Ehrengerichtshof am Reichsgericht zu 500 Mark Geldstrafe, verbunden mit einem Verweis. Das Urteil befremdete juristische und literarische Kreise. Albers publizierte aber hier seine oberschlesischen Erzählungen bis 1909. In der Kattowitz-Breslauer Zeitschrift „Schlesien“ schrieb er im Jahr 1911 über die Romantik in Oberschlesien – Paul Albers war nämlich ein echter Eichendorffianer. 1906 erschien sein Buch „Unter Kiefern und Schlotten. Oberschlesische Geschichten“. Die Widmung ist ein schlichter Herzenguss des Autors: „Meiner

*Heimat in inniger Liebe gewidmet*". In einer Geschichte fragt eine Person, wo dieses dunkle Fabelland liege, und erhielt zur Antwort: „Wo Oberschlesien liegt? – Zwischen der Oder und dem Monde“.

Der Justizrat Paul Albers war um 1908 in einigen deutschen Zeitungen auch Kommentator des politischen Geschehens, oft auf der ersten Seite. In der „Meraner Zeitung“ schrieb er über das Thema Volksempfinden Folgendes: „Der Hutten sprach ‚Gebt deutsches Recht. Das römische ist herzlich schlecht‘. Nur ein König von dem Gerechtigkeitssinn und der warmen Menschenliebe eines Friedrich des Großen vermochte die Worte zu sagen ‚Gesetze müssen mit dem Volksempfinden stimmen, sonst darf man nicht hoffen, daß sie Bestand haben‘“.

Seine bevorzugte Zeitung war aber das von dem aus Grätz in der Provinz Posen stammenden Rudolf Mosse gegründete „Berliner Tageblatt“. Er setzte sich hier mit den aktuellen, aber zugleich schwierigen Themen auseinander. So behandelte er zum Beispiel die Frage der Abschaffung der Todesstrafe, die Frage der Ausschaltung der katholischen Theologie aus den deutschen Universitäten, den Prozess gegen Maximilian Harden, die Grenzen des Rechtsanwalts der Verteidigung vor Gericht, die Jugendgerichte und die Erziehung jugendlicher Verbrecher, die Inlandslegitimationskarten ausländischer Arbeiter, den Hochverratsprozess gegen Karl Liebknecht, die Strafrechtsreform, die Frage der sexuellen Moral und der Abtreibung.

Paul Albers war aber auch weiterhin als Literat tätig. Im Januar 1909 wurde im Hamburger Volks-Schauspielhaus sein 1904 verfasstes Trauerspiel „Bathseba“ uraufgeführt. Albers schrieb auch leichtere Stücke wie die Burleske „Der Vesuv verräts“. Er vernachlässigte literarisch auch seine oberschlesische Heimat nicht. 1910 erschien sein Roman über einen jungen Oberschlesier mit dem Titel „Hoch hinauf. Irrfahrten einer leidenschaftlichen Seele“ als Apotheose der Heimat und ihrer industriellen Entwicklung. In der Widmung des Buches formulierte er seine Anerkennung für die Leistung einer bekannten oberschlesischen Schriftstellerin: „Frau Gräfin Valeska von Bethusy-Huc, der oberschlesischen Landsmännin in aufrichtiger Freundschaft und größter Verehrung zugeeignet vom Verfasser“.

1913 wurde in Leipzig sein Poesieband „Durch Klippen und Riffe“ mit den Gedichten aus seinem ganzen Leben herausgegeben. Sein „Helgolandlied“, vertont von Siegfried Elsner, beabsichtigen die Badeverwaltung und der Bürgermeister dieser Insel als eine Art Nationalallied für Helgoland zu etablieren.

Ergreifend schön ist das Gedicht für seine am 23. März geborene Tochter Magda: „Der Winter drückte hart die Welt/sie seufzte tiefbekommen/mit einem Mal war sie erhellt/der Frühling war gekommen//Und brachte Lieder ohne Zahl/und junge Saat den Feldern/er schenkte Blumen jedem Tal/und grünes Laub den

*Wäldern//Mir aber machte ein Geschenk/der herzigliebe Knabe/daran ich's ganze Leben denk/und meine Freude habe//Mir bracht er dich, mein Töchterlein/und goß in deine Seele/viel Heiterkeit und Sonnenschein/und Lachen in die Kehle//Märzblümchen ‚Magda‘, hast mir Lust/ins stille Haus getragen!/und sitzt mir Trübsal in der Brust/du weißt sie zu verjagen“.*

Im Frühjahr 1914 erschien in Leipzig sein Buch „Tote, die nicht sterben“ aus der deutschen Vergangenheit zu Beginn des 13. Jahrhunderts. Bald gab es damals fünf Jahre lang massenweise Tote, die auf den Schlachtfeldern gestorben waren. Das Jahr 1918 mit seinen Folgen hinterließ bei Paul Albers ebenfalls Spuren, wie bei jedem Oberschlesier.

Unmittelbar vor der Abstimmung in Oberschlesien im März 1921 veröffentlichte die Zeitschrift „Der Oberschlesier“ ein Gedicht von Albers mit dem Titel „Verständigung“. Dies geschah zweifelsohne im Rahmen von Agitationsaktivitäten, aber Albers schrieb diese Worte aus seinem Herzen, und er glaubte an sie: „Ob Du ‚wasserpolnisch‘ redest/und ich deutsch, was liegt daran?/Ob Du deutsch, ob polnisch betest/unser Herrgott hört Dich an!/Polnisch-deutsche Kraft erbaute/Oberschlesiens Industrie/nicht der Doppelsprache Laute hemmten oder störten sie//Wir sind einer Mutter Kinder/von demselben Blut und Geist/Keinen liebt sie mehr, noch minder/Wehe, wer sie uns entreißt!/Treulich halten wir zusammen/geht's um's liebe Mütterlein/Nieder mit der Zwietracht Flammen!/Brüder, lasst und einig sein!//Oberschlesien! Land, so eigen/wie kein andres auf der Welt/Essen leuchten, Glüten steigen/nachts empor zum Sternenzelt/Und die meilenweiten Wälder!/Und die Halden, kahl und grau!/Und die grünen Roggenfelder!/Und des Dorfes stille Au//Werktags Arbeit-harte schwere!/Sonntags heller Glockenklang/Weihrauch, Kerzen, Hochaltäre/und der Gläubigen Gesang/Alle Freuden, alle Schmerzen/ tönen aus dem Kirchenlied/O, wie mich's mit ganzem Herzen/nach der teuren Heimat zieht!//Nach der Heimat, wo der Muhme/ich als Kind entzückt gelauscht/und mich an der Wunderblume/,boika‘ – Märlein - oft berauscht!-/Wo als Jüngling ich die Wonne/erster Liebe voll genoß!/Heimat, ja, Du bist der Bronnen/Draus mein ganzes Leben floß//Und wir sollten uns befehlen/Landsmann, Oberschlesier/weil wir deutsch und polnisch reden?/Uns verraten? - Nimmermehr!/Glaube nicht dem Haß, dem bösen!/Unheil schuf er schon genug/Nur die Liebe kann erlösen/Heimattreu, Verständigung!“.

1921 erschien in Leipzig sein letztes Buch, geschrieben schon in der neuen Realität der Weimarer Republik. Es trug den Titel „Moderne Apostel. Ein sozialistischer Sittenroman der Gegenwart“. Bis 1922 wohnte Albers in Breslau, später ging er nach Lähn im Riesengebirge. Durch die Inflation verlor er sein Vermögen und arbeitete bis zu seinem Tod am 6. April 1929 als Notar.

Im Gedicht „Am Ziele“ kann man diese Verse von ihm lesen: „Gönnt mir ein Fleckchen!/Laßt mir ein Eckchen/einsam im Land/wo ich ganz leise/ende die Reise/und meinen Wanderstab/leg aus der Hand!//Nicht wie so viele/steh ich am Ziele/ruhebeglückt/Schmerzen und Wunden/hab ich gefunden/reichlich mit Narben/bin ich geschmückt//Möchte vergessen/was ich besessen/was ich verlor/Nicht mehr an Leiden/Tränenlust weiden/an der Erinnerung/schwarzseidnem Flor//Möchte nur schauen/still in die grauen/Nebel hinein/die mich umgeben/bis ohne Beben/und ohne Furcht sich löste mein Sein//Gönnt mir ein Fleckchen! Laßt mir ein Eckchen“.

Gönnen wir Paul Albers ein Fleckchen in unseren Herzen und lassen wir seinen Werken ein Eckchen in unseren Seelen.

### **Oberschlesischer Gartenbauverein**

Ein Garten ist eine angenehme Sache. Nicht ohne Grund wohnten die ersten Menschen nicht in einem Palast oder in einem Penthouse, sondern ländlich schlicht im Garten Eden. Was ein Garten für die Menschen bedeutete, merkten sie erst dann, als sie ihn wegen eines Verstoßes gegen die Gartenordnung unverzüglich verlassen mussten.

Ungefähr dieser geschichtlich nicht genau angegebene Zeitpunkt kann als die Stunde der Gründung des ersten Gartenbauvereins betrachtet werden. Seit dieser Zeit versuchen nämlich die Menschen auf verschiedene Art und Weise, die paradiesischen Zustände auf der Erde wieder wiederherzustellen. Die bisherigen Versuche waren aber alles anders als vielversprechend.

Ein Garten ist etwas anderes als ein Wald und eine Wiese. Er ist eher die Verwirklichung der Sehnsucht in uns nach dem verlorenen Paradies, obwohl nicht alle John Milton gelesen haben. Ein Garten ist in der Regel nur ein sehr gepflegter Ort, in dem alles seinen Platz hat. Ist das Umzäunte etwas verwildert, kann man es einfach einen romantischen oder geheimnisvollen Garten nennen.

Geheimnisvoll war auch lange Zeit unsere fern von gebildeten Menschen gelegene Heimat Oberschlesien. Nachweislich besaßen nicht wenige Bürger in einigen oberschlesischen Städten schon im Mittelalter eigene Gärten, aber wahrscheinlich waren sie nicht imstande, das, was sie hatten, zu schätzen. Denn alles ringsum war sowieso schön grün, und außerdem dienten die Gärten fast ausnahmslos dem Küchenbedarf. Gepflegte Gärten hatten oberschlesische Adlige und Klöster.

Diese beinahe paradiesische Situation hat sich mit dem Einzug Oberschlesiens in die Top Ten der industriell am besten entwickelten Regionen der Welt schlagartig geändert. Aus den einfachen Industriegemeinden wurden kultivierte Städte voller

Bürger mit entsprechenden ästhetischen Bedürfnissen. Man hat selbstverständlich auf Obst und Gemüse nicht verzichtet, aber auch Blumenbeete und schmucke Freizeitplätzchen wollte man haben.

Um 1840 begannen in den bestehenden oberschlesischen Städten Kaffeegärten zu entstehen, denen erst später Biergärten folgten. Um dem Namen Garten gerecht zu werden, sorgten die Betreiber dieser Einrichtungen für Blumenbepflanzung und entsprechenden Gartenschmuck.

Am 11. Februar 1866 war es soweit: In Dambrau im Kreis Falkenberg wurde von elf Kunst- und Handelsgärtnern der Oberschlesische Gartenbauverein Oppeln gegründet. Er emanzipierte sich aus dem schon 25 Jahre bestehenden Land- und Forstwirtschaftlichen Verein in Oppeln, um die Gärtner und ihre Arbeit zu fördern. Den Ehrenvorsitzenden wählte man in der Person des Grafen Hugo Henckel von Donnersmarck auf Naklo, einen leidenschaftlichen und einflussreichen Gartenbaufreund.

Die Zahl der Mitglieder betrug in den ersten Jahren um die 80. In den folgenden Jahren wurden vor allem im Oppelner Hotel Forms und seinem Garten zahlreiche Gartenbauausstellungen veranstaltet. Nicht zu kurz kam auch die Obstschau, deren Hauptaufgabe war, die Obstkunde und die Kenntnis der Obstarten zu verbreiten. Die Sparte Obst nahm an Bedeutung noch zu, als 1883 der Obergärtner Franz Goeschke vom Pomologischen Institut in Proskau zum Vorsitzenden des Oberschlesischen Gartenbauvereins gewählt wurde.

Schnell verfloss das erste Vierteljahrhundert der leistungsorientierten Arbeit des Vereins. Anlässlich dieses Jubiläums fand im September 1890 eine festliche Gartenbauausstellung mit 200 Ausstellern in Oppeln statt. „*Es war eine für Oppeln noch nie dagewesene Schau*“. An der Festzitung des Provinzialverbandes Schlesischer Gartenbauvereine nahmen 14 Vereine teil. Darunter befanden sich selbstverständlich Gartenbauvereine aus dem Industrierevier wie beispielsweise der 1880 gegründete Gartenbauverein in Gleiwick. Denn mit der Entwicklung der oberschlesischen Industrie kamen auf die dortigen Gartenbauvereine neue Aufgaben zu, mit denen solche Städte wie Neisse oder Oppeln nicht konfrontiert waren.

So entwickelte sich das gesamte Wesen des oberschlesischen Gartenbaus, aber unter differenzierten Determinanten. In ganz Oberschlesien spielten die Kleingärten eine immer größere Rolle, auch im Sinne der Freizeitgestaltung der Oberschlesier. Der Schrebergarten sollte nicht nur als gern gesehene Grundlage für eigenes Obst und Gemüse gelten, sondern auch als Faktor der kulturellen Infrastruktur, denn die Verschönerungen des eigenen Gärtchens hatten zweifelsohne etwas Schöpferisches in sich.

Die Verwaltungen der großen oberschlesischen Industriekonzerne sahen allmählich die Notwendigkeit ein, die Wohnverhältnisse der oberschlesischen Arbeiter zu verbessern. Die Ära der Mietskasernen begann sich langsam dem Ende zuzuneigen. Die Mietskasernen – auch als familioki bekannt - kann man nicht verteufeln. Als sie gebaut wurden, waren sie einfach ein Traum vieler Arbeiterfamilien. Aber dann kam die Idee auf, Gartenstädte zu errichten. Im Klartext handelte es sich darum, moderne Siedlungen zu bauen, in denen man wie in einem Garten leben konnte. Die musterhafteste Umsetzung dieser Idee in Oberschlesien wurde die Errichtung der Arbeiterkolonie Gieschewald bei Kattowitz. Aber zu Gieschewald führte ein langer Weg.

Die Anfänge des Gartenbaues und der Gartenpflege unter den oberschlesischen Arbeitern waren durch verschiedene Faktoren bedingt. Während sich in der Gegend um Beuthen eigentlich dabei keine Probleme ergaben, war es in der Nähe von Kattowitz mit Gärten nicht so einfach, aber allmählich konnte man auch hier Teilerfolge verbuchen. Stufenweise gewann man das Industrievier für die Schrebergartenkultur.

Der Bergrat Friedrich Bernhardi, langjähriger Generaldirektor der Bergwerksgesellschaft Georg von Giesches Erben, beschäftigte sich mit dieser Frage im Jahr 1892, und im Jahr 1908 stand er weitgehend weiter für seine früheren Meinungen: „*Die Gärten erfüllten ihren Zweck. Fast keiner derselben wurde vernachlässigt. Fleißig gearbeitet wurde in jedem. Die besten ökonomischen Resultate wurden aber doch überall mit dem Kartoffelbau erzielt. Was das Gemüse anbetrifft, so gedieh manches, vieles aber auch nicht. Die Mißerfolge lagen teils an dem für Gemüsekultur noch zu schlechten Düngungszustande des Bodens und der zu geringen Tiefe der Humusschicht, teils wohl auch an der Unkenntnis der Arbeiter. Für besondere Belehrung in der Gartenarbeit geschah seitens der Gewerkschaft nichts. Der Verfasser ist der Ansicht, daß bei der großen Zahl der zusammen liegenden Gärten der eine Gartenbauer am besten von dem andern lernt, und daß im vorliegenden Fall weder wissenschaftliche Vorträge, noch auch gedruckte Ratschläge viel nützen können. Im nächsten Jahr soll etwas für die Zucht von frühen Pflanzen (namentlich Salat) geschehen, die dann gratis an Arbeiter verteilt werden sollen. Im übrigen glaubt der Verfasser, daß das Gartenunternehmen den Verhältnissen entsprechend gedeiht und daß es schon jetzt seinen Zweck, den Arbeitern Gelegenheit zu nutzbringender Beschäftigung in ihren freien Stunden zu gewähren, vollständig erfüllt. Hier und da wird sich in den nächsten Jahren auch ein geschickter Gartenkünstler herausbilden. Außer der Gründung der geschilderten Gärten hat die Gesellschaft noch an verschiedenen Punkten Versuche mit Baumpflanzungen gemacht. Der eine bereits vor 16 Jahren bei der*

*zu Schoppinitz gehörenden Morgenrot-Kolonie gegründete und mit einem Zaun umgebene, mit Sitzplätzen versehene Arbeiterpark ist hübsch herangewachsen und gewährt eine Menge schattiger Plätze zu Spaziergängen. Die Benutzung desselben durch die Arbeiter ist aber trotz der Nachbarschaft der stark bevölkerten Arbeiterkolonie keine übermäßige. Gegenwärtig beschränkt sich die Gesellschaft darauf, in der Nähe der Arbeiterkolonien größere und kleinere Baumanlagen (meist Ahorn) zu pflanzen, indem sie der Ansicht ist, daß ein der Wohnung möglichst nahe liegender schattengebender Baum für die Arbeiter einen höheren Nutzungswert hat, als eine etwas ferner gelegene, wenn auch noch so gut gepflegte Parkanlage. Diese Verhältnisse haben sich seit der ersten Veröffentlichung des Artikels sehr wenig geändert. Die Zahl der an die Arbeiter ausgegebenen Gartenparzellen hat sich etwas gesteigert, aber die Hauptfrucht, die in diesen Gärten gebaut wird, ist und bleibt die Kartoffel“.*

Nicht alle teilten aber die Überzeugung von Bergrat Bernhardi, dass die Arbeiter es in ihren Gärten etwas probieren sollten und nicht etwas darüber studieren. Im März 1893 erschien in Laurahütte die Publikation „Der oberschlesische Arbeitergarten“, verfasst von Heinrich Köchel, dem Gräflichen Obergärtner in Siemianowitz bei Laurahütte. Er schrieb diesen Gartenbauleitfaden für die oberschlesischen Berg- und Hüttenarbeiter im Auftrag des Oberschlesischen Berg- und Hüttenmännischen Vereins in Kattowitz. Die Aufgabe dieses Buches bestand darin, den Arbeitern mit kurzen und praktischen Anweisungen bei der Bebauung ihrer Kleingärten eine fundierte Quelle nützlicher Ratschläge zu verschaffen.

Die Erträge des Schrebergartens sollten zu einer gesunden Abwechslung bei den Essgewohnheiten der Arbeiterfamilien führen. Im ganzen Buch wurden die Kartoffeln mit keinem Wort erwähnt, denn sie beherrschten sowieso die Teller der Oberschlesier. Es ging aber darum, die Speisekarte mit verschiedenen Gemüsearten zu bereichern. Man empfahl für den Arbeitergarten auch Beerenobst, Obstbäume und selbstverständlich auch Blumen. Dazu riet man, was alles getan werden musste, damit es zustande gebracht werden konnte.

Köchel wies auch auf eine sozial-familiäre Funktion eines Schrebergartens hin: „Wenn Du nun nach der Schicht in Deinem Gärtchen weilst und darin nebst Frau und Kinder, die natürlich auch die Hand anlegen müssen, tätig bist; wenn Dir dies oder jenes gut gedeiht, und Du Dich in Deinem grünen, duftenden, kleinen Paradies recht wohlgemut und zufrieden fühlst: dann danke Gott, dass er Dir soviel reinen Genuss, so viel schöne Erholung gewährt, und kein Vergnügen wird Dir höher gelten, als die stille Lust, in Deinem Gärtchen im Verkehr mit Deinen Blumen und Pflanzen zu weilen“. Wir sehen, das Garten-Eden-Motiv wurde auch berücksichtigt.

Die Entwicklung der Gartenkunst erhielt während des Ersten Weltkrieges einen Dämpfer in allen ihren Bereichen. Nicht nur die Schrebergärten, sondern auch die Parks wurden auf die einzige wichtige Aufgabe reduziert, nämlich die Ernährung des Volkes. Nicht anders erging es den Kleingärtnern direkt nach dem Krieg. Obst und Gemüse waren fürs Überleben weiterhin notwendiger als Blumen. Diese Erfahrung machten auch die oberschlesischen Gartenfreunde.

1923 schloss der Oppelner Oberschlesische Gartenbauverein eine Arbeitsgemeinschaft mit dem über 2000 Mitglieder zählenden Verein für Kleingartenbau. Sein 60jähriges feierte der Gartenbauverein wegen einer Ausstellung im neuen Schützenhaus in Oppeln schon im September 1925.

In der Festschrift zu dieser Feier stellte man fest: „*In den 60 Jahren seines Bestehens ist unser Verein allezeit ein wesentlicher wissenschaftlicher und sittlicher Faktor im Geistes- und Kulturleben Oberschlesiens und darüber hinaus gewesen. Möge weiterhin das herrliche Mahnwort des griechischen Dichters über all seinem Tun und Leben schweben, Genuss von Kunst und Wissenschaft und dadurch erhöhte Lebensfreude!*“.

Diese Meinung vertrat auch 1925 Alfons Proske als Oberpräsident der jungen Provinz Oberschlesien. Das im Bereich des Gartenbaues bis 1914 Erreichte konnte jetzt endlich fortgesetzt werden. Proske führte in der erwähnten Festschrift aus: „*Heute legen die staatliche Wohnungs- und Siedlungspolitik und das öffentliche Gesundheits-, Erziehungs- und Ernährungswesen auf die Pflege und Förderung des Gartenbaues, insbesondere des Kleingartenwesens, den allergrößten Wert, nachdem die segensreichen Wirkungen des Gartenbaues für die städtische Bevölkerung in wirtschaftlicher, gesundheitlicher und sittlicher Hinsicht erkannt worden sind. Aus ernährungswirtschaftlichen Gründen muß der Staat heute mehr denn je danach trachten, den inländischen Bedarf an Obst, Gemüse und Blumen mit den Erzeugnissen des eigenen Landes zu decken. Der Staat braucht aber auch mit Rücksicht auf die Durchführung des gewaltigen Siedlungswerkes Pioniere für die Binnensiedlung. Aus innenkolonialistischen Gesichtspunkten ist es darum sehr wichtig, den landentfremdeten Städter wieder mit der Scholle in Verbindung zu bringen und in ihm Lust und Liebe für die Landarbeit, insbesondere für die Kleingartenarbeit, zu wecken. Daß die Beschäftigung mit dem Gartenbau das Gemeinwohl fördert, soziale Gegensätze mildert und die abgehetzten und zermürbten Großstadtmenschen zu zufriedenen Staatsbürgern macht, erhöht die staatspolitische Bedeutung des Gartenbaues in bedeutender Weise*“.

So waren die allgemeine Bedeutung und die Voraussetzungen des Gartenbaues in der Weimarer Republik. Das Leitmotiv blieb weiterhin der verlorene Garten Eden - nicht für jedermann, aber für möglichst viele. Zur Situation in Westoberschlesien in diesem Bereich bemerkte Proske: „*Erfreulicherweise ist in den letzten zwei*

Jahren auch in unserer oberschlesischen Heimat die gesundheitliche, erzieherische, wirtschaftliche und soziale Bedeutung des Gartenbaues immer mehr erkannt worden. Besonders hat sich das Verständnis für die Förderung des Kleingartenbaues bei den Verwaltungsbehörden und bei den Gemeinden durchgesetzt. Die Zahl der Kleingartenbewerber ist sehr gestiegen. Beispielsweise haben sich die Kleingartenbestrebungen in Oppeln geradezu zu einer Volksbewegung herausgebildet". Es gibt keinen Grund, diese Sätze von Proske nur als die Sonntagsrede eines Politikers abzutun.

Die Schrebergärten sollten zu dieser Zeit nicht nur funktionell sein, sondern einfach auch schön. Sie sollten nicht kostspielig und prunkvoll sein, sondern geschmückt mit Blumen und Bäumen, damit auch der einfache Mann sich an der Natur erfreuen und im Freien Erbauung und Erholung finden konnte. So war es durch die Gartenbauvereine gewünscht, und danach strebte man auch.

Die breite Volksbewegung der Schrebergärtner wurde aber nicht nur in Oppeln mit der Wirklichkeit konfrontiert. Der Traum von einem, wenn auch einfachen Garten Eden stieß auf viele Hindernisse. Der gute Wille war da, aber es fehlte das Geld für die erste gründliche Bodenbearbeitung, für dauerhafte Zäune sowie für einheitliche, brauchbare und gut verteilte Lauben und viele andere Dinge.

Ein Kleingärtnergedicht erläuterte das Problem kurz und bündig: „*Willst Du Feinobst bau'n im Garten/Wirst auf Erfolg Du manchmal lange warten/Scheu'st indessen Du nicht Zeit und Geld/Ist es besser schon um Dich bestellt/Dann kannst Du ohne Furcht und Zagen/Einen schüchternen Versuch schon wagen*“.

Die schlichte Schönheit des Gartens ergab sich aus den Anforderungen der Gartenpflege, deren Preis man in Kauf nehmen musste. Zu viel Spielraum hatten die Kleingärtner eigentlich nicht. Außer bei den planmäßig und überlegt bestimmten Plätzen für Obstbäume sollten unter keinen Umständen noch weitere hochstämmige Bäume irgendwelcher Art oder hochwachsende Sträucher zugelassen werden, damit die Gärten nicht in wenigen Jahren durch zu dichten Bestand für andere Kulturen und Zwecke unbrauchbar wurden und einander beeinträchtigten. Aber eine Gartenordnung hat es schon im Garten Eden gegeben.

Die Schrebergärten im oberschlesischen Industrievier entwickelten sich stark dank der Unterstützung durch die Betriebe, und sie wurden dadurch zu einer sozialen Errungenschaft. Unsere Heimat verfügte auch über schöne Parkanlagen und Herrschaftsgärtnerien um die zahlreichen Schlösser und Paläste herum. Aber in den 20er Jahren erlebte die Gartenkunst aus verständlichen Gründen in den Städten einen Aufschwung, die bestrebt waren, den Bedürfnissen der Einwohner nach Erholung Rechnung zu tragen. Die Städter verstanden aber die Erholung nicht mehr nur als ein sittsames Spazierengehen durch einen Luxuspark.

Diese Tatsache führte zur Errichtung vieler ausgedehnter Volksparks mit freier, uneingeschränkter Benutzung, die selbstverständlich den strengen Vorschriften für Schrebergärten nicht gleichkam. Hier konnte man den Raum großzügiger mit verschiedenen Bäumen und Sträuchern gestalten.

Am 1. Mai 1927 wurde der Waldpark Miechowitz-Rokitnitz eröffnet. Man sprach von ihm als der Lunge des Industriebezirks. Der Beuthener Landrat Kurt Urbanek, ein ausgezeichneter Kenner der oberschlesischen Flora, beendete seinen diesem Ereignis gewidmeten Artikel mit den Worten: „*Nur auf eines wünsche ich noch die Aufmerksamkeit zu lenken, darauf nämlich, wie viele Bäume und Sträucher, die wir für Urbewohner unseres Landes halten möchten, von fern her eingeführt sind. Das gilt für die Kastanie, gilt für die Schneebere und gilt für mancherlei anderes*“. Pflegen wir unseren oberschlesischen Garten Eden mit Liebe, alle seine Bäume und Sträucher, denn einen anderen haben wir nicht.

### **Robert Kurpiun**

Die Unterhaltungsbeilage der Beuthener Zeitung „Ostdeutsche Morgenpost“ vom 19. Juni 1919 bot wie üblich ein buntes Allerlei. Sie enthielt aber auch das Gedicht „Der 8. Mai 1919“ von Robert Kurpiun, der auf diese Weise seine Gefühle bei der Veröffentlichung der Friedensbedingungen von Versailles in der Presse dieses Tages dichterisch zum Ausdruck brachte.

Die von ihm verfassten Verse lauteten: „*Ich möchte müde mich von dannen schleichen/zum fernsten Meer, zum weiten, wilden Wald/ich möchte Mond und Sternen beide Hände reichen/tragt mich hinüber; ich bin tot und kalt!//Ich möcht' in wildem Wehe die Fäuste straffen/Vernichtungsschwer, aus tiefster Erdenluft/mit blut'gen Händen einen Felsblock raffen/Zur Freiheitswaffe oder Todesgruft//Der Pfirsich blühte – seine Blüten fallen/Die süße Nachtigall um Liebe wirbt/der Nachtwind weht durch grüne Buchenhallen/Jäh stockt ihr Atem; denn mein Deutschland stirbt!//Du stirbst nicht! Nein, du darfst nicht sterben!//Die Fäuste hoch, die Herzen Gott gehellt!//Wir wollen nicht erliegen, nicht verderben!/Wenn Deutschland stirbt, so stirbt die Welt!*“.

So oder ähnlich erleben Dichter die geschichtlichen Schicksalsschläge im Leben ihrer Völker. Es sind schmerzliche Momente, deren Folgen Jahre andauern können. Der größte polnische Dichter Adam Mickiewicz schrieb 1832 im Exil in Dresden in seinem bekannten Dramenzyklus „Totenfeier“ folgende Zeilen: „*Sei's mit Gott, sei's ohne Gott gemeint –/ Rache, Rache, Rache an dem Feind!*“.

Die eschatologische Vorstellung Kurpiuns von der Rolle Deutschlands in der Weltgeschichte war patriotisch, sie war psychologisch und literarisch gut zu verstehen. In der Realpolitik ging es aber einfach um die Position Deutschlands

vor allem in Europa. Lenin, der kein Dichter war, konnte es dialektisch in einem Satz auf den Punkt bringen: „Wer Berlin hat, hat Deutschland, und wer Deutschland hat, hat Europa“. So war es, und so ist es auch heute noch. Die geistigen Strömungen und gesellschaftlichen Tendenzen in der Bevölkerung von Deutschland waren und sind relevant für die Gestaltung der kulturellen Muster in Europa.

Robert Kurpiun war um 1920 in Oberschlesien schon ein bekannter Schriftsteller zu oberschlesischen Themen. Auch in späteren Jahren waren diese vor allem in seinem literarischen Wirken vorherrschend. Warum schrieb er über Oberschlesien? Weil er nach eigenen Worten hier seine besten Lebensjahre verbracht hatte, das war seine schriftstellerische und publizistische Legitimation. Robert Kurpiun war zwar kein gebürtiger Oberschlesier. Aber ist das wichtig? Er war Ostpreuße und wurde Wahloberschlesier – aber mit lebenslanger Sehnsucht nach Ostpreußen. Das Leben in den beiden östlichsten Regionen des deutschen Kaiserreichs prägte sein Wesen und sein literarisches Schaffen.

Was sagte der Schriftsteller Kurpiun über seinen Weg nach Oberschlesien? Zunächst berichtete er über seine Familie und seine Jugend in Ostpreußen: „Mein Name entstammt einer Familie des aus der Geschichte verschwundenen altpreußischen Volksstammes. Meine beiden Großmütter waren unvermischt Abkömmlinge jener Salzburger, die vor 200 Jahren um des Glaubens willen ihre Heimat verließen und in Ostpreußen eine neue fanden.“

Auf einem Bauernhof zu Gandrinnen im Kreis Insterburg rüsteten meine Eltern am 13. April 1869 meine Wiege. Rein deutsches Leben umgab mich bis zu meinem 20. Lebensjahr. Noch heute fühle ich mich bei einem Besuch der lieben Heimat erst ganz zu Hause, wenn ich mein gemütliches ostpreußisches Platt wieder höre. In meinem Elternhaus herrschte ein Geist strenger Arbeit und Zucht, doch nicht ohne Liebe. Das Haus war voll von Kindern und Stieffkindern. Jedes lebte und entwickelte sich in seiner Eigenart. Mir liegt auch heute noch das Gradlinige. Mein Vater hatte ein bewegtes Leben hinter sich, war weit in der Welt umher gewesen, hatte scharf beobachtet und vermochte durch seine fesselnde, anschauliche Erzählungskunst einen großen Kreis zu unterhalten. Der ostpreußische Spruch ‚Den Gast senden die Götter‘ fand in meinem Elternhaus die weiteste Anwendung. Ich sah und hörte dabei vieles. Die ‚Kunst zu fabulieren‘ ist sicher väterliches Erbteil. Mein Mütterchen war und ist noch heute eine stille, gütige Frau. Von ihr habe ich die Liebe für alles Schöne, besonders in der Natur, geerbt.“

Als Ältester meines Vaters sollte ich natürlich studieren und besuchte die höheren Schulen zu Insterburg und Tilsit. Trotzdem ich gut vorwärts kam, mußte das Studium wegfallen; es wäre ein Unrecht gegen die anderen Geschwister gewesen. Ich kehrte wieder heim und genoss mehrere Jahre den Unterricht des Ortspfarrers,

*eines äußerst befähigten Mannes und Idealisten von hohem Schwung. Er hat einen starken Eindruck auf mich ausgeübt, und ich schulde ihm noch heute vielen Dank.*

*Nach dem Besuch eines Lehrerseminars trat ich im Mai 1889 in den Volksschuldienst. Meine erste Lehrstätte war ein wunderbar gelegenes Kirchdorf in Masuren. Die Schönheit der Landschaft und die Eigenart seiner zum Teil polnisch sprechenden, aber deutsch fühlenden Bewohner haben mich stark angeregt. Hier fand ich auch meine Weggenossin, mit der ich seit 1892 in ungestörter Harmonie bis heute gewandert bin".*

Im August 1893 kam Robert Kurpiun nach Oberschlesien, wo er eine Privatschule der Kattowitzer Aktiengesellschaft bei Beuthen übernahm. Dass seine Freude darüber sich trotzdem in Grenzen hielt, ist zu wenig gesagt. Kurpiun selbst schreibt: „*Größere Gegensätze in fast jeder Beziehung lassen sich kaum ausdenken. Ich entsinne mich noch genau der Stunde und ihrer Stimmungen, als ich von Beuthen, wo ich genächtigt hatte, mit meinem Weibe und noch 10-wöchigem Kind in einer Droschke nach der 4 km entfernten Hubertushütte hinauffuhr. Dort sollte ich meinen Dienst antreten*“.

Im oberschlesischen Industrievier wehte ein etwas anderer Wind als in den Wäldern Ostpreußens. Die Düfte im Industriebezirk, wie in der folgenden Schilderung beschrieben, waren jedem Oberschlesier bestens bekannt, nur die Ortschaften variierten. Aber nicht jeder konnte das so ausdrücken wie eben Kurpiun: „*Mit dem Qualm und Gestank vom nahen Werk, damals noch weit ausgiebiger als heute, kämpfte ich jahrlang, und wenn die Sonne am wolkenlosen Himmel hing wie eine Tranlampe in der Räucherkammer, war ich nicht zu brauchen, die Stimmung zum Davonlaufen. Schweflige Säure: Südwind von den Zinkhütten in Lipine; Kohlenwasserstoff: Nordwind von der stets brennenden Halde von Heinitz oder Karsten-Zentrum; Kalk- und Koksofenqualm: Ostwind; reine Luft dagegen: meine Freude, Westwind von den Wäldern bei Miechowitz her, wo es damals noch keine Industrie gab*“.

Am 1.Januar 1901 schlug Robert Kurpiun in seinem Leben ein neues, entscheidendes Kapitel auf. Er wurde Lehrer an der für die Entwicklung Oberschlesiens so verdienten Oberschlesischen Bergschule in Tarnowitz. Allmählich sammelte Kurpiun Beobachtungen aus dem oberschlesischen Alltag und lernte auch mit seiner Ehefrau das Land und seine Leute kennen.

Jede Gesellschaft befindet sich immer im Wandel, aber für das oberschlesische Volk waren es damals besonders prägende Jahre im Hinblick auf die Herausbildung seiner Identität – oder brauchte es noch mehr Zeit? Kurpiun konstatierte dieses ao: „*An die gebildeten Schichten unserer Umgebung kamen wir leicht heran. Sie waren entweder schon von Geburt Deutsche oder hatten sich,*

*falls zweisprachiger Herkunft, längst für die deutsche Einstellung entschieden, deutsche Sprache und Kultur angenommen. Sie unterschieden sich wenig oder gar nicht von den übrigen Schlesiern. Neben einem herzlichen Sichgeben, einer ausgesprochenen Beweglichkeit, körperlich und geistig, fiel uns Norddeutschen eine nicht selten stark hervortretende Lebensfreude, ein leichter Sinn namentlich in wirtschaftlichen Dingen auf, vielleicht aus der slawischen Blutmischung zu erklären“.*

Gab es gebildete Schichten, da musste es auch die ungebildeten Oberschlesier geben. Waren aber diese Oberschlesier tatsächlich nur deswegen nicht gebildet, weil sie sich national teilweise eher indifferent fühlten? Konnte jemand als gebildete Person betrachtet werden, der in einer kulturellen Grenzregion zu nur einem Kulturregion gehörte und des umgangssprachlichen Dialektes auf dem Gebiet rechts der Oder nicht mächtig war? Es sind Fragen, auf die es keine einfachen Antworten gab und gibt.

In dieser Hinsicht ist die folgende Bemerkung Kupius interessant: „*Bei diesem Einleben leistete mir meine Frau die wertvollsten Dienste. Sie verfügte über eine ausgeprägte Beobachtungsgabe und kam besonders an die schlichten Kreise unseres Volkes besser heran als ich, weil ihre masurisch-polnischen Sprachkenntnisse es ihr ermöglichten, auch Leute zu erfassen und zu gewinnen, denen das Deutsche Schwierigkeiten machte*“.

Robert Kurpius hatte es nicht so einfach, aber er bemühte sich, diese Oberschlesier zu verstehen, ihr Verhalten zu erklären, und er warnte vor vorschnellen Schlussfolgerungen: „*Schwerer kam ich an die breite Masse des Volkes heran. Hier erkannte ich, wie ein Volk sich mühte und quälte, aus seiner dumpfen Enge zu höheren Stufe der Gesittung, Kultur und Wirtschaft emporzudringen und welche Hindernisse sich dabei entgegenstellten. Der Prozeß der slawogermanischen Blutmischung, im übrigen Schlesien abgeschlossen, war hier noch voll im Gange. Er zeitigte bisweilen Erscheinungen des Volkscharakters, die nur aus der geschichtlichen Entwicklung zu verstehen waren, den unkundigen Fremden aber zu Fehlurteilen verleiteten. Mitten unter ihm lebend, beobachtete ich das Industrievolk bei seiner Arbeit, seinem Familienleben, an Sonn- Fest- und Lohntagen bei frohen und trüben Vorgängen, in seinen Bildungsbedürfnissen mehr als 30 Jahre hindurch in der Volksbücherei, im Krieg, im Abstimmungskampf. Durch meinen Bruder, der, 4 Jahre bei mir wohnend, sich praktisch für den Bergmannsberuf vorbereitete, gewann ich enge Beziehungen zu diesem. 32 Jahre Lehrtätigkeit an der Oberschlesischen Bergschule ließen fast die gesamte, heute noch amtierend technische Bergbeamenschaft, an 1300 Mann, vom Steiger bis zum Direktor, zu 95 Prozent Oberschlesier, zur Hälfte Arbeitersöhne, durch meine Hände gehen. Die letzten 6 Jahre in der Leitung der bergmännischen*

*Berufsschulen des ganzen Bezirks brachten mich in enge Beziehung zu Denken, Trachten, Sorgen und Schaffen der bergmännischen Arbeiterjugend“.*

Als Lehrer der Tarnowitzer Bergschule schrieb Kurpiun 1907 ein Übungsbuch für die Bergschulen, dem in späteren Jahren noch andere fachbezogene Publikationen folgten. Lange Zeit benötigte Kurpiun aber, um sich über Oberschlesien literarisch zu äußern. Er wollte mit Sicherheit nicht solche Zerrbilder herstellen, wie sie ein Romanschriftsteller nach sechs Wochen Aufenthalt in den Masuren verfasst hatte, worüber Kurpiun sich empörte. Aber nach fünfzehn Jahren in Oberschlesien war die Zeit für sein literarisches Schaffen reif.

Wie er zum Schriftsteller wurde, wusste Kurpiun eigentlich selbst nicht. Er habe einfach lange Gedanken gesponnen, ehe er zur Feder griff. Zunächst versuchte er es mit einigen Artikeln zu den sozialen Problemen seiner Wahlheimat in der Kattowitzer Monatschrift „Oberschlesien“. Im Januar 1909 setzte er sich für die Pflege des durch die Auswirkungen der Industrie stark in Mitleidenschaft gezogenen oberschlesischen Landschaftsbildes ein, indem er zum Beispiel schrieb: „*Erhalten, Neuschaffen und Pflegen von Schönheit in Feld und Wald, auf Straßen, Plätzen und Halden, in Städten und Dörfern, soweit es möglich ist, das soll die Lösung sein! Dann wird die Schönheit der Heimat die Wiege der Heimatliebe werden*“.

Zu Weihnachten 1909 erschien im Kattowitzer Siwinna-Verlag sein erster oberschlesischer Roman „Der Mutter Blut“, den er seiner Mutter und der Mutter seiner Kinder widmete. Das Buch brachte Kurpiun regionale Popularität, weil er die sozialen Verhältnisse einer kulturellen Grenzlandregion in dem literarisch spannend geschriebenen Werk darzustellen vermochte. Man las auch zeitgenössische Stimmen, dass Kurpiun mit seinem ersten Buch sich einen verdienten Eintritt in die gesamtdeutsche Literatur verschafft habe.

Schon 1911 konnten die Leser sein nächstes Buch „Bunt Volk“ lesen. Es waren Erzählungen, wie der Untertitel „Eine gemischte Gesellschaft von ernsten und spaßigen, einfältigen und geriebenen, bekümmerten und sorglosen Leuten“ es verriet, von Oberschlesiern für Oberschlesiern sowie für alle, die diesen Menschenschlag besser kennenlernen wollten. Denn es gab zu dieser Zeit nur wenige Bücher, die diese Menschen und ihre Region der literarischen Welt vorstellten. Deswegen bat Kurpiun im Vorwort um eine freundliche Aufnahme dieser Bilder oberschlesischen Lebens.

1915 versuchte Kurpiun gekonnt, basierend auf dem Leben des oberschlesischen Zinkkönigs Karl Godulla, im Buch „Das schwarze Weib. Die Geschichte eines Einsamen aus dem Volk“ auf naturalistische Weise das Leben eines einfachen Oberschlesiens mit vielen in Frage kommenden Faktoren seines Seins und

Werdens zu erzählen. Vielleicht stellte Kurpiun hier die Geschichte eines Oberschlesiers dar, vielleicht stand Karl Godulla hier stellvertretend für sein ganzes Volk, aus dem zwar keine Könige, aber Menschen mit ordentlicher Arbeit hervorgingen.

Der Kenner der oberschlesischen Literatur Arno Lubos würdigte nach Jahren nahezu vorbehaltlos das literarische Schaffen Kurpiuns in jenem Stadium: „*Der gesamte Zeitraum der ersten beiden Jahrzehnte wäre für die Entwicklung der oberschlesischen Literatur kaum als bedeutungsvoll anzusehen, wären in ihm nicht die Werke Kurpiuns und [Bruno] Arndts vorhanden. Robert Kurpiun ist schon zu Lebzeiten und noch am Ende der zwanziger Jahre, als die oberschlesische Literatur gerade ihren Höhepunkt erreichte, als der große Dichter des Landes gefeiert worden; und wenn man auch etwas bedachtsamer urteilen muß, ist doch die große geschichtliche Wirkung seiner Romane, ihr Einfluß auf das politische, kulturelle Leben und besonders auf die oberschlesischen Autoren nicht hoch genug einzuschätzen. Es gibt in der oberschlesischen Literatur nicht einen Roman, dessen Wirkung sich mit Kurpiuns „Der Mutter Blut“ und „Das schwarze Weib“ vergleichen ließe, wenn freilich nur ein Teil des Gehalts verstanden wurde*“.

Sicherlich war Kurpiun nicht der bedeutendste und bekannteste Schriftsteller Oberschlesiens, aber dieser Proporz ändert sich mehr zugunsten Kurpiuns, wenn es um die Schriftsteller geht, die über dieses Land und dessen Leute geschrieben haben.

Joachim J. Scholz betonte deswegen: „*Als Kurpiun 1893 nach Oberschlesien kam, gab es, so kann man ohne Übertreibung sagen, eigentlich gar keine oberschlesische Literatur. Joseph von Eichendorff, der größte der in Oberschlesien geborene Dichter, war seit 1857 tot. Der oberschlesische Romancier und Dramatiker Gustav Freytag, eine Figur, die das deutsche Literaturleben der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf eine für uns noch nachvollziehbare Weise dominierte, sollte zwar erst 1895 sterben, oberschlesische Literatur im strengen Sinne des Wortes hat er aber, genau wie sein Landsmann Eichendorff, eigentlich nie geschrieben*“.

Robert Kurpiun verfasste in den folgenden Jahren noch viele andere Bücher über Oberschlesien, einige auch über Ostpreußen. Diese Publikationen waren aber mehr oder weniger durch die Anstimmungszeit in Ostpreußen und in Oberschlesien gekennzeichnet. Behilflich war ihm dabei sein umfassend geführtes Tagebuch aus den Jahren 1914 bis 1924, das 33 handschriftliche Bände von je ca. 250 Schreibseiten umfasste.

Nach der Teilung Oberschlesiens Mitte 1922 blieb Roberst Kurpiun zunächst in Ostoberschlesien und unterrichtete weiterhin an der jetzt privaten Tarnowitzter Bergschule. Anfang Oktober 1923 wurde er zum Vorsitzenden des Verbandes

deutscher Volksbüchereien e.V. in Kattowitz gewählt. Am 1. Juli 1924 hörte die Tarnowitzer Bergschule in ihrer bisherigen Form zu existieren auf. Weil der Unterricht nur in polnischer Sprache erteilt werden durfte, ging Robert Kurpiun nach Westoberschlesien. In Peiskretscham errichtete man eine neue Bergschule, die später auch von Robert Kurpiun geleitet wurde. Viele Ehrungen erfuhr Robert Kurpiun anlässlich seines 60sten Geburtstages. In Beuthen wurde sein Drama „Die Schwarz-Weißen“ uraufgeführt. Am 27. Juni 1929 starb im Alter von 60 Jahren seine Ehefrau Ida Kurpiun geb. Geydau. 1932 erreichte Kurpiun seinen Ruhestand und entschied sich, den Rest seines Lebens im Haus Abendsonne in Jannowitz in Niederschlesien zu verbringen. Er starb dort am 26. August 1943.

Robert Kurpiun war ein oberschlesischer Heimatdichter. Was ist ein Heimatdichter wert? Kurpiun war mit der zunehmenden geringen Wertschätzung der Heimatdichter nicht einverstanden. Er schrieb dazu: „*Der gestrenge Kritiker legt sein Antlitz in Falten freundlichen Wohlwollens und setzt eine gönnerhafte Generaldirektormine auf, wenn ihm ein Heimatroman vorgelegt wird. Der modern-literarische Feinkostkrämer für Kaviar und Sekt hat die Nase für den Erdgeruch von Schwarzbrot und Quellwasser verloren. Jene sind aber für unser Volkstum nicht entfernt so wertvoll und grundlegend wie diese. Weil sie aber jeder hat und braucht, werden sie nicht geschätzt, gelten sie als klein. Aus der Enge seiner vertrauten Heimat heraus zu schaffen, führt sicherer in die heimlichen Kammern innersten Menschentums als vom hohen Parnass der wolkenumhüllten Götter. Doch Heimat ist eine spröde Schöne, die es niemand leicht macht, der um sie werben will*“.

Über die Oberschlesier äußerte sich Robert Kurpiun abschließend mit diesen Worten: „*So ward mir in 40 Jahren reichlich Gelegenheit, mich in das Wesen des oberschlesischen Volkes hineinzuleben, es zu verstehen und zu beurteilen. Und das Ergebnis: Wer darf Richter sein? Das Volkstum des Oberschlesiens ist noch unfertig, unausgeglichen, der Verschmelzungsprozeß noch nicht beendet*“.

### **Hertha Pohl**

Am 31. Oktober 2011 wurde in Krappitz an dem Haus, in dem die Schriftstellerin Hertha Pohl geboren worden war, eine Gedenktafel enthüllt. Es ist begrüßenswert, dass die Stadtgemeinde zusammen mit den Strukturen der deutschen Minderheit die oberschlesische Schriftstellerin in dieser Form geehrt hat. Zu einer lebendigen und dauerhaften Würdigung eines Autors oder einer Autorin gehört aber vor allem die konkrete Lektüre ihrer Werke. Ob Hertha Pohls Bücher auch heute noch gelesen werden, ist aber eher fraglich.

Stellen wir einmal die provokative Frage: War Hertha Pohl die beste schlesische Schriftstellerin? Der Schriftsteller Hans Christoph Kaergel beantwortete diese Frage 1939 in seiner Publikation „Schlesische Dichtung der Gegenwart“ einschränkend bejahend und schrieb dazu eine interessante Charakteristik der Schriftstellerin: „*Die erste Begegnung mit einer schlesischen Dichterin erlebte ich in den unruhigen Kampfjahren 1920/21 in Oberschlesien. Dort lernte ich die Arbeiterdichterin Hertha Pohl kennen. Ich sah ein schlichtes oberschlesisches Mädchen vor mir, das wohl kaum wußte, daß in der Heimat um sie her der Kampf tobte. Damals lebte sie noch in dem kleinen Krappitz, wo sie am 24. Juli 1889 geboren wurde. Die großen Augen schienen über alles Leben hinwegzusehen. Das Leid und die Armut waren ihre Lebenspaten. Kein Wunder, daß sie in ewigen sorgen sich immer wieder in das Dunkel der Kirche flüchtete. Hier brannte für sie das ewige Licht. Im Schutz der Heimatkirche ging für sie das andere Leben auf. Draußen aber erwartete sie wieder Not und Elend. Aus diesem zweifachen Leben entstanden ihre Werke. Man fühlte es jedem Wort und Bild an, daß die dunklen Schicksalswolken ihres Lebens auch die Dichtung beschatteten. Dabei steckt in ihr eine Kraft, mit den Worten ein Schicksal zu meistern, daß man glaubt, die Menschen, die sie gestaltete, hätten es nicht nötig, zuletzt hilfesuchend Gnade zu erflehen. Manchmal stehen männlich geformte, urwüchsige oberschlesische Menschen vor uns. Dann aber hat wohl die Dichterin wieder ihre Kraft verloren. Die Lösung des Schicksals gleitet wieder aus den Händen der Menschen. Von allen schlesischen Dichterinnen, die mir begegneten, ist sie sicherlich die beste. Denn sie hat die Gabe, in ihr Schaffen auch noch den Atem der Heimaterde mit einzufangen*“.

Hermine Pohl, die aber als Hertha Pohl schrieb, war die Tochter des Stubenmalers Raphael Pohl und seiner aus Stargard in Pommern stammenden Ehefrau Ida, die jahrelang die örtliche Spielschule leitete. Väterlicherseits war Hertha Pohl in Niederschlesien verwurzelt, denn ihr Großvater war ein aus der Grafschaft Glatz stammender Porträtmaler in Breslau.

Krappitz war aber nicht Breslau, und die Familie des künstlerisch begabten Raphael Pohl erlebte einen sozialen Abstieg. Sein Einkommen war für die Familie mit zwei Kindern nicht ausreichend, deswegen erteilte seine gesundheitlich angeschlagene Frau Handarbeitsunterricht. In ihrem Haushalt lebte auch die Großmutter väterlicherseits, eine fließend englisch und französisch sprechende Breslauer Juwelierstochter, der Hertha viel auf ihrem schwierigen Weg zu einer Schriftstellerin zu verdanken hatte. Die Oma war die Lichtgestalt ihrer Kindheit: „*Sie war ungewöhnlich begabt und hatte ein starkes Erzählerinnentalent. Durch beide Großeltern mag sich die künstlerische Befähigung auf mich übertragen haben. Manche Geschichten hat sie mit zierlichen Buchstaben aufgeschrieben.*

*Weil ich Freude daran hatte, versuchte ich es später auch mit schlichten kleinen Aufzeichnungen.*

Trotz der prekären finanziellen Lage entschieden sich die Eltern, ihrem Sohn Sigismund eine gute Ausbildung zu ermöglichen. Dieser war am 15. Januar 1887 in Krappitz geboren worden. Er besuchte in Beuthen mitten im oberschlesischen Industrierevier das Gymnasium und bestand hier am 22. März 1906 sein Abitur. Seine Schwester konnte von der Bildung des Bruders etwas für sich gewinnen: „*Die wissbegierige Hertha Pohl nutzte viel von dem in der Schule erworbenen Wissen ihres Bruders. Während der Ferien, die er zu Hause verbrachte, hörte Hertha Pohl viel von ihm über die deutsche Literatur*“.

Sigismund Pohl unterrichtete zunächst ein Jahr am Gymnasium in Beuthen. Während des Ersten Weltkrieges diente er als Soldat, danach unterrichtete er im Frühjahr 1921 kurzfristig in den oberen Klassen der Stadtschule in Kallies in Pommern und anschließend bis Ende 1921 in der Oberrealschule in Stargard. Ab 1922 begann er als Studienassessor im Mittelschuldienst in Ostoberschlesien zu arbeiten. Schwer erkrankt starb er am 16. November 1925 als Lehrer des polnischen Städtischen Realgymnasiums mit deutschen Abteilungen in Kattowitz, dem Nachfolger der früheren deutschen Oberrealschule. Mit seiner Frau hatte Sigismund Pohl vier Söhne – Horst, Götz, Klaus und Wolfgang.

Vielleicht waren Hertha Pohl die Kenntnisse der deutschen Literatur behilflich, als sie nach der Beendigung der Volksschule für eine kurze Zeit Vorleserin bei einer blinden Breslauerin wurde. Sie war aber noch zu jung, und das Heimweh war zu groß. Die erste Flucht in eine Großstadt gelang nicht. Sie kehrte nach Krappitz zurück.

Sie war wieder in der ihr zu gut bekannten heimatlichen Tristesse angekommen, die sie so beschrieb: „*Meinen Eltern ging es niemals gut. Ich lernte daher in jungen Jahren Not kennen und fühlen. Meine Augen wurden darüber traurig und sind es geblieben. Da unsere Familie verarmt war, mußte ich bald nach meinem Schulaustritt nach Verdienst suchen, um zum Lebensunterhalt beizutragen. Ich war durch drei Jahre in der Krappitzer Teppichfabrik tätig, erst als Teppichknüpferin und später als Kopistin von Stickmustern. Ich knüpfte täglich durch zehn Stunden Kissen und Teppiche*“.

Für die nächste Wende beziehungsweise Chance in ihrem Leben gab Hertha Pohl selbst zwei Gründe an: sie verdiente zu wenig, aber vor allem wollte sie vorwärtskommen. In diesem Zusammenhang erzählte sie ihre Geschichte so weiter: „*Ich ging mit achtzehn Jahren zu Verwandten nach Berlin und verdiente mir durch sieben Jahre an der rasselnden Nähmaschine ein dürftiges Brot. In meiner beschränkten freien Zeit suchte ich durch Lektüre und gelegentliche Besuche eines kleinen Theaters des Berliner Ostens meine Bildung zu erweitern.*

*Während der eintönigen Näharbeit dachte ich mir Geschichten aus. Die Zeit verging dann viel schneller.*

In Berlin verbrachte Hertha Pohl insgesamt sieben Jahre. Es waren Jahre der harten physischen Arbeit, aber Hertha Pohl suchte zielfreig nach einer anderen Form von Beschäftigung: Sie schrieb die ausgedachten Geschichten auf. Durch einen glücklichen Zufall, wie sie es selbst nannte, lernte sie um 1914 die in Berlin-Friedenau lebende und 1877 in Magdeburg geborene Schriftstellerin Martha Grosse kennen. Diese wurde zur wohlwollenden Kritikerin der ersten literarischen Versuche von Hertha Pohl, und sie half ihr auch, diese in Zeitungen zu veröffentlichen.

Martha Grosse beschrieb ihr erstes Treffen mit Hertha Pohl mit folgenden Worten: „*Als ich sie ermunterte, die Gestalten und Schicksale ihrer nächsten Gefährtinnen zu schildern, der arbeitenden Mädelchen der Großstadt und der Leute ihrer oberschlesischen Heimat – ohne Verklärung – schlicht bei ihrem Werk und auf ihrer Scholle, da war es schön zu sehen, wie dies stille Gesicht von innen her aufblühte. Und ich fühlte, hier kam mir das Frühlingsdrängen einer echten Künstlerseele entgegen. Hertha Pohls Künstlerseele trägt an ihren Schwingen das Bleigewicht ererbter Erdenschwere. Das gibt ihrem starken Talent die Eigenart, die Richtung ins Ernste, Dunkle, ins Wuchtige und Große und gibt ihrem Leben – die Tragik. Die erste Arbeit Hertha Pohls, die gedruckt wurde, brachte die Redaktion der ‚Christlichen Frau‘, - es war die Skizze ‚Neues Leben‘. Schnell folgten andere Blätter und Zeitschriften, wie der Berliner Lokalanzeiger, die Kölnische Volkszeitung und die Schlesische Volkszeitung, die neue Zeitschrift des Grafen Strachwitz „Die Barke“, die im Fleischelschen Verlag erscheinende Salon-Correspondenz, die Germania und manch andere. Paul Keller interessierte sich für die junge Dichterin und brachte ihren ‚Brandstifter‘ in der ‚Bergstadt‘*“. Auch die SPD-Zeitung „Vorwärts“ veröffentlichte die realistischen und nüchternen Schilderungen Hertha Pohls vom harten Leben der kleinen Leute.

Nach dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges verlor Hertha Pohl ihre Arbeit in Berlin und kam 1915 in ihr Elternhaus nach Krappitz zurück. Diese Entscheidung war auch durch eine Erkrankung ihrer Mutter bedingt, die jetzt auf die Hilfe ihrer Tochter angewiesen war.

Hertha Pohl lebte zwar nun wieder in Krappitz, aber sie war jetzt schon in den literarischen Kreisen sowohl in Berlin als auch in Schlesien bei einigen Fachleuten etwas bekannt. Sie verfasste in ihrer freien Zeit weitere Erzählungen von den Oberschlesiern, die mit ihrem Leben unter die unbarmherzigen Räder des Alltags gekommen waren, und schilderte das in einem Stil, den man fast naturalistisch nennen konnte.

Im April 1918 veröffentlichte Paul Keller in seiner Zeitschrift „Bergstadt“ die Skizze „Die klagende Nacht“ von Hertha Pohl. Die kurze Arbeit erhielt zuvor während einer Lesung im Deutschen Schriftstellerinnenbund nicht nur einen langen Beifall, sondern sie bewirkte auch ein Staunen über die schlichte Bildung der Verfasserin, die mit ihrer Feder so meisterhaft die Dramaturgie des Lebens zu Papier brachte.

Hertha Pohl erzählte in dieser Skizze von der Gefühlwelt einer Frau eines Alkoholikers: „*Ein Hund winselt durch die Sturmnight und zerrt ungeduldig an seiner Kette. Davon erwacht Tine Kroschen, reibt mit harter, sehniger Altweiberhand die schlafschweren Augen. Sie schlägt ein abwehrendes Kreuz, als das klägliche Jaulen wieder einsetzt. Irgendwo stirbt jemand, streckt sich willenlos und hölzern zum ewigen Schlaf aus. Jetzt ist die Kroschen ganz wach. Ritscht ein Streichhölzchen an, starrt mit blinzelnden Blicken durch die gelbzitternde Helle auf das Bett an der Wand. Ein leeres Bett! Aber ein wartendes Bett, mit bäuerlichen, steilgestellten Kissen. Mitternacht! Der Schneesturm rast um das einsame Haus. Der Mann kommt nicht, ihr Mann. „Er hat sich betrunken“, denkt die Frau gleichgültig. „Sonnabend – Lohntag!“. Die heimliche Stimme wispert in sachter, schadenfroher Erwägung: „Wenn er nicht mehr käme – niemals mehr – der Lump!“. Wenn sie nicht mehr in dumpfer, stumpfer Angst auf ihn zu warten braucht – ein lauerndes Warten, ein zitternd ergebenes Warten. Es kommt der Morgen. Als das Vieh gefüttert ist, geht sie zum Schulzen: „Der Andreas ist nicht gekommen“. Die Tine reibt sich die feuchtrotten Hände an der Schürze und sieht in starrem, untätigem Grauen zu, als die Männer mit sachten, froststeifen Griffen den Andreas Kroschen vom Wagen heben. Der Mann ist tot – erfroren – damit hört alles auf. Die Männer legen die Invalidenkarte, die Uhr, eine Tabaksdose und klapperndes Geld auf den Tisch. Somit ist alles getan. Sie poltern in schwerem Dreiklang mit stillen Lippen aus dem einsamen Haus. Zögernd kommt seine Frau. Schnüffelt – aha – Branntwein - betrunken war er, der – Aber nein, still – er ist tot – endlich tot! Sie rüttelt in jäh flammendem Haß seinen Arm, glotzt in das tote brutal einfältige Gesicht mit den wulstigen Lippen – formt ein böses Wort. Da wimmert zerrend der Hund und reißt klierend an der Kette. Und die scheintote Nacht wacht auf, sieht mit dunklen Klageblicken auf die Frau. Matt lösen sich die haßzuckenden Hände. Mit schweren Altersschritten schlürft sie aus der fröstelnden Todesnähe Hockt sich in einen Winkel nieder und legt den plötzlich grabmüden, summenden Kopf in die harten Handflächen, und wimmert ein unerlöstes Weinen“.*

Hertha Pohl erfuhr bei ihrer schriftstellerischen Betätigung weitere Ermunterung, Anerkennung und Förderung von Personen, denen die sozialen Probleme nahegingen und die auch Interesse an ihrer literarischen Darstellung hatten. Zu

ihnen zählte der Sozialapostel Berlins, der aus Düsseldorf stammende Priester Dr. Carl Sonnenschein, sowie die österreichische Schriftstellerin Enrica von Handel-Mazzetti. Mehr als eine Lanze für Hertha Pohl brach auch der süddeutsche Geistliche und Volksschriftsteller Heinrich Mohr.

Für Oberschlesien wurde Hertha Pohl von dem damaligen Leiter der Kulturzeitschrift „Der Oberschlesier“ in Oppeln, Dr. Ernst Laslowski, entdeckt, der in einer Berliner Zeitung eine Geschichte von ihr aus der Welt der Arbeiterklasse las. Sie war: „...knapp und schlicht erzählt, dunkel getönt und von einer seltsamen Wirklichkeitstreue. Ich suchte nach dem Namen des Verfassers. Da stand er: Hertha Pohl, Krappitz –Oberschlesien. Ich war überrascht. Dieser Schriftstellername war mir bisher noch nie begegnet. Wie kam jemand aus der Kleinstadt an der Oder in das führende sozialistische Organ? Zwei oder drei Tage später stand eine schmale, blonde Frauengestalt vor mir, merkwürdig scheu und wortkarg. Ich war tief erschüttert von dem Leid, das diese junge Menschenseele bereits durchkosten mußte, und auch über die Schwere des Weges, der noch vor ihr lag. Das Los einer unbekannten Schriftstellerin ist kein leichtes, zumal, wenn es ihr nicht gegeben ist, die schönen und heiteren Seiten des Daseins in anmutig beschwingter Sprache zu schildern. Wir überlegten gemeinsam, was praktisch zu tun sei. Es gelang, ihre Arbeiten in verschiedenen Zeitungen und Zeitschriften unterzubringen. Bald konnte auch das erste Bändchen ihrer gesammelten Erzählungen erscheinen“.

In der Tat erschienen 1922 im Veduka-Verlag in Dillingen an der Donau auf 228 Seiten neunzehn oberschlesische Erzählungen von Hertha Pohl unter dem Titel „Die klagende Nacht“. Es waren Geschichten aus ihrer engeren Heimat, denn sie benutzte oft die Begriffe Odertal oder rechtes Oderufer.

1923 wurden im niederschlesischen Habelschwerdt die Novellen von Hertha Pohl herausgegeben, darunter die die 1920 vom Deutschen Schriftstellerinnenbund preisgekrönte Novelle „Das Wunder“. Der Titel der Publikation lautete wie ein literarisches Manifest von Hertha Pohl – „Armes Volk“. Sie verstand sich als eine Dichterin des armen Volkes und als solche fand sie ihren Platz in der oberschlesischen Literatur.

Die Jahre bis 1928 sind die fruchtbarsten in Hertha Pohls literarischem Wirken. Im 1923 veröffentlichten Buch „Der Weg der Martina Förster“ verarbeitete sie teilweise ihr eigene Lebenserfahrungen literarisch. Ihr Schaffen war aber geprägt von vielen Hindernissen. Im Winter 1923 erkrankte Hertha Pohl schwer: „Die Caritas und gute Menschen ermöglichen mir einen notwendigen Kuraufenthalt. Ganz gesund bin ich nicht geworden. Aber Gott sorgte weiter. Edle Menschen schickten mir eine Einladung, und ich war den nächsten Winter über im Böhmerwald zur weiteren Erholung. Zum ersten Mal hatte ich ein ungestörtes,

*warmes Zimmer und konnte ohne direkte Sorgen schreiben. Mein schönes erlebtes Wintermärchen ist lange aus“.*

Hertha Pohl bekam überwiegend Lob für ihre literarische Arbeit und für ihre Art zu schreiben. Nur einige Kritiker warfen ihr Wiederholungen der Motive und die hoffnungslose Stimmung in ihren Werken vor. Nicht nur Karl Schodrok war mit der These einverstanden, Hertha Pohl repräsentiere nur Land und Leute rechts der Oder. Als einen Gegenpol zu Hertha Pohl nannte man die 1865 in Breslau geborene, aber dann viele Jahre in Neiße wohnende Schriftstellerin Anna Bernard. Oberschlesien war tatsächlich auch schriftstellerisch vielfältig.

Anna Bernard war Hertha Pohl herzlich zugetan. Über den Besuch von Hertha Pohl bei ihr und ihrem Mann berichtete sie: „*Sie erzählte von Ihren Werken und ließ mich ein Weniges in ihre Dichterwerkstatt schauen. Den ‚Weg der Martina Förster‘ ist auch sie geschritten. In zahlreichen kleinen Erzählungen schrieb sie sich die Erfahrungen und Erlebnisse ihres Lebens vom Herzen, die in den Büchern ‚Die klagende Nacht‘, ‚Armes Volk‘, ‚Vom alten Schlag‘ und neuerdings ‚Im Thymian‘, gesammelt sind. Wahre Kabinettsstücke befinden sich darin, wertvolle Perlen in engster Fassung, Menschen, die einen eigenen Roman beanspruchen könnten. Wie viel reiches Material ist da zusammengetragen worden. Wie gerne möchte gewiß auch sie nur große Werke schreiben, wenn nicht die Bedürfnisse des Alltags gebieterisch fordernd an jedem neuen Morgen ständen. Die Auszeichnung, welche der Roman Tina Stawiks Ernte bei Herder erfuhr, war gewiß ein Lichtblick in ihrem Leben, aber den Preis verschlang die Inflation und reichte gerade noch, wie es damals ständige Rede war, auf ein Pfund Margarine. Fern der Heimat, in Winterberg in Böhmen, wo ihr ein Gönner freundlichen Aufenthalt zu ruhigem Schaffen gewährte, vollendete sie den Roman ‚Die beiden Bernhagen‘. Leider ist der Roman nicht in Buchform erschienen. Er wurde zuerst in der Kölnischen Volkszeitung veröffentlicht*“.

Bei der Bewertung des literarischen Schaffens von Hertha Pohl gab es Diskussionen, auf welchen Positionen die Dichterin des armen oberschlesischen Volkes eigentlich stand. War sie in ihren Werken näher an der sozialistischen Weltanschauung oder an den Lehren der katholischen Kirche? Die sozialistische Seite beanspruchte aber Hertha Pohl nicht für sich, dagegen schrieb die katholische Presse von einer katholischen Arbeiterdichterin mit sozial-caritatativem Einschlag.

Einige Jahre nach dem Tod ihrer Mutter ging Hertha Pohl 1931 nach Freiburg im Breisgau, wo sich nicht nur der Herder-Verlag, sondern auch die Bibliothek des Deutschen Caritasverbandes befand. Fern der Heimat verfasste sie noch drei Bücher. Sie schrieb hier auch Märchen und Gedichte. Hertha Pohl starb am 4. Oktober 1954 im Freiburger Altersheim St. Elisabeth.

Was kann man über Hertha Pohl noch sagen, um vielleicht bei Lesern Interesse an ihren Büchern zu wecken, die sich gut lesen lassen, weil sie überwiegend kurze, abgeschlossene Erzählungen enthalten. Vielleicht können es die Worte von Anna Bernard sein: „*Hertha Pohls Bücher sind nicht von der Reklame ‚gemacht‘ worden, sie selbst nicht zum Tagesgötzen erhoben, aber ihre Werke sind echt, werden nicht so enttäuschen wie es oft Bücher tun, durch deren ungeheure Auflagenziffer man sich blenden ließ, sie werden nicht so schnell vergessen werden als diese. Da sie ihre oberschlesische Heimat so im tiefsten Sinne und mit großer Menschenliebe erfasst, steht zu hoffen, daß sich an ihr nicht die Worte bewahrheiten, daß der Prophet im eigenen Land nichts gilt*“.

Vielleicht könnte am Schluss aber auch diese schlichte Feststellung von Hertha Pohl selbst stehen: „*Meine Bücher haben volkstümlichen Charakter und sind zumeist aus meinem oberschlesischen Heimaterlebnis entstanden*“.

### **Die Oppelner Versammlung 1926**

Vom 25. bis zum 27. Oktober 1926 tagten im Festsaal des Staatlichen Gymnasiums in Oppeln 37 Frauen und Männer mit der Amtsbezeichnung von Studienrat bis Oberstudiendirektor. Alle waren sie in leitender Stellung im höheren Schulwesen der Provinz Oberschlesien tätig. Offiziell hieß die Veranstaltung deswegen die Erste Oberschlesische Direktorenversammlung der Provinz Oberschlesien. Anwesend waren auch Vertreter der Regierung Preußens und der Oppelner Provinzialregierung sowie als Gäste Mitglieder verschiedener Vereine und Stiftungen.

Die erste Arbeitssitzung eröffnete der Oberpräsident der Provinz Oberschlesien Dr. Alfons Proske, der zugleich Präsident des Provinzialschulkollegiums war, und hielt einen Vortrag über die staatsbürgerlichen Aufgaben der höheren Schulen. Er begann mit einer Reflexion über das bis 1918 bestehende und politisch nicht besonders transparente deutsche Kaiserreich: „*Schlagen wir uns alle an die Brust: Man lebte, wurde regiert und fragte nicht viel nach dem Sinn und Zweck; äußere Macht und äußerer Glanz bestachen uns. Wie es dahinter aussah, wußten wir wenig. Das haben wir erst jetzt durch die Veröffentlichungen verschiedener Akten und Memoiren mit einem gewissen erschreckenden Erstaunen kennen gelernt. Solange wir nicht einer ernsthaften Bedrohung und Erschütterung ausgesetzt wurden, konnte es uns auch nur gut gehen, wir hatten genug zu essen und auch reichlich Vergnügen! – Ich sehe dabei von verschiedenen dringenden sozialen Bedürfnissen der breiteren Volksmassen ab. Aber was haben wir eigentlich von tieferen Zusammenhängen gewußt im Staat-, Volks- und Wirtschaftsleben?!*“ So

etwas erfährt jede Gesellschaft immer erst nach einer Revolution oder einer politischen Wende.

Proske sprach weiter von der Verantwortung der Lehrer für die richtige Erziehung der Gymnasiasten im Rahmen der neuen republikanischen Form des Staates. Er betonte dabei: „*Ein Volk, das sich in seinem Staat wohlfühlen soll, muß in erster Linie Liebe zu seinem Staat und seinem Volk haben. Diese Liebe zu erziehen und zu fördern, ist eine der Hauptaufgaben der Schule. Ist es auch besonders schwer, in einem Volk, das so viel wie das deutsche in letzter Zeit verloren hat, das so schwer leiden muß, diese Liebe lebendig zu machen, um so notwendiger ist dies im Gesamtstaatsinteresse. Warum soll das deutsche Volk nicht auch so durchdrungen werden können von der Idee des Volksstaates und der Liebe zu ihm, wie dies bei den Franzosen, Engländern, Amerikanern und vielen anderen ist? Und wenn wir nicht dazu kommen, nun, dann bleiben wir eben den anderen Völkern gegenüber staatlich rückständig und Goethes Wort: „Vergebens sucht ihr, eine Nation zu werden“ behält dann dauernde Wahrheit*“.

Der Weg zu einer republikanischen Erziehung war aus verschiedenen Gründen nicht nur an dem Verfassungsgedenktag schwierig: „*Unsere Hoffnung ist die Jugend. Sprechen wir es offen an: An dieser Erziehung mangelt es an den höheren Schulen noch stellenweise. Man kann bei verschiedenen Lehrkräften mindestens eine gewisse Passivität gegenüber dem neuen Staat, manchmal sogar auch eine gegnerische Aktivität feststellen. Aber was erleben wir da noch manchmal für bedenkliche „Festreden“. Manche der Festredner gehen um den eigentlichen Zweck dieses Gedenkens, um die Verfassung, herum wie die Katze um den heißen Brei*“.

Bei der Erziehungsarbeit an der Identität der Gymnasiasten, die in Zukunft die Eliten der Weimarer Republik bilden sollten, waren auch die Symbole des Staates sehr wichtig, denn im menschlichen Leben spielt sich eben sehr viel auf der symbolischen Ebene ab. Dazu gehörte selbstverständlich die neue Nationalfahne. Proske sagte dazu: „*Ich bitte Sie, in Ihrem eigenen Interesse sich streng wissenschaftlich über die Entstehung, über die geschichtliche Bedeutung und über die Gründe, die zur Einführung von schwarz-rot-gold geführt haben, zu unterrichten. Ich bin überhaupt der Auffassung, daß es eine Pflicht der Schule ist, die Liebe und Begeisterung für die neuen Farben des Deutschen Reiches zu fördern. Denn das ist keine Parteisache, sondern durch die Verfassung eine gemeinsame Sache des Deutschen Volkes. Nur aus einem Notbehelf heraus, um Schlimmeres bei der Verhetzung der Jugend zu verhüten, ist das Tragen von allen Abzeichen in der Schule verboten worden. Aber es liegt auf der Hand, daß es eigentlich etwas geradezu Groteskes ist, wenn in der Schule, die die Liebe zum Staat uns seiner Repräsentation pflegen soll, die offiziellen Staatsfarben verbannt*

*sein sollen, während in allen anderen Staaten, erst recht in den Schulen, geradezu ein Kult damit getrieben wird- richtigerweise -, die dann im Laufe der Generationen Gemeingut des Volkes geworden ist. Es ist daher ja auch die Anlegung der Reichsfarben bei Schulfestlichkeiten gestattet worden, an sich etwas Selbstverständliches wie überhaupt auch außerhalb dieser Festtage das Tragen von schwarz-rot-gold in der Schule nur zu begrüßen ist, wenn es nicht lediglich zu Provokation benutzt wird. – Und nun ein Wort zu schwarz-weiß-rot: Es ist tief bedauerlich, daß die später wieder hervorgekommenen Gegner der republikanischen Verfassung diese Farben zu ihrem Kampfsymbol gemacht haben. Hätte man die Farben schwarz-weiß-rot aus diesem parteipolitischen Streit herausgelassen, wie es der richtigen Achtung und Würdigung der jüngsten Geschichte Deutschlands entsprochen hätte, dann wäre die Sachlage natürlich eine absolut andere. Nachdem aber die Farben schwarz-weiß-rot nicht in ehrwürdiger Achtung vor ihnen, sondern als möglichst wirksames Kampfsymbol gegen den neuen Staat verwendet wurden und werden, müssen die Republik und die sie repräsentierenden Beamten, die ihr die Treue geschworen haben, sich leider gegen dieses rein provokatorische Verwenden von schwarz-weiß-rot wenden. Daß diese Farben fast ausschließlich nur zu dieser Provokation, zu Kampfzwecken verwendet wurden und werden, darüber brauchen wir unter ernsten Menschen erst nicht ein Wort zu verlieren“.*

Die Jugendlichen konnten in der Schule zu den vom Staat gewünschten Werten erzogen werden, aber sie verbrachten ja nicht den ganzen Tag unter schulischer Aufsicht. Viele Jugendliche waren Mitglieder von einer der zahlreichen Jugendorganisationen, die oft ein klares politisches Profil hatten. Proske äußerte sich dazu entschieden mit diesen Worten: „*Fort mit allen diesen Verbänden, ob rechts oder links. Solche Ableger von den Verbänden, insbesondere von rechts, finden wir auch in den Schulen, hoffentlich nunmehr absterbend. Ich vertrete den Standpunkt, daß die Teilnahme an Schülerorganisationen, die antirepublikanische Tendenzen haben, - und eine solche Tendenz ist in der provokatorischen Verwendung von schwarz-weiß-rot auch außerhalb der Schule zu erblicken – den Schülern unbedingt verboten werden müßte. Solange nach den bestehenden Erlassen ein klares Verbot nicht ausgesprochen werden kann, müßten die Leiter der Schulen auf die Lehrer in entsprechender Weise einwirken. Es müßte überhaupt die Teilnahme an irgendwelchen Organisationen, die mit Politik jeder Art, ob rechts, links oder Mitte, in Berührung kommen, ausgeschaltet sein, ganz gleichgültig, um welche Parteidendenzen es sich handelt. Ich will hoffen, dass auch die höheren Schulen nun nicht mehr zurückstehen, sondern im Gegenteil ihren so unerlässlich wichtigen Teil ihrer Aufgabe lösen, Volk und Staat zu stabilisieren,*

*wieder aufwärtszuführen, den neuen Staat auch im Herzen des Volkes fest zu verwurzeln, die Jugend mit Liebe und Begeisterung für ihn zu erfüllen“.*

Nachdem Alfons Proske seine Rede beendet hatte, übernahm die Leitung der Versammlung Oberschulrat Dr. Erich Grabowski vom Oppelner Provinzialschulkollegium, der die Anwesenden daran erinnerte, dass die Versammlung vertraulichen, rein amtlichen Charakter trage.

Anschließend beschäftigte sich Oberstudiendirektor Vogt aus Gleiwitz mit dem Problem der Bewertung von Schülerleistungen. Er stellte Folgendes fest: „*Es ist kein Zweifel, daß die Wertung notwendig ist. Solange wir die Massenerziehung haben, ist sie unerlässliche Voraussetzung gedeihlicher Schularbeit, schon im Interesse der notwendigen Schülerauslese. Es wäre indes verkehrt, in ihr lediglich ein notwendiges Übel zu sehen. Von diesem Standpunkt sind wir mehr und mehr abgekommen und betonen jetzt dafür den fördernden Charakter der Wertung. Der Lehrer, der im Schüler nur das Objekt seiner Prüfung statt seiner Erziehung erblickt, verkennt die Sachlage. Bei der Bewertung des Wissens müssen wir davon ausgehen, daß wir als wahres Wissen nur zu betrachten haben, was in die Seele des Schülers als lebendiges Gut eingebettet worden ist. Dieses wertvolle Wissen steht jenem Scheinwissen gegenüber, das wir gern als Wissenskram bezeichnen*“.

Über die Wertung der Schülerleistungen im Deutschen und in den neueren Sprachen referierte kurz die Studiendirektorin Ziaja aus Beuthen. Sie wies auf die Rolle der geistigen Umwelt der Schüler bei der Bewertung ihrer Leistungen hin: „*Ein Kind aus feingebildetem Bürgerhaus, in dem man Sinn für Literatur hat, über Bücher, Kunstwerke, Theater spricht, wo das Kind durch geselligen Verkehr eine gewisse Sicherheit im Auftreten gewinnt, wird im Deutschen vorerst besser abscheiden als ein hochbegabtes Proletarierkind; und doch ist es Tatsache, daß die bescheidene, dürftige Äußerung einer Schülerin oft mehr selbstständiges Wissen und produktives Können enthält als die blendende Scheinleistung einer anderen, die nur ihr vertraute, von anderen vermittelte Anschauungen wiedergibt*“. Jede Medaille hat eben bis heute zwei Seiten.

Im Bereich der Fremdsprachen vertrat die Rednerin folgende Position: „*Die fremde Sprache wird die Schülerin anwenden müssen, wo es sich um die Wiedergabe von Gelesenem oder um einfache Fragen handelt. Die Behandlung eines wirklich bedeutenden und tiefen Problems in der Fremdsprache scheint mir, da die Schülerin dann fortwährend zugleich mit den Gedanken und der Form zu ringen hat, über das hinauszugehen, was man selbst auf der Oberstufe einer Vollanstalt verlangen darf*“.

Es folgten noch weitere Referate über die Bewertung in den Fächern Altsprachen und Physik. Nach der anschließenden Diskussion beschloss die Versammlung die

Annahme der ausgehandelten Leitsätze für die Bewertung der Schülerleistungen in allen schulischen Bereichen.

Studienrat Dr. Hackauf aus Beuthen besprach die Bedeutung des in der Nachkriegszeit eingeführten und anfangs ziemlich umstrittenen monatlichen Wandertages. Der Redner unterstrich: „*Ebenso wichtig wie für die Schulung des Körpers und der Sinne sind die Wandertage für die Bildung von Charakter und Gemüt des Schülers. Die Pflege der Kameradschaft, der gegenseitigen Rücksichtnahme und Hilfsbereitschaft, die Erziehung zur Selbstzucht werden durch keine Veranstaltungen der Schule besser erreicht als durch die gemeinsamen Klassenwanderungen. Sie bieten weiterhin Gelegenheit, in den Schülern, die aus ihrer Umgebung oft nur die Jagd nach Gewinn oder die Sorge um das tägliche Brot kennen, den Sinn für die Schönheit der Natur, der Poesie des Waldes, die Großartigkeit der Naturgewalten zu wecken. Schließlich bedeutet jeder Wandertag die beste Gelegenheit für Anschauungs- und Arbeitsunterricht*“.

In der Besprechung nannten die Direktoren die mit den Wandertagen verbundenen Probleme, vor allem der Finanzierung dieser Maßnahme.

Im nächsten Punkt des Programms stellte Oberstudiendirektor Dr. Paeckelmann aus Dresden die Ziele der zu Ostern 1925 durch die Wirtschaftshilfe der Deutschen Studentenschaft gegründeten Studienstiftung des Deutschen Volkes vor.

Der dritte Tag der Versammlung begann mit zwei Probestunden im sprachlichen Unterricht, die durch den Geheimrat Schellberg als gut bewertet wurden. Das Hauptthema dieses Tages war aber für alle ein interessantes Referat von Oberstudiendirektor Beck vom Königin-Luise-Gymnasium in Hindenburg über die Besonderheiten der Unterrichtsarbeit an den höheren Schulen Oberschlesiens. Es ging hierbei nur um einen einzigen Aspekt, nämlich den der Eigenart der Oberschlesier – die Direktoren verhandelten darüber auf 25 Seiten. Vielleicht gelingt im Rahmen dieses Artikels der Versuch einer Zusammenfassung.

Direktor Beck eröffnete seine Erörterungen mit einer eher allgemeinen Feststellung: „*Der Reisende ist erstaunt und angenehm enttäuscht, in Breslau eine urdeutsche, an Kunstschatzen reiche Stadt kennen zu lernen, welche jeden Vergleich mit anderen Großstädten aushält. In ganz üblem Ruf aber steht noch immer die östlichste Ecke, unser an Bodenschätzen so reiches und doch so armes Oberschlesien, das Aschenbrödel Deutschlands, das wohl tüchtig arbeiten, im übrigen aber zusehen muß, wie es satt werden und sein Leben fristen kann.*

*Leider müssen wir bekennen, daß die herbe Beurteilung zum Teil berechtigt ist. Sicher ist Oberschlesien ein eigenartiges Land in mancherlei Hinsicht, reich an Gegensätzen, um nicht zu sagen Widersprüchen, in Land und Leuten; daher ist es nicht verwunderlich, daß auch das Bild seines Schulwesens manche Züge zeigt,*

welche den übrigen Provinzen fremd sind. Wenn von der Eigenart der Unterrichtsarbeit an den höheren Schulen Oberschlesiens gesprochen werden soll, so kann nur an die Anstalten in den gemischtsprachigen Gegenden gedacht werden, deren Bevölkerung zum Teil Polnisch, bzw. Mährisch, zur Muttersprache hat, oder die neben Deutsch als Muttersprache Polnisch, bzw. Mährisch, mehr oder weniger häufig spricht. Dieser Menschenschlag unterscheidet sich aber nicht allein durch die Sprache von der übrigen deutschen Bevölkerung; auch seine Gebräuche und Sitten, seine Naturanlagen, sein Bildungsstand sind anderer Art. Es kann nicht Zweck dieses Berichtes sein, eine Kulturgeschichte von Oberschlesien zu geben, aber wir müssen einzelne Punkte streifen, die ein Licht auf die besonderen Schwierigkeiten des Unterrichts werfen. Wir betrachten für unseren Zweck nur den in die Abstimmungszone des Jahres 1921 fallenden Teil, d.h. den Landstreich, welcher östlich von der Linie Neustadt-Grottkau-Brieg-Namslau liegt, den weitaus größten Teil von Oberschlesien“.

Danach tadelte Direktor Beck ein wenig das Kaiserreich und lobte die Weimarer Republik für ihre Politik Oberschlesiens gegenüber: „Das neue Deutschland hat die Sonderstellung Oberschlesiens durch die Erhebung des Regierungsbezirkes Oppeln zu einer Provinz anerkannt. Wenn der Staat Oberschlesien so weitgehende Rechte eingeräumt hat, so geschah es nicht allein unter dem Druck politischer Verhältnisse und drohender Gefahren, sondern der Hauptgrund lag in der früher nicht erfaßten oder doch zu wenig gewürdigten Eigenart des Landes und seiner Bewohner. Am schärfsten sind die besonderen Eigentümlichkeiten dem Industriebezirk eingeprägt (Beuthen-Gleiwitz-Hindenburg), während die übrigen Kreise vorwiegend Land- und Waldwirtschaft treiben und in höherem Grade rein deutsche Bevölkerung haben“. Dieser These von Direktor Beck im letzten Satz wurde im Laufe der Diskussion von einem Direktor aus Ratibor widersprochen.

Direktor Beck beurteilte dann den faktischen Wert der oberschlesischen Eigenart für die Schule: „Diese Eigenart des Landes und Volkes tritt auch in der Unterrichts- und Erziehungsarbeit deutlich zutage, und zwar als Hindernis. Die Hauptschwierigkeit oder wenigstens die am klarsten, weil ununterbrochen, bemerkbare ist die Zweisprachigkeit, aber nicht gering sind die Hemmungen einzuschätzen, welche durch den Bildungsstand des Volkes, die willkürlich gezogene Grenze und durch das landschaftliche Bild hervorgerufen sind, und besonders verschärft werden die Schwierigkeiten dadurch, daß sie nicht vereinzelt, jede für sich, auftreten, sondern in Wechselbeziehung stehen, sich gegenseitig bedingen. Es genügt aber nicht, nur ein Bild der Eigenart zu entwerfen, sondern zum Schluß müssen wir Vorschläge machen, wie man der vielen Schwierigkeiten Herr werde kann. Wir beschränken uns auf den polnischen Teil, da der mährische im höheren Unterricht nicht von Bedeutung ist“.

Viele Oberschlesier waren damals zweisprachig, viele sind es auch heute. Direktor Beck interessierte die Frage, wie weit man eigentlich auf demselben sprachlichen Niveau zwei Sprachen beherrschen kann: „*Wir alle kennen den Ausspruch, daß der Mensch mit jeder neuen Sprache eine neue Seele gewinnt; sonach würden sich weite Kreise Oberschlesiens dieses Vorzuges erfreuen. Leider müssen wir feststellen, daß die Doppelsprachigkeit der oberschlesischen Schüler keinerlei Vorzug ist, sondern nur Schattenseiten mit sich bringt. So wahr der Ausspruch – wenn auch nur in beschränktem Maße – für durchgebildete, reife Menschen ist, so unwahr ist er für Nickerwachsene, vor allem für die Schüler unserer Gegenden, denn die Zweisprachigkeit hindert sie oft, ihre Seele frei und offen zu entfalten*“.

Dieser Vorbehalt gegenüber der Zweisprachigkeit nur für gebildete Oberschlesier scheint etwas zu exklusiv zu sein. Das Erlernen einer zweiten Sprache auf einem guten Niveau erst im Erwachsenenalter war und ist problematisch. Die Zweisprachigkeit in Oberschlesien war aber nie eine einfache Sache gewesen.

Dabei handelte es sich eigentlich nicht nur um die reine Zweisprachigkeit, sondern auch um den wasserpolnischen Dialekt, der als Umgangssprache benutzt wurde und auch heute benutzt wird. Dessen war sich Direktor Beck damals bewusst, indem er behauptete: „*Zunächst sei daran erinnert, daß die hierorts gesprochene Sprache lediglich einen Dialekt darstellt, das sogenannte Wasserpolnisch, und vom Hochpolnischen so weit entfernt ist, daß in Versammlungen, in denen Hochpolnisch sprachen, volles Verstehen nicht möglich war und die verhaftete deutsche Sprache als Verständigungsmittel herangezogen werden mußte. Wir dürfen wohl annehmen, daß nur ein ganz geringer Teil das Hochpolnische aus schriftlichem Gebrauch, aus der Literatur oder aus Lehrbüchern kennt; die meisten kennen nur das sog. Wasserpolnisch als Umgangssprache. Das Hochpolnische kennen sie höchstens noch aus den Zeitungen. Nur in sehr wenigen Familien wird überhaupt nicht Deutsch gesprochen, und diese sind vom rein sprachlichen Standpunkt vielleicht am günstigsten dran, in den meisten wird bald die deutsche, bald die polnische Sprache gebraucht, ja, was das allerschlimmste ist, es wird im gleichen Satz Deutsch und Polnisch vermengt, so daß den in solcher Umgebung aufgewachsenen Kindern sehr häufig die Unterscheidungsfähigkeit zwischen den beiden Sprachen abgeht und in mühsamer Arbeit der Schule erst beigebracht werden muß. Der Grad der Beherrschung des Deutschen ist also verschieden, doch im allgemeinen trifft zu, daß die zweisprachigen Schüler weder Polnisch noch Deutsch einwandfrei beherrschen*“.

Hier stoßen wir auf die Frage des Einflusses des wasserpolnischen Dialektes beim Erlernen der deutschen oder der polnischen Hochsprache. Der wasserpolnische Dialekt erfreute sich keiner großen Popularität, weder bei deutschen noch

polnischen Lehrern, aber er war immer ein Bestandteil der oberschlesischen Identität bei vielen Oberschlesiern in allen Stürmen ihrer Geschichte.

Direktor Beck stellte dazu fest: „*Die natürliche Folge ist die so oft zu beobachtende Sprechenunlust, oft gleichbedeutend mit Sprechenunfähigkeit, einmal, weil der Sprachschatz sehr gering ist, andererseits – falls er ungefähr ausreicht – die Schüler doch aus falscher Scham, aus Furcht vor Fehlern nicht zu zusammenhängender Rede zu bewegen sind. Nun wird man einwenden, daß solche Mängel bei der Aufnahmeprüfung festgestellt werden müssen, doch ist darauf zu antworten, daß solche Schüler ein Diktat öfter ebenso genügend wie deutsche Schüler schreiben, daß es ihnen jetzt auch bei der Niederschrift möglich ist, die Schwierigkeiten zu umgehen, ja daß selbst bei mündlicher Prüfung nicht alle Schwächen zum Vorschein kommen. Jedem oberschlesischen Lehrer ist es klar, daß nur ein ganz verschwindend geringer Teil der Angemeldeten die Aufnahmeprüfung bestehen kann, wenn die amtlichen Forderungen als unverrückbarer Maßstab gelten. Wir müssen auf die Gemischtsprachigen Rücksicht nehmen, sie sind ein Opfer der besonderen Verhältnisse, mindestens im Industriebezirk, und es hieße nicht bloß die Schule entvölkern, sondern auch dem Deutschtum einen tödlichen Schlag versetzen, wenn wir dem allgemeinen Bildungsstand der ganzen Bevölkerung nicht Rechnung tragen wollten*“.

Darunter verstand Direktor Beck die sprachliche Situation schon auf der ersten Stufe des Schulwesens im Industrierevier: „*Da die Volksschulen, wenigstens die katholischen, fast nur von Gemischtsprachigen besucht werden, können naturgemäß auch die rein deutschen Kinder in ihr nicht so gefördert werden wie anderswo. Eine genaue Erfassung der Zahl der aus rein polnischen bzw. gemischtsprachigen Familien stammenden Schüler ist kaum möglich*“.

Die zweisprachigen Schüler waren laut Direktor Beck ein pädagogisches Problem: „*Verwirrend und verheerend wirkt das Beispiel dieser Schüler. Wir Lehrer müssen fortwährend beklagen, daß ihre Fehler geradezu eine Ansteckungsgefahr auch für völlig deutsche Schüler sind. Ferner machen sich die Jungen einen beliebten Spaß und förmlichen Sport daraus, in der Umgangssprache ‚Oberschlesisch‘ zu sprechen, und diese Unart wird leider oft genug Gewohnheit, so daß wir bei völlig deutschen Schülern Anklänge an diese Sprechweise finden, besonders wenn sie – wie öfters der Fall, mit den Dienstboten polnisch zu reden pflegen. Der gemischtsprachige Oberschlesier spricht gemäß der polnischen Lautlehre geschlossene Vokale offen, hart und schroff. Falsche Ausdrücke, geringer Wortschatz, unbeholfene Satzverbindungen, Eintönigkeit und Wiederholungen sind die Kennzeichen so mancher Stilübungen dieser zweisprachigen Schüler*“.

Die zweisprachigen Schüler waren nach Direktor Beck für die Lehrer auch ein echtes Kreuz: „*Welche Mühsal bereitet solchen Schülern die Erfassung eines*

*lyrischen Gedichtes, eines prosaischen Stimmungsbildes, und welche Qual dem Lehrer! Welche Selbstüberwindung ist nötig, um die Nerven zu bewahren! Wie soll er einem Schüler, der im Kampf mit der Sprache liegt, den vollen Gedankengehalt, den feinen, zarten Hauch und Zauber lyrischen Empfindens nahe bringen, ohne von diesem Schmelz und Duft viel zu zerstören? Welches geistige Unbehagen muß Lehrer wie Schüler beschleichen, wenn sie ein solches mit diesen unzureichenden Mitteln vortragen hören?".*

Es gab aber auch objektive Umstände für diese Situation, auf die Direktor Beck hinwies: „*In den letzten Jahren waren diese Schwierigkeiten unendlich gesteigert, da während des Krieges, der folgenden Polenaufstände und unter ihren Nachwirkungen die Vorbildung der Volksschule weit hinter der Friedenszeiten zurückblieb, bald fehlten die Lehrer, bald die Räume, die von den Aufständischen bzw. Franzosen und später von den Gemeinden (als Wohnungen für die Flüchtlinge) beschlagnahmt waren, so daß jahrelang kein geordneter, manchmal auch gar kein Unterricht stattfand. Dies gab vielen Eltern Veranlassung, ihre Kinder, die sonst die Volksschule oder höchstens die Mittelschule besucht hätten, in die höhere Schule zu schicken. Zweifellos werden noch Jahre vergehen, ehe wieder gut vorbereitete Schüler zur Aufnahmeprüfung geschickt werden können. Immer schon wurden die oberschlesischen höheren Schulen von einer Anzahl älterer Schüler besucht; in den letzten Jahren vergrößerte sich ihre Zahl, ja sogar überalterte konnten nicht zurückgewiesen werden, z.B. solche aus Ostoberschlesien, da sie bei den Wirren des Landes, den unsicheren Verhältnissen, oft auch infolge schlechter wirtschaftlicher Lage, nicht eher der Schule zugeführt werden konnten".*

Direktor Beck besprach in dieser Hinsicht auch die Fächer, die schon während dieser Versammlung allgemein angesprochen worden waren: „*Neue Hindernisse bringt das Erlernen der Fremdsprachen; besonders der Anfangsunterricht ist doppelt schwer, da manche Vokabeln erst auf dem Umwege über das Polnische verstanden und eingeprägt werden können, und daß bei einigermaßen verwickelten grammatischen Regeln solche Schüler mitunter wie vor Rätseln stehen, dürfte einleuchten, da sie schon den anderen Schülern oft recht sauer werden. Bei der Aussprache gerade des Lateinischen wiederholen sich die Beobachtungen, die wir im Deutschunterricht machten. Der Umweg über das Polnische ist vielen notwendig. Kenner des Polnischen sollten annehmen, daß wenigstens im französischen Unterricht ein Lichtblick aufblitzen könnte, da die polnische Sprache Nasallaute besitzt – leider ist das eine Täuschung, der Nasal wird ebenso schlecht von diesen Schülern herausgebracht wie von den deutschen (der nasale Charakter des Hochpolnischen scheint im Dialekt verloren gegangen*

*zu sein). Ähnlich ist der harte Akzent und die Neigung zu offener Aussprache ein Hindernis in der Gewöhnung an gute englische Aussprache“.*

Nicht besser schnitten die zweisprachigen oberschlesischen Schüler in der Mathematik ab: „*Der straffe, gedrungene Ausdruck in der Mathematik, der auch deutschen Schülern nicht leicht fällt, stellt die gemischtsprachigen vor neue, für manche fast unüberwindliche Schwierigkeiten und mit ihnen den Lehrer; von neuem ist er gezwungen, den Unterrichtsschritt zu verlangsamen, damit diese Lahmen nachhinken können. Auf diese Weise könnten wir alle Fächer durchgehen, wir finden überall die Schwerfälligkeit im Ausdruck und mangelhaftes Verständnis infolge geringer Sprachkenntnis als Hemmschuh; nie kann der Lehrer genau wissen, ob diese Schüler seinem Vortrag folgen können, überall werden Haltepunkte auf dem Weg des Unterrichts erzwungen, die den anderen Provinzen unbekannt sind, bis zum Gesangsunterricht hinunter, in den diese Schüler mit fast völliger Unkenntnis der deutschen Volkslieder eintreten*“.

Direktor Beck versuchte selbstverständlich, die dazu führenden gesellschaftlichen Umstände zu analysieren: „*Von tiefgreifendem Einfluß ist auch die Umgebung, in der viele Schüler während der ganzen Schulzeit leben müssen; - so manche sehen und hören von deutschem Geist, deutschem Wesen und deutscher Art nichts, alle Hausbewohner, alle Verwandte, alle Nachbarn, ja ganze Straßen sprechen gewohnheitsmäßig Polnisch, in das sie höchstens einzelne oft entsetzlich verstümmelte Brocken Deutsch hineinmengen. In dieser Umgebung muß mancher Schüler bis zur Reifeprüfung ausharren, mit welchem Erfolg, ist überflüssig zu sagen. Leider ist zu beobachten, daß ein engerer Verkehr zwischen reindeutschen und gemischtsprachigen Schülern selten stattfindet aus leicht begreiflichen, aber zu beklagenden Gründen. Diese Schüler sind oft trotz ihres gegenteiligen Wunsches auf den Verkehr mit ihren Bekannten angewiesen, und hier sind sie häufig genug Beeinflussungen von Kreisen ausgesetzt, die dem Deutschtum gleichgültig, wenn nicht gar feindlich gegenüberstehen. Solche Leute finden leicht Zutritt infolge des hier üblichen Grenzverkehrs. Auch die oberschlesische Grenze hat etwas Besonders an sich, sie riegelt nicht wie andere Grenzen die beiden Teile streng voneinander ab, sondern es findet ein leichter Übergang zwischen den Gebieten statt, ein ununterbrochener Strom ergießt sich täglich von Ost- nach Westoberschlesien und umgekehrt*“.

Direktor Beck machte noch auf eine wichtige oberschlesische Eigenschaft im außerschulischen Bereich aufmerksam: „*Leider nimmt unser Land auch in anderer Beziehung eine Sonderstellung ein; es dürfte keine Gegend Deutschlands gefunden werden, in der ein derartiger Mangel an alter bodenständiger Kultur zu beklagen ist. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, als habe die Industrie jahrzehntelang eine Art Raubbau mit dem Land und seiner Bevölkerung getrieben;*

*erst spät dachte sie an Verbesserung und Hebung der Lage des Arbeiters und schuf Badeeinrichtungen, Büchereien, Konsumvereine usw. Lange genug war der oberschlesischer Arbeiter Lohnsklave, der von seiner harten Fron leider oft keine andere Erholung suchte als die Kneipe und andere rohsinnliche Freuden. Ein derartiges Leben drückt dem ganzen Menschenschlag scharfe Züge ein. Es soll nicht verschwiegen werden, daß im Laufe der letzten 30 Jahre eine Wendung zum Besseren eingetreten ist. Es regten sich neue Kräfte auf vielen Gebieten, auch im Geistesleben, doch der Krieg warf uns wieder um Jahrzehnte zurück, und nun, wo die allgemeine Lage aufhellt, droht das Gespenst der Arbeitslosigkeit viele Arbeiter und Beamte in das Elend zurückzustoßen“.*

Die zweisprachigen Oberschlesier waren aber in den Augen des Direktors Beck nicht ein ganz hoffnungsloser Fall, sie verfügten doch auch über positive Eigenschaften: „*Wenn wir bei manchen Schülern jetzt Verwilderung wahrnehmen, so ist sie oft Folge des Krieges und der Aufstände, manchmal auch der Gleichgültigkeit vieler Eltern gegen die Schule; im allgemeinen ist der oberschlesische Schüler willig, gehorsam und bescheiden. Wenn er auch im Vaterhaus wenig oder nichts von Kunst, Kunsthandwerk, Musik, Theater hört (auch bei manchen reindeutschen Schülern steht es nicht besser), so ist er doch empfänglich und bildsam, seine Musikfreudigkeit ist sogar häufig groß; Aufgabe der Schule ist es, alle diese Keime zu fruchtbarer Entwicklung zu bringen und ihm die Leere des Elternhauses mit wertvollem Besitz zu füllen*“.

Direktor Beck nannte noch weitere Beispiele wie die Wohnverhältnisse und die industrielle Landschaft, welche einen negativen Einfluss auf die Leistungen der Schüler ausübten. Dann ging er zu Vorschlägen über, die die Lage ändern könnten: „*Damit berühren wir den heikelsten Teil der Frage, denn es muß gesagt werden: ohne durchgreifende Änderungen, ja ohne Neuerungen läßt sich nichts Befriedigendes erreichen. Vom rein methodischen Standpunkt aus könnte vorgeschlagen werden: Sonderklassen für die Gemischtsprachigen. Aber aus pädagogischen, sozialen und politischen Rücksichten verbietet sich diese Lösung ganz und gar, wir dürfen keinesfalls eine Trennung der beiden Gruppen herbeiführen. Jedem Wissenden ist klar, daß es hier nur ein einziges wirksames Heilmittel gibt: kleine Klassen. Die Vorschule muß in Oberschlesien weiter bestehen, denn in ihr wird es einem Teil der Bevölkerung möglich, in kleineren Klassen, die fast nur von rein deutschen Kindern besucht werden, eine bessere Vorbildung sich anzueignen*“. Kleinere Klassen bedeuteten auch die Forderung nach mehr Lehrern. Vor allem einheimische Lehrkräfte waren sehr erwünscht.

Wegen der oberschlesischen Eigenart waren auch diese Eigenschaft berücksichtigende Schulbücher sehr wichtig: „*Die Lese- und Lehrbücher sind mit großer Sorgfalt auszuwählen; nicht jedes in Niederschlesien benutzte ist für*

*Oberschlesien geeignet. Wir können deutschen Lesestoff nicht brauchen, welcher den noch nicht fest gewordenen Besitz an Kenntnissen und Anschauungen gefährdet; der Lehrer wird daher die Lesestücke recht genau prüfen und zunächst alle in altertümlichen oder schwer verständlichem Stil abgefaßten meiden".*

Eine Hilfe für die zweisprachigen Schüler könnte nach Direktor Beck auch ihre Unterbringung in Internaten sein: „*Sie sollten in allen Orten stärkerer gemischtsprachiger Bevölkerung gegründet werden. Um ihnen jeden Schatten von Bedenklichkeit zu nehmen, auch rein deutsche Schüler aufgenommen werden. In ihnen läßt sich erreichen, was uns oben bei den besonderen gemischtsprachigen Klassen vorschwebte, hier sind leicht alle schwächeren Schüler zu Einzelabteilungen zu vereinigen*“.

Zum Schluss seines Vortrages rief Direktor Beck zu einem regeren Kunst- und Geistesleben in der Provinz Oberschlesien auf: „*Versetzen wir uns in den Idealzustand, daß wir kleine Klassen, bewährte Lehrer und Internate haben, so sind unsere Wünsche immer noch nicht erfüllt. Unser Volk ist ungemein bildungshungrig, überall strecken sich die Hände nach geistiger Nahrung aus; auch der einfache Arbeiter versucht, in seinen Mußestunden sich weiter zu bilden, wie vielmehr der ‚Gebildete‘ und vor allem der Lehrerstand; aber dieser Drang ist schwer zu befriedigen. Zwar haben die großen Werke Büchereien angelegt, auch die Gemeinden Volksbüchereien gegründet und bauen sie aus, doch ist die strenge Wissenschaft in ihnen nicht vertreten. Neben den Gemeinden hat hier auch der Staat eine hohe Aufgabe zu erfüllen. Früher schon waren alle wissenschaftlich Arbeitenden auf die großen Büchereien angewiesen, heute noch viel mehr. Es muß in Oberschlesien ein geistiger Mittelpunkt geschaffen werden, eine Art Universitätsbücherei unter besonderer Berücksichtigung der Landesbedürfnisse, welche die Ansprüche der Geistesarbeiter, auch in Ostoberschlesien, befriedigen kann. Es ist dies nicht bloß eine Bildungsangelegenheit, sondern wir haben die heilige Pflicht, die von uns räumlich getrennten Deutschen so fest wie denkbar an uns zuketten und das tun wir am besten, wenn wir sie dauernd an unserem Geistesleben teilnehmen lassen*“.

Für den Mitberichterstatter Studiendirektor Dr. Hilar Fröhlich vom Realgymnasium in Ratibor beschränkte sich das Problem der zweisprachigen Schüler nicht nur auf das Industrierevier. Er argumentierte so: „*Die Eigenart der Unterrichtsarbeit an den höheren Schulen Oberschlesiens tritt zwar am deutlichsten an den Anstalten des eigentlichen Industriebezirkes - Beuthen, Gleiwitz, Hindenburg -, aber nur in wenig verändertem Umfang auch an den anderen höheren Lehranstalten Oberschlesiens in Erscheinung. Eine Ausnahme machen höchstens die Anstalten in den beiden Städten Leobschütz und Neiße:*

*hier liegen die Verhältnisse ähnlich wie an den Schulen anderer, rein deutscher Provinzen“.*

Zu der Kernfrage des Referats machte er folgende strukturierte Anmerkungen: „*Das Hauptcharakteristikum der oberschlesischen Unterrichtsarbeit ist die Gemischtsprachigkeit der Schüler. Wenn auch der Zustrom von Schülern mit mährischer Muttersprache nach den höheren Schulen Oberschlesiens seit dem Verlust des Hultschiner Ländchens so gut wie gänzlich aufgehört hat, so haben die oberschlesischen Schulen hinsichtlich der Muttersprache trotzdem mit vier verschiedenen Gruppen von Schülern zu rechnen: solchen, die im Elternhaus 1. nur deutsch sprechen, 2. deutsch und polnisch sprechen, 3. nur polnisch sprechen, 4. mit denjenigen, die eine in Deutsch-Oberschlesien gelegene polnische Minderheitsschule besucht haben, bei denen also sogar die Unterrichtssprache der Volksschule die polnische gewesen ist. Das Gros der oberschlesischen Schüler wird polnischer Sprachbeeinflussung überall ausgesetzt, bei zwei Schritten vorwärts immer wieder einen Schritt rückwärts machen und so die Forderungen der Richtlinien im Deutschen nie ganz erreichen*“.

Ein kulturelles Grenzland wie Oberschlesien verlange nach Dr. Fröhlich von den Lehrern viel Fingerspitzengefühl beim Umgang mit den Schülern, um die Konflikte zwischen den Schülern zu mildern und zu beseitigen: „*Der oberschlesische Lehrer muß, wo immer er auf geistigem oder kulturellem Gebiet auf Polnisches stößt – man denke z.B. an Wandertage, die ihn in einigen Kreisen Oberschlesiens zu unzweifelhaft nichtdeutschen Dorffanlagen, nichtdeutschen Hausbauten führen werden – bei aller Wahrung seiner deutschen Gesinnung mit Takt jede Verletzung eines Teiles seiner Schüler vermeiden. Überhaupt hat der oberschlesische Lehrer in der Frage der Erziehung der Schüler zu deutschen Menschen eine über die einschlägigen Forderungen der ‚Richtlinien‘ hinausgehende, erschwerte Aufgabe: nicht bloß das Deutschtum zu pflegen hat er, er hat es in weiteste Kreise der Bevölkerung überhaupt erst hineinzutragen*“.

Dr. Fröhlich sprach auch einige Eigenschaften der oberschlesischen Familien an, die sowohl ihr Leben als auch das der Lehrer nicht leichter machen: „*Ein Wesenzug nicht bloß des polnisch orientierten, sondern des oberschlesischen Schülers überhaupt ist seine im Vergleich zu Schülern rein deutscher Gegenden ungleich größere Schwerfälligkeit. Wie schwer sind die Schüler an Neuerungen zu gewöhnen! An Einrichtungen, die zu ihrem eigenen Vorteil und Segen geschaffen wurden, gehen sie nur zögernd heran oder lehnen sie gar ganz ab. Man lese z.B. einmal, was die Jahresberichte außeroberschlesischer höherer Lehranstalten zur Schülerselbstverwaltung und zur Berufsberatung alles berichten, und vergleiche damit das Wenige, was die Jahresberichte oberschlesischer Anstalten hierüber sagen können!*

*Und ebenso verhält es sich mit den Eltern. Von fast allen Berichtsanstalten wird über geringe Fühlungnahme der oberschlesischen Elternschaft mit der höheren Schule geklagt. Diese bedauerliche Tatsache findet m.E. zum größten Teil darin ihre Erklärung, daß die Oberschlesier immer ein geführtes und kein führendes Volk gewesen sind. Sie hatten daher immer und haben meistens noch heute eine gewisse Scheu vor dem persönlichen Verkehr mit sozial und geistig Höherstehenden".*

Studiendirektor Hauck aus Hindenburg betonte die schlechte wirtschaftliche Lage der Schüler und die schlechten Wohnverhältnisse. Deswegen sollte die Schule auch nachmittags für die Schüler offenstehen. Oberstudienrat Kresse aus Oppeln beschäftigte sich mit der Erfassung der zweisprachigen Schüler. Er plädierte auch dafür, die polnischsprachigen Schüler sollten die Predigten aus dem polnischen Gottesdienst in der Schule in deutscher Sprache nacherzählen. Oberschulrat Dr. Grabowski aus Oppeln war der Auffassung: „*Die Lösung der ganzen Frage hänge davon ab, ob es gelinge, Schülerheime zu errichten. In diese müßten vor allem die Schüler vom Lande gezogen werden. Bis jetzt bestehe erst ein einziges Schülerheim, und zwar in Oberglogau*“. Der Ministerialrat Dr. Schellberg aus Berlin zog ein kurzes Fazit u.a. mit den Worten: „*Hier liegt mehr als ein Problem der höheren Schulen vor, hier handelt es sich um ein allgemeines Kulturproblem. Es hat aber keinen Zweck, an diese Dinge von außen etwas künstlich heranzubringen. Sie müssen hier organisch wachsen und reifen. Um Korrektheit in der Aussprache und Sicherheit in der Grammatik zu erreichen, ist unermüdliches Verbessern in allen Klassen nötig, daran lassen es die Lehrer zum Teil noch fehlen. Wir haben unter den Sünden der Vorkriegszeit zu leiden, das läßt sich jetzt nicht im Handumdrehen gut machen*“.

Anschließend wurden die von Direktor Beck aufgestellten Leitsätze beraten. Einige wurden nicht angenommen, einige geändert oder ergänzt. Schließlich einigten sich die Direktoren auf die fünf folgenden Leitsätze: „*1. Gedeihliche Erziehungs- und Unterrichtsarbeit in den Mittel- und Oberklassen kann nur dann geleistet werden, wenn die aus der Zweisprachigkeit sich ergebenden Mängel durch allseitige, besonders gründliche Arbeit behoben und die aus den sozialen, ethischen und kulturellen Zuständen der Bevölkerung herrührenden Hemmungen möglichst beseitigt werden. 2. Internate und Schülerheime sind in der Provinz Oberschlesien von besonderer Bedeutung. Deshalb ist ihre Errichtung in jeder Weise zu fördern. 3. Es ist zu erstreben, den Deutschunterricht mindestens von Sexta bis Quarta, an Aufbauschulen auch in der Untertertia, zu verstärken und die Schülerzahl dieser Klassen auf höchstens 35 herabzusetzen. 4. Vermehrung der für das zweisprachige Grenzgebiet besonders notwendigen Lehrmittel, vor allem der Büchereien, ist erforderlich. 5. Für ein ruhiges, Erfolg versprechendes Arbeiten ist*

*Voraussetzung, daß der Unterricht auf der Unterstufe in jeder Klasse in möglichst großem Umfang in eine Hand gelegt wird".*

Die zweisprachigen Oberschlesier, ihr Dialekt und ihre Hochsprachen waren immer ein ergiebiges Thema.

### **Katholischer Deutscher Frauenbund**

In Oberschlesien gab es immer viele Frauen, die katholisch waren. Dieses Bild hat sich bis heute nicht geändert. Es gab aber in unserer Heimat früher eine katholische Frauenorganisation, die jetzt lediglich zur Geschichte Oberschlesiens gehört. Sie existiert aber weiterhin in Deutschland. Ihren gegenwärtigen Namen verdankt sie in hohem Grad Ereignissen in der oberschlesischen Geschichte.

Infolge der wachsenden Zunahme von verschiedenen Frauenvereinen an der Schwelle des 20. Jahrhunderts, darunter auch einige katholischer Prägung, wurde am 16. November 1903 in Köln der Katholische Frauenbund gegründet. Als eine Galionsfigur dieser Organisation erwies sich die Lehrerin, Journalistin und Dichterin Hedwig Dransfeld.

Das Ziel des Frauenbundes wurde klar mit folgenden Worten definiert: „*Zusammenschluß katholischer Frauen aller Schichten, Berufe und Alterstufen, im Geiste der katholischen Frauenbewegung, zum Dienst an Kirche und Volk, insbesondere zur Vertiefung des katholischen Frauenideals in Familie, Beruf und öffentlichem Leben*“. Ein geistlicher Beirat besaß im Frauenbund eine beratende Funktion.

In den nächsten Jahren entstanden allmählich in allen Teilen Deutschlands Ortsvereine des Frauenbundes, selbstverständlich vor allem in katholisch geprägten Regionen. Viel Wert wurde auf Bildung der Frauen und auf karitative Tätigkeit gelegt.

1916 erfolgte die Änderung des Namens der Organisation in „Katholischer Frauenbund Deutschlands“. Über die Anfänge des Frauenbundes in Oberschlesien weiß man nicht viel. Möglicherweise sind die oberschlesischen Ortsvereine im überwiegend katholischen Oberschlesien relativ spät gegründet worden, denn die Ortsgruppe Königshütte zum Beispiel wurde erst am 24. Oktober 1915 von mehr als 400 Frauen ins Leben gerufen.

Wohl teilweise im Hinblick auf den Krieg, aber vor allem in Bezug auf das katholische Wertesystem lautete die Losung des Königshütter Frauenbundes so: „*Wir sind zu haben für alle Ideale, die auf christlicher Grundlage beruhen. Wir wollen mitarbeiten an allem Schönen, Großen und Guten, und niemals wird von uns vergeblich ein gutes Werk verlangt werden. Wir werden immer auf dem Plan sein, wenn es gilt, Tränen zu trocknen, Schmerzen zu lindern, Gutes zu stiften. Wir*

*brauchen einen Frauenbund, der sich auf dem Boden der katholischen Kirche, auf dem Boden der katholischen Weltanschauung bewegt".*

Der deklarierte Wille für eine Arbeit an schönen, großen und guten Objekten wird immer in der Kleinarbeit des Alltags verifiziert. In der damaligen schweren Zeit galt es vor allem, den Frauen aus den sozial schwachen Schichten zu helfen, deren Männer als Soldaten an der Front dienten. So verschaffte man ihnen zum Beispiel Arbeit als Näherinnen und Stickerinnen bei der Ausbesserung von Militärwäsche und beim Stricken von Socken. Bis Ende 1916 wurden so vier Waggons mit wieder gebrauchsfähiger Wäsche abgeliefert. Bis zum Kriegende ging es so weiter. Zu diesem Zweck unterhielt man sogar eine eigene Werkstätte. Mit der Zeit wurde auch im Auftrag des 1914 gegründeten Schlesischen Arbeitsnachweis-Verbandes und der karitativen Arbeitsgemeinschaft Oberschlesien Neuwäschefertigung angefertigt.

Im Sommer 1916 gründete der Königshütter Frauenbund einen Knaben- und einen Mädchenhort. In jeden Hort kamen die schulpflichtigen Kinder, deren Mütter mit den Hausarbeiten überfordert oder die erwerbstätig waren, um zum Unterhalt der Familie beizutragen, zu Vierzig in den Hort. Hier wurden sie nach der Schulzeit betreut und täglich mit Kakaotee und Semmeln bewirtet. Die Hortkinder machten hier auch ihre Schulaufgaben, sie konnten hier ruhig spielen und waren auf diese Art und Weise nach der Überzeugung des Frauenbundes vor den Gefahren der Straße bewahrt. So ist es wohl gewesen, denn in späterer Zeit eröffnete der Frauenbund in Königshütte noch zwei weitere Horte im Sinne der vorbeugenden Jugendfürsorge. Man veranstaltete für die Kinder nach bescheidenen Möglichkeiten auch Feste, auf die sie sich immer freuten, besonders auf Ostern, den Nikolaustag und auf die Weihnachtsbescherung.

Man musste selbstverständlich den armen Frauen und Kindern helfen, soweit es möglich war, aber das Leben der Frauen ging auch in der Kriegszeit nach ihrem Rhythmus weiter. Junge Frauen brachten Kinder zur Welt. Für diese Mütter veranstaltete man Kurse über Säuglingspflege. Trotz dieser schwierigen Zeit – oder vielleicht dadurch zusätzlich motiviert – pilgerten nicht nur die Frauen des Frauenbundes nach Deutsch-Piekars, zum Annaberg oder nach Pschow, um zu dort beten.

Auch nach dem Ende des Krieges hatte der Frauenbund im unruhigen Oberschlesien der Abstimmungszeit weiterhin ein großes Betätigungsgebiet in vielerlei Hinsicht. In Beuthen errichtete der örtliche Frauenbund im Januar 1921 eine Frühstückstube für 220 unterernährte Schulkinder, in der sie morgens eine kräftige warme Suppe essen konnten.

Im Herbst 1921 wurde die Entscheidung über die Teilung Oberschlesiens getroffen. Beuthen blieb weiter bei Deutschland, Königshütte befand sich ab Mitte 1922 in

Polen. Bei dieser Lage sowie unter Berücksichtigung der Besetzung von westlichen Landesteilen Deutschlands durch die Franzosen musste der Name der Organisation so geändert werden, dass sie auch in diesen Gebieten weiterhin funktionieren konnte. Somit erhielt die Organisation den Namen, unter dem sie bis heute aktiv und bekannt ist: Katholischer Deutscher Frauenbund (KDF), obwohl die jetzige gültige Abkürzung KDFB lautet.

Politisch entstand in ganz Oberschlesien eine neue Situation mit Auswirkungen auch aufs Alltagsleben. Die religiösen und karitativen Aufgaben des KDF waren auf beiden Seiten der oberschlesischen Grenze dieselben, in Ostoberschlesien kam noch die nationale Komponente hinzu.

Am 1. Mai 1923 eröffnete der KDF in Hindenburg eine Bahnhofmission, in der 63 Frauen abwechselnd von 5 Uhr morgens bis 11 Uhr nachts ihren Dienst verrichteten. Die KDF-Frauen verfügten hier über ein Dienstzimmer. Die Hilfsbedürftigen konnten sie an ihren gelbweißen Armbinden erkennen. Die Tätigkeit der Bahnhofsmision konzentrierte sich besonders darauf, durchreisenden jungen Frauen, erkrankten Menschen und auch vielen Kindern Schutz und entsprechende Hilfe zukommen zu lassen.

Der KDF in Königshütte war alljährlich bemüht – was in seinem Bericht aus dem Jahr 1925 betont wurde - etwa 150 Armen, darunter vielen Verschämten, die früher keine Not kannten und sie deshalb umso schwerer empfanden, in aller Stille Weihnachtsfreuden zu bereiten. Er sorgte auch für würdige Kleidung für Erstkommunionkinder und vermittelte erholungsbedürftigen Kindern einen Landaufenthalt. Die Mittel für diese karitativen Zwecke wurden durch die Beiträge der Mitglieder sowie durch Wohltätigkeitsveranstaltungen aufgebracht. Man veranstaltete auch gemütliche Familienabende mit Kaffee und Kuchen und Volksunterhaltungsabende mit sorgfältig zusammengestellten Programmen.

Der gesamte KDF betrachtete es als seine primäre Aufgabe, nach katholischen Grundsätzen an der Weiterentwicklung des Wissenszustandes der Frauen in jeder Hinsicht mitzuarbeiten. Er verstand sich als Bildungsverein und kannte den Wert der Gemüts- und Willensbildung bei der Frau. Er wollte ihr helfen, die ihr von Gott anvertrauten Möglichkeiten durch eine entsprechende religiöse und geistige Arbeit vollkommen zu erfüllen.

Die Frauen handelten eigentlich schon längst vor den Benediktinern nach deren Grundsatz ora et labora. Das war für sie im Grunde nichts Neues. Sie brachten schon immer Kinder zur Welt, erzogen sie und kümmerten sich um den Haushalt und die Familienangelegenheiten. Ziemlich oft in der Geschichte mussten sie ihre kleine familiäre Welt wieder heil machen, nachdem ihre Männer und auch ihre Söhne diese in unzähligen Kriegen schön zugrunde gerichtet hatten. Die oberschlesischen Frauen hatten um 1925 die ersten Etappen der vor ihnen im 20.

Jahrhundert stehenden Herausforderungen des oberschlesischen Schicksals bewältigt.

Geistig rüsteten sich die KDF-Frauen für die Umsetzung ihrer Aufgaben in Gotteshäusern, bei Exerzitien und auf Wallfahrten. Praktisch lernten sie, mit der den Haushalt revolutionierenden Elektrizität umzugehen, sie begannen Auto zu fahren, kannten sich besser mit der rechtlichen Lage der Frau in der Ehe sowie mit vielen anderen Sachen aus. Eine Frau ist schon immer darauf angewiesen gewesen, jede Situation meistern zu müssen – eben für die das Wohl der Familie. Der KDF organisierte auch Tagungen für seine Mitglieder, auf denen man über die Ergebnisse der bisherigen Arbeit und über die Pläne für die Zukunft diskutierte. Dabei gab es auch Beiträge zur geistigen Erbauung von geladenen Gästen.

Im Oktober 1925 versammelten sich in Kattowitz über 1000 Frauen zum 2. Frauentag des KDF in der Wojewodchaft Schlesien. Der damals sehr gern gehörte Prediger, der Steyler-Pater Johannes Eymael richtete an die Oberschlesierinnen nachdenkliche Worte: „*Versetzen wir uns einmal in die Lage der von wirtschaftlicher Not so schwer Getroffenen. Da sind es zunächst die Arbeitslosen mit ihrem Herzen voll enttäuschter Hoffnungen, jawohl sie bekommen ihre Arbeitslosenunterstützung, aber wenn sie an der Hälfte des Monats angelangt sind, halten sie den letzten Groschen in ihrer zitternden Hand. Diesen Armen ist der Müßiggang aufgezwungen worden. Sie sind vom Ekel, vom Überdruß am Leben erfüllt. Sie haben nur den einen Gedanken, ihren leeren, knurrenden Magen zu füllen. Und nun fragen wir uns selbst, würden wir den Heroismus aufbringen, in dieser gleichen Lage noch glaubensstark zu sein? Würden wir die Kraft zur religiösen Erbauung finden, oder jene andere, den tausend Versuchungen des Lebens zu widerstehen. Und viele Darbenden und Hungernden müssen es in vielen Fällen selbst erleben und sehen, daß die Kirche beim Kapital steht und nicht bei ihnen, den Kleinen, daß man in geistlichen Kreisen um die Gunst der Großen buhlt und für se, die Hungrigen, oft nicht einmal ein Wort des Mitleides hat. Und es sind die Obdachlosen, die wie Ausgestoßene in den Gassen herumlungern; heimatlos in der Heimat. An wen sollen sie glauben? Doch nur an den Retter. Ist es die katholische Kirche, ja glaubt er an diese, ist es die Heilsarmee, an sie, ist es der Kommunismus, an ihn. Wo sind die Quellen der religiösen Not unserer Tage? Auch die politischen Verhältnisse sind es. Wie war es doch zu Kriegsanfang? Da zogen so viele Feldgeistliche hinaus und redeten so große Worte vom Standhalten und Durchhalten und Kriegsanleihe zeichnen. Mit Erbitterung weisen gewisse Kreise darauf hin, und andere zeigen auf den Massensegen, den die katholische Kirche in ihrem Rituale hat, und die Masse fragt nicht nach seiner Rechtfertigung, sondern sie weist hin auf die vielen Mißbräuche, die von klerikaler Seite damit getrieben wurden. Die Verquickung von Politik und Religion hat viel Unsegen über Volk und*

*Land gebracht. War es nicht geradezu lächerlich, wie einzelne Nationen die Madonna für sich requirierten. Heute war sie französisch. Morgen deutsch und übermorgen verstand sie nur polnisch. Und dann die Unterdrückung der Religion in den Ländern der Minderheiten. Oft mit Hilfe der Geistlichen! Mußte das nicht die Massen stutzig machen, diejenigen wankend, die noch gestern so stark glaubten und diejenigen glaubenslos, die nicht fest waren in ihrer Überzeugung? Der kindliche Glaube ist verloren. Kindgläubigkeit – das war einmal. Ja, die breiten Massen, die mit der verwundeten Seele, würden gern glauben, wenn ein Franziskus ihnen den Katholizismus verkündete. Nach Beispielen rufen sie!".*

Der KDF führte weiterhin seine Arbeit nach den katholischen Prinzipien in ganz Oberschlesien durch. Wie war ihre Bilanz in Ostoberschlesien? Dr. Eduard Pant, der Vorsitzende des Verbandes deutscher Katholiken in Polen, schrieb darüber im Jahr 1932 Folgendes: „*Ganz besonders der deutschen Frau im Ausland fällt in der Arbeit für die Erhaltung und sittliche Erstarkung des Volkstums eine wichtige Rolle zu. Nur die wahrhaft religiöse Frau ist imstande, den ihr aus den besonderen Verhältnissen erwachsenen Aufgaben gerecht zu werden. Dafß in Polnisch-Oberschlesien ein wichtiger Träger der Frauenarbeit der ‚Katholische deutsche Frauenbund‘ ist, ist einerseits auf die zahlenmäßige Überlegenheit der katholischen Bevölkerung zurückzuführen, andererseits aber auch auf die religiöse Kraft, die in der Organisation lebt und aus der gerade der Frau das tiefe Verständnis und die tiefe Liebe zu unserem Volk und seiner Not erwächst.*

*Es ist gelungen, aus den kargen Überresten der durch die Kriegszeit stark in Mitleidenschaft gezogenen Frauenvereine ein in jeder Hinsicht geradezu vorbildliches und blühendes Vereinswesen ins Leben zu rufen. Gegenwärtig zählt der Frauenbund in Polnisch-Oberschlesien 27 Zweigvereine mit über 8000 Mitgliedern. Dazu kommen noch 17 Jugendabteilungen mit 1500 Mitgliedern. Die in jedem zweiten Jahr stattfindenden Frauentagungen legen ein beredtes Zeugnis ab von der Arbeitskraft und von dem guten Geist, welcher die Arbeit des Frauenbundes beseelt.*

*In seinem Betätigungsreich wendet sich der ‚Katholische deutsche Frauenbund‘ in erster Linie an die Frau und Mutter. Diese soll durch den Frauenbund das Ideal der christlichen Ehe immer mehr lieben und nachleben lernen. Die Frau soll das Kind nicht als eine Last, sondern als Gottes Geschenk betrachten. In Vorträgen und Kursen, in stiller Arbeit von Seele zu Seele wird in dieser Hinsicht wertvolle Volkstumsarbeit geleistet. Durch Aufschließung der hohen Werte wahrer deutscher Kultur wird die von jedem materiellen Vor- oder Nachteil unabhängige Liebe zum deutschen Volkstum wachgerufen und genährt. In den meisten Zweigvereinen bestehen Gesangabteilungen zur Pflege des deutschen Volksliedes, das aus der Schule verdrängt in der Familie eine Heimstätte finden muß.*

*Und da echtes Frauentum auch an der leiblichen Not des Nächsten nicht achtlos vorübergehen kann, leistet der Frauenbund vor allem hochwertige caritative Arbeit, für die die Mittel durch Opferwochen, Sammlungen und regelmäßige Beiträge aufgebracht werden. So wurden im vergangenen Vereinsjahr für caritative Zwecke 80000 Zloty verausgabt. Eine anerkennenswerte Leistung, wenn man bedenkt, dass diese Summe durch Sammlungen unter Vereinsmitgliedern aufgebracht wurde, die zum Teil selbst mit der Not des Lebens zu kämpfen haben. Einen breiten Raum in der Arbeit des Frauenbundes nimmt die Kinderfürsorge ein. Da infolge der Kurzsichtigkeit und nationalen Verblendung der maßgebenden polnischen Kreise trotz angestrengter Bemühungen seitens des Frauenbundes der Errichtung von Kinderhorten und Kindergärten unüberwindbare Schwierigkeiten in den Weg gelegt werden, müssen sich die einzelnen Zweigvereine damit begnügen, die Kinder gelegentlich zu sammeln und mit ihnen zu arbeiten. Märchenabende, regelmäßige Spielnachmittage, Wanderungen, Gartenfeste, Krippenstunden müssen den Ersatz bilden für die angesichts des geistigen und wirtschaftlichen Elends so notwendige Kinderfürsorge.*

*Zur wirtschaftlichen Ertüchtigung der Mädchen und jungen Frauen dienen die Haushaltungskurse, die je 6 Wochen dauern. Zur Beschäftigung arbeitsloser Mädchen ist eine Heimarbeitsstelle errichtet worden, die sich von Jahr zu Jahr besser entwickelt. Die von der Heimarbeitsstelle veranstalteten Ausstellungen bringen immer schönere Erfolge und Aufträge.*

*Ein besonderes Augenmerk wird der heranwachsenden Jugend geschenkt. In Kursen und Treffen werden die Führerinnen für ihre verantwortungsvolle Arbeit geschult. Dank der Opferwilligkeit der Vereinsmitglieder wurde in Ernsdorf (Jaworze) bei Bielitz ein kleines Häuschen erworben, das am 25. Juli 1929 feierlich eingeweiht und als Jugendherberge eingerichtet wurde.*

*Zusammenfassend lässt sich sagen, daß der weitaus größere Teil der so notwendigen Kleinarbeit im Katholischen deutschen Frauenbund geleistet wird und daß diese stille und unermüdliche Arbeit bisher von gutem Erfolg begleitet war".*

Als Motto zu seinem obigen Artikel wählte Dr. Eduard Pant die klugen Verse von Hedwig Dransfeld: „Wohl mag der Mann die großen Zeiten bauen/Doch ob er Steine türmt mit starker Hand/Weh, wenn das Weib sie liebend nicht verband/Es steht und fällt ein Volk mit seinen Frauen“.

Es gibt die These, Hedwig Dransfeld habe sich vom Ausspruch der bekannten katholischen Schriftstellerin Gertrud von le Fort inspirieren lassen: „Da mögen Männer Dome bauen, es steht und fällt ein Volk mit seinen Frauen“. Es ist nicht so wichtig, wer als erste von beiden zu dieser Schlussfolgerung gekommen ist. Wichtig ist, dass sie der Wirklichkeit entspricht.

## **Weltausstellung 1904**

Ein Zeitraum von ungefähr 100 Jahren ist eine Zäsur, ob es uns gefällt oder nicht. Eigentlich gefällt sie uns, denn man wünscht ja einem Geburtstagskind, es solle 100 Jahre lang leben. Aber nur Wenige von uns wären dann imstande, sich an ein Jahrhundert persönlicher und allgemeiner Ereignisse zu erinnern. Und es wäre viel zu erzählen, denn in 100 Jahren kann allerlei passieren. Etwas beginnt, etwas dauert an, etwas geht zu Ende. Jahr für Jahr wird auf diese Weise Geschichte und wirkt in die Zukunft.

Ende des 18. Jahrhunderts besuchte Goethe Oberschlesien und schrieb in Tarnowitz ein paar berühmt gewordene Sätze über dieses Land. Sie werden bis heute als ein Beweis für die damalige Rückständigkeit unserer Heimat oder für ihren beginnenden Fortschritt ausgelegt. Oberschlesien war aber damals schon eine Reise wert. Nicht wegen der noch intakten Landschaft mit vielen Wäldern, sondern wegen seiner wachsenden Industrie.

In den folgenden 100 Jahren entstand das oberschlesische Industrievier, durch welches dieses Land bekannt wurde. Die oberschlesische Industrie wurde zu dem ehernen Markenzeichen des ganzen Landes, sie bestimmte den Rhythmus der Entwicklung unserer Heimat in jeder Hinsicht.

Ungefähr 100 Jahre nach Goethes Besuch in Oberschlesien war man schon imstande und sogar gezwungen, akribische Abhandlungen über das oberschlesische Industrievier zu schreiben. Mit diesem Gebiet konnte man sich einfach weltweit sehen lassen.

Eine gute Gelegenheit dazu bot sich im Jahr 1904. In St. Louis im US-Bundesstaat Missouri fand vom 30. April bis zum 1. Dezember eine Weltausstellung statt. Als Begleitveranstaltung organisierte man im Rahmen dieser Weltausstellung im Zeitraum vom 1. Juli bis zum 23. November die Olympischen Sommerspiele. Heute sind zwei solche Events gleichzeitig an einem Ort einfach undenkbar, dabei wiederholten die Amerikaner nur das Pariser Modell vom Jahr 1900.

Der Sport war damals noch kein Wirtschaftszweig, man konnte damit wohl kaum Gewinne erzielen. Deswegen stand auch die Olympiade von 1904 im Schatten der industriellen Weltausstellung. Die Mehrheit der Besucher wollte die Errungenschaften der Technik und der Kunst bewundern, für die Leistungen der Sportler interessierte man sich entschieden weniger. Die deutsche Mannschaft stellte mit 17 Personen die größte europäische Vertretung dar, mit 16 Medaillen belegte sie den zweiten Platz im Medaillenspiegel hinter den Amerikanern, die 237 Medaillen gewannen. Das bleibende Verdienst dieser Olympiade waren die erstmals eingeführten Goldmedaillen für den ersten Platz.

Deutschland zeigte auf der Weltausstellung mit dem nachgebauten Schloss Charlottenburg als Repräsentationsgebäude in fünf Haupträumen in allen in Frage kommenden Bereichen sein Bestes. Thematische Ausstellungen fanden in dafür von den Veranstaltern erbauten sog. Palästen statt. Sorgfältig war für diese Weltausstellung ein amtlicher Katalog des deutschen Reiches mit über 600 Seiten erarbeitet worden, der in deutscher und englischer Version gedruckt war.

Dem Leser des Katalogs stand eine große Menge von Informationen über Deutschland zur Verfügung. 1900 zählte Deutschland über 56 Millionen Einwohner. 92 Prozent der Bevölkerung sprach Deutsch als Muttersprache. 0,5 Prozent sprach neben Deutsch noch eine andere Muttersprache, wobei es sich hauptsächlich bei 170000 Personen um die polnische Sprache handelte. 4,5 Millionen Einwohner bedienten sich ausschließlich einer nichtdeutschen Muttersprache, darunter der polnischen 3,1 Millionen, der französischen 212000, der masurischen 142000, der dänischen und norwegischen 141000, der litauischen 106000, der kassubischen 100000, der wendischen 93000, der holländischen 80000, der italienischen 66000, 64000 der mährischen und 22400 der englischen Muttersprache.

Nur 46 Prozent der Bevölkerung wohnten auf dem Lande, die Mehrheit lebte in städtischen Gemeinwesen. Dabei konnte man gesellschaftliche Prozesse beobachten, die man als den Zug nach der Stadt und den Zug nach dem Westen bezeichnete. Bei der Binnenwanderung waren die Verlierer Ost- und Westpreußen, Posen, Schlesien und beide Mecklenburg, aber auch Anhalt, Thüringen sowie Bayern.

Was die Altersstruktur der Bevölkerung anbetraf, waren 34,8 Prozent Kinder unter 15 Jahren, 18,5 Prozent Jugendliche zwischen dem 15. und dem 25. Lebensjahr. Zwischen 25 und 40 Jahren waren es 21 Prozent, zwischen 40 und 60 Jahren zählte man 17,9 Prozent, über 80 Jahre alt waren 0,48 Prozent der Einwohner.

Der wohl bekannteste Privataussteller aus Oberschlesien war in St. Louis der Oppelner Fotograf Max Glauer. Wer wollte, konnte in St. Louis auch detaillierte Informationen über den industriellen Teil Oberschlesiens erhalten, die sich nicht nur mit Technik beschäftigten.

Speziell für diese Weltausstellung gab das Königliche Oberbergamt in Breslau eine rund 100 Seiten starke Publikation des Bergassessors Ernst Tittler heraus, betitelt „Arbeiterverhältnisse und Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen im oberschlesischen Industriebezirk“.

Tittler beschrieb zunächst die geographischen Grenzen des oberschlesischen Industriebezirks. Dieser damals bestand aus dem südlichen Teil der Kreise Tost-Gleiwitz und Tarnowitz, den Kreisen Gleiwitz-Stadt, Zabrze, Beuthen-Land und –

Stadt, Königshütte-Stadt, Kattowitz-Land und –Stadt sowie aus dem nördlichen Teil des Kreises Pleß und einem Teil des Kreises Rybnik. Schätzungsweise betrug 1902 der Gesamtwert rein industrieller Erzeugnisse in diesem Bezirk über 400 Millionen Reichsmark. In der Bergwerks- und Hüttenindustrie waren 1902 rund 140000 Arbeiter beschäftigt. Unmittelbar lebten von der oberschlesischen Industrie ca. 750000 Menschen, bei einer Gesamtbevölkerung in diesen elf Kreisen von rund 940000 Menschen.

Die Anfänge des oberschlesischen Bergbaus datierte Tittler auf das Ende des 12. Jahrhunderts. Der Bergbau erlebte in den nächsten Jahrhunderten Höhen und Tiefen, bedingt durch technische, soziale und politische Probleme. Der eigentliche Aufschwung bei der Industrialisierung Oberschlesiens kam erst nach dem Jahr 1851.

Tittler begründete dieses Datum so: „*In diesem Jahre wurden fast sämtliche bestehenden oberschlesischen Bergwerke und Hütten mit der oberschlesischen Hauptbahn in Verbindung gebracht, der Bergbau in wirtschaftlicher Beziehung von der beengenden Staatsaufsicht befreit und die drückende Besteuerung gemildert*“.

Die Folgen der rapiden industriellen Entwicklung beschrieb Tittler folgendermaßen: „*Nun setzt auch ein enormes Wachsen der Arbeiterbevölkerung ein. Der überwiegende Teil der Landwirtschaft treibenden Bevölkerung des eigentlichen Bezirkes und seines unmittelbaren Nachbargebietes wurde zu Industriearbeitern. Die durch die hohen Löhne geschaffenen günstigen Lebensverhältnisse verminderten die Sterblichkeit und wirkten auch auf die Vermehrung günstig ein. Hungertyphus und sonstige durch die mangelhafte Ernährung hervorgerufene Seuchen, die - wie alte Chroniken melden – früher mit großer Regelmäßigkeit wiederkehrten und viele Tausende hinweggrafften, kamen immer seltener vor*“.

Danach folgte eine Charakteristik des oberschlesischen Arbeiters und des oberschlesischen Volkes. Hierbei wird man wieder mit dem Begriff – oder besser gesagt – mit dem Problem „einheimisch“ in Oberschlesien konfrontiert: „*Der einheimische oberschlesische Arbeiter ist im allgemeinen über mittelgroß, gesund abgehärtet und widerstandsfähig, - bei der Berufsarbeit anstellig, geschickt und unter guter Aufsicht auch fleißig und leistungsfähig, - gegen seine Vorgesetzten dienstwillig und bescheiden. Er ist, - wie bereits erwähnt -, zum größten Teil slawischer Herkunft und spricht überwiegend polnisch*“. Nicht nur für Tittler war der wasserpolnische Dialekt einfach gleich dem Hochpolnischen.

Er führte weitere Eigenschaften der einheimischen oberschlesischen Arbeiter auf: „*Der weitaus größte Teil der Arbeiterbevölkerung gehört der katholischen Konfession an. Ein auffälliger Charakterzug ist die große Frömmigkeit, die sich*

*äußerlich insbesondere durch einen sehr regen und zahlreichen Kirchenbesuch und durch viele kirchliche Aufzüge kundtut. Auch gibt es noch eine große Anzahl Bergleute, die nach dem Ertönen des Einfahrtszeichens beim Anheben der Förderschale demütig ihre Kappe abnehmen und einige schlichte Gebetsworte sprechen, ehe sie in die Tiefe fahren“.*

Über die Oberschlesier allgemein wusste Tittler dies zu berichten: „*Das Volk ist sehr bildungsfähig, steht gegenwärtig auf einer mittleren Bildungsstufe, hat sich aber einen gewissen kindlichen Sinn bewahrt. Demzufolge hat sich noch mancher Aberglaube und manche Sage erhalten. Am bekanntesten sind wohl die Sagen vom ‚Skarbnik‘, dem Schatzbewahrer oder Berggeist, dessen Erscheinen bald kostbare Schätze verheißt, bald unmittelbar bevorstehende Gefahren, Unfall und Tod bedeutet*“. Auch Oberschlesien hatte ein Recht auf seinen „Rübezah“. Außerdem, was wäre eine Region ohne Mythen und Legenden?

Des Weiteren beschrieb Tittler eine oberschlesische Welt im Umbruch, in dem sie sich eigentlich bis heute befindet, wenn auch unter zeitgemäßen Umständen: „*Die vielen alten bei Hochzeiten, Taufen und anderen Festen früher üblichen Bräuche verschwinden leider immer mehr; ebenso nehmen die kleidsamen, alten Volkstrachten, - von denen die der Einwohner Roßbergs wohl die schönste ist -, allmählich ab, namentlich bei den Männern. Dagegen wird die bergmännische Tracht bei Festlichkeiten gern getragen. Hervorzuheben ist ferner noch der ziemlich ausgeprägte Sinn des Oberschlesiens für Musik. Die Instrumentenhändler finden für Harmonikas sowie Symphonions und ähnliche Musikinstrumente im Industriebezirk ein gutes Absatzgebiet*“.

Bei der Erwähnung des folgenden Merkmals der oberschlesischen Arbeiterklasse soll die Auswanderung nach dem Westen auf der Suche nach höheren Löhnen und besserem Leben nicht außer Acht gelassen werden. Einige Arbeiter gingen tatsächlich ins Ruhrgebiet, aber die überwiegende Mehrheit suchte ihr Glück in der oberschlesischen Heimat und wurde dabei fündig.

Tittler fuhr entsprechend fort: „*Der oberschlesische Industriearbeiter ist ziemlich sesshaft, hat ausgeprägten Familiensinn und, im Gegensatz zu der alljährlich in großer Anzahl nach dem Westen Deutschlands ziehenden Landbevölkerung, keinen großen Wandertrieb. Da die Arbeiter schon in verhältnismäßig jungen Jahren einen auskömmlichen Lohn verdienen, werden die Ehen sehrzeitig geschlossen, gewöhnlich unmittelbar nach Ableistung der Militärdienstzeit, - mit etwa 23 Jahren -, zuweilen auch schon vorher. Die Ehen sind meist sehr reichlich mit Kindern gesegnet. Die Kinder leben vielfach bis zur Verheiratung mit den Eltern zusammen, denen sie, sofern sie selbst verdienen, für Unterkunft und Verpflegung ein Kostgeld zahlen. Die Knaben nach dem 14. und die Mädchen, - soweit Arbeitsgelegenheit vorhanden ist -, meist erst nach dem 16.Jahr verrichten*

*bis zur Verheiratung Industriearbeit. Die zahlreiche Beschäftigung jugendlicher Arbeiter, gegen die vielfach mit Unrecht Stellung genommen wird, ist für die Heranziehung eines tüchtigen Arbeiterstammes überaus wichtig. Die von Mädchen in Ermangelung ausreichender Gelegenheit zur Landarbeit verrichtete Industriearbeit ist gesund. Die weiblichen Arbeiter werden meist in Kohlenseparationen, Aufbereitungen, in Wäschchen und bei der Förderung über Tage beschäftigt. Verheiratete Frauen werden nur ausnahmsweise und in geringer Anzahl beschäftigt".*

Die Löhne der Arbeiter wurden oft als Gedinge- oder Akkord-, nicht so häufig als Schicht- oder Tagelöhne vereinbart. Der Lohn wurde üblicherweise zweimal monatlich ausgezahlt, und zwar am 1. jeden Monats ein Vorschuss und am 15. der Rest. Als Novum galt das System der Beutellöhnung statt der Zahlung in die Hand. Ein erfahrener Hauer verdiente 1902 im Durchschnitt über 1200 Reichsmark jährlich.

Tittler warf den Oberschlesiern schwachen Sparsinn vor: „*Es genügt den Meisten, wenn sie ein auskömmliches Leben führen, - was verdient wird, wird verbraucht*“. Tatsache ist aber auch, dass viele Oberschlesier damals in den Industriegemeinden Häuser bauten, was ohne die Sparsamkeit einfach nicht möglich gewesen wäre.

Tiitler nannte aber auch die in Frage kommenden Gründe des etwas leichtsinnigen Umgehens einiger Oberschlesier mit dem Geld: „*Steigen die Löhne, so bemerkt man gewöhnlich ein weniger regelmäßiges Anfahren. Bei dem geringen Bildungsgrad und der wirtschaftlichen Unreife macht sich ferner oft ein starkes Mißtrauen gegen die Sparinstitute überhaupt geltend. Insbesondere fürchten die Arbeiter bei Sparkassen, die von den Werksverwaltungen eingerichtet sind, eine Herabsetzung des Lohnes, falls sie nennenswerte Ersparnisse machen. Ein ähnliches Mißtrauen erhält sich gegen die kommunalen Sparkassen; hier fürchten die Arbeiter eine Erhöhung der Besteuerung. Ein Beweis für diese Wahrnehmungen ist der Umstand, daß die wenigen überhaupt vorhandenen Sparer ihre Spareinlagen vielfach auf den Namen ihrer Frauen und an weit entfernt gelegenen Orten machen. Dieses Mißtrauen zu beseitigen, das vielfach durch Agitation gesteigert wird, ist auch selbstlosesten Bestrebungen großer, arbeiterfreundlicher Werksverwaltungen nicht völlig gelungen.*

*Ein weiteres Zeichen für die wirtschaftliche Unreife der Arbeiterbevölkerung ist das Kaufen auf Kredit und das noch immer weit verbreitete Borgsystem. Die Arbeiter kommen dadurch vielfach vollständig in die wirtschaftliche Gewalt gewissenloser Spekulanten, die ihnen im Laufe des Monats Waren in jeder Menge auf Kredit verabfolgen, und denen sie am Schluß des Monats einen großen Teil ihres Lohnes aushändigen müssen. Ist der Arbeiter erst einmal in Schulden*

*hineingekommen, dann ist er gezwungen, alle seine Bedürfnisse bei dem Kreditgeber zu kaufen, der ihm naturgemäß die höchsten Preise für Waren oft nicht ganz einwandfreier Qualität anrechnet. Diesem Unwesen wird neuerdings durch die Gründung zahlreicher Konsumvereine, in denen Waren nur gegen Barzahlung abgegeben werden, erfolgreich gesteuert".*

Der oberschlesische Arbeiter wollte einfach ruhig arbeiten und leben können, was auch Tittler selbstverständlich zugab: „*Die Ansprüche des oberschlesischen Arbeiters sind gering, seine Lebensweise ist einfach. Die übliche oberschlesische Arbeiterwohnung besteht noch heute aus 1 Stube, 1 Küche, 1 Boden- und 1 Kellerraum. Nur größere Familien haben außerdem noch eine Kammer oder eine zweite Stube. Die neuerdings durchweg geräumigen und gesunden Zimmer werden meist sauber gehalten, an den Fenstern hängen Gardinen und sind Blumen aufgestellt*“. Wer von uns kennt nicht die Erzählungen, wie viele Kinder in so einer oberschlesischen Arbeiterwohnung lebten, auch noch viele Jahre später. Aber es ging, weil es gehen musste.

Tittler schilderte auch die Einrichtung der oberschlesischen Wohnungen: „*In der inneren Ausstattung macht sich die dem Volke angeborene Vorliebe für lebhafte Farben geltend. Neben den im allgemeinen einfachen Möbeln findet man häufig auffällige, wenig geschmackvolle und unzweckmäßige Prunkstücke. Die Zimmerwände sind vielfach mit Bildern aus Kalendern, Journalen usw. behangen, die meist ohne Rahmen und mit Nägeln oder Zwecken unmittelbar befestigt sind; stellenweise findet man jedoch auch einfache Öldruckbilder mit anspruchsvollen „Gold'rahmen. Dem frommen Sinn der Bevölkerung entsprechend, herrschen Heiligenbilder vor.*

*Sofern der Arbeiter auch Acker- oder Gartennutzung hat, treten zu den genannten Räumen noch kleine Wirtschaftsgebäude, in denen die notwendigsten Geräte untergebracht und 1 bis 2 Ziegen oder ein Schwein gehalten werden".*

Die oberschlesischen Arbeiter mussten sich, soweit es möglich war, gut und reichlich ernähren. Hauptnahrungsmittel in einer Arbeiterfamilie waren Kartoffeln, Brot, Sauerkraut und Schweinefleisch. Eine große Rolle in der Volksernährung spielten auch Speck, Fett, Heringe und Mehl.

Die Oberschlesier waren keineswegs liederlich gekleidet. Tittler schreibt darüber: „*Die Kleidung der Arbeiter und ihrer Frauen ist gut und reinlich. Auch sieht man Alltags selten ein schmutziges Kind zur Schule gehen. An Sonn- und Festtagen kann man beim Kirchgang und bei Vergnügungen sogar einen gewissen Luxus in der Kleidung, namentlich bei dem weiblichen Teil der Bevölkerung, beobachten. Das Gedeihen der in dem letzten Jahrzehnt entstandenen vielen Warenhäuser ist eine Folge davon*".

Auf den folgenden Seiten seiner Publikation besprach Tittler im Beamtendeutsch akribisch die Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen auf Grund gesetzlicher Bestimmungen. Es war in seinem Buch für die Weltausstellung in Amerika verständlich dargestellt, denn Deutschland konnte im Bereich des Arbeiterschutzes seit Bismarck als Vorbild für die ganze Welt dienen. Unsere Ahnen konnten froh sein, dass sie in Oberschlesien geboren waren, arbeiten und leben konnten – nur wenige gingen westwärts, aber für viele Nichtoberschlesier war unsere Heimat schon der wohlhabende Westen.

Was konnten die Besucher der Weltausstellung noch über unsere Heimat erfahren? Zum Beispiel dies: „*Die allgemeinen Lebensbedingungen des oberschlesischen Bezirkes sind mithin gut, vielfach sogar erheblich besser als in anderen Teilen des Deutschen Reiches. Eine Folge davon ist, dass die Zahl der Geburten die des Reiches und der Provinz Schlesien um 50 – 100 % übertrifft; trotzdem ist aber die Sterblichkeit der Kinder im ersten Jahre erheblich geringer. Dies ist ein Beweis, daß im oberschlesischen Industriebezirk ein gesundes, kräftiges und widerstandsfähiges Geschlecht zur Welt kommt*“.

### **Hubertus Kraft Graf Strachwitz**

„*Es überrascht Sie, einen Brief aus Schlesien zu erhalten. Auf eine solche Überraschung hatte ich Sie gewissermaßen vorbereitet. Ich durchstreife einige Strecken erweiterten Heimatgebietes; ich meine damit Land der Provinz Niederschlesien; denn meine ureigentliche, heiß und vielgeliebte Heimat ist Oberschlesien. Viele werden sich denken, was ist da für ein großer Unterschied. Oberschlesien oder Niederschlesien – also Schlesien leichthin. So kann sich nur der oberflächliche Beschauer einer Landkarte äußern. In der Wirklichkeit bedeutet es für Geburt, Anlage, Blutmischung, Temperament und Entwicklung etwas ganz anderes, in Oberschlesien als in Niederschlesien geboren zu sein. In meinen Augen ein Gewinn. Aber das ist subjektiv und durchaus natürlich. Wer seine Heimat wirklich liebt, wird sich nie zu dem Wunsch verstehen können, daß seine Wiege wo anders geschaukelt hat, als gerade dort, wo die Schicksalsverfügung sie hingestellt hatte.*

*Die Eigenart des oberschlesischen Gebietes ist eine so starke, daß dessen Erhebung zur selbstständigen Provinz nötig erschien, von der Bevölkerung gefordert und schließlich von der Regierung, als Auswirkung des zum größten Teil erfolgreichen Abstimmungskampfes, bewilligt wurde. Die Mittel- und Niederschlesier sahen diese Teilung ungern. Der Glanz, die Bedeutung, die Größe der bis dahin zur Einheit zusammengefaßten schlesischen Länder, von der einstigen Dreikaiserecke bis tief in die sächsisch-wendische Lausitz und an den*

*Rand märkischer Sandbüchsen hin, wurde aufgehoben Viele Behörden mußten geteilt und die Erhebung des bisherigen Regierungsbezirkes Oppeln zu einer selbstständigen Provinz, trotz seiner beengten Grenzen, ertragen werden.*

*Aber immerhin erscheint mir die heutige Provinz Niederschlesien, die aus den Regierungsbezirken Breslau und Liegnitz geformt ist, wie meine erweiterte Heimat. Heute fügt sich der Sprachgebrauch ein, von den Provinzen Nieder- und Oberschlesien zu sprechen. Seit Krieg, Umsturz und Abstimmung werden wohl hoffentlich endlich alle Deutschen wissen, was unter Oberschlesien und was unter Niederschlesien zu verstehen ist. Früher wollten es viele durchaus nicht begreifen".*

Ein Brief aus Schlesien ist zu allen Zeiten eine so gewaltige Überraschung für die Leser, dass sie schon in der ersten Zeile darüber unmissverständlich informiert werden müssen. So hat auch der Verfasser dieses Briefes seinen Lesern gleich am Anfang eine kleine Geschichte Schlesiens offeriert. Er betonte auch seine nicht nur schlesische, sondern seine oberschlesische Abstammung, was aber keine Neuigkeit war.

Hubertus Kraft Graf Strachwitz, der Schreiber dieses Briefes, verließ im September 1929 seine ausgesprochen vornehme Adresse in Oberammergau in Oberbayern und kam zu einer Kur nach Bad Warmbrunn in Niederschlesien. Dieser Kurort war selbstverständlich auch keine schlechte Destination und konnte nach den ehrlichen Worten von Strachwitz, der sich hierin gut auskannte, Baden-Baden Konkurrenz machen, wenn Warmbrunn nicht in Schlesien liegen würde.

Hubertus Kraft Graf Strachwitz war aber vor allem ein Kind Oberschlesiens, und er war sich dessen sehr bewusst. Wie es schon sein Name verrät, war er allerdings kein oberschlesisches Arbeiterkind, sondern er entstammte einem alten schlesischen Adelsgeschlecht. Sein Vater war Landrat des Landkreises Tost-Gleiwitz, seine Mutter war eine sächsische Adlige. So kam er am 18. Dezember 1879 als achtes Kind seiner katholisch-evangelischen Eltern in Gleiwitz zur Welt. Sein Elternhaus war das Landratsamt in der Teuchertstraße.

Es lässt sich nicht leugnen, dass Graf Strachwitz auf seinen Stammbaum mit Recht stolz sein konnte: „*Die Familie meines Vaters wurzelte im slawisch-mährischen Gesenke unweit germanischer Herdfeuer vor mehr als einem Jahrtausend empor. Als Freunde und Berater der Plasten erwarben sie in Schlesien weiten Grundbesitz, standen als wackere Streiter in manchem harten Kampf, verbluteten zu Deutschlands Ehre bei Wahlstatt, geleiteten die Kreuzzüge, fochten unter Kaisern in heißen Schlachten, zu jeder frohen, tapferen Tat bereit. Mancher von ihnen trug das Gewand des Priesters. Durch sechs Jahrhunderte weisen die Familien Urkunden Mitglieder des geistlichen Standes auf*“.

Gleiwitz war zwar seine Geburtsstätte und Vaterstadt, wie er es bezeichnete, aber ein Stadtkind wurde er nicht. Im Sommer 1884 erbte sein Vater das Schloss Kamienietz im Landkreis Tost-Gleiwitz, wo er 1833 geboren wurde. Für Hubertus Strachwitz wurde Kamienietz zu seiner engeren Heimat. Hier verbrachte er seine glücklichen Kinderjahre und erwarb bei der ländlichen Bevölkerung dieses Teiles unserer Heimat Kenntnisse über die kulturelle Eigenart Oberschlesiens.

Als Sohn eines ehemaligen Landrates machte Hubertus Strachwitz interessante Erfahrungen über die Oberschlesier in seiner Umgebung: „*Ich erfasste die hier auf dem Lande befindliche slawische Umwelt als die gegebene Grundlage meines Daseins. Im Schloß wurde allerdings offiziell deutsch gesprochen, vom einfachen Personal jedoch nur in der Unterhaltung mit der Herrschaft. Die Dienstboten zweiten und dritten Grades, den umgebenden Dörfern entnommen, redeten untereinander polnisch, im Dialekt des sogenannten Wasserpolackischen. Anfänglich verstand ich keine Silbe. Überall hörte ich diese schwungvollen Reden, am Waschtrog und in der Küche, im Park und im Gemüsegarten, im Dorf und auf den Feldern, auf dem Dominium und in der Kirche. Fast sprachlos vor Wonne stand ich da, kamen die Leute, küßten der Mutter den Saum des Kleides, mir das Patschhändchen, nannten mich den kleinen Panie Grofka. – Niech bedzie pochwalony Jesus Chrystus (Gelobt sei Jesus Christus) stießen sie überzeugungstreu in gutturalement Polnisch hervor. Meine Antwort – na wieki wiekow, Amen – (in Ewigkeit Amen) schob in ihnen stolz und selbstbewußt zu. Ich liebte ihre Lieder, die sie des Abends vor ihren strohgedeckten Häusern anstimmten; mehr noch liebte ich ihre Gesänge, die aus der Kirche zum Schloß herüberschallten. Der sentimentale Einschlag ihrer Stimmen entströmte urwüchsig und natürlich, voller Hingabe der Frömmigkeit ihrer Seelen. Ich liebte ihre schnellfüßigen, flachsköpfigen Kinder, die Mädchen in roten, plusternden Röckchen mit bunten Schleifen. Der Anblick jedes dieser Kinder ließ mein Herz in der Sehnsucht erbeben, mit ihnen zu sein und mit ihnen spielen zu dürfen*“.

Nach den Erinnerungen von Strachwitz war aber die Behandlung dieses Teiles des oberschlesischen Volkes wohl oft nicht beneidenswert: „*Ich erinnere mich, es bereits damals als Unrecht empfunden zu haben, daß polnische Kinder nach Ansicht vieler ohne Bedenken geschlagen werden konnten; denn die Wasserpolacken wurde von den Deutschen verachtet und wie unfolgsames, störrisches Viehzeug vielfach behandelt. In dieser Stunde keimte in mir das erste unbewußte, aber doch nicht minder kraftvolle Mitleid mit dem schwerbedrückten polnisch-oberschlesischen Volke empor*“.

1893 verschlug es ihn in das östliche Oberschlesien, denn er begann das Königliche Gymnasium in Pleß, bekannt auch als Evangelische Fürstenschule, zu besuchen. Das Lehrerkollegium bestand aus protestantischen Lehrern, die

katholischen Schüler bildeten aber knapp die Mehrheit der Schüler. Am 12. Dezember 1895 starb in Kamienietz sein Vater Arthur Strachwitz. 1897 traf seine Mutter Melanie Strachwitz, geborene Gräfin Hohenthal, die Entscheidung, nach Dresden überzusiedeln. Auf dem dortigen Vitzthum-Gymnasium, das er bis zum Abitur im Jahr 1900 besuchte, stellte man bei ihm schon eine schriftstellerische Begabung fest.

Es folgten die Jahre des Jurastudiums an den Universitäten in Lausanne, München, Leipzig und Breslau sowie Reisen durch Europa. 1904 wurde er zunächst in Reichenstein in Schlesien dann in Kassel Referendar. Immer stärker wurde in ihm der Gedanke, katholischer Priester zu werden. 1906 begann er in Breslau, Theologie zu studieren. Auch bei dieser Gelegenheit machte er Erfahrungen zu Oberschlesien: „*Peinlich berührte mich auch der Gegensatz zwischen den deutsch und den polnisch eingestellten Theologen. Fast unwillig mußte ich erkennen, daß die slawischen Oberschlesier eine tiefere Frömmigkeit, eine geistigere Auffassung des Priestertums besaßen als die anderen. Zugleich aber waren sie jene, die das Nationalistische mit dem Priesterlichen vermengten, Politik im Seminar trieben und dadurch Schaden anrichteten. Zu ihrem inneren Wesen fühlte ich mich hingezogen, aber meine äußere Stellung drängte mich in das deutsche Lager. Ich suchte sie bisweilen zu beeinflussen, in langen Abendgesprächen sie zu bewegen, doch das Priesterliche über das Nationale zu stellen. Im Prinzip gestanden sie mir zu, daß ich Recht hätte, in der Praxis schien es ihnen unausführbar. Nach dem Breslauer Kirchgesetz war ich, als dem polnischen Sprachgebiet der Diözese entstammend, verpflichtet, Utraquist zu sein, d.h. beide Sprachen zu beherrschen. Leider dispensierte mich der Kardinal von dieser Verpflichtung. Es war ein Fehler von mir, diese Dispens anzunehmen. Ich übersah damals nicht vollständig die Lage*“.

Der Weg von Hubertus Strachwitz zum Priestertum war von bürgerlichen Phasen unterbrochen. Er wollte trotzdem nicht aufgeben und nutzte seine Erfahrungen als Feuilletonist der „Schlesischen Volkszeitung“, um seine Lebensziele zu beschreiben. Das gelang ihm 1910 mit dem Buch „Erkämpft! Roman aus Oberschlesien“. Am 12. August 1911 wurde Hubertus Kraft Graf Strachwitz in Trier zum Priester geweiht. Das Adelsgeschlecht derer von Strachwitz konnte einen weiteren Geistlichen und Schriftsteller in seiner Großfamilie begrüßen.

Graf Strachwitz war zunächst kurz als Kaplan im oberschlesischen Dobrau tätig, dann bis 1913 in Bad Kreuznach und anschließend in Berlin in der St.-Michaelskirche. In seiner Berliner Zeit war er auch Generalsekretär der katholischen Jugendverbände in Ostdeutschland. Bis zu seiner Erkrankung Anfang 1915 war er Feldgeistlicher. Danach kam er zur Erholung in die Schweiz und

studierte vier Semester Geschichte an der Uni in Zürich. Ab 1918 wirkte er als freier Schriftsteller und Vortragsredner, zugleich war er Priester in Bad Landeck. Seine Erlebnisse als Priester verarbeitete er schriftstellerisch. Seine Erfahrungen in Bad Kreuznach in Bezug auf das katholische Vereinsleben beschrieb er in der Erzählung „Concordia“. Als Jugendseelsorger in Berlin hatte er Gelegenheit, die sozialen Verhältnisse in einer Großstadt, aber auch das vornehme Gesellschaftsleben zu beobachten, das den Hintergrund seines Romans „Die Brücke der Liebe“ bildete. An der Front offenbarte sich ihm das Elend des Krieges, das er im Lebenskreis einer adelsstolzen, durch schwere Schicksale geläuterten Berliner Familie in dem Roman „Dem Frieden entgegen“ schilderte. Sehr bekannt war sein auf den Wunsch des Bischofs von Trier verfasstes zweibändiges Werk aus der Kulturkampfzeit „Der Kaplan von Heiligenberg“ und die Fortsetzung „Der Pfarrer von Heiligenberg“. Aus verständlichen Gründen erfreute sich der 1921 geschriebene Roman „Der Standesherr. Roman aus Oberschlesien“ unter den oberschlesischen Lesern großer Popularität.

In der Abstimmungszeit war Hubertus Strachwitz Befürworter eines Freistaates Oberschlesien. In der Oppelner Wochenschrift „Der Oberschlesier“ schlug er Mitte Juli 1920 folgenden Ausweg vor: „*Jeder, der seine oberschlesische Heimat liebt, wird mit aufrichtiger Betrübnis, ja gerade mit Entsetzen, den Grad der hasserfüllten Verhetzung betrachten, der zur Stunde fast alle Gemüter der Bewohner unseres Landes ergriffen hat. In meinen Artikeln 'Erzbistum Breslau' im 'Oberschlesier' habe ich bereits auf die Notwendigkeit der Schaffung von kirchlichen oberschlesischen Behörden mit zweisprachigen Geistlichen, besonders katholischerseits, hingewiesen. Ich habe mir daraufhin gefallen lassen müssen, daß mich polenfreundliche Oberschlesier als Deutschen, Deutschgesinnte dagegen wieder als Polen ansprachen. Da sah ich sofort; ich bin auf dem richtigen Weg der Mitte – ich nehme eben den rein oberschlesischen Standpunkt ein. Zu meiner Freude finde ich in dem 'Bund der Oberschlesier', der an Verbreitung täglich nicht nur in katholischen und polnisch sprechenden Kreisen, sondern auch in deutschen Industrieverwaltungen zunimmt, meine Anschauungen vertreten. Der Oberschlesier ist Mann genug, um zu erkennen, daß er bei diesem Ausweg einmal die Sache selbst in die Hand nehmen muß und nicht die Vertretung seiner Interessen gegenüber der Entente in reichsdeutsche oder polnische Diplomatiehände legen darf. Wir wollen ein Territorium schaffen, in dem die deutschen, polnischen und tschecho-slowakischen Kulturerührungen versöhnlich miteinander sich ausgleichen. Ähnlich liegt der Fall in der Mutterrepublik aller europäischen Republiken, in der Schweiz. Kennen wir dort nicht ausgesprochen französische, deutsche, italienische und romanische Kantone oder Gebietsteile? Liebe Oberschlesier, wir haben ein köstliches Mittel, das uns ohne große*

*Aufregung, ohne Kampf unserem Ziel näher bringt. – Wir streiken bei der Abstimmung. Wir enthalten uns samt und sonders unserer Stimme! Jeder ist frei, niemand kann gezwungen werden. – Dieser Weg würde zum Freistaat führen, zu einem Staat, in dem die völlige Gleichberechtigung der Oberschlesier unter sich gewährleistet wäre. Keine Fremden dürften uns regieren – nur Oberschlesier. Aus unserer Mitte würde gewählt. Wir haben einen Überschuß an tüchtigen Kräften. Die Frage, ob der Freistaat Oberschlesien existenzfähig wäre, bedarf kaum einer Erörterung.*

Alfons Hayduk, ein junger Lehrer und angehender Schriftsteller aus Oppeln, widersprach als Reichdeutscher diesen ganz aus der Seele von Strachwitz gesprochenen Worten, obwohl auch er der Meinung war, der Ruf nach Einigkeit möge niemals verhallen. Dabei war Hayduk ein enger Mitarbeiter der von Strachwitz im Sommer 1920 gegründeten Monatsschrift „Die Barke. Mitteilungen aus der Schlesischen Literatur und Künstlerwelt katholischer Weltanschauung“. Das Programm der „Barke“ stellte Hubertus von Strachwitz kurz dar: „*Bis vor wenigen Jahren schlummerten zumeist die Kräfte dichterischer, schaffenssehsüchtigen junger Menschen tief verborgen. Dieser katholischen Jugend möchte ich helfen, wenigstens hier in der Heimat, im schlesischen Lande*“. Die Monatsschrift konnte sich aber nur bis Ende 1921 auf dem Markt behaupten. Die Saat dieser Zeitschrift wurde aber in literarische Erde ausgesät.

Am 23. März 1922 wurde in Peterwitz bei Frankenstein der 100. Geburtstag des Grafen Moritz von Strachwitz begangen, eines Verwandten von Graf Hubertus Strachwitz. Graf Moritz wurde Jurist und war kurz als Referendar in Grottkau tätig. Vor allem war er aber Dichter. Er besaß eine jugendliche Begeisterungsfähigkeit, gepaart mit poetischem Können, besonders bei Liedern und Balladen. Seine Werke fanden Anerkennung im Berliner Literaten- und Dichterverein „Tunnel über der Spree“, er inspirierte Theodor Fontane und Detlev von Liliencron. Sein Neffe Hubertus Strachwitz hielt in Oberschlesien Vorträge über das Leben und die Werke seines berühmten Onkels, wozu er einfach berufen war.

Der temperamentvolle Moritz von Strachwitz wollte eine Sidonia Strachwitz heiraten, die die jüngste Schwester von Arthur Strachwitz in Kamienietz war. Die junge Sidonia gab ihm aber einen Korb, Moritz fuhr daraufhin nach Venedig, um sie zu vergessen, und erkrankte dort an Typhus. Kaum genesen, machte er sich auf die Rückreise nach Schlesien. In Wien erfuhr er, dass Sidonia sich mit dem Grafen Saurma-Jeltsch verlobt hatte. Das junge dichterische Herz konnte das nicht ertragen, Graf Moritz von Strachwitz starb 1847 in Wien. Hubertus Strachwitz veröffentlichte 1951 ein Buch über seine beiden Verwandten mit dem Titel „Sidonia. Schlesischer Familienroman“.

Wie dichtete Moritz Strachwitz? Nach seinen eigenen Versen so: „*Mein Vaterland, das Männerworte richtet/O, richte du: Der Mann hat Deutsch gedichtet!*“. Diese Worte stellte er in seinem Gedicht „Germania“ unter Beweis, in dessen erster Strophe er schrieb: „*Land des Rechtes, Land des Liches/Land des Schwertes und Gedichtes/Land der Freien/Und Getreuen/Land der Adler und der Leuen/Land, Du bist dem Tode nah/Sieh Dich um, Germania!*“.

Graf Moritz Strachwitz dichtete vor allem aber als Romantiker, wie das Gedicht „An die Romantik“ deutlich macht: „*Es schweigt die Welt, die Zweige nicken/Und leiser atmend pulst der See/Es fällt ein märchenhaft Entzücken/Mir übers Herz wie Blütenschnee/Zur Andacht wird der Blätter Plaudern/Ehrfürchtig liegt die Woge da/Ha, frommes Ahnen, süßes Schaudern/Heil dir, Romantik, du bist nah*“.

Im Adelsgeschlecht derer von Strachwitz dichten auch Frauen. Die bekannteste Strachwitz-Dichterin war die am 13. Januar 1858 in Breslau geborene Gräfin Eleonore (Nora) Henckel von Donnersmarck. 1881 heiratete sie den Grafen Felix von Strachwitz und lebte mit ihm in Neisse. 1890 schrieb Gräfin Nora Strachwitz über ihre Heimat: „*Ich habe so manche Muschel/Gesammelt am Meerstrand/Ich schweifte so manche Monde/So weit hinaus in das Land//Ich habe des Schönen gesehen/in Osten und Westen so viel/Paläste und Museen/Sie waren so oft mein Ziel//Die herrlichsten Bergeskuppen/Sie lachten mich freundlich an/Ich stieg die schönsten Pfade/Begeist'rungsvoll hinan//Doch immer kehrte ich wieder/Zur Heimat so fröhlich zurück/Es blüht an dem eigenen Herde/Das einzige wahre Glück//Die Welt ist schön und sonnig/Ist groß und wunderbar/Doch strahlt die Sonn' am hellsten/Daheim uns immerdar*“. Sie starb am 15. Januar 1909 in Meran in Südtirol an einer Bauchfellentzündung und wurde nach Neisse überführt, wo sie auch beerdigt wurde.

Hubertus Strachwitz veröffentlichte 1925 eine Gedichtsammlung unter dem Titel „Aussprache“ mit vielen oberschlesischen Bezügen. Zu seiner Vaterstadt Gleiwitz und seiner Lieblingsstraße dort, zu seinem Kinderparadies Kamienietz und zum Fluss Drama. Er schrieb auch humorvolle Bücher wie beispielsweise „Die Speckkartoffeln und Anderes. Ernstes und Heiteres“.

Ab Oktober 1927 begann der nun in Oberammergau wohnende Hubertus Strachwitz vierzehntäglich in publizierten Briefen zu ca. 300 festabonnierten Lesern zu sprechen. Er behandelte Themen zu Religion, Literatur und Kunst, zum modernen Leben, zu Persönlichem, aber auch über Gesamtschlesien und Oberschlesien. Die Briefe waren als eine gewisse Fortsetzung der „Barke“ konzipiert, sie sollten dem geistigen Verkehr zwischen einem Schriftsteller und seinen Lesern dienen. Im zweiten Brief vom Oktober 1927 schrieb er: „*Die Barke soll wieder ausfahren! Dank jenen, die daran dachten. Ein Glückauf hierzu kam aus dem Norden, Westen, Süden und dem heimatlichen Osten. Willkommen!*“. Er

schrieb die Briefe mit verschiedenen Titelmodifikationen bis 1955, aber nicht immer aus Oberbayern, denn 1935 wurde er Seelsorger in Dänemark. Ab 1942 war er im Saarland und ab 1947 in Bad Tölz tätig, wo er am 20. Mai 1957 starb.

Streng wissenschaftlich bezeichnete ihn Arno Lubos als den in Schlesien angesehensten katholischen Schriftsteller. Oberschlesisch-volkstümlich wurde über Graf Hubertus Strachwitz 1926 behauptet: „Überall wo er spricht, fesselt und begeistert er die Zuhörer durch seine dramatisierende, humorvolle Vortragsweise. Oft rollt er tiefernde, religiöse Probleme auf. So faßt er seine Wirksamkeit als Schriftsteller auch als eine Predigt auf für diejenigen, die weder Zeit noch Lust haben, zur Kirchenkanzel zu kommen. Kurz zusammenfassend können wir sagen: Unser Landsmann Graf Strachwitz ist ein gottbegnadeter Schriftsteller, ein gemütvoller Erzähler und ein feinsinniger Lyriker“.

Schade, dass er nicht mehr unter uns weilt, er würde seine Briefe nun bestimmt als einen Blog im Internet weiterschreiben.

### Hochschulwochen

„Den deutschen Ruhm aus der Verwüstung heben/Das will der alte Gott von seinen Söhnen“. Ein Zitat aus den Werken von Joseph von Eichendorff in einer Abhandlung über Oberschlesien ist keine schlechte Idee. So war es früher, so ist es jetzt. Diese Verse verfasste Eichendorff 1810. Der Korse verwüstete gerade diesen deutschen Ruhm. Napoleon war wie ein neuer Gott in Europa, denn mit dem alten Gott hatte die Französische Revolution tatsächlich kurzen Prozess gemacht.

Der Romantiker Eichendorff hörte die tadelnden Worte von Strom und Wald: „Was willst, Lebend’ger du, hier überm Leben/Einsam verwildernd in den eignen Tönen?/ Es soll im Kampf der rechte Schmerz sich adeln“. Und erst dann folgen die zwei eingangs zitierten Zeilen. Aber die fünf Zeilen bilden selbstverständlich nicht das ganze Gedicht mit dem Titel „Mahnung“.

In den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts war Eichendorff bereits ein Klassiker und in Oberschlesien dazu ein Landsmann der Oberschlesier. Das Thema von der Verwüstung des deutschen Ruhmes war gerade wieder aktuell und in der Provinz Oberschlesien besonders schmerzlich.

Im Herbst 1923 verwendeten ein paar gebildete Söhne und Töchter des alten Gottes diese zwei Zeilen von Eichendorff als Motto für einen Aufruf, der so lautete: „Die Trümmerfelder, welche die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Katastrophen der letzten Jahre in unserem Vaterland hinterlassen haben, sind in unserer engeren Heimat größer als in anderen deutschen Gauen. Deshalb muß

*auch die Aufbauarbeit hier im Osten rascher und nachdrücklicher einsetzen. Vieles ist schon getan worden, mehr noch bleibt Aufgabe der Zukunft.*

*Alle Versuche aber, ernsthafte Aufbauarbeit zu leisten, werden von vornherein vergeblich sein, wenn nicht zuerst die geistig-sittlichen Fundamente tief und unerschütterlich gelegt werden. Dazu möchte die ostdeutsche Hochschulwoche beitragen, die als erster Versuch in diesem Herbst im Volksbildungshaus „Heimgarten“ in Neisse stattfinden soll.*

*Lehrer verschiedener deutscher Hochschulen werden in vier Kreisen, einem religiösen, einem philosophischen, einem historischen und einem biologischen über drängende Gegenwartsprobleme zu uns zu sprechen. Der Geist christlicher Weltanschauung, dem unser Volk die Blüte seiner Kultur verdankt, wird der Woche ihr klares Gepräge geben. Die Eichendorffstadt Neisse mit ihrer alten deutschen Kultur, ihren ragenden Kirchen, stolzen Bürgerbauten und dem nahen Kranz blauer Berge wird der Tagung ein würdiger Rahmen sein.*

*Eingeladen sind alle, denen die innere Erneuerung unseres schwergeprüften Volkes am Herzen liegt und die sich aus dem verwirrenden Dunkel unserer Tage nach der hellen Klarheit geistiger Erkenntnisse und nach der unbeirrbaren Sicherheit sittlicher Ordnungen sehen“.*

Offiziell hieß die kulturelle Veranstaltung vom 3. bis zum 7. Oktober 1923 in Neisse „Erste Ostdeutsche Hochschulwoche“. Neue Zeiten und Umstände benötigten neue Lösungen. Oberschlesien liegt im Osten Deutschlands, aber diese Hochschulwoche war nicht die erste, die in diesem Land organisiert wurde. Der kulturelle Schwerpunkt Oberschlesiens befand sich schon vor 1914 im oberschlesischen Industrievier, und in Kattowitz fanden vor dem Krieg gut besuchte Hochschulwochen statt. Nach der Teilung Oberschlesiens befand sich Kattowitz aber in der polnischen autonomen Wojewodschaft Schlesien. Neisse diente zunächst als ein Ersatzort für die Hochschulwochen, mit der Zeit bekamen aber die Ostdeutschen Hochschulwochen eindeutig eine spezifische Prägung durch die Stadt Neisse als einer alten deutschen Kulturregion.

Zu verdanken war die Tatsache dem Neisser „Heimgarten“ unter der Leitung von Bernhard Strehler, Clemens Neumann und Ernst Laslowski. Die Wurzeln des Heimgartens fanden sich in der katholischen Quickborn-Bewegung. Nach dem Ersten Weltkrieg führte Ernst Laslowski die Umgestaltung des Heimgartens zu der ersten Volksbildungsstätte und des Erwachsenenbildungszentrums in Oberschlesien durch.

Laslowski charakterisierte die Umstände und die Aufgaben der kulturellen Bildung des oberschlesischen Volkes so: „In Oberschlesien liegen die Bedingungen für volksbildnerische Bestrebungen besonders schwierig. Zwar besitzt der Oberschlesier natürliche Intelligenz und geistige Regsamkeit. Aber es sind in seiner

*Seele auch manche Hemmungen wirksam. Eine unkluge Kulturpolitik hat in den Jahrzehnten vor dem Krieg den Oberschlesier, besonders den zweisprachigen verwirrt und mißtrauisch gemacht. Im Industriebezirk üben manche sozialen Mängel einen lähmenden Einfluß aus. Dazu fehlt ganz allgemein im Osten die stolze kulturelle Tradition, die im Süden und Westen unseres Vaterlandes auch dem sog. einfachen Volk fast in jedem Dorf und in jeder Stadt eine Fülle wertvollen kulturellen und künstlerischen Anschauungsmaterials darbietet. Es fehlt endlich die Einheit der Sprache, die mit zu den wichtigsten trägern jeglicher Bildungsarbeit gehört.*

*Auf all diese Schwierigkeiten muß die freie Volksbildung schonende Rücksicht nehmen. Sonst bringt sie sich von vornherein um jeden tiefergreifenden Erfolg. Hier weniger als anderswo darf man Bildungsarbeit als amtliche Funktion auffassen. Sie kann nur aus aufrichtiger Liebe zum Volk geleistet werden. Und nur der ist dazu befugt, der es versteht, die Seele des oberschlesischen Volkes zu belauschen und sorgsam auf ihre geheimsten Regungen zu achten. Denn gerade unser Volk verbirgt, durch allerlei Experimente scheu gemacht, sein Innerstes vor fremden Augen. Wer nur als Reporter unser Land durchstreift oder wer seine Studien nur in den Straßen der großen Städte macht, der wird höchstens jenen Typus des Oberschlesiers kennen lernen, der in den Witzblättern geistert oder den sich gewisse Literaten der Abstimmungszeit konstruiert haben. Der wirkliche Oberschlesier ist das nicht. Den lernt nur der kennen, der mit den Leuten in den Bauernstuben einsamer Dörfer gesessen und ihren Erzählungen still zugehört hat oder der in den Kirchen oder auf dem St. Annaberg mitten unter dem Volk betend gekniet hat.*

*Viele Methoden der Volksbildungsarbeit sind in den früheren Jahrzehnten hier in Oberschlesien praktiziert worden und viel gutes Geld hat all das Organisieren und Experimentieren gekostet. Aber der wirkliche Ertrag war erschreckend gering. Man hatte vergessen, daß nach dem Wort eines deutschen Dichters der Mensch die Hauptsache ist und an diesem sicher seine Seele, nicht der Kram um ihn herum. Neue Menschen gilt es zu werben, neue Seelen schaffen, neue Lebenswerte. Für viele, die durch die Misserfolge enttäuscht wurden, ist der Wert der Volksbildungsarbeit überhaupt fragwürdig geworden. Sie halten derartige Dinge für überflüssige Phantastereien. Diese ‚Realpolitiker‘ seien an ein Wort Wilhelm von Humboldt's erinnert: ‚Die Volksbildung ist die Basis aller Bildung überhaupt. Sie macht nicht nur glücklichere Menschen, sondern aus ihr entspringt auch die Vaterlandsliebe‘. Also wird es auf den inneren Gehalt, auf die rechte Art der Volksbildung allein ankommen. Haben uns die früher üblichen Methoden nicht zum Ziel gebracht, so wird man eben neue Wege einschlagen müssen“.*

Der Heimgarten gab sich viel Mühe bei der Umsetzung der neuen Wege für die Kulturarbeit. Die Veranstaltungen fanden nicht nur in Gebäuden des Heimgartens statt, sondern man versuchte die Oberschlesier in ihren Wohnorten mit kulturellen Aktivitäten zu erreichen. Den Schwerpunkt bildeten jedenfalls in Neisse Kurse zu verschiedenen Themen. Man strebte auch grundsätzlich an, die Freizeit der Kursteilnehmer kulturell attraktiv zu gestalten. In den ersten Jahren war die Finanzierung ein großes Problem. Dem Heimgarten wurde deswegen eine Warenlotterie genehmigt, deren Hauptgewinn ein Auto war.

Der Heimgarten arbeitete zwölf Monate im Jahr, aber zu einem Höhepunkt seiner kultureller Betätigungen entwickelten sich die herbstlichen Ostdeutschen Hochschulwochen. Die Erste Ostdeutsche Hochschulwoche im Oktober 1923 war die erste Veranstaltung dieser Größe, mit der man in die Öffentlichkeit trat. Das war ein mutiger Versuch, weil es sowohl an den erforderlichen Unterbringungsmöglichkeiten für die ca. 400 Teilnehmer wie auch an der Erfahrung fehlte.

Nicht ohne Grund trug die offizielle Publikation von Dr. Laslowski mit dem Titel „*Kulturelle Neuanfänge im deutschen Osten*“, die Professor Clemens Neumann zu seinem 50. Geburtstag gewidmet war, zu dieser Veranstaltung bei. Im Vorwort betonte Laslowski: „*Von Anfängen will unser erstes Heimgartenbuch reden. Noch haben wir keine weithin leuchtenden Taten vorzuweisen. Aber einige Bausteine sind schon gelegt. Echte Kultur will langsam reifen, sie kann nicht mit prahlerischer Geste fertig vor uns hingestellt werden. Alle großen Kulturwerke sind aus bescheidenen und mühsamen Anfängen gewachsen. Voraussetzung ist nur, daß die tragenden Grundkräfte und die leitenden Ideen gesund und wahr sind. Wir haben unser Werk nicht auf unsere enge persönliche und auch so wandelbare Einsicht gestellt, sondern auf den granitenen Grund der objektiven Wahrheit. Über unserer kleinen menschlichen Klugheit leuchten die untrüglichen Sterne der ewigen Weisheit. Und noch eins ist Bedingung für das Gelingen unseres Werkes: die Lauterkeit des Wollens. Wir spüren alle den erschütternden Ernst jenes Gesetzes, daß man sein Leben verlieren muß, um es zu gewinnen. Mit anderen Worten heißt das: wir dürfen uns in dem Werk niemals suchen, wir müssen unsere Person ganz zurückstellen, wir dürfen nur dienen, dürfen nur Säleute sein, die nicht nach dem Erntetag fragen*

“.

Man betrachtete damals Neisse als Brücke zwischen dem zweisprachigen Teil Westoberschlesiens zu den sprachlich rein deutschen Gebieten. Für die zweisprachigen Oberschlesier wollte der Heimgarten eine Stätte des Verständnisses sein, in der die deutsche Kultur die Herzen aller gewinnen sollte. Man müsse ohne konfessionelle Engherzigkeit an die alte deutsche Tradition

einer verbindenden Synthese zwischen Religion und Kultur aus dem hohen Mittelalter anknüpfen.

Oberschlesien war ein Land der Felder und Fabriken. Man erwartete vom Heimgarten deswegen auch die Erneuerung der ländlichen Kultur und die Pflege der bäuerlichen Heimkunst. Ebenfalls solle der Heimgarten als Stätte der Begegnung und Diskussion zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer dienen, um die sozialen Gegensätze zu mildern.

Nach Ansicht der Oppelner Regierung sollte sich der Heimgarten einer Aufgabe speziell widmen: „*Besonderer Wert wird auf die Aufklärung und Schulung von erwerbstätigen Frauen und Mädchen aus industriellen und landwirtschaftlichen Kreisen über familiäre, hauswirtschaftliche und gesundheitliche Notwendigkeiten gelegt werden, damit die an Leib und Seele und Geist gesunde christlich-deutsche Familie, die beste Quelle aller Volkskraft, der Herzpunkt unseres Volkstums bleibt*“.

In Oberschlesien war dieser Standpunkt mehrheitlich problemlos verständlich, nicht nur deswegen, weil er sich mit Worten von Joseph von Eichendorff begründen ließ: „*Die Religion ist nicht bloß ein Teil der Bildung, ein Glied der Menschheit, sondern das Zentrum aller übrigen, überall das Erste und Höchste, das schlechthin Ursprüngliche*“.

Die erste Hochschulwoche in Neisse begann mit der Eröffnung der Ausstellung „Christliche Kunst“ in der städtischen Kunsthalle. Die Teilnehmer, meistens Lehrer und andere Akademiker, besichtigten die Werke, welche hauptsächlich aus oberschlesischem Privatbesitz bestanden und fast ausschließlich von schlesischen Künstlern vergangener Jahrhunderte bis in die Gegenwart stammten. Besonders reich war die Sammlung an guter, alter Devotionalienkunst, wie sie einst das religiöse Erleben der Schlesier bildete und erklärte.

Der erste Tagungstag wurde mit einer feierlichen hl. Messe in der Pfarrkirche eingeleitet. Danach begannen die Vorträge und Vorlesungen im Heimgarten. Am Nachmittag wurde in Arbeitsgemeinschaften darüber mit den Rednern diskutiert. Am Abend führte das Stadttheater eine Festvorstellung von Hamlet auf. Einen ähnlichen Verlauf zu den Themen Religion, Wissenschaft und Kunst hatten auch die anderen Tage.

Alle Vorträge, sei es zu Theologie, Philosophie, Biologie oder Geschichte sollten den Teilnehmern als geistige Exerzitien dienen. Das Spektrum der Themen war für diesen Kreis der Oberschlesier interessant: Der Anteil des Rationalen und Irrationalen an der Religion, Katholizismus und Protestantismus, das Problem eines kulturellen Neuanfangs, der Sinn der Romantik, Dogma und Leben, Individuum und Gemeinschaft, das Problem der Vererbung und Abstammung, das Lebensproblem in der modernen Biologie und in der Neuscholastik.

Ein Fazit vom Sinn der Hochschulwoche in Neisse konnte man in der abschließenden Predigt des Ratiborer Pfarrers Carl Ulitzka hören, der zugleich der stellvertretende Landeshauptmann der Provinz Oberschlesien war: „*Verdienstvoll ist Euer Beginnen, andächtige Zuhörer, gerade in unserer Heimat Oberschlesiens, die bisher infolge ihrer geographischen Lage und politischen Entwicklung weit ablag vom Goldstrom der Kultur und, sagen wir es uns aufrichtig, bisher stiefmütterlich behandelt wurde. Ausbeutung, nicht Kultur war bei vielen, die nach Oberschlesiens kamen, die Lösung ihres Schaffens. Nun soll es anders werden in Oberschlesiens, und der Hochschultag in Neisse ist ein bedeutsamer Schritt auf dem Weg zum Besseren. Ihr wollt, verehrte Teilnehmer, neue Ströme der Kultur durch wissenschaftliche Aufklärung hineinleiten in unser oberschlesisches Volk. Segensvolles Beginnen! Darf ich dazu als Seelsorger einige Mahnungen an Euch richten, deren Befolgung Eurem Werk den Segen verbürgen soll. Drei Mahnungen scheinen mir für die Jünger und Jüngerinnen der Wissenschaft besonders beachtenswert: 1. Erstrebe auf allen Gebieten ganzes Wissen! 2. Bleibe demütig! 3. Gib der Tugend vor dem Wissen den Vorrang!*

*Die Halbbildung ist eine der größten Gefahren für den Glauben. Treffend sagt der christliche Dichter Fr.W.Weber: ,Das halbe Wissen führt zum Teufel, das ganze Wissen führt zu Gott'. Ohne sittliche Vervollkommenung wird Wissen gerade zum Verhängnis".*

Die Teilnehmer der Hochschulwoche kehrten mit dem erworbenen Wissen und mit neuen Erkenntnissen zu ihren Wirkungsstätten zurück. Sie wurden zu Künstlern einer harmonischen Kulturarbeit mitten im oberschlesischen Volk in seinen Dörfern und Städten.

Die 2.Ostdeutsche Hochschulwoche fand im Heimgarten vom 30. September bis zum 6. Oktober 1924 statt, obwohl eine Anzahl anderer kultureller Veranstaltungen manche vom Besuch der Hochschulwoche hätte fernhalten können. Es kamen aber wieder rund 400 Teilnehmer nach Neisse, um die Vorträge von acht eingeladenen Dozenten zu hören und über sie auch zu diskutieren. Im künstlerischen Teil war die prächtige Aufführung der Eichendorffschen „Freier“ durch die bekannte Heimgarten-Spielgemeinde hervorzuheben. Auf der Empore des großen Heimgartensaals fand eine Buchausstellung statt, die viel Beachtung erhielt. Die oberschlesischen Säleute gingen wieder mit reichem Saatgut zurück, um die heimatlichen Kulturäcker zu bestellen.

In den folgenden Jahren wurde die Veranstaltung in Neisse zu einem festen Programmpunkt im oberschlesischen Kulturkalender. Jede Hochschulwoche stand jetzt unter einem einheitlichen Leitgedanken statt, in dessen Behandlung sich die verschiedenen Redner teilten. Der Stoff der Vorträge wurde in Diskussionen der

Arbeitsgemeinschaften unter der Leitung der Dozenten noch weiter vertieft. Bei der Auswahl der Vortragenden, die aus allen Teilen Deutschlands und Österreichs kamen, wurde besonders auf eine lebensnahe und verständliche Lehrweise Wert gelegt. Manche Redner gewannen einen solchen guten Kontakt zu den Hörern, dass sie später sogar mehrmals eingeladen wurden.

Ernst Laslowski sah den Erfolg in dem richtigen Proporz der Bestandselemente des ganzen Konzeptes: „*Vielelleicht lag die besondere Anziehungskraft der Neisser Hochschulwochen darin, daß die geistigen Veranstaltungen mit künstlerischen Darbietungen, mit Lied und Spiel und auch mit gottesdienstlichen Feiern zu einem lebendigen, frischen und frohen Ganzen verbunden waren. Diese Form war aus dem Geist der Jugendbewegung erwachsen und sprach deshalb auch die jungen Geister und Herzen besonders an*“.

Die anderen oberschlesischen Kulturzentren meldeten sich allmählich mit ihren Ansprüchen auf die Hochschulwochen. Als erste waren es die Deutschen der Stadt Bielitz, die ihre 1. Deutsche Hochschulwoche 1926 in den Räumen der Mittelschule organisierten, die dann in nächsten Jahren fortgesetzt wurde. Vom 19. bis 29. September 1927 veranstaltete der Deutsche Kulturbund die 1. Deutsche Hochschulwoche in Kattowitz. In Gleiwitz kam vom 9. bis 12. April 1930 endlich eine Oberschlesische Hochschulwoche zustande, die an die bisherigen Hochschulabende der Arbeitsgemeinschaft für Volksbildung anknüpfte. Die Hochschulwoche in Gleiwitz wurde im Münzsaal des Hauses Oberschlesien feierlich eröffnet.

Universitätsbildung in breite Kreise der oberschlesischen Bevölkerung zu tragen, war die primäre Aufgabe aller Hochschulwochen - in einem reichen Land, das aber noch lange aus verschiedenen Gründen keine Universität besitzen sollte.

#### **Julius Wunschik**

Unsere Heimat war immer interessant für Menschen, die sich der Beschreibung ihrer Vergangenheit und der Momentaufnahme ihrer Gegenwart gewidmet haben. Das Bild des vor 100 Jahren in dieser Aufnahme festgehaltenen Lebens ist für uns heute schon Geschichte geworden. Für die Oberschlesier vor 100 Jahren war das davor Geschehene auch Geschichte. Aber unsere Heimat ist ein Land, in dem Geschichte lange dauert, und früher Geschehenes in der Gegenwart an die Oberfläche kommen kann.

Julius Wunschik wohnte mehr als vierzig Jahre in Ratibor. Er war Absolvent des Oppelner Lehrerseminars und erwarb sich große Verdienste als Taubstummenlehrer in der bekannten Ratiborer Taubstummenanstalt. Politisch betätigte er sich in seinem Ort als Stadtverordneter der Zentrumspartei in zwei

Amtszeiten. Mehr weiß man über seinen beruflichen und bürgerlichen Werdegang nicht.

Julius Wunschik beschäftigte sich aber intensiv mit der Geschichte und der Gegenwart seines Landes und seiner Landsleute. Er publizierte Texte darüber in der Presse, hielt Vorträge, verfasste aber auch umfassende Publikationen. Sein Stil war ziemlich kraus, aber lebhaft, und er konnte interessant erzählen. Die Kritiker akzeptierten das alles, man sehnte sich aber 1916 danach, dass der folgende Satz in Erfüllung geht: „Wann kommt, nebenbei gesagt, der berufene Schriftsteller, der für Oberschlesien ein ähnliches Werk wie des unvergesslichen Fontane Wanderungen durch die Mark Brandenburg schafft? Stoff dazu im Überfluss vorhanden“.

Unsere Heimat war jedoch nicht die Mark Brandenburg, und Julius Wunschik war eben nur ein guter Beobachter und Volkskundler. Beim besten Willen fehlten ihm die Voraussetzungen für die stilistischen Feinheiten eines Theodor Fontane. Deswegen schrieb er auch nach seinen Fähigkeiten über seine Heimat, deren Sprachen ihm geläufig waren oder später wurden.

Julius Wunschik kam am 22. Januar 1861 in einer kinderreichen Familie in Mechmitz in Kreis Cosel zur Welt. Aus Anlass des 25jährigen Bestehens der Zeitschrift „Die Zweisprachige Volksschule. Pädagogische Monatschrift“ widmete er ihr Ende 1918 einen Artikel über sein frühestes Deutsch, in dem es hieß: „An meiner Wiege ist kein deutsches Kinderlied erklingen, kaum je ein deutsches Wort gesprochen worden; vielleicht ‚Vater‘ und ‚Mutter‘ ausgenommen. Ich erinnere mich, daß es in unserer Familie üblich war, die Anrede an die eigenen Eltern nicht wie sonst im Dorf tatulek, mamulka, sondern mit fatterliczek, muterliczka zu bewirken.

*Im Nachbarhaus, in dem eine Kaufmannsfamilie wohnte, deren Oberhaupt nebst (poln.) Geschäftsführerin mit seinem Graupenhandel allwöchentlich zwei Tage gen Ratibor unterwegs war, gab's eine muterla und einen fatterla, und dies galt als besonders vornehm; fainje. Der fatterla sprach Deutsch neben dem Dorfpolnisch, seine muterla nicht. Sie brauchte es auch nicht, denn nach Ratibor kam sie nicht mit und die Dorfkundschaft besorgte sie polnisch. Was sie etwa ‚deutsch‘ sprach, waren aufgeschnappte Brocken (Schreibweise nach der oberschl. Aussprache) : faino szpaisa, na gäricht, na colamcie, ainfahhowy, na kjerhowje (auf dem Kirchhof) präsowrszt, bröfrägjer, szandara, to ale tajer a to bilik, kosztuje graicor u. dgl. m. und soviel verstand wohl meine Mutter, eine einfache Bäuerin, die von Schriftwerken zumeist nur ihr polnisches Gebetbuch kannte, auch; ohne sich jedoch wohl dessen je bewußt gewesen zu sein, daß sie wie ihre Schwägerin deutsche Worte anwendete, wenn sie von den Dingen erwähnter Art aus ihrer kleinen Umwelt sprach. Die beiderseitigen Familienoberhäupter,*

*Schwägers, verstanden jedoch und sprachen Deutsch bei vorkommenden Gelegenheiten. Sie hatten es gelernt, der Onkel auf dem Gymnasium Leobschütz, das er – mit Galgenhumor und Wichtigtuerei eines renommierten Roßtäuschers erwähnte er es öfter - als Abiturient der Obersexta verließ und dann Stift wurde, und mein Vater als Soldat im Dienst und Umgang und in einem dreimonatigen Kursus einer damaligen Unteroffizier-Abendschule seiner Garnison Cosel, ums Jahr 1860.*

*Und wenn es vorkam, daß sich die beiden Nachbarn in Gegenwart Dritter besprachen, dann unterhielten sie sich Deutsch, wenn ihre Zuhörer die Unterhaltung nicht verstehen oder stören sollten, unbekümmert darum, daß selbst Mütter nicht dreinreden konnten. So kam mir denn die deutsche Sprache schon als Kind im vorschulpflichtigen Alter als etwas ganz besonderes vor, als eine Geheimsprache, in der sich nur wenige im Dorf unterhalten konnten und solche zumeist, die etwas zu bedeuten hatten: neben dem Herrn Pfarrer und dem Herrn Rektor und Präzeptor der dicke Gastwirt, der reiche Müller und der lange Mainusch, der diente früher bei der Garde, und im Wald der panie Förster. Ich plapperte die Worttöne nach, so gut es mir eben deuchte, obgleich ich von dem Gesprochenen weder ein Wort noch auch nur den Sinn verstanden hatte. Ich wollte ‚es mir doch greifen‘ Co to szwandresz? (Was schwadronierst du da?) ich lerne sich po niemiecku! Die Mutter war's lächelnd zufrieden“.*

Nicht nur Julius Wunschik besuchte die zweisprachige Volksschule und lernte die deutsche Sprache aus den vorhandenen Schulbüchern – auf einer Seite polnisch, auf der anderen Seite deutsch - und nach den damals verwendeten pädagogischen Methoden der mechanischen Übersetzung: „*Und dann kam die Schule. Das erste Schuldeutsch brachte für die Großen eine szraibichla, eine sztaifädra (Federhalter!), einen klex (Löschblatt!), cychonki (Zeichnungen), für mich einen sztift einen ślabikorz, Syllabierbuch, nebst tabulka, aber nicht als deutsche Bezeichnungen, sondern als Bestandteile der Umgangssprache der Dorf- und Schulgenossen, des bekannten, in seiner Entwicklung von ‚Polen‘ abgeschnürten oberschlesischen Polnisch, das auch als Wasserpolnisch bezeichnet wird, weil es ein mit deutschen Flicken und Fetzen verwässertes Polnisch ist – nicht erst von gestern und heute. Auch urbürtige Oberschlesier pflegen ihr Haus- und Straßenidiom als Wasserpolnisch zu bezeichnen“.*

Schon aus der Perspektive des Jahres 1918 nahm Julius Wunschik Stellung zu dem wasserpolnischen oberschlesischen Dialekt: „*Das heutige oberschlesische Polnisch der landläufigen Unterhaltung und gegenseitigen Verständigung ist mit deutschen Ausdrücken Satz für Satz förmlich durchwirkt und durchschossen; mir ein Erweis, dass hier ein Sprachgefühl für das Deutsche mehr und mehr Eingang findet und die Anwendung deutscher Wendungen und Bezeichnungen sich nach dem*

*praktischen Prinzip der Bequemlichkeit und Schnelligkeit vollzieht und – erklärt. Ob diese Sprachwurschtigkeit an sich als eine erfreuliche oder bemängelnswerte völkische Eigenart zu werten ist, will ich hier dahingestellt sein lassen. Grundsätzlich billige ich sie nicht; ich bin bei aller Achtung vor der subjektiven Eigentümlichkeit für eine stramme Sprachzucht. Ich habe meist die Erfahrung gemacht, daß die jüngeren Oberschlesier polnischer Sprachgebiete, die also starke Anleihen bei der deutschen Sprache machen, auch einer deutschen Unterredung mit ausreichenden Verständnis folgen können – wenn sie wollen, vor allem ein bisschen Kopfanstrengung nicht scheuen“.*

Auch für die heutigen Leser kann es interessant sein, zu erfahren, welche praktischen Maßnahmen die Bauern vor 150 Jahren trafen, um ihre Kinder sprachlich zu fördern. Wunschik überlieferte uns seine soziologischen Beobachtungen sehr verständlich: „*Wie deutsche Auszählreime (damals!) aufs polnische Dorf gekommen waren, dürfte selbst für Volkskundige heute nicht leicht zu sagen sein. Ich denke z.B. an 1,2 Polizai; 3,4 Offizör; 5,6 alte Hex; 7, 8 gute Nacht; 9,10 Schläfen gähn; oder ława Bank, powróz Stang, szypyra Schpäk, głównie Dräk. Von den Austauschjungen stammt diese ‚Poesie‘ nicht, denn sie ist älteren Brauchs und Schwangs, als die zwischen polnischen und deutschen Bauerfamilien der benachbarten Kreise Cosel und Leobschütz vor 70/71 und auch nachher gepflegte Übung, die schulentlassenen Söhne gegenseitig auf ein Jahr und länger auszutauschen, um im Deutschen das Deutsche und im Pul’schen das Polnische an der Quelle zu erlernen: durch Zwang der Lage, Hören und Gebrauch. Wer dabei das Meiste profitierte, waren gewöhnlich die polnischen Jungen*“.

Der Traum von der Zweisprachigkeit oder der Wunsch nach ihr war in Teilen der oberschlesischen Bevölkerung vorhanden, man betrachtete sie als eine echte persönliche geistige Bereicherung und als ein ganz wichtiges Merkmal eines Oberschlesiers. Der Beweis ist in folgenden Worten von Julius Wunschik zu finden, mit denen er sich an die Zeit um 1871 erinnerte: „*Das polnisch-deutsche Wörterbuch von Lukaszewski und Mosbach, das sich mein Vater im Eifer für die Spracherlernung gekauft hatte, verstand ich nicht zu gebrauchen. Nach Vaters Meinung hätte man's von A bis Z auswendig lernen müssen, um ein perfekter Deutscher und ein perfekter Pole sein zu wollen*“.

Die Oberschlesier und die Probleme ihrer Sprachen! Irgendwie war und ist es in Oberschlesien bis heute ein stets aktuelles Thema – mit einem konkreten geschichtlichen Hintergrund. Die Kattowitzer Monatschrift „Oberschlesien“ von Dr. Paul Knötel war eine seriöse Kulturzeitschrift. Trotzdem sah die Schriftleitung im Februar 1919 die Notwendigkeit, einen Artikel von Julius Wunschik mit dem atemberaubenden Titel „Was der Francek und der Pietrek auf ihrem ersten Schultage heutzutage bereits deutsch zu sagen wissen oder doch verstehen“ zu

veröffentlichen. Der Artikel wurde aber mit folgender Anmerkung versehen, die den Grund erklärte: „*In dem auf unsere Veranlassung geschriebenen Aufsatz wird in scheinbar humoristischer Form eine sehr ernste Sache behandelt. Er zeigt, über welch' reichen deutschen Wortschatz ein scheinbar ganz polnisches Kind infolge seiner Umwelt verfügt. Jedenfalls ein sehr zeitgemäßes Thema*“.

Das, was der Oberschlesier sprach, sprechen wollte und konnte, aber auch sollte, war immer ein kompliziertes Thema in Oberschlesien. In der Abstimmungszeit erhielt diese Frage neue Aspekte. Der Artikel von Wunschik beinhaltete viele wasserpolnische Wörter. Hier ein Fragment für die Leser: „*Ihre Muter hat sie heute ganz besonders sorgsam gewaschen und gekämmmt, und jeder hat den neuen ancug aus dem szrank angezogen bekommen und den biglowany kraglik umgemacht und den bunten szlips und das fermettel (Vorhemdchen, auch torenbla genannt). Sogar die rote szmutichla in die hosy beizustecken ist nicht vergessen worden, und auf den pukiel hat muter dem Francek die szultasza rauf gegeben und eine große dytka mit cukjercaik. Hat der Francek auch schon eine naije Tafel und einen großen sztift in der fatterbixla, was aber Pietrek heute noch nicht mitbekommen hat; den seine muterla hat gesagt, für heute wäre nicht mehr nötig, als sich zameldować. Es geht auch heute keiner barfuß, sondern hat sztibly mit naije soly und große cweki. In die jakla hat jeder eine sznita in papiór von caitonk mitbekommen und darauf ein kesa der Francek und worszt der Pietrek. Ist der Pietrek erst drap und dann kalup gelaufen und ryc hingefallen und hat chut verloren und szticly (Stützel) zerrissen. An der Schultür hatte die muter von Francek angeklopft, aber es hat niemand rain gerufen: dann hat sie Klopcajäzuskrystus gesagt. Der läre hat beide gefragt: Wiechaistu? und hat sie aufgeschrieben. Ehhchaize Francek. Der ältere Bruder, der Seflik, hatte ihm das schon tagelang vorher beigebracht. Da war nun fajn raus, denn der Pietrek hat gar nichts gesagt. Die Mutter aber brachte den hadest; darauf stand Peter Szampera, geboren in Zimnawódka, was sich heißt Kaltwasser auf daitsz. Gleich, gleich, moj synek; hier trink erst den kafej und iß die žemla (Semmel); morgen back ich kraply und mache nudly; kannst du selbst einkaufen gehen: waicenmell null null, cygoryö und kakotej (Kakaotee) und fätu und szpäku, cwai font. Mußt du denn solchen misdrek kaufen; da wär' doch eine malcsztange gescheiter gewesen*“.

Und was ist die Moral von der oben erzählten Geschichte? Die beiden Jungen erkannten, dass sie einmal korrekt deutsch sprechen werden. Sollte dabei das Wasserpolnische als Ausgangsbasis oder als Übergangsstufe dienen? Ist das Wasserpolnische in seiner heutigen Form geeignet, die deutsche Sprache zu erlernen, oder ist es eher nicht ein mentales aber ein sprachliches Hindernis? Wie dem auch sei, der wasserpolnische Dialekt bleibt die – schwindende –

Umgangssprache von noch vielen Oberschlesiern. So war es auch in vielen Teilen Oberschlesiens nach den Wirren der Abstimmungszeit und der Teilung Oberschlesiens.

Julius Wunschik interessierte sich nicht nur für die Sprachen, Sitten und Gebräuche und für verdiente Persönlichkeiten Oberschlesiens, sondern auch für die oberschlesische Natur, was er in einigen Schriften unter Beweis stellte. Besonders hochgeschätzt wurde der Titel aus dem Jahr 1924 „Am Pilzmarkt zu Ratibor. Eine kleine oberschlesische Pilzkunde auf Grund eigener Beobachtungen am Ratiborer Pilzmarkt und in heimatlichen Wältern“.

Julius Wunschik war ein begnadeter oberschlesischer Volkserzähler, mit ihm konnte das Pilzesammeln Spaß machen, denn er lud dazu poesievoll ein: „Jetzt, Gesellen, frisch!/Heidi in's Gebüscht!/Guckt um Stöcke und die Hecken/Wo an Rändern gern sich recken/Röhrling und der Blätterpilz/Meidet Farn und hohes Gras!/Auch vor Beerstaub' geht fürbaß!/Moos und Humus an der Lichtung/Ist der Raum für gute Sichtung/Schneisen und der Wagenspur/Folgt des Edelpilz' Natur“.

Die Stadt Ratibor hatte damals einen sehr praktischen Platz mit einem entsprechenden Experten: „*Die Ratiborer Pilzbörse ist ein quadratisch gefelderter, mit Drahtschutz überdeckter Ausstellungstisch, befestigt an der Gartenmauer in der Ostseite des Dominikanermarktplatzes, auf welchem sich der Pilzhandel allsommerlich abspielt. Die Pilzbörse ist eine städtische Einrichtung seit 1918, nachdem der Krieg auf die Pilze als Volksnahrungsmittel mit besonderem Nachdruck hingewiesen hat. Bereits 1916 fand hier eine durch drei Tage stark besuchte Pilzausstellung nebst belehrenden Vorträgen statt. Wie die vorübergehende Ausstellung im Saal ist die Pilzbörse dazu bestimmt, Probeexemplare der hier marktgängigen Speisepilze aufzunehmen, so daß jedermann, der an Pilzen ein Interesse hat, tagsüber die Form- und Farbeneigentümlichkeiten nebst Namen derselben hier studieren kann. Wie? - besagt der Text vorliegender Broschüre. In Zweifelsfällen übernimmt der Verfasser – gegen Erstattung der entsprechenden Kosten – Pilze zu bestimmen*“.

Bei den Pilzen gab es eine Wiederbegegnung mit dem wasserpolnischen Dialekt, und man kann sich nur wundern, warum Pilze in Berlin nicht zu einer oberschlesischen kulinarischen Spezialität geworden sind. Fast könnte man sich so den vielgebrauchten Satz vorstellen – „Gehn wir heut zum Oberschlesier?“

Julius Wunschik erzählte zum Thema weiter: „*Worauf deuten die Pilzbenennungen, wie polok, kozok, prawok (der Echte, der Rechte, der Richtige, der Wahre), rydzy (der Braune, der Fuchsrote), siwki (die Grauen), czubjotka, surowjotka, cukrówka, krówka, kominiorz, gniewus u. dergl. hin? – Zum größten Teil ganz treffliche Metaphern entstammten sie volkstümlichem Empfinden und Vertrautsein mit den Gaben der Natur, ihrer Wertschätzung und Verwertung zum*

*Leben und des Daseins Fristung. Keiner der Namen zeugt von Ankränkelung durch des Gedenkens Blässe und des Seziermessers Schärfe, vielmehr bekunden sie alle eine Bekanntschaft mit den Dingen, die auf langen Umgang und alte Erfahrung schließen lassen. Die Namen, die das Volk erdacht und bewahrt hat, sind ein historischer Erweis dafür, daß die Pilzkenntnis und die Pilzverwertung des Ostlandes bei weitem höher über der des Westens steht und auf eine lange Übung in deren Nutzbarmachung schließen läßt; eine bloße platonische Kenntnis steht dem Volkgebaren fern. Während noch der Berliner Pfahlbauer in Pilzen kaum über den Pfefferling mit Bulletern, und, wenn er ein zugezogener aus der Schläsing ist, nicht über die ‚Kochmannl‘ hinausweiß, kennt der Slave mindestens ein Dutzend der eßbaren Schwämme seiner Heimatwälder und läßt sie sich frisch und gedörrt in mannigfacher Zubereitung trefflich munden, ja, in Kleinpolen und weiter schätzt man Pilze und verwendet sie in Gerichten, vor deren Schärfe wir uns wohl durchweg entsetzen würden“.*

Die Pilze erwiesen sich auch als etwas, was sich selbst mit oberschlesischen Worten einfach nicht beschreiben lässt, und sie waren ein fester Bestandteil der lokalen Identität unserer Heimat: „*Was sich in dem Angebot an Pilzkenntnis dem prüfenden Beobachter hier kundtut, ist erlebtes Volkswissen – kein Buch, keine Kunst hat hier Hebammenmedienste geleistet – es ist Lebensweisheit, übernommen von Urahne, Großmutter, Mutter aufs Kind; es ist ein Stück Volksgut, ein Teil Nationalvermögen, festgegründet in der Alt-Väterweise, behütet und bewahrt als ein Vermächtnis, auf das man ebenso stolz ist, wie auf verbrieftes Besitztum und Rechte, eine Erinnerung, lieb und teuer wie der Mutter Liebeswort und Lied; eine Frucht von des Lebens goldnem Strom. Wer die hier erlauschten Pilznamen lexikographisch nachprüfen wollte, käme selten an ein befriedigendes Resultat.*

*Wie sonst in Oberschlesien auch, gibt es hier ein Gemisch von Wortbenennungen, die auf mannigfachen Einfluß schließen lassen; ein paar Verstümmelungen und Verhunzungen dazu – und der Spezialname, der nur im Lokalbereich der engsten Heimat Geltung hat, ist fertig- Ein Beispiel: ‚bagieniok‘ – der Sandpilz – ein beliebter und guter, reichlich im Einzelstand vorkommender Röhrling. Wenn nun jemand von hier den am Ratiborer Pilzmarkt gehandelten Pilz nach Slawentzitzer Art – bardelog – benannte, dann würde er den lärmenden Protest des ganzen Dominikanerplatzes erfahren. Was? – Der? – Was weiß denn der? – Der will uns Pilze ‚lernen‘! Von wo ist denn der? – Wie sagt er : bardelog? – Und sagte es die Mutter: er heißt bagieniok – und niemals anders, un gutt! – Und warum nannte ihn eure Mutter so – Die hat’s von der Großmutter: immer bagieniok, und unsere Großmutter, die kannte die grzyby wie keine andere im Dorf und in der ganzen Gegend“.*

Im Jahr 1928 ging Julius Wunschik in den Ruhestand und wohnte seit dieser Zeit im niederschlesischen Frankenstein. Er war Lehrer, aber auch Jugendbildner, wie es eindeutig betont wurde, „*zweifellos einer der Bahnbrecher heimatkundlichen Forschens insbesondere für das Ratiborer Gebiet*“. Anfang der 30er Jahre verfasste er ein zweiteiliges Buch mit dem Titel „Das oberschlesische Herz“, das eine Fundgrube volkskundlicher Erkenntnisse war. Es erschien aber nur in Schreibmaschinenschrift mit wenigen Exemplaren.

Julius Wunschik, „*ein echter Oberschlesier von jener gemütsvollen Art und jenem Innenleben eines Menschen, der zutiefst in seinem Volkstum wurzelt*“, starb am 1. März 1936 in Frankenstein.

#### **Irma Erben-Sedlaczek**

„Auf ihren Gängen durch das nächt'ge Land/Geschah es, daß sich Glück und Unglück trafen/, Was willst Du und wer hat Dich hergesandt?'/So rief das Glück. ,Willst Du die Frohen strafen/Weil strahlend ich den Weg zu ihnen fand?'/Das Unglück ließ den schmerzendunklen Blick/Schwer sinnend in die grauen Weiten schweifen/Wie könntest Du mein Wesen je begreifen/Sorgloses Glück?/Du gaukelst faltergleich im Sommerlicht/Und schenkst am liebsten – ohne Maß und Schranken - /Den Übersatten, die Dir kaum noch danken/Viel Tausende, die darben, siehst Du nicht/Ich aber trete still und unbegrüßt/In Hütten, wie in schimmernde Paläste/Mir gilt der Schlechteste gleich, wie der Beste/Der ohne Schuld, wie jener schuldig, büßt/Du bringst Erschlaffen – Kräfte wecke ich!'/Und meinem Weg folgt Neiden nicht noch Hoffen/Und die um Dich einander einst verlassen/In meinem Zeichen, Glück, - sie finden sich“. So stand es 1913 in dem Gedicht „Begegnung“, das vielleicht ebenso gut „Vorahnung“ hätte heißen können.

Die Sedlaczeks waren im ausgehenden 19. Jahrhundert in Tarnowitz eine angesehene Familie. Die bekannteste Weinstube in dieser Stadt war die der Familie Sedlaczek. Selbstverständlich nicht alle Mitglieder der Familie in den Generationen waren beruflich mit der Weinstube verbunden. Bis heute steht der Name Sedlaczek weit über Tarnowitz hinaus mit dem Haus am Ring und der Weinstube in Zusammenhang. Fast völlig vergessen ist dagegen eine Dichterin, die diese Familie hervorgebracht hat.

Irmgard Sedlaczek wurde am 13. November 1879 in Tarnowitz geboren, aber lebenslang war sie unter dem Rufnamen Irma bekannt. Sie war die jüngste von sieben Geschwistern. Im Alter von sieben Jahren verlor sie nach schwerer und langer Krankheit ihren Vater Heinrich Siedlaczek. Dieses traurige Erlebnis prägte sich in dem kleinen Kind ein. Irma Sedlaczek war kränklich, deswegen hatte sie

zunächst einen Hauslehrer. Der angefangene Schulbesuch musste wegen der schwachen Gesundheit beendet werden. Anschließend wurde Irma zu Hause von einer Erzieherin unterrichtet.

Aber schon in dieser Zeit kam ihre poetische Begabung in Form von Gelegenheitsdichtungen zu Geburtstagen und anderen Festen zum Ausdruck. Auffallend war ihre Vorliebe, den Rhythmus der Verse so einzurichten, dass sie nach irgendeiner bekannten Melodie gesungen werden konnten. Das ist wohl mit den musikalischen Interessen von Irma Sedlaczek zu erklären.

1906 starb ihre Mutter Ottilie Sedlaczek, was für Irma den Abschied von Tarnowitz bedeutete. Sie ging nach Breslau und lebte bei einer verheirateten Schwester: „*Die Kunstgenüsse der Großstadt, ein anregender Verkehr, Reisen ins Gebirge und an die See, zu denen sie in den folgenden Jahren Gelegenheit hatte, erweiterten ihren Gesichtskreis und entwickelten mehr und mehr ihr poetisches Talent*“.

Während dieser Reisen lernte sie den am 10. April 1884 in Saaz in Westböhmen geborenen Heinz Erben kennen. Im Sommer 1910 fand in Saaz die Trauung der beiden statt, die Tarnowitzerin führte jetzt den Namen Irma Erben-Sedlaczek. Das Ehepaar wohnte zunächst vor allem in Innsbruck. Ihr Ehemann promovierte als Jurist 1912 an der Prager Universität, wo er der deutschen katholischen Verbindung „Ferdinandia“ angehörte. Er übernahm die väterliche Buchdruckerei in Saaz und gründete hier seinen „Verlag Dr. H. Erben“. Man erhoffte sich von ihm, dass er den österreichischen Verlagsbuchhandel in neue, erfolgreiche Bahnen nach reichsdeutschem Muster lenken werde. Die ersten Publikationen erfüllten diese Hoffnungen. Seine ihm ergebene Mitarbeiterin im Verlag war seine Frau, der diese verlegerische Atmosphäre auch guttatt.

Dass es so war, stellte sie im Herbst 1911 mit ihrem Gedichtband „Aus Kampf und Stille“, herausgegeben in Leipzig, gedruckt in Saaz, unter Beweis. Im Vorwort zu den 57 Gedichten schrieb der junge Literaturhistoriker Josef Nadler: „*Die Männer Ihrer Heimat, Schlesier reich gemischten Blutes, glitten stets nur mit leisem Finger über die Saiten, so laut das Herz ihnen auch pochte. Sie schreiten, die Frau, mit guten Weggenossen und wenn Sie den Tönen folgen, die Ihnen vorausläuteten, die Sie im Ohr so wohl erfaßten, so werden Sie, die Höhe erstiegen, bald unter ihnen sein, die einst und jetzt und immer zauberkundig an die Seelen rühren. In allen Formen und allen Spielen möge der sonnige unbeirrte Wanderer, der Spielmann Ihrer Heimat, Sie führen und leiten: Eichendorff*“.

Die Gedichte begannen mit Versen, die sich nicht im Inhaltsverzeichnis befanden. Es war ein Zeichen der innigen Liebe von Irma Erben-Sedlaczek zu ihrem Mann. In der Widmung „Meinem Gatten!“ wollte sie ihm nämlich auf poetische Weise vermitteln, was ihr Herz bewegte: „*Nun geh' ich nicht mehr suchend und*

*allein/Den wirren Pfad durch alle Dunkelheiten/In tiefem, seligem Geborgensein/Weiß ich Dich treu an meiner Seite schreiten//Und halt ich zögernd, wie erschrocken, an/Vor eines fremden, finstern Tores Schwelle/Von Deinen Händen wird es aufgetan/Und mir entgegen flutet goldne Helle“.*

Die Rezensionen in der österreichischen Presse waren kritisch wohlwollend. Man attestierte ihr keine Effekthascherei mit hohltönendem Wortgeklipper, sondern echtes und starkes Empfinden und gereiftes Fühlen. Man konnte unter anderem folgende Besprechung lesen: „*Die Verfasserin verfügt über ein ganz ausgesprochenes Formtalent und bei der spielenden Leichtigkeit, mit der sie arbeitet, werden sich bei einer Neuauflage die zahlreichen Hiaten von selbst ausscheiden, wodurch das Büchlein selbstredend nur gewinnen kann. Der Inhalt bewegt sich vornehmlich in Naturschilderungen und Liebesmotiven. Dabei gelingen der Dichterin Bilder von Uhlandscher Schönheit*“.

Tatsächlich schrieb Irma Erben-Sedlaczek in diesem Gedichtband vieles als eine frisch und glücklich verheiratete Dichterin, was im Gedicht „In Flammen“ so zum Ausdruck kommt: „*Du kamst in meine reife Sommerstille/In meinen Mittag, der in Träumen schlief/Und jäh zum goldenen Flammentanze rief/Die süße, schwere Glut Dein starker Wille!//Nun sind wir beide mitten in den Bränden/Und schwingen mit in ihrem Hochzeitsreihn/Und lodern selbst als goldne Flammen drein/Und jauchzen in das leuchtende Verschwenden!*“

Die Tarnowitzter Dichterin konnte aber auch auf anderen Saiten spielen. Im Gedicht „Sehnsucht“ offenbarte sie dieses Empfinden: „*Das heißtt ihr Sehnsucht, was da stürmt und drängt/Und schont die heiß erträumten, goldenen Weiten/Mit ihren unerschlossnen Herrlichkeiten/Vorahnend mit dem Flammenblick umfähngt/Das heißtt ihr Sehnsucht. – Kennt ihr jene nicht/Die wegemüd' auf heißer Straße schleicht?/Mit trüber Blicke halberloschnem Licht/Ein Eden suchend, das sie nie erreicht:/Die Heimat!*“

Irma Erben-Sedlaczek fuhr in dieser Zeit mit ihrem Mann oft in das kunstfrohe München. Sie veröffentlichte in den Zeitschriften kurze Skizzen und Erzählungen. In der schöpferischen Münchener Umgebung spann sie ihre dichterischen Träume. Im Herbst 1913 wurde ihr zweiter Gedichtband „Reifendes Land“ im Verlag ihres Mannes herausgegeben.

Es wurde wieder mit einem Geleitwort von Josef Nadler versehen, der damals im schweizerischen Freiburg wirkte. Seine Worte sind beeindruckend. Er schrieb: „*Über reifes Sommerland zu schreiten, zwischen schwergoldenen Ähren hin, in denen die Arbeit langer Geschlechter zur Lebensfrucht ferner Geschlechter gedeiht, das ist ein Weg für Einsame. Das ist der Weg und die Kunst Ihrer Weisen, die es wohl wert sind, ihnen die einsam stille Seele zu öffnen und all dem freud-*

*und schmerzvollen Erleben nachzusinnen, das da zu goldnen Körnern der Erkenntnis heranreift“.*

Als Dichterin ging Irma Erben-Sedlaczek einen einsamen Weg, sie verarbeitete ihre Berührungen mit der realen Welt in Versen. Aber sie hatte auf diesem Weg einen treuen Gefährten, der ihr Sicherheit gab und sie auch inspirierte. In diesem Gedichtband stand ebenfalls die Widmung „Meinem Gatten!“ mit folgenden Versen: „*Meiner Seele reifend Land/Liegt in Glanz vor Dir gebreitet/Wartend, daß Dein Lieben es durchschreitet/Bis es alle Wege wiederfand/Die du selber mich geleitet*“.

Diesmal rezensierte man das Buch nicht nur in Österreich, sondern die Autorin wurde auch in ihrer oberschlesischen Heimat bemerkt. Im Dezember 1913 besprach Hildegard Knötel in der Kattowitzer Monatschrift „Oberschlesien“ das Werk der Tarnowitzinerin. Sie schrieb: „*Es ist ein vornehmes Buch. Da ist nichts Lautes, Krasses, aber viel Licht und Wärme. Man geht durch dieses ,reifende Land‘ wie durch einen schönen Traum. Und doch ist soviel Lebenskraft und Wahrheit darin. Ja, von unbegreiflich Schönem klingt es in diesem Buch, ob es nun dem tiefen Mitleid der auf der Schattenseite des Lebens Wohnenden Ausdruck gibt, ob es von reichem inneren Glück leise nur spricht, oder des hoffnungslosen Schmerzes erschütternder Ausbruch ist. Überall verspüren wir einen Hauch dieses reichen Dichtergeistes, dieser starken, doch so weichen Frauenseele. Die Menschen, alle die sich etwas über den Alltag erheben, sind so leicht einsam. Den Meisten liegt auch weniger an einem großen Leserkreis, als an einem verständnisvollen. Darum auch sage ich, ich wünsche dem Bändchen recht verständnisvolle Leser*“.

Zu solchen verständnisvollen Lesern gehörten sicherlich die Frauen im Prager „Klub deutscher Künstlerinnen und Kunstfreunde“, in dem Irma Erben-Sedlaczek ihre neuen Gedichte vorlas. Vielleicht bekamen die Frauen auch das Gedicht „Graue Zeit“ zu hören: „*Es ist, als wär' die Sonne tot/Die Tage steigen grau und leer/Aus sternloser Nächte Schacht/sie schleichen freudelos einher/Und finden endlich, stumpf und schwer/Zurück in eine dumpfe Nacht/Und jedes Lachen, jeder Schrei/Erstickt in stummer, grauer Not/Des Lebens Strom rinnt träge vorbei/An dieser Tage Einerlei/Es ist, als wär' die Sonne tot*“.

Aber es war keine graue Zeit für Irma Erben-Sedlaczek, die gerade im Herbst 1913 mit der italienischen Goldenen al-merito-Medaille für Literatur ausgezeichnet wurde. Es war ein glückliches und erfülltes Dasein einer Dichterin, ein Schreiten über das reife, märchenhaft-kaiserliche Sommerland.

Im Gedicht „Der Dichter“ beschrieb sie für literarische Zwecke das tragische Schicksal eines Poeten: „*Es war ein Dichter. – Seine blassen Hände schlängeln/Weiße, verträumte Blumen zu schimmernden Kränzen/Weiße, verträumte Blumen, die eine Seele hatten und sangen/Leise Lieder, die waren wie*

*rieselndes Glänzen/Wie Stimmen der Stille und erstes,träumendes Licht/Leise Lieder, die Menschen verstanden sie nicht/Schüttelten staunend die Köpfe über den seltsamen Dichter/und seine blutlosen Weisen/Er aber ging an ihnen vorbei/Tiefer hinein in seinen träumenden Garten/Wo die weißen Blumen das Lied seiner Seele sangen/Und tausend schweigende Wunder/Seiner erlösenden Hände harrten//Und eines Morgens fand man den Dichter tot/Die Menschen sagten: er sei Hungers gestorben/Und war doch nur am eignen Feuer verglutzt!/ In weißen Bränden war seine Flamme verloht/An leisen Liedern war seine Seele verblutet!“.*

Am 21. November 1914 erlag der k.u.k.-Leutnant Heinz Erben seiner schweren Verwundung in Serbien. Die Witwe Irma Erben-Sedlaczek veröffentlichte jetzt in der Presse kurze Novellen, Skizzen und Märchen sowie Buchrezensionen. Sie betätigte sich mit Vorlesungen zu Gunsten der Kriegfürsorge. Sie hielt sich jetzt vorzugsweise in Breslau auf und trat hier gelegentlich als Rezitatorin ihrer eigenen Dichtung auf, aber am Ende kam sie im Herbst 1918 zu ihrer Schwester nach Breslau zurück.

1917 erschienen in dem von Wilhelm Wirbitzky in Schlesiengrube herausgegebenen „Schlesischen Musenalmanach“ zwei Gedichte von Irma Erben-Sedlaczek, die in dem Gedicht „Der Tod und wir Frauen“ ihr Erdenleid nach dem Verlust ihres Mannes ausdrückte: „Wie war er uns fremd geworden/so lange, lange schon fremd/der Tod im stählernen Harnisch/der Tod im eisernen Hemd!/Doch als sich die ersten Garben/seine fressende Sense schnitt/als die ersten Helden uns starben/da starb alle Fremdheit mit!/Seither hat die blutigen Reisen/die Wege von Schlacht zu Schlacht/mit dem Tod im klirrenden Eisen/unser Herz hat sie mitgemacht/Und wenn seine Sense mähte/dann lagen wir bang auf den Knie'n/und türmten unsre Gebete/als wehrende Wälle um ihn/Wir haben um manche Beute/mit gerungen so lang/bis nach erbitterten Streite/seine Macht – unsre Liebe bezwang!/Doch – viele sind, die dem Harten/zu nahe ins Antlitz sah'n/die haben in heimlichem Warten/die Tore ihm aufgetan/Die grüßen ihn als Befreier/wenn er schweigsam zu ihnen tritt/und folgen ihm – froh wie zur Feier/den Weg, den ihr Liebtestes schritt!“.

In dem zweiten Gedicht „Der Tempel“ gelang es ihr, die Hekatomben von Opfern dieses Krieges aus der Perspektive des Jahres 1916 ausdrucksvoll darzustellen: „So schwingt der Tod nun den Hammer/den hart er dem Leben entwand/Und mitten im stöhnenden Jammer/mitten im qualmenden Brand/Wuchtet er kantige Steine/und wirft sie dem Schicksal zu/”Erbaue im dunkelsten Haine/den dunkelsten Tempel Du!/Denn, die ihn betreten müssen/sie stehen schon wartend bereit/sein Heiligtum schauernd zu küssen/Nur – wölbe die Tore weit-/es ist ein Zug von Millionen!/Die kommen nun, Hand in Hand/zutiefst miteinander

*verwandt/in Tempel des Schmerzes zu wohnen“*. Die beiden Gedichte erschienen dann 1922 in dem Zyklus „in memoriam belli“.

In diesem Zeitraum wurde Irma Erben-Sedlaczek Mitglied der traditionsreichen literarischen Gruppe „Breslauer Dichterschule“. Um 1923 begann ihre Zusammenarbeit mit dem Schriftsteller Alfons Hayduk in der Zeitschrift „Der Neue Osten. Zweimonatsschrift für Kultur, Kunst, Kritik“.

In der Abstimmungszeit engagierte sich Irma Erben-Sedlaczek für den Verbleib von Oberschlesien bei Deutschland. Als eine Aufklärungsarbeit in dieser Richtung war die Ausstellung „Arbeit und Kultur in Oberschlesien“ gedacht, die im Oktober 1919 in Breslau stattfand. Irma Erben-Sedlaczek und der Schriftsteller und Lehrer an der Tarnowitzer Bergschule Robert Kurpiun trugen am 6. Oktober im Rahmen der Autoren-Abende aus eigenen Werken vor. Im November 1920 veröffentlichte der „Schlesische Musenalmanach“ in seiner Abstimmungsnummer ihr Gedicht „An mein Oberschlesien“.

Irma Erben-Sedlaczek war Mitglied der Vereinigten Verbände heimatreuer Oberschlesier. Sie veröffentlichte ihre Erinnerungen an die Abstimmungszeit in Oberschlesien im März 1921, in denen es u.a. hieß: „*Da möchte ich zunächst noch einmal der Arbeit der Verbände gedenken, denen ihr Amt, weiß Gott, nicht leicht gemacht wurde. Was boten die Herren Franzosen alles an Schikanen auf, um möglichst viele Abstimmungsberechtigte an der Reise in ihre Heimat zu verhindern! Aus eigener Erfahrung will ich nur einen einzigen Fall erwähnen. Meine älteste Schwester ist auf den Namen Magdalena getauft. In der Geburtsurkunde stand nun dieser Name, während sie in dem Trauschein Magdalene genannt war. Dieser eine Buchstabe genügte der französischen Behörde, um die sonst völlig in Ordnung befindlichen Papiere als ‚ungültig‘ zurückzuweisen. Am Rande will ich nur bemerken, daß wir keine Mühe scheuteten, um diesen ‚argen Fehler‘ zu berichtigen und daß meine Schwester, ebenso wie unsere übrige Familie, an der Abstimmung teilnahm. Szenen, die der Drolligkeit erlangten, konnte man an den Stellen beobachten, wo man seine Angaben machen und später seine Papiere abholen musste. Endlich die Ankunft im alten Heimatstädtchen Tarnowitz! An den Zug heranzukommen war Helfern und Angehörigen verboten worden. Bei uns stieß die Unterkunft auf keinerlei Schwierigkeiten, - bot doch unser altes Vaterhaus Raum genug für uns vier noch lebenden Geschwister. Unser Berliner Bruder war schon zur Stelle. Am Abend des Abstimmungstages saßen wir – eine stattliche Tafelrund, denn unser Haus faßte leicht die vollzählig versammelte, große Tarnowitzer Verwandtschaft – und harrten der ersten Wahlergebnisse. Sie klangen ermutigend genug und obgleich unser Senior, der kriegserprobte Generalmajor Böhm, mahnte: ‚Kinder, keine Vorschußlorbeeren – noch ist die Entscheidung nicht gefallen!‘ – leerten wir doch*

*die schäumenden Champagnerkelche freudig auf ‚Unser deutsches Oberschlesien‘.  
Schon die nächsten Tage trüpfelten Wermut in den Kelch der Freude. Und als wir – es war am Karfreitag – nach Breslau zurückfuhren, da konnten wir auf die drängende Frage, die oft genug auf den Stationen gestellt wurde: ‚Wie steht es bei Euch‘ nur bedrückten Herzens antworten: ‚Nicht zum Besten!‘“*

Im Frühjahr 1922 gab Irma Erben-Sedlaczek in Breslau ihren dritten Gedichtband mit dem Titel „Die Stimmen des Tages“ heraus. Die Beuthener Zeitung „Ostdeutsche Morgenpost“ veröffentlichte folgende Rezension zu diesem Buch: „*Ein schmales Büchlein nur, aber inhaltsvoll, beim ersten Lesen unwiderstehlich gefangen nehmend. Wer die Lyrik dieser schlesischen Dichterin noch nicht kannte, ist überrascht und gefesselt von soviel Sprachschönheit und dichterischer Sehkraft. Es spricht für die Selbstzucht dieser glutvollen Frauenseele, daß sich unter diesen Gedichten auch kein einziges befindet, das man missen möchte, dem man nicht einen seelischen Gewinn zu verdanken hätte. Da sind z.B. einige Gedichte, überschrieben: ‚in memoriam belli‘, von einer sehrischen Weise, Größe der Anschauung und Plastik in der dichterischen Formung, daß sie für die Ewigkeit geschrieben sein könnten. Alles bei dieser Frau ist Klarheit, so gedankenschwer ihre Poesie auch ist, und für alle ihre dichterische Glut hat Irma Erben-Sedlaczek den jeweils vollendetsten sprachlichen Ausdruck gefunden. Eine Dichterin, deren Name nicht nur, sondern deren Gedichte der Nachwelt überliefert zu werden verdienen“.*

Paradoxalement ist das dritte Buch von Irma Erben-Sedlaczek für die Leser am schwierigsten zugänglich und deswegen auch am wenigstens bekannt. Man kennt seinen Inhalt nur durch die wenigen Gedichte, die in Zeitschriften und Anthologien veröffentlicht wurden.

Irma Erben-Sedlaczek eröffnete den Gedichtband wieder mit einer Widmung an ihren Mann. Es war ein dichterisches Epitaph einer liebenden und geliebten Ehefrau an ihren Mann, über das Grab hinaus. In „Meinem Toten“ schrieb die Witwe: „*Du wirst dieses Buch nie mehr in Deinen lieben Händen halten/ in denen meines Lebens Glück geruht/ und die sich längst im kühlen Grabe falten/ Und doch rinnt Deines Lebens warmes Blut/in diesen Blättern! Denn was zu gestalten/ mich zwang : es war Dein Geist – und war Glut von Deiner Glut!*“.

Schon in ihren zwei ersten Bänden hatte die Dichterin die Angewohnheit, viele Gedichte ohne Titel zu lassen. In Inhaltsverzeichnissen waren sie dann mit der ersten Verszeile zu finden. Auch bei dem folgenden Gedicht aus dem dritten Band ist es so: „*Wenn im Herbst die Tore offen stehn/Ist's ein seltsam Schaun in Hof und Gärten/Ehe sie des Sommers Schmuck entbehren/Haben wir nie wahrhaft sie gesehn//Weinlaub floß um bröckelndes Gestein/Kletterosen eckten kahle Pforten/Trug und holde Täuschung allerorten/Buntes Wesen über fahlem*

*Sein//Wenn im Herbst die Tore offen stehn/Welken unsrer Jugend bunte Lügen//Und wir können uns nicht mehr betrügen/Wenn wir selber uns ins Antlitz sehn“.*

Im Jahr 1926 wohnte Irma Erben-Sedlaczek nachweislich in Prag. Wann und warum sie dorthin gegangen war, ist nicht bekannt. Ihre Gedichte und Skizzen wurden in Zeitungen und Zeitschriften in Österreich, der Tschechoslowakei und in Oberschlesien veröffentlicht – aber immer seltener und immer weniger. Die letzte Spur von Irma Erben-Sedlaczek ist ihr Vortrag am 16. März 1932 über das Wesen der Graphologie im Prager „Klub deutscher Künstlerinnen und Kunstmäuse“. Wahrscheinlich lebte sie noch im Jahr 1941, aber die Frage wo ist offen. Es gibt Spekulationen darüber, dass sie in Innsbruck gestorben ist.

Es war eine oberschlesische Dichterin, die nur kurz über reifes Sommerland schritt, bis ihre Sonne tot war. Erinnern wir uns aber an sie als eine Jüngerin von Eichendorff. Ihr Gedicht „Frühsommer“ begann im Jahr 1911 den Gedichtband „Aus Kampf und Stille“ so: „Das ist die Zeit, da 's wie ein scheues Ahnen/Von tiefster Luft im Hauch des Tages weht//Und ihre stillen, ew'gen Sternenbahnen/Die Nacht mit einem weichen Lächeln geht//Da sich der Tag, in blühender Schönheitsfülle/Das Lichtgewand mit Gold und Purpur säumt//Und in der Nächte dunkler Knospenhülle/Der jungen Sehnsucht weiße Blüte träumt“.

### **Hans Alexander**

Der Titel des Artikels hat es in sich. Ich schreibe Hans und denke Moser, ich schreibe Alexander und denke Peter. Warum ich es so assoziiere, ist mir nicht klar, muss es auch nicht sein. Ein rationaler Versuch der Erklärung dieses Phänomens kann lauten: Oberschlesien stand lange auch unter kulturellen Einflüssen Österreichs. Die Oberschlesier waren ja zeitweise Untertanen der Wiener Kaiser, in der Gegend von Bielitz und Teschen sogar bis 1918. In der Gegend von Cöslau gestalteten sich um die Mitte des 18. Jahrhunderts recht intensiv preußisch-österreichische Kontakte.

Hans Alexander wurde am 20. Februar 1885 in Bitschin im Kreis Tost-Gleiwitz geboren. Das Oberschlesierland war da seit mehr als hundert Jahren preußisch, die Industrialisierung war in vollem Gang. Hans Alexander entschied sich, Lehrer zu werden und besuchte zwischen 1901 bis 1906 das Lehreseminar in Zülz und wurde danach zunächst Volkschullehrer in Radoschau, dann ab April 1907 in Nesselwitz. Ab Januar 1911 begann er an der Volksschule in Cöslau zu unterrichten. So erreichte er den Ort seiner Lebensbestimmung, aber seine Lebensaufgabe war ihm damals noch nicht bekannt.

Nach dem Ersten Weltkrieg und nach der Teilung Oberschlesiens Mitte 1922 wurde die Heimatkunde in Oberschlesien wirklich entdeckt, und in der nachmaligen Provinz Oberschlesien wurde auf sie großer Wert gelegt. Die weitere industrielle Entwicklung des Landes stand selbstverständlich an erster Stelle, aber immer bedeutender wurde auch die Frage der kulturellen Ansprüche der Oberschlesier. Das Angebot in diesem Bereich musste auch das kulturelle und geschichtliche Erbe des Landes umfassen. In der ersten Linie der Heimatforscher standen hierbei viele oberschlesische Lehrer, denn sie wussten auch um den erzieherischen Wert der Heimatkunde für die immer hektischer lebenden Menschen in einer technisierten Welt. Den Oberschlesiern mussten einfach die kulturellen Bestandteile der Verwurzelung in ihrer engeren Heimat zusammengefasst und vorgezeigt werden, damit sie diese bewusst erleben konnten.

In dieser günstigen Atmosphäre begann Hans Alexander an die Gründung eines Heimatmuseums in Cöslau zu denken. Wie es aber im Leben oft geschieht, ausschlaggebend dafür war ein Ereignis privater Art. Aber so wie es im Leben eben ebenfalls sein kann, es mussten erst einige Schwierigkeiten überwunden werden.

Hans Alexander berichtete über die Anfänge des Museums in Cöslau so: „*Den Anstoß zur Gründung des Cöslauer Heimatmuseums gab das Auffinden von Familienurkunden meiner leiblichen Vorfahren aus dem Jahr 1757 und folgenden. Es war hohe Zeit, die Erinnerungen von Cöslau aus längst vergangenen Zeiten zu sammeln, um sie vor Verschleppung, Verfall und gänzlicher Vergessenheit zu retten. Ein entsprechender Appell an den Magistrat der Stadt Cöslau wie an die Cöslauer Bürgerschaft verfehlte nicht seinen Zweck. Freilich wurde ich auch zur Zeit von maßgebenden Stellen gewarnt, hierorts ein Heimatmuseum ins Leben zu rufen. Ich sollte wohl sammeln, aber die Spenden den Nachbarmuseen überlassen*“.

Hans Alexander ließ sich aber bei seinem Vorhaben nicht entmutigen, und im Januar 1924 wurde das Cöslauer Heimatmuseum eröffnet. Der Name hierfür war stolz, in Wirklichkeit bestand das Museum zunächst ein paar Jahre lang aus drei entfernt voneinander liegenden Räumen, darunter – wie konnte es anders sein – aus der Wohnung von Hans Alexander. Jeder Anfang ist halt schwer.

Aber auch das Sammeln von potentiellen Ausstellungsobjekten erwies sich als nicht einfach, wie Hans Alexander sich daran erinnerte: „*1925 erging ein Aufruf an alle Groß- und Kleingrundbesitzer, an die Geistlichkeit sowie an sämtliche Schulen des Kreises mit der Bitte um Unterstützung und Förderung der Heimatsammlung. Der Erfolg war verschwindend klein. So manche Antwort klang wenig ermutigend*“.

Hans Alexander setzte aber seine begonnene Arbeit unermüdlich und einfallsreich fort. Allmählich brachte sie auch Früchte, die sich zeigen ließen. Hans Alexander schrieb darüber: „*Die Museumsgaben gingen in der Folgezeit in erfreulicher Weise recht zahlreich ein. Die Sammlung vermehrte sich zusehends und wurde anfangs in der eigenen Wohnung untergebracht. Doch ward dieser Zustand auf die Dauer unerträglich, und die Stadtverwaltung sah sich vor die Notwendigkeit gestellt, hierfür ein besonderes Zimmer bereitzustellen. Im Januar 1926 wurde in der Ring'schen Stiftung am Ratiborer Platz eine Mansarde zur Heimatstube eingerichtet. Aber auch dieser Raum erschien bald zu klein. Im Finanzamt wurde ein weiterer Raum gefunden, der dringend notwendig war zur Unterbringung des inzwischen beschafften Festungsreliefs*“.

Das fast sechs Quadratmeter große Modell der Festung Cosel war tatsächlich ein interessantes und lehrreiches Schaustück, anhand dessen sich auch die wechselhafte Geschichte dieser Stadt von europäischem Ausmaß erzählen ließ. Es konnte viel erzählt werden, denn die ersten Spuren der Stadt, oder genauer gesagt, der Burg Cosel in der Geschichte sind schon Anfang des 12. Jahrhunderts zu finden.

Die Festung Cosel wurde von den Österreichern erbaut, aber nach der Eroberung Schlesiens durch Preußen sofort umgebaut. Den Museumsbesuchern präsentierte sich folgendes Bild, verbunden mit der Geschichte ereignisvoller Zeiten: „*Mächtig und unvergleichlich schön hebt sich das Weichbild der Stadt aus den es umgebenden Mauern und der einzelnen Redouten hervor. An der Ostseite ragt hoch empor der Montalembertsche Turm, das Fort ‚Friedrich Wilhelm‘, welches als Horch- und Beobachtungsposten benutzt wurde. Kein Wunder, wenn die Festung den Österreichern im Siebenjährigen Krieg als uneinnehmbar galt und 1806/07 dem Ansturm der vereinigten Franzosen und Bayern in heldenmütiger Weise standzuhalten vermochte*“.

Im Frühjahr 1932 konnte Hans Alexander hinsichtlich eines geeigneten Standortes für das Museum endlich zufrieden sein. Die Errichtung einer neuen Turnhalle ermöglichte der Stadtverwaltung, für das Heimatmuseum hier größere Räume einzurichten. Die bisher verstreute Sammlung wurde auf einen einzigen Platz gebracht und neu sachgerecht in vier Abteilungen aufgebaut.

In der geschichtlichen Abteilung befanden sich außer dem Modell der Festung Cosel auch Bilder der Kommandanten dieses Bollwerkes, Bilder der Mitkämpfer von 1806/07, der Befehlshaber der feindlichen Armeen sowie bildliche Erinnerungen an prominente Persönlichkeiten der Stadt aus den letzten drei Jahrhunderten. Gesammelt waren hier auch Erinnerungsstücke aus dem Weltkrieg.

In der kulturgeschichtlichen Abteilung waren die Exponate stark zusammengedrängt. In den Schaukästen lagen Stadturkunden, Stadtbilder und Stempel, aber auch Lebensmittelmarken und -karten. Die Vitrinen bargen Schmuck und Porzellan, Uhren und Krüge. Man präsentierte in diesem Raum auch kirchliche Erinnerungsstücke sowie die Geschichte der städtischen Zünfte und viele andere Exponate.

An einer Seite dieses Raumes präsentierte man Beispiele aus dem örtlichen Geistesleben mit Werken u. a. von Max Waldau, Ernst Weyher, Dr. Hugo Otczipka, Maria Petras, Amanda Sonnenfels, Clementine Sprengel, Georg Rasel und Ernst Friedrich Zwirner.

Im vorgeschichtlichen Raum gab es nicht nur Funde aus der Jungsteinzeit, der Bronze- und Eisenzeit, geologische Proben, sondern auch eine Münzsammlung und Notgeldscheine. Zu sehen waren auch Erzeugnisse der Gleiwitzer Eisenkunstgießerei und exotische Schmetterlinge.

Die vierte Abteilung wurde der Volkskunde gewidmet. Die Wände waren mit Landschaftsbildern, bildlichen Darstellungen von Trachten und Bräuchen geschmückt, in den Schaukästen wurden verschiedene Alben, Sammelmappen und alte Bücher ausgestellt.

Im Jahr 1934 feierte das Coseler Heimatmuseum sein zehnjähriges Bestehen. Hans Alexander fasste diesen Zeitraum mit diesen Worten zusammen: „*Die stark bewegte geschichtlich-historische Vergangenheit berechtigte wohl die Stadt und ehemalige Festung Cosel zur Führung eines Heimatmuseums. Zehn Jahre besteht es bereits, eine geraume Zeit für das Leben des Einzelnen, ein Markstein für die Heimatsammlung, bei dem man halt macht und einen Rückblick und Ausblick tut. Groß und vielseitig war die stille Kleinarbeit: schwer deshalb, weil diese von mir allein bewältigt werden mußte. Die gesamte Korrespondenz wurde von mir geführt. Besondere Sorgen bereiteten die Raum- und Geldverhältnisse, namentlich in den ersten Jahren. Die musealen Zuwendungen wurden in dem Jahrzehnt in rund 50 Veröffentlichungen periodisch in der lokalen Tagespresse publiziert. Im Interesse des Coseler Heimatmuseums fanden im Laufe dieser Jahre auch Vorträge mit Lichtbildern statt, die von dem Staatlichen Vertrauensmann, Dr. Freiherrn v. Richthofen, später von dessen Nachfolger, Dr. Raschke, und von mir gehalten worden sind. Das Coseler Heimatmuseum beteiligte sich auch an einigen Ausstellungen, so in Wiesbaden, Dresden, Breslau und Warschau.*

*Dank der Fürsorge der Stadtverwaltung, dank der finanziellen Unterstützung der Preußischen Regierung, der Provinzialverwaltung, der Kreisbehörde und der Zellstofffabrik ‚Waldhof‘, Cosel-Hafen, dank des großen Entgegenkommens zahlreicher Coseler Firmen, sowie der unzähligen Gönner und Freunde, konnte das Coseler Heimatmuseum zu dem werden, was es eigentlich sein soll, eine Kultur-*

*und Bildungsstätte für alle Volksschichten. Das Heimatmuseum bedarf ja auch des Mitdenkens und des Mitarbeitens der ganzen Bevölkerung, welche ihrer Heimatliebe kein besseres Denkmal setzen kann als in dem Heimatmuseum, dem Spiegel der Heimat. Aus dem Volke kommend, für das Volk bestimmt!".*

Hans Alexander erforschte die Geschichte seiner engeren Heimat und verbreitete das Wissen über sie nicht nur im Heimatmuseum sondern auch sehr effektiv als Lehrer in Schulen. Es war vielleicht sogar sein besonders wichtiges Verdienst, die Schüler in der Liebe zur Heimat zu erziehen.

Er verbreitete sowohl das Wissen als auch die Heimatliebe ebenfalls in vielen lokalen und regionalen Zeitungen, Zeitschriften und Heimatkalendern. Er verfasste auch Beiträge für die Beilage „Oberschlesische Heimat“ in der „Coseler Zeitung“.

1936 erschien anlässlich des 150. Todesjahres des für die Geschichte so bedeutenden Königs sein fundiertes Buch „Friedrich der Große und Cosel“, das er seiner Heimatstadt widmete. Im Vorwort schrieb er: „Auf Grund meiner jahrelangen Tätigkeit im Dienst der Coseler Heimatforschung, die mich reichhaltige Unterlagen über diesen Zeitabschnitt unserer engeren Heimat sammeln ließ, und des Rundfunkvortrags, den ich 1935 im Reichsnebensender Gleiwitz über einen Ausschnitt dieser Zeit hielt, habe ich dieses Büchlein geschrieben, im guten Glauben, unserer heranwachsenden Jugend einen Dienst damit zu erweisen. Meinen Ausführungen sind einige Briefe in wörtlicher Wiedergabe beigelegt, um Friedrich den Einzigen selbst, wie auch weitere Persönlichkeiten jener Zeit zu Worte kommen zu lassen“.

Hans Alexander war natürlich nicht der einzige Forscher und Vermittler der Coseler Heimatkunde, aber er war der Gründer des Heimatmuseums. Man kann zum Beispiel nicht sagen, dass der am 11. Dezember 1881 in Radoschau geborene Theophil Konietzny (ab 1938 Enden) in seinem Schatten stand. Die beiden zogen an einem Strang. Nachdem Konietzny als Studienassessor in Breslau, Oppeln und Neustadt gearbeitet hatte, begann er ab Mai 1923 am Coseler Gymnasium zu unterrichten, ab Januar 1927 als Studienrat.

Er war Autor von vielen Publikationen über die oberschlesische Geschichte und Heimatkunde in Form von Artikeln und auch Büchern. Sein Interessenspektrum war dabei breit. So schrieb er von den Bausteinen zur oberschlesischen Landeskunde, von der Urbare von Radoschau und Chrost bis zu Spukgeschichten und Volksbräuchen in Radoschau. Theophil Enden starb am 22. Januar 1946 im niederschlesischen Habelschwerdt.

1939 erschien von Hans Alexander ein Buch mit dem Titel „Sagen und Spukgeschichten aus Stadt und Kreis Cosel O/S.“. Es war: „Gewidmet Herrn

*Studienrat Th. Enden an der General-Litzmann-Schule Oberschule für Jungen in Cosal Oberschlesien".*

Das Buch beinhaltete Sagen, die sowohl von Heimatforschern als auch von Schulen gesammelt worden waren. Die Geschichten wurden in erster Linie für die Jugend herausgegeben, um sie für ihre sagenumwobene Heimat zu begeistern, sie aber beim Lesen auch zu ergötzen.

Dem Buch stellte Hans Alexander das Bild des legendären Raubritters Kozioł voran, von dem möglicherweise der Name der Stadt Cosal abgeleitet wurde. Es überwogen die Spukgeschichten über den in Oberschlesien sehr populären Wassermann. Auch der heutige Leser wird in ihren Bann gezogen, und auf eine unerklärliche Weise ist er mittendrin im Spukgeschehen.

Auch ich empfand dieses seltsame Gefühl, das ich fast bildhaft erlebte, als ich das Folgende las: „*Der Hund zu Drosselschlag. Wenn er bellte, schlug ihm eine helle Flamme aus dem Maul. Dieses schwarze Tier wurde dort öfters beobachtet. In einer Nacht lauerten zwei Männer, die keine Furcht kannten, dem Ungeheuer auf und wollten es fangen. Mit dem Glockenschlage zwölf erschien das feuerschnaubende Gespenst. Einer wollte es mit einem Knüppel schlagen und holte bereits aus. Da erstarrt ihm plötzlich der Arm, so daß er ihn gar nicht senken konnte. In diesem Augenblick verschwand der Hund in der Finsternis*“.

Der unversehrt gebliebene Mann sang das alte oberschlesische Lied „Black dog“ über die Gefahren eines solchen schwarzen Hundes und ging seinen Weg weiter. In dem immer dichteren Wald erblickte er eine altersgraue Holzhütte. Da erinnerte er sich an die einst gelesenen warnenden Worte: „*Kein Mensch will dort in der Abenddämmerung, geschweige denn nächtlicherweise vorbeigehen. Lieber macht man einen weiten Umgang, um ja nicht in die Nähe des windschiefen Häuschens mit dem verwitterten, fast bis zur Erde reichenden Strohdach zu kommen; denn die Bewohnerin gilt als Hexe. Woran erkennt man eine Hexe?*“.

Eine gute Frage, stellte der Mann fest, er begann das volkstümliche oberschlesische Lied „Fairies wear boots“ zu singen und ging seinen Weg weiter. Es war keine Täuschung, die dunklen Bäume flüsterten ihm eine Geschichte ins Ohr, die ihn schaudern ließ: „*Auf dem Weg von Reinschdorf nach Cosal liegt ein Gut. Vor einigen Jahren standen noch auf der Wiese hinter dem Gut die Galgen. Eines Abends geht ein Bauer dort vorbei. Er hört die Knochen an den Galgen im Winde klapbern und ruft: „Ihr dort oben da, euch lade ich alle zu meiner Kirmes am Sonntag“. „Wir kommen“, antwortet eine hohe Stimme. Dem Bauern wird es unheimlich zumute, und er beschleunigt seine Schritte. Sein Rausch ist plötzlich fort. Am nächsten Tag läuft er zum Pfarrer, bittet um Rat, doch dieser antwortet: „Dabei kann ich dir nicht helfen“. Am Sonntag, als alle fröhlich bei Tische sitzen, erscheint plötzlich ein feingekleideter Herr, setzt sich zu Tisch, spricht kein Wort*

*und beginnt zu essen. Der Bauer und seine Gäste erstarren. Nach einiger Zeit spricht der hohlwangige Herr: „Und nun lade ich dich für nächsten Sonntag zu meiner Kirmes ein“, und von Entsetzen gepackt, stammelt der Bauer: „Ja‘ Am Sonntag geht der Bauer zum Galgenfeld. Er ißt und trinkt und will bald wieder heimgehen. ,Nein, du mußt bei uns schlafen“.*

Die Bäume unterbrachen wie auf einen unheimlichen Wink das Flüstern, und der Mann blieb allein mit seinen ängstlichen Vorstellungen über das Ende der Geschichte. Deswegen sang er das traditionelle oberschlesische Lied „Gallows Pole“ und ging seinen Weg weiter.

Mitten in dem Wald des Schreckens bewegte sich vor seinen Augen ein nächtlicher Leichenzug: „Priester, Ministranten, Sänger, Träger und Begleiter waren in Schwarz gekleidet und trugen in den Händen ihre Köpfe. Ihr Grabgesang klang schauerlich. Auf der Bahre stand ein Sarg“. Unser Mann ahnte es, der Sarg war für ihn bestimmt. Er fing an, das beliebte oberschlesische Lied „End of the night“ zu singen, aber der Alpträum dauerte an, und der Mann löste sich am Ende dieser Nacht in Luft auf und wurde selbst ein Teil der oberschlesischen Spukgeschichten.

Hans Alexander verdanken wir drei Porträts von mit Cosel verbundenen Schriftstellerinnen. Die erste war die 1849 im kurländischen Libau geborene Clementine Sprengel. Aber in Cosel entstanden ihre von Jugendlichen gern gelesenen Bücher. Sie starb am 5. Mai 1919 in Cottbus.

Die am 23. April 1874 in Oppeln geborene Maria Petras war noch 1930 eine der breiten Öffentlichkeit unbekannte Schriftstellerin. Sie war Lehrerin in Cosel und trat später in den Orden der Ursulinen ein. 1928 besuchte sie nach 30 Jahren Cosel und schrieb darüber: „Beim letzten Gang vom Ring durch die Kommandanturstraße umfängt mein Geist noch einmal alle, alle Freunde des Wiedersehens. Ich grüße noch einmal all‘ die lieben Gesichter, - und da weiß ich plötzlich, warum man doch so närrisch fest an Cosel hängen muß: Die Seele ist‘s, die Seele des lieben alten Cosel, die einen so warm, so herzlich aufnimmt und hält“.

Sie war Autorin von vielen Büchern, darunter auch einigen, die mit Cosel verbunden waren. Das 1924 herausgegebene Buch „Herzschläge einer kleinen Stadt. Roman aus der Franzosenzeit“ erhielt den Segen des Papstes Pius XI. Mater Maria Bonifatia Petras starb am 23. Oktober 1942 in Liebenthal im Kreis Löwenberg.

„Anfang Juli d. J. feiert eine uns jetzigen Coselern gewiß meist unbekannte Heimatdichterin ihren 70. Geburtstag. Nur wenige werden sich noch der Jubilarin erinnern“. So schrieb 1932 Hans Alexander über die am 4. Juli 1862 in Cosel geborene Amanda Sonnenfeld, die als Schriftstellerin mehr unter dem Namen

Sonnenfels bekannt wurde. Sie schrieb Bücher für den erwachsenen Leser, aber beliebt war sie vor allem als Autorin von über 50 bebilderten Versbüchern für Kinder.

Ihr Buch „Vom täglichen Brot“ über den langen Weg des Brotes auf unseren Tisch ist durchaus auch im 21. Jahrhundert empfehlenswert. Amanda Sonnenfels schrieb darin: „*Mutter, Mutter, Butterbrote!/Bitte, gib uns nur geschwind/Zweie, dreie, viere, fünfe/Weil wir ganz so hungrig sind//Mädchen rufen es und Knaben/Und die Mutter wird umschirrt/Und so viel will jedes haben/Daß sie gar nicht fertig wird//Kinder, esst und laßt's euch schmecken/Aber habt ihr's schon bedacht/Wie das Brot, das euch so mundet/Wird von Anfang an gemacht?//Bäcker bäckt es', rufen Alle/Ja, doch woher kommt das Mehl?/Paßt mal auf und hört recht artig/Was ich euch davon erzähl'///Kinder setzen sich gehorsam/Um die Mutter rings herum/Sie erzählt, und alle lauschen/Bald vor Staunen heiß und stumm*“. Nach dem Literatur-Lexikon von Franz Heiduk soll sie 1935 in Breslau gestorben sein. Ihr Name stand aber noch in dem Breslauer Adressbuch für das Jahr 1937.

Hans Alexander wohnte nach der Vertreibung aus Cöslau 1946 zunächst in Bad Oeynhausen, später in Löhne. Er starb hier am 5. November 1959.

### **Max Ring**

Sagt uns das heute noch etwas, wenn jemand als ein Achtundvierziger bezeichnet wird? Auch mit dem Zusatz „von altem Schrot und Korn“? Wohl wenig. Die Geschichte ist voller Daten und deren Benennungen. Die 68er-Bewegung ist uns bekannt, denn diese Bezeichnung ist noch ein Teil unserer Gegenwart und für einige vielleicht sogar miterlebte Geschichte. Für Max Ring hingegen war das Jahr 1848 das Datum, das sein Leben entscheidend geprägt hat.

Bei seiner Geburt am 4. August 1817 war sein Geburtsort interessant. Max (Marcus) Ring wurde nämlich in Zauditz im Kreis Ratibor geboren, aber genau genommen lag diese Ortschaft im Hultschiner Ländchen. Das Geburtsdatum gilt als ziemlich sicher, in Frage kommt aber auch der 22. Juli 1817.

Sein im Herzogtum Warschau geborener Vater war ein Bekannter des preußischen Grafen Christian von Haugwitz und wurde dessen Gutsbeamter in Zauditz, daneben betrieb er auch eine Branntweinbrennerei, eine Brauerei und Gastwirtschaft.

Schon als Kind war Max Ring ein Träumer, er hatte aber bereits eine schmerzhafte Erfahrung hinter sich: „*Während ich auf dem Rasen lag, überließ ich mich den Eingebungen meiner lebhaften Phantasie, welche mir die seltsamsten Bilder und Erscheinungen vorgaukelte. Überhaupt litt ich als Kind häufig an*

*derartigen Halluzinationen und schrecklichen, immer wiederkehrenden Träumen. Trotz dieser Träumereien war ich ein sehr lebhaftes, aufgewecktes Kind, das um so mehr von Vater und Geschwistern verzogen wurde, da ich das Unglück gehabt hatte, meine Mutter zu verlieren, als ich kaum vierzehn Wochen alt war“.*

Im Alter von sechs Jahren begann für Max Ring der Unterricht bei einem Privatlehrer, der ein Befürworter der Methode von Pestalozzi war. Danach besuchte Max Ring kurze Zeit eine Privatschule in Ratibor und anschließend, da seine älteste Schwester in Gleiwitz verheiratet war, die dortige jüdische Gemeindeschule.

Max Ring war ein fleißiger Schüler mit literarischen Ansätzen: „*Frühzeitig zeigte sich auch bei mir die Lust und das Talent für Poesie. Noch nicht zehn Jahre alt, verfaßte ich mein erstes Gedicht ‚Das Veilchen‘, das ich dem Herausgeber des in Gleiwitz erscheinenden ‚Oberschlesischen Wanderers‘ brachte, der auch wirklich diesen kindlichen Versuch abdruckte, worüber ich natürlich eine große Freude empfand*“.

Sein Vater war mit seinen schulischen Leistungen aber nicht zufrieden, und unter diesen Umständen begann Max Ring das Gymnasium in Ratibor zu besuchen. Als Gymnasiast begeisterte sich Max Ring für den Novemberaufstand in Kongresspolen im Jahr 1830. Er erlebte die Cholera-Epidemie in Ratibor, nahm Tanzstunden, und nach einem Konflikt mit seinem Mathematiklehrer musste er das Gymnasium verlassen. Zwei Jahre später bestand er 1836 sein Abitur am Oppelner Gymnasium.

Im selben Jahr wurde er Student an der medizinischen Fakultät der Breslauer Universität. In dieser Zeit begann er sich mit drei anderen Kommilitonen für die Lehre des Philosophen Baruch Spinoza zu interessieren, und zwar im Rahmen eines Vereins. Auch veröffentlichte er in der Presse seine ersten lyrischen und epischen Gedichte. Wenn es seine Zeit ermöglichte, nahm er am kulturellen Leben der Stadt teil, in der aber nach seiner Meinung nur ein geringes Interesse an der Literatur herrschte, bedingt durch ihre ungünstige geographische Lage und die Vorherrschaft des Handelsstandes. Er betätigte sich auch als Hauslehrer in einer Kaufmannsfamilie.

Ab Oktober 1838 setzte er sein Studium in Berlin fort, das ihm als Stadt in jeder Hinsicht imponierte. Beeindruckt wurde er auch durch den literarischen Verein „Tunnel über der Spree“. In Berlin traf Max Ring junge liberale Menschen, die einen entscheidenden Einfluss auf sein späteres Leben und seine ganze Entwicklung hatten. Es wurde dabei gedichtet und philosophiert. Max Ring gehörte auch zu dem Kreis um Bettina von Arnim, deren kulturelle und soziale Aktivitäten er bewunderte.

Am 7. August 1839 promovierte Max Ring in Berlin und bestand anschließend auch das Staatsexamen. Der plötzliche Tod seines Vaters führte zu finanziellen Engpässen, so dass er auf seinen Wunsch, sich als praktischer Arzt in Berlin niederzulassen, verzichten musste. Er ging zunächst nach Breslau zu seinem Bruder, der hier ein großes Manufakturgeschäft führte.

1840 verließ Max Ring Breslau und hoffte, dank einer Empfehlung von zwei Freunden Hausarzt des Fürsten in Pleß zu werden, was eine Wiederkehr nach Oberschlesien bedeutete. Max Ring schrieb später über den Ort Pleß und dessen Bedeutung: „*Damals bildete noch die Herrschaft Pleß einen kleinen Staat im Staat, mit einer besonderen Verwaltung, der sogenannten ‚Kammer‘, mit eigenen Hoheitsrechten und Privilegien, zu denen auch die fürstliche Leibgarde oder ‚Vibranten‘ gehörten, welche in ihren schwefelgelben Uniformen vor dem Schloss paradierten. Es gab auch einen förmlichen Hofstaat en miniature. Trotzdem die Erbuntertänigkeit in Preußen aufgehoben war, bestand hier noch ein patriarchalisches Verhältnis, welches vielfach an die veralteten Zustände erinnerte. Ein großer Teil der ländlichen Bevölkerung mußte noch Robot- und Spanndienste leisten. Der Fürst besaß noch alle Regale wie ein kleiner Souverän und übte selbstständig die Gerichtsbarkeit aus, indem die Richter von ihm ernannt und vom Staat nur bestätigt wurden. Das Land zeichnete sich durch seine Fruchtbarkeit und malerische Schönheit aus. Man fand hier noch wirkliche Urwälder mit dem reichsten Hochwild, große Seen und Teiche, welche von Fischen wimmelten, mächtige kohlen- und Erzlager, die jedoch wenig oder gar nicht ausgebeutet wurden, weil auch der Bergbau Regal war und es dem Fürsten oder seinen Beamten an industriellem Unternehmungsgeist zu fehlen schien. Unter diesen Verhältnissen konnte man sich nicht wundern, daß die an sich großartige Herrschaft nur geringen Ertrag brachte. Aus Mangel an guten Wegen und geeigneten Absatzquellen verfaulten jährlich tausende von Klaftern des besten Nutzholzes*“.

Max Ring hatte genug Zeit für Wanderungen durch die Plesser Gegend, weil er nach seiner Ankunft zunächst auf den Fürsten warten musste, der gerade nicht vor Ort weilte. Pleß war weder Berlin noch Breslau, aber er musste sich auch hier nicht langweilen: „*Ich selbst fand in Pleß eine überaus freundliche Aufnahme und eine Anzahl gebildeter Familien, wie man sie sonst nur selten in einer so kleinen Stadt antrifft. Unter den fürstlichen Beamten gab es mehrere interessante Männer, mit denen ich bald bekannt wurde und einen angenehmen Verkehr unterhielt. Ich besuchte öfters die Eltern des späteren Herausgebers der Neuen Freien Presse in Wien, Max Friedländer, der damals noch Gymnasiast war. Am meisten aber befriedete ich mich mit dem alten Muhr, dessen gastfreies Haus der Sammelplatz aller besseren Elemente in dem Städtchen war. Er stammte aus*

*einer angesehenen, durch Geist und Wissen ausgezeichneten jüdischen Familie in Berlin. Wie Mendelssohn, David Friedländer und Jakobsohn zählte er zu jenen aufgeklärten Männern, welche unermüdlich gegen die Vorurteile ihrer Glaubensgenossen und für die bürgerlichen Rechte der Juden kämpften. Er war im eigentlichen Sinne das Orakel und der Ratgeber der jüdischen Gemeinden in Oberschlesien und übte einen großen Einfluß aus, da er auch bei der Regierung in hohem Ansehen stand“.*

Eines Tages kam es zum Anstellungsgespräch mit dem Herzog Heinrich von Anhalt-Köthen in seiner Eigenschaft als Fürst von Pleß. Max Ring erhielt die gewünschte Arbeitstelle nicht, weil er mit seinen 22 Jahren noch keine Erfahrung als Arzt hatte, und der Fürst wollte nicht einen so jungen Arzt bei sich anstellen.

So wanderte Max Ring in Oberschlesien Richtung Westen, denn in Gleiwitz wohnten seine älteste Schwester und sein Schwager, ein wohlhabender Kaufmann. Hier gelang es ihm, eine nicht unbedeutende Praxis zu eröffnen. Er war mit dem Ortwechsel war sogar zufrieden, denn Gleiwitz war eine alte und zugleich aufblühende Stadt im entstehenden oberschlesischen Industriebezirk.

Gleiwitz wurde zu einer seiner besonderen Lebensstationen, was folgende Worte auch bezeugen: „*Während meines langjährigen Aufenthalts fand ich hinlängliche Zeit und Gelegenheit, mich durch eigene Anschauungen mit interessanten und damals noch wenig bekannten Verhältnissen bekannt zu machen, da sich meine Praxis bis an die polnische Grenze mit der Zeit ausdehnte. Land und Leute zeigten wie in Irland, mit dem dieser Teil Oberschlesiens manche Ähnlichkeit hat, die schärfsten Kontraste und Gegensätze. Diese Gegensätze machten sich am stärksten in den weiten Hütten- und Bergwerksdistrikten bemerklich, in denen ich als Arzt hauptsächlich beschäftigt war. Sobald der Morgen graut, erblickt man zahlreiche Bergleute und Grubenarbeiter in schwarzen oder grauen Leinwandkitteln, mit dem Schurzfell auf dem Rücken und der Lampe am Gürtel, mit ihren Werkzeugen gleich gespenstischen Schatten vorüberziehen und in der Tiefe verschwinden*“.

Max Ring war kritischer Beobachter der oberschlesischen Wirklichkeit in der Zeit der Industrialisierung dieses Landes. Es war ein Prozess mit verschiedenen Folgen in jedem Aspekt des Lebens der oberschlesischen Bevölkerung, was auch Max Ring nicht entkommen konnte.

Was hat er im oberschlesischen Industrievier noch gesehen? Er sah hier zwei Welten: „*Großartige Hüttenwerke, Paläste der Eigentümer und Arbeiterkolonien steigen plötzlich mitten in der Wildnis, im dichten Wald empor, ein überraschender Anblick in solcher Einsamkeit. Der Eindruck wird noch erhöht, wenn des Abends die hellen Flammen und Flämmchen meilenweit den Horizont erleuchten und in der Dunkelheit das Schauspiel einer glänzenden Illumination*

*gewähren. Durch die gewonnenen Schätze werden unzählige Hände in Bewegung gesetzt. Zwischen den Gruben, Hütten und Lagerplätzen bewegen sich unablässig die Karren und Lastwagen, die erst in neuerer Zeit den Pferdebahnen und anderen zweckmäßigeren Beförderungsmitteln weichen mussten.*

*Auf dem schwer beladenen Gefährt ausgestreckt, leitet der Landmann oder sein Knecht die halb verhungerten Gäule; er selbst schlafend, halb berauscht, da der leichte Verdienst ebenso leicht und schnell in den vielen Schenken am Weg vertrunken und verjubelt wird. Unterdessen bleibt der Acker unbestellt oder den Frauen, Kindern und alten Leuten überlassen, so daß die Wirtschaft nicht gedeihen kann. Überall reges Leben und Treiben neben Trägheit und Verkommenheit, unermeßliche Reichtümer und unbeschreibliche Armut, glänzender Luxus und trauriger Mangel, raffinierte Kultur und rohe Unbildung“.*

Die Landschaft wurde nicht nur durch die Industrie geprägt, sondern auch durch die hier zu Industriearbeitern werdenden Oberschlesier. Wie war es aber ethnisch um den Oberschlesier bestellt? Max Ring lieferte hier unterschiedliche Antworten. Einerseits schrieb er im Jahr 1898: „Wie dies oft bei Grenzbevölkerungen zu beobachten ist, hatte die oberschlesische die Fehler und Schwächen beider in ihr vereinigten Rassen; die Berührung des deutschen mit dem slavischen Element hatte auf beide schädlich gewirkt und ihre Entwicklung aufgehalten“.

Ein Jahr zuvor beschrieb Max Ring die Eigenschaften der oberschlesischen Bevölkerung als eine Art Polarität zu den Merkmalen der rein deutschen Oberschlesier, indem er betonte: „Dieselben Gegensätze, die das Land darbietet, zeigen sich auch im Charakter und Leben seiner Bewohner. Von der Natur gut veranlagt und geistig geweckt, ist das oberschlesische Landvolk durch jahrhundertlange Sklaverei entartet und verwildert. Unter dem Druck der auf ihm lastenden, erst durch die neuere Gesetzgebung aufgehobenen Leibeigenschaft mußten alle besseren Keime erstickt werden. Trotz seiner großen Bildungsfähigkeit, Anstelligkeit und schnellen Auffassung fehlt dem oberschlesischen Bauern und Arbeiter die Ausdauer, Zähigkeit und Zuverlässigkeit des Deutschen. Wie dieser ein geborener Phlegmatiker, so ist jener der geborene Sanguiniker, rasch in seinen Entschlüsse und Taten, ohne Überlegung, leichtsinnig, reizbar, bald ermüdet, oberflächlich, ohne moralische Widerstandskraft, grundsatzlos und hinterlistig, zum Lügen und Stehlen geneigt, träge und arbeitsscheu, dabei gutmütig, stets willig, nie um eine Auskunft verlegen, freundlich und liebenswürdig, doch selten treu und anhänglich; ein halber Wilder, ein großes unerzogenes Kind, mit all den guten und schlechten Eigenschaften eines Kindes“.

Die Voraussetzungen für einen zivilisatorischen und kulturellen Aufschwung waren also nicht besonders günstig, aber irgendwie haben ihn unsere halbwilden Ahnen doch geschafft. Vielleicht waren sie damals sogar glücklich, wie Max Ring in einem seiner Sprüche dichtete: „*Das Paradies ist uns noch nicht verloren/es wird mit jedem Kinde geboren/Soll es für alle blühn auf Erden/Müssen die Alten wie Kinder werden*“.

Ein Paradies auf Erden wäre tatsächlich wünschenswert, aber es war und ist leider eine Utopie. In Oberschlesien war das Leben um 1840 so wie es eben ablief: In Preußen konnte man ruhig leben, die Ausnahmen bestätigten nur die Regel. Für einen liberalen Menschen wie Max Ring waren die herrschenden Zustände aber nicht zufriedenstellend: „*Zu der Zeit, als ich in Oberschlesien lebte, war der Bauer noch im gewissen Sinne der weiße Sklave des Gutsbesitzers, obgleich die Leibeigenschaft und Erbuntertänigkeit schon längst aufgehoben war. Es herrschte damals auf dem flachen Land noch eine aller Beschreibung spottende Willkür und Rechtsunsicherheit. Die Fälle, daß Leute zu Tode geprügelt wurden, zählten keineswegs zu den Seltenheiten und diese Verbrechen kamen nur ausnahmsweise zur Anzeige und Bestrafung der Schuldigen, da die Furcht zu groß war. Charakteristisch für diese Zustände war mir die Äußerung des freisinnigen Oberlandesgerichtspräsidenten und Landtagsabgeordneten Wentzel aus Ratibor: daß die Winkeladvokaten in Oberschlesien eine Wohltat für das Landvolk wären, weil durch ihre sonst so schädliche Tätigkeit so manches verborgene und ungeahnte Unrecht zur Kenntnis des höheren Gerichtes gelange. Zu diesen Übelständen gesellte sich noch der mangelhafte Unterricht, die Abhängigkeit der Schule von der Geistlichkeit, welche das Volk nur in seiner dumpfen Unwissenheit und seinem religiösen Fanatismus zu erhalten suchte und jeden Fortschritt hemmte. Zwar fehlte es in diesem Stand nicht an einzelnen Männern, die sich in der Zeit der Not durch eine hohe Selbstverleugnung und Opferfreudigkeit auszeichneten, aber die Mehrzahl begnügte sich mit einem leeren Zeremoniendienst, ohne sich um die sittliche Hebung und Veredelung der ihnen anvertrauten Seelen zu kümmern*“.

Jede europäische Region hat ihre eigene Geschichte sowie Sitten und Bräuche, nicht anders war es und ist es in Oberschlesien. Wenn man ein Land und seine Einwohner beurteilt, läuft es wie bei der Rezension eines Theaterstücks oder eines Buches. Man kann da unterschiedliche Rezensionen lesen.

Viele oberschlesische Zustände waren reformbedürftig, was Max Ring auch genau wusste. 1847 kam dazu ein neuer Beitrag von ihm: „*Auch andere erschütternde Ereignisse nahmen während meines Aufenthaltes in Gleiwick mein Interesse in Anspruch, vor allem der sogenannte ‚Oberschlesische Hungertyphus‘, der mit Recht eine traurige Berühmtheit erlangt hat und mir selbst einen ungeahnten*

*ärztlichen Wirkungskreis eröffnete. Verschiedene Umstände, die eigentümliche Lage der ländlichen Bevölkerung, die ungünstigen klimatischen Einflüsse, vorangegangene Missernten, schlechte und mangelhafte Nahrungsmittel und verkehrte Maßregeln trugen dazu bei, die anfänglich nur sporadisch auftretende Krankheit zu einer entsetzlichen Höhe zu steigern und einen Notstand hervorzurufen, wie er schrecklicher nicht gedacht werden kann. Die Hauptschuld wurde jedoch nicht mit Unrecht dem alten Regierungssystem zugeschrieben, das alle Warnungen und Mahnungen der besser Unterrichteten nur als Äußerungen des beschränkten Untertanenverstandes und liberaler Unzufriedenheit erachtete und die laut um Hilfe rufende Stimme der Presse durch die bestehende Zensur zu ersticken suchte. Schon in den letzten Monaten des Jahres 1847 sah man die Vorboten des drohenden Unheils. Scharen von Bettlern, hungernde Greise, Frauen und Kinder zogen im Land umher und flehten mit jammervoller Stimme um ein Stück Brot, um die Abfälle der Küchen, selbst um rohe Kartoffelschalen, die sie gierig verschlangen. In einzelnen Kreisen traten infolge der schlechten, unzureichenden Ernährung gastrische Fieber und Ruhren auf, aus denen sich allmählich der Typhus entwickelte. Die Mehrzahl der Besitzenden blieb jedoch teilnahmslos gegenüber der täglich zunehmenden Not. Bei einer in Rybnik im November 1847 abgehaltenen Kreisversammlung erschienen von 57 Rittergutsbesitzern nur 12, um an den so wichtigen Beratungen teilzunehmen. Der anwesende Regierungskommissar erklärte unumwunden: daß der Staat nichts tun könne, und lehnte alle dahinzielenden Vorschläge ab, obgleich ihm nachgewiesen wurde, daß allein im Rybniker Kreis zwanzigtausend Einwohner buchstäblich hungerten und im höchsten Grad der Unterstützung bedürften“.*

*Besonders schlimm wütete die Hungertyphus-Epidemie in dem Max Ring gut bekannten Kreis Pleß, aber auch die benachbarten Kreise waren nicht von ihr verschont: „Unter solchen Verhältnissen war es erklärlich, daß die Not immer mehr um sich griff und die mit ihr verbundenen Krankheiten sich schnell über den größten Teil Oberschlesiens verbreiteten. Von allen Seiten kamen die furchtbarsten Berichte, welche jedoch nicht veröffentlicht werden konnten, da die Zeitungen den strengen Befehl erhielten, jede derartige Mitteilung zu verschweigen. Nur in den auswärtigen, besonders in süddeutschen freisinnigen Blättern las man zuweilen haarsträubende Schilderungen aus Oberschlesien, die jedoch entweder nicht beachtet oder für gehässige Übertreibungen der liberalen Schriftsteller gehalten wurden.*

*In kurzer Zeit erreichte die Zahl der Erkrankten und Gestorbenen eine furchtbare Höhe. Es mangelte an jeder Hilfe, an Nahrungsmitteln, Kleidern, Pflege und Medizin. Zu den Schrecken des Todes gesellte sich noch eine stumpfe*

*Verzweiflung, eine aller Beschreibung spottende Gleichgültigkeit und Apathie der durch ihr langjähriges Elend und ihre Unwissenheit demoralisierten Bevölkerung. Ich selbst beeilte mich trotz meiner großen Privatpraxis, die Behandlung der Typhuskranken in 15 mir von der Regierung zu diesem Zweck überwiesenen Ortschaften in Gemeinschaft mit dem Kreiswundarzt Tiesler in Gleiwitz zu übernehmen. Die Zahl der mir überwiesenen Patienten belief sich auf Hunderte".*

Im Februar 1848 begaben sich Max Ring und Tiesler in das Dorf Klein Schierakowitz bei Kieferstädtel westlich von Gleiwitz, versorgt mit Medikamenten, um den Kranken zu helfen. Der Arzt Tiesler starb später selbst an Typhus. Die Eindrücke nach der Ankunft in das Dorf beschrieb Max Ring so: „*Die niedrigen Hütten schienen uns wie ausgestorben und von Menschen verlassen, nirgendwo stieg Rauch auf. Rings umher herrschte das Schweigen des Todes, nur von dem Krächzen der aufgescheuchten Dohlen und Krähen unterbrochen. Erst nach langem vergeblichem Herumirren fanden wir das Haus des Dorfschulzen, bei dem wir uns nach dem Stand und der Zahl der Kranken erkundigen wollten. Wir fanden in der ersten Hütte die Tür verschlossen und mußten lange Zeit laut klopfen, bevor uns geöffnet wurde. Auf der Schwelle wankte uns ein Mann, oder richtiger ein Schatten mit abgezehrten, zitternden Gliedern und einem Leichengesicht entgegen. Als er uns erblickte, rief er mit heiserer Stimme: „Was wollt Ihr bei mir? Geht! Hier ist die „große Krankheit“ (Wielka choroba). Da wir ihm begreiflich machen, daß wir Ärzte wären und ihm und den Seinigen helfen wollten, zeigte er eine große Freude und rührende Dankbarkeit. Unter Tränen erzählte er, daß er mit seiner Familie seit Wochen keinen Menschen gesehen und nur von etwas Mehl und Kleie gelebt habe. Auf dem ungedielten Lehmboden lagen auf verfaultem Stroh sechs Kranke, darunter zwei bereits in Verwesung befindliche Kinderleichen, da der Vater noch zu schwach war, die Toten fortzuschaffen. Überall fanden wir dieselben grauenvollen Bilder des größten Elends, der höchsten Not“.*

Max Ring schrieb seine Erlebnisse bei der Typhusbekämpfung nieder und hatte vor, diese zugunsten der Kranken zu publizieren. Sein Manuskript verlor aber durch die Streichungen der Zensur viel von seinem Inhalt, so dass er auf die Veröffentlichung verzichten musste.

Das Buch versah er mit dem Gedicht „An den König“, das auch nicht in voller Länge hätte erscheinen dürfen: „*Es kniet an Deines Thrones Stufen/O Herr! Der Ärmste Deiner Knechte/Er naht sich Dir zwar ungerufen/Doch Du bist milde, der Gerechte//Er spricht zu Dir nur wenig Worte/Sein Schrei ist kurz, der Schrei der Not//Er streckt die Hand aus, die verdorrte/Dem König Wahrheit, uns nur Brot//Seit Jahren dulden wir bescheiden/Wir hätten länger noch geschwiegen/Wär' nicht der Ruf von unsern Leiden/Wie Meergebraus*

*emporgestiegen//Du hörtest wohl: es war die Presse/Die Dir die reine Wahrheit bot/O Herr! Mit gleichem Maße messe/Gib ihr die Freiheit, uns nur Brot!//Viel Schreiber sind in Deinen Staaten/Die sitzen weich im warmen Neste/die sagen: Herrlich steh'n die Saaten/Und alles geht bei uns auf's Beste//Geduldig ist der weiße Bogen/man malt darauf schön rosenrot/Die Ernte hat uns oft betrogen/Und gab uns Korn statt Brot//Du bist ein Vater Deinen Kindern/Dein Herz ist heute grammzerrissen/Doch willst Du helfen, willst Du lindern/So mußt Du alles wissen//Wir zeigen Dir die faulen Leichen/Wir schminken nicht den bleichen Tod/Den kann uns die Zensur nicht streichen/Dem König Wahrheit, uns nur Brot//Ich weiß, Du willst uns Vieles geben/Du erbtest ja der Mutter Güte/Doch Totes läßt sich nicht beleben/Drum schütze Herr die junge Blüte//Mir ahnt von ernsten, trüben Tagen/Wer kennt, womit die Zukunft droht?/Was Du gesät, wird Früchte tragen/Mit Liebe zahlt das Volk sein Brot".*

Allmählich wurde die Epidemie erfolgreich bekämpft, und das Leben von Max Ring kehrte wieder in seine normalen Bahnen zurück. Aber nach fast zehn Jahren in Gleiwitz sehnte er sich offensichtlich nach der Atmosphäre einer Großstadt, woraus er keinen Hehl machte: „*Ich vermißte die nötige geistige Anregung und die mir gebotenen materiellen Genüsse konnten mich nicht dafür entschädigen. Mit der Zeit ekelten mich die wüsten Trinkgelage und Orgien an, denen sich auch die Besseren nur zu leicht in kleinen Städten überlassen pflegen. Ich erkannte immer klarer, dass ich unter solchen Umständen zu Grunde gehen und mich aufreißen müßte*“.

Das Jahr 1848 war aber nicht wegen der Typhusepidemie in Oberschlesien turbulent. Es war vor allem eine Zeit des Völkerfrühlings in vielen europäischen Ländern. Mit Neugier wartete man auf die Nachrichten aus Berlin und Breslau. Die revolutionäre Begeisterung erreichte schließlich auch Gleiwitz. Max Ring sprach auf vielen Volksversammlungen über die Rechte des Volkes, was aber nicht allen gefiel.

Am 28. März 1848 stand auf der ersten Seite des „Oberschlesischen Wanderers“ ein Artikel von Max Ring, betitelt „Was bringt uns die neue Zeit“. Er schrieb u.a.: „*Die glorreiche Revolution vom 18. und 19. d.M. hat auch uns die Freiheit erkämpft, das höchste Gut der Menschheit uns errungen. Eine neue schöne Zukunft bricht heran, an uns allein liegt es durch Vorsicht und Weisheit, Mut und Beharrlichkeit die Früchte jenes blutigen Kampfes zu genießen. Jeder Bürger ist jetzt Ratgeber des Vaterlandes geworden. Die Presse ist heute frei, benutzt fleißig die Zeitungen, prüft was sie bringen und behaltet das Beste. Ihr werdet die verschiedensten Ansichten vertreten finden, um so besser werdet ihr die eigenen bilden können. Der allgemeine Landtag wird zusammenberufen werden. Die Nationalbewaffnung ist eingeführt. Der schönste Schmuck des Bürgers ist die*

*Waffe, mit der er Ruhe und Ordnung aufrecht hält und Haus und Herd beschützt. Jeder Preuß ist Soldat, jeder Soldat ist Preuß. Alle Konfessionen stehen im Staat gleich. Nicht der Glaube, sondern der Fanatismus trennt die Menschen. Denkt was Christus sagte: Liebet einander! Wir werden einander lieben Bürger eines Vaterlandes. Unser König trägt die deutschen Farben, Schwarz, Gold, Rot. Wir sind Preußen, aber auch Deutsche. Durch Einigkeit groß und stark wird Deutschland gerüstet stehen in der Zeit der Not, ein Schrecken für seine Feinde, eine gemeinsame Mutter für alle ihre Kinder“.*

Die Gegner der Reformen waren aber stark und einflussreich. Ihre Macht bekam Max Ring zu spüren. In Kurzfassung beschrieben, geschah Folgendes: „Am 4. Mai war es in der Stadt selbst zu einer nicht unerheblichen Ruhestörung gekommen. Ein anonymes Flugblatt unter dem Titel „Nur keine Judenemancipation“ hatte den Dr. Ring zu einer kurzen Entgegnung veranlaßt, die in der ersten Nummer der neu begründeten ‚Gegenwart‘ am 2. Mai mit seinem Namen versehen erschien. Doch schon am 1. Mai hatte ein Teil der Bürgerschaft hiervon Kenntnis erhalten. In Folge dessen erscheinen gegen Abend ein und zwanzig Personen vor dem hiesigen Bürgermeister Nerke und verlangen die Bestrafung des Dr. Ring. Ihre Erklärung ward zu Protokoll genommen. Doch half dies nichts. Alle Orte, wo Dr. Ring vermutet wurde, werden aufgesucht, man findet ihn nicht; unter dem Ruf ‚alle Juden sind Betrüger‘ wälzen sich die Massen nach den Häusern der Juden. Fenster werden eingeworfen, Möbel und Waren vernichtet, ja teilweise entwendet. Erst gegen 3 Uhr morgens gelang es mit Hilfe der Bürgerschützen und des hiesigen Militärs ohne Blutvergießen dem Tumult Einhalt zu thun. Dr. Ring hatte heimlich die Stadt verlassen. Am 9. Mai verwahrt er sich im ‚oberschlesischen Wanderer‘ gegen die Lügen seiner Verleumder und erklärt, ‚daß er gern von Gleiwitz für immer scheidet, wenn seine Entfernung allein den gestörten Frieden wiederherstellen kann‘.“

Der durch Freunde vorgewarnte Max Ring verließ dank ihrer Hilfe Gleiwitz in der Nacht des 1. Mai, und per Bahn kam er zunächst nach Oppeln. Anschließend ließ er sich in Breslau als praktischer Arzt nieder. Nach Gleiwitz kam er erst nach längerer Zeit wieder, um seine Schwester zu besuchen. Er blieb zwar seinen Überzeugungen treu, aber in Breslau betätigte er sich nicht mehr politisch, sondern kehrte zu seiner unterbrochenen schriftstellerischen Tätigkeit zurück. So begründete er diese Entscheidung: „In den Versammlungen führten die lautesten Schreier das große Wort und die bedenklichsten Elemente drängten sich am meisten hervor, während die Besseren verstummt und sich immer mehr zurückzogen, wogegen die Reaktion immer kühner ihr Haupt erhob und durch die Fehler der demokratischen Partei an Zahl und Macht täglich zunahm“.

Er verfasste einen Zyklus von sechzehn Sonetten unter dem Titel „Revolution“, beschäftigte sich mit Theaterkritik. Für die Breslauer „Neue Oder-Zeitung“ schrieb er Feuilletons, besonders über die Zustände in Oberschlesien, die von Karl Marx in der „Neuen Rheinischen Zeitung“ oft nachgedruckt wurden. Seine Gedichte über Oberschlesien konnten auch die Leser der „Dresdner Abendzeitung“ lesen. Er beendete sein schon in Gleiwitz entworfenes Trauerspiel „Die Genfer“ über den Arzt Michel Servet und die Grenzen des Glaubens und Wissens, der Autorität und Freiheit in den Zeiten von Johannes Calvin. In dieser Phase verfasste er auch seinen ersten Roman „Berlin und Breslau 1847-1849“.

Die Atmosphäre in Breslau war nach der Niederwerfung der Revolution typisch für Zeiten nach dem Scheitern einer Idee: „*Mehr als alles betrübte uns aber der jähre Umschlag der öffentlichen Meinung, die Charakterlosigkeit der Menge und die Gesinnungslosigkeit des vor dem Erfolg kriechenden Haufens. Über Nacht verwandelten sich wütende Demokraten in noch wütendere Reaktionäre und blutrote ‚Linke‘ in schwarz-weiße ‚Rechte‘. Die Gemeinheit und Erbärmlichkeit machte sich breit und feierte ihre Triumphe*“.

Anfang Oktober 1850 verließ Max Ring Breslau mit einem Kontrakt über Romane aus der preußischen Geschichte und begann ein neues Lebenskapitel in Berlin. In der Hauptstadt herrschte nach dem Sieg der Reaktion ebenfalls eine missmutige, gedrückte Stimmung. Die Mehrzahl von Rings Freunden verließ Berlin teils freiwillig, teils gezwungen. Max Ring schrieb vor allem Bücher und verweilte in den Berliner Kulturreisen. Der ihm noch aus Breslau bekannte Schriftsteller Berthold Auerbach hatte 1843 die bekannten „Schwarzwälder Dorfgeschichten“ verfasst. Sie waren die Inspiration für die von Ring 1852 herausgegebenen „Stadtgeschichten“, die dann fortgesetzt wurden. Max Ring wurde 1852 Mitglied des literarischen Vereins „Tunnel über der Spree“. Er schrieb für den „Kladderadatsch“ und die „Gartenlaube“, für die „Vossische Zeitung“ verfasste er Theaterkritiken, in der Wiener „Neuen Freien Presse“ führte er die Berliner Chronik. Mit einem Wort – er war in seinem Element. 1856 heiratete er Elvira Heymann, deren Vater der Verleger Carl Heymann war, und gab seinen ärztlichen Beruf gänzlich auf. Das Ehepaar Ring hatte eine Tochter, die aber früh starb, und einen Sohn.

1856 erschien Max Rings Buch „Aus dem Tagebuche eines Berliner Arztes“, das in den ersten Kapiteln eine Art Abrechnung mit der Zeit in Oberschlesien darstellte. Das oberschlesische Thema griff er auch in dem Roman „Ein verlorenes Geschlecht“ über das Schicksal des im persönlich bekannten Fürsten Maximilian von Sulkowski in Slupna bei Myslowitz auf. Die sechsbändige Publikation widmete Max Ring „Herrn Schulze-Delitzsch, dem Gründer der deutschen Genossenschaften, dem hochverehrten Freunde“.

Das Vorwort zu dem Buch „Rosenkreuzer und Illuminaten. Historischer Roman aus dem 18.Jahrhundert“ enthielt wohl das literarische Bekenntnis von Max Ring: „*Hauptsächlich war es aber dem Herausgeber darum zu tun, ein kulturhistorisches Bild des Jahrhunderts der Vergessenheit zu entreißen und ein reiches, vielbewegtes Leben, in dem sich alle Verirrungen und Täuschungen, aber auch alle besseren Elemente einer bedeutenden Vergangenheit wieder finden, seinen Lesern vorzuführen, wobei er weder verschweigen will, noch kann, daß ihn manche Ähnlichkeit und Beziehung zu der Gegenwart geleitet hat. Die großen Fragen der Menschheit kehren immer wieder; doch die Wahrheit und Vernunft werden auch stets über Lüge und Aberglauben triumphieren*“.

Max Ring rezensierte selbst viele Bücher und Theaterstücke. Über das Trauerspiel „Maria Moroni“ von dem Berliner Schriftsteller Paul Heyse fällte er folgendes Urteil: „*Die Handlung erinnert nur zu sehr an die französischen Sittengemälde aus der Pariser Gesellschaft, an die ewig unbefriedigte Frau, an den blasierten, aber höchst interessanten Löwen des Salons und an den ehrenwerten, nur etwas bornierten Mann der modernsten Kreise; nur hat Paul Heyse die Szene nach Italien, die Zeit in das siebzehnte Jahrhundert und die berüchtigte Kameliendame in den Hintergrund verlegt. Der Stoff ist derselbe und die Charaktere gleich gehaltlos, innerlich faul und zweideutig. Die poetische Sprache des Stückes kann nicht für den Mangel an jedem sittlichen Gehalt und dramatischer Wahrheit entschädigen. Auch verstehen es die Franzosen, und besonders Dumas der Sohn, besser als der deutsche Dichter, das Publikum zu spannen und zu unterhalten*“.

Max Ring war ein deutscher Schriftsteller, der eben auch sehr oft kulturhistorische Bücher schrieb. Selbstverständlich wurden auch sie rezensiert. Sein Buch „John Milton und seine Zeit“ fand im „Abendblatt. Wiener Zeitung“ folgende Rezension: „*Ein Band von 562 enggedruckten Seiten, also so ziemlich drei starke Bände gewöhnlichen Romanformats – das ist schon eine stattliche Ausfüllung selbst des längsten Sommertages, vorausgesetzt – daß sie ihn nicht noch länger macht. Es ist traurig, daß diese Voraussetzung hier nicht eintrifft. Über die Existenz eines schlechten Romans mehr unter den Tausenden, welche der deutsche Büchermarkt Jahr aus Jahr ein auf das Lager bringt, braucht man sich zwar im Allgemeinen nicht kränken, aber das Traurige liegt hier in dem Umstand, daß der genannte Roman der sogenannten ‚Deutschen Bibliothek‘ angehört, der Sammlung ‚auserlesener‘ Original-Romane, von der Verlagshandlung Meidinger in Frankfurt a.M. zu dem ausgesprochenen Zweck unternommen, der oft verderblichen Beliebtheit fremdländischer Romane und der davon veranstalteten Übersetzungsfabrikate durch eben so unterhaltende, aber die sittlichen Anschauungen minder gefährdende Leistungen deutscher Autoren kräftig entgegen zu wirken. Leider muß man bekennen, daß einem Dumas, einem Sue*

*kein größerer Gefallen geschehen kann, als wenn Werke wie das vorliegende mit der Kameliendame oder den Pariser Mysterien in Wetteifer treten. Wo in Bezug auf poetische Erfindung nichts, aber durchaus nichts geleistet ist, da kann natürlich auch nichts Unmoralisches erfunden worden sein, ob aber diese negative Tatsache schon eine positive Unterhaltung zu gewähren im Stande ist, wird jeder, der überhaupt Romane liest, selbst entscheiden. Aus dem Unrecht vieler Leute, daß ein moralischer Roman ihnen Langeweile verursacht, erwächst den Poeten noch nicht das Recht, was Langeweile verursacht, für einen moralischen Roman auszugeben. Der Roman des Herrn Ring ist nicht in gewöhnlichem Sinne unmoralisch, aber wohl in dem höheren, daß er den Mißbrauch zeigt, den das bloße literarische Handwerkertum mit den edelsten Mitteln der Kunst treibt. So ist der Roman beschaffen, welcher die Übersetzungen aus dem Französischen verdrängen soll“.*

Mit den Büchern ist es aber so wie mit den Liedern oder Songs – was den Kritikern nicht gefällt, erweist sich oft beim Publikum als Schlager. Ob Max Ring den Anspruch erhob, ein deutscher Dumas oder Sue zu sein, ist nicht bekannt. Ich gehe davon aus, daß alle diese drei Autoren treue Leser hatten. Von Rings Büchern wird aber heute behauptet, sie seien nur Eingeweihten bekannt.

Lassen wir uns also in das Werk von Max Ring einweihen. Eine geeignete Person dafür ist bestimmt der bekannte Lexikograph Joseph Kürschner, der übrigens 1880 das Buch über Milton für das beste unter den früheren Romanen von Ring hielt. Darüber hinaus schrieb er: „*Auf dem figurenreichen Gruppenbild, welches die Vertreter der modernen deutschen Literatur darstellt, zeigt sich in den ersten Reihen auch ein markanter Kopf mit hoher Stirn und freundlichen Augen, aus denen Wohlwollen und Güte hervorschaut. Ein alter Freund ist's, allen bekannt, die mit der neueren Belletristik des Vaterlandes auch nur halbwegs vertraut sind, einer der in den gelesensten Zeitschriften zum ständigen Gast, um nicht zu sagen Hausfreund, geworden ist. Er nennt sich Max Ring. Seine historischen Romane gehören sehr verschiedenen Sphären und Zeiten an, aber mit wenigen Ausnahmen darf man auf sie ein Wort Scheffels über den historischen Roman überhaupt anwenden: ,ein Stück Geschichte in der Auffassung eines Künstlers, der im gegebenen Raum eine Reihe Gestalten scharf gezeichnet und farbenhell vorführt, also daß im Leben, Ringen und Leiden des Einzelnen zugleich der Inhalt des Zeitraumes sich wie zum Spiegelbild zusammenfaßt'. Die Sittenschilderung ist seine eigentliche Domäne, der Zeitroman seine ureigene Heimat“.*

Rings Heimat war aber auch Berlin, was er 1883 mit dem prachtvoll illustrierten Werk „Die deutsche Kaiserstadt Berlin und ihre Umgebung“ unter Beweis stellte. Im Sommer 1897 schrieb er im niederschlesischen Schreiberhau das Vorwort zu seinen „Erinnerungen“, die 1898 herausgegeben wurden und aus denen in dieser

Abhandlung reichlich zitiert werden konnte und musste. Aus verschiedenen Gründen endeten die Erinnerungen im Jahr 1870. Fünf seiner Gedichte aus der Zeit des Hungertyphus fanden in der Hugo Kegels Anthologie „Oberschlesien in der Dichtung“ von 1897 Aufnahme.

Am 8. November 1900 wurde Max Ring der Professorentitel verliehen. Er starb am 28. März 1901 in Berlin. In einem ihm gewidmeten Artikel hieß es: „*Er war ein Mann, der das Goethesche ‚Edel sei der Mensch! Hilfreich und gut!‘ zu seiner Lebensmaxime zu gestalten verstanden hat, und in diesem Sinne lebt er fort in dem Gedächtnis aller derer, denen es vergönnt war, ihm nahe zu stehen*“.

### **Peter Odelga**

„Dem Verdienste seine Krone“ – so äußerte sich Anfang 1918 der Lehrer Anton Jelitto, dessen Person ich in der OSS Nr.299 dargestellt habe, über seinen Kollegen und Mitstreiter auf dem Gebiet der Zweisprachigkeit in Oberschlesien, den Oberlehrer Peter Odelga aus Ratibor.

„Das alles darf nicht der Vergessenheit anheim fallen“ – damit meinte Jelitto vor allem die 25jährige Mitarbeit von Peter Odelga an der Zeitschrift „Die zweisprachige Volksschule“, die er gemeinsam mit Odelga im April 1893 herauszugeben begann.

Unsere Heimat ist aber ein Land, in dem vieles in Vergessenheit geraten ist. Jelitto starb 1931. Damals lebte in Gleiwitz noch der Bibliothekar Karl Kaisig, der an Jelitto in einem kurzen Artikel erinnerte, im Bewusstsein, dass er über einen Oberschlesier schrieb, mit dem die Landsleute um 1930 nicht besonders viel anzufangen wussten. Bei Peter Odelga ist das Vergessen noch schlimmer, denn er lebte länger als Kaisig, der ihm ein schriftliches Denkmal hätte setzen können.

Dabei beschäftigte sich Odelga mehr als 25 Jahre mit der Frage der Zweisprachigkeit, ohne die man sich unsere Heimat nicht vorstellen kann, weil sie direkt oder indirekt Einfluss auf die Geschichte Oberschlesiens und auf die Schicksale von vielen Oberschlesiern ausübte. Bis heute strebt man in Teilen Oberschlesiens nach der Zweisprachigkeit – ist dies nur eine Wunschvorstellung oder eine machbare Aufgabe?

Peter Odelga wurde wahrscheinlich 1860 geboren und zwar in Przyschetz im Kreis Oppeln. In einem Ende 1911 verfassten Artikel über sein Leben und Wirken schrieb er: „*Ich stamme von polnisch sprechenden Eltern ab. Mein Vater sprach zwar ein wenig deutsch, meine Mutter aber nur polnisch. In der Familie wurde ausschließlich polnisch gesprochen. Ich selbst sprach bis zu meinem zwölften Lebensjahr nur polnisch, von den wenigen Schulstunden abgesehen, in denen ich immerhin etwas deutsch lernte*“.

Ab 1866 besuchte er die örtliche Volksschule. Aus der Perspektive seiner Zeit machte er interessante Bemerkungen bezüglich der Voraussetzungen der damaligen Zweisprachigkeit und deren Verständnis sowie über den schulischen Alltag in der oberschlesischen Provinz: „*Schuld an den damaligen geringen Erfolgen im Deutschen war zweifellos die sehr ungenügende Vorbildung der Lehrer in der Erteilung eines erspießlichen Unterrichts und der Mangel an geeigneten Lehr- und Lernmitteln. Die Fibeln waren ganz polnisch, später zweisprachig. Der deutsche Lese- und Schreibunterricht setzte erst im dritten Schuljahr ein. Das Polnische beherrschte daher nach wie vor den gesamten Unterricht*“.

In jeder Schule gibt es immer ein entsprechendes Programm. So war es auch damals in den zweisprachigen Gebieten Oberschlesiens: „*Ich lernte also polnisch lesen, und zwar nach der Buchstabiermethode. Auf die polnische Fibel folgte dann ein zweisprachiges Lesebuch von Besta und Cygan. Auf der einen Seite standen polnische, auf der gegenüberliegenden deutsche Wörter und Sätze. Das war also die Übersetzungsmethode reinsten Wassers. Wohl lernten wir auf diese Weise immerhin einige deutsche Wörter kennen, es waren aber nur wenige zusammenhanglose Brocken, die auf das Denken im Deutschen nicht von dem geringsten Einfluß sein konnten. Ich habe also die Übersetzungsmethode am eigenen Leibe kennen gelernt, und wenn ich später gegen die Unnatur beim Lehren einer lebenden Sprache mit Feuer und Schwert zu Felde zog, so dürfte das nicht wundernehmen*“.

Odelga war kein deutscher Muttersprachler, und von dieser Tatsache aus entwickelte sich sein Verhältnis zum Sprachenlernen: „*Eine weitere Stufe der Sprachbildung – für damals ein großer Fortschritt – bildete der Bilder-Anschauungsunterricht. Bei der Behandlung der Bilder, wie sie in meiner Heimatschule üblich war, muß ich bemängeln, daß der Lehrer uns nicht zugleich auf die bezüglichen Dinge in der Wirklichkeit hingewiesen hat. Wir benannten nur die dargestellten Dinge auf den Bildern polnisch und deutsch in Sätzen, wie: Das ist ein Mann usw. Ob wir dabei richtige Anschauungen und demzufolge auch solche Vorstellungen gewannen, darum kümmerte man sich nicht*“.

Die folgende Erinnerung Odelgas ist ein interessantes und lehrreiches Beispiel in der Geschichte der Verbreitung der deutschen Sprache in den zweisprachigen Gebieten Oberschlesiens: „*Wenn wir dennoch einiges Deutsch lernten, so ist das dem Umstand zuzuschreiben, daß unser Lehrer streng darauf hielt, daß wir uns – auch außerhalb der Schule – nur in deutscher Sprache unterhielten. Um unser Ehrgefühl anzuspornen, hatte der Lehrer ein hölzernes Täfelchen anfertigen lassen mit der Inschrift: „Ich habe polnisch gesprochen!“. Dieses Täfelchen bekam derjenige auf den Rücken gehängt, der sich vergessen und in der polnischen Muttersprache gesprochen hatte. Gewiß ist ein solches Mittel im Dienst des*

*deutschen Unterrichts vom pädagogischen Standpunkt durchaus verwerflich, aber ebenso steht fest, daß es geeignet war, zum Deutschsprechen an- und vom Polnischsprechen abzuhalten. Freilich geschah das Sichzusammennehmen aus Angst vor Strafe, nicht aus Interesse für das Deutschsprechen selbst. Unsere Schule galt unter solchen Umständen, was die Erfolge im Deutschen anbetrifft, im weiten Umkreis als eine gute. In der Anwendung dieses Mittels lag zweifellos eine große Härte, aber die Absicht, die den Lehrer hierbei leitete, war entschieden wohlmeinend, und daher müssen bei der Beurteilung dieses Verfahrens ihm mildernde Umstände zugebilligt werden. Sowohl wir Schüler, als auch unsere Eltern hatten gegen das Tragen des Täfelchens nichts einzuwenden. Wir dachten: „Es ist in allen Schulen so, es muß so sein“.*

Nach Odelga waren die Oberschlesier, die nicht Deutsch konnten, dieser Sprache gegenüber aber positiv eingestellt und wünschten deren Beherrschung durch ihre Kinder, was verständlich war. Denn es war die Sprache, die in ihrem Lebensumfeld gesprochen wurde: „Zu dieser Zeit war eben in Oberschlesien von einer polnischen Bewegung noch nicht die mindeste Spur zu merken. Im Gegenteil: Stolz war jeder Vater auf seinen Sohn, stolz jede Mutter auf ihre Tochter, wenn sie deutsch radebrechten, und geradezu verachtet wurden die Kinder von ihren Mitschülern, die nicht deutsch sprechen konnten. Deutscheden galt uns als etwas Besseres, Edleres, es zeugte nach damaliger Meinung von Bildung und Gesittung“. 40 Jahre später beurteilte Odelga die Lage anders, sie war für ihn einfach enttäuschend, und er fand dafür eine einfache Erklärung: „Wie haben sich doch seitdem die Verhältnisse in Oberschlesien zuungunsten des Deutschtums geändert! Damals ein Verlangen nach deutscher Sprache und Bildung, eine hohe Achtung vor dem Deutschen, heute beinahe das gerade Gegenteil. Und wer trägt die Schuld?

*Nicht die Regierung mit ihren angeblich strengen Maßregeln, wie es teils aus Unkenntnis der Verhältnisse, teils aus bösem Willen oft behauptet wird, sondern einzige und allein die polnische Presse bzw. ihre Redakteure aus Posen und Galizien. Nur diese haben das brave, königstreue polnische Preußenvolk in Oberschlesien gegen das Deutschtum verhetzt; sie haben es zu verantworten, daß heute dieses auf seinen Preußenkönig und des Königs Rock so stolze Volk oft nicht recht weiß, wo sein richtiges Vaterland ist“.*

Peter Odelga hat sich im deutschen Volk assimiliert, was auch viele andere Oberschlesier getan haben. Es war aber auch verständlich, dass in einer kulturellen Grenzregion wie Oberschlesien ein Teil der Bürger des preußischen Staates seine nationale Identität anders empfunden hat. Peter Odelga wurde soziologisch gesehen ein ideologischer Deutscher, aber auch in seinem Falle handelte es sich um einen Prozess. Noch in Przyschetz suchte Odelga

Gelegenheiten, mit den Kindern deutscher Zunge zu sprechen, und lernte von ihnen deutsche Lieder.

Im Mai 1872 begann Peter Odelga die Präparandie in Proskau zu besuchen, um in Zukunft Lehrer zu werden. Es gefiel ihm hier besser als in der Schule seines Heimatortes, aber selbstkritisch nannte er auch seine Mängel in der deutschen Sprache: „*Hier in Proskau lernte ich nun durch den ausschließlich deutschen Unterricht, vor allem aber durch Umgang mit meinen deutschen Mitschülern – also auf naturgemäße Weise – deutsch reden, allerdings nur die Umgangssprache. Die Büchersprache war für mich noch lange Zeit mehr oder weniger ein Buch mit sieben Siegeln*“. Danach lernte Odelga ein Jahr lang in der Präparandie in Oppeln. Weder in Proskau noch in Oppeln fand das mechanische Auswendiglernen des Lehrstoffes seine Anerkennung: „*Ich erwähne alles dieses nicht aus Kritisiersucht, sondern lediglich aus dem Grund, um zu beweisen, wie wenig pädagogisch und zweckmäßig der damalige Unterricht beschaffen, wie er insbesondere durchaus nicht geeignet war, einen Utraquisten sonderlich in der deutschen Sprache zu fördern*“.

Trotz all dieser Probleme wurde der ultraquistische also der zweisprachige Peter Odelga in das Oppelner Lehrerseminar aufgenommen, das er am 31. Juli 1879 mit dem Abitur erfolgreich beendete. Am 1. September 1879 begann seine Lehrerausbildung und damit die praktische Begegnung mit der Zweisprachigkeit von Oberschlesiern im Unterricht.

Seine erste Volksschule war die in Groß Pluschnitz im Kreis Groß Strehlitz: „*Meine erste Anstellung erhielt ich in Groß Strehlitz. Ich hatte nahezu 100 polnische Kinder zu unterrichten. Auch nicht ein einziges war deutscher Muttersprache. Es waren zwei Abteilungen, wovon ich die eine, ältere vormittags, die andere, den ersten Jahrgang, nachmittags zu unterweisen hatte. Keinen Nachmittag hatte ich frei. Mein Gehalt belief sich als Hilfslehrer auf 570 Mark. Die Vormittagsabteilung zu unterrichten, war verhältnismäßig keine schwierige Sache, da die Kinder schon leidlich lesen und ein wenig deutsch sprechen konnten; die Kleinen aber bildeten den Gegenstand meiner großen Sorge. Diese sollte ich nicht nur lesen und schreiben, sondern auch deutsch reden lehren. Keine leichte Aufgabe! Die Schwierigkeit für mich war umso größer, als wir im Oppelner Seminar für ultraquistische Schulen gar nicht vorgebildet waren, aus dem einfachen Grund, weil das Schülermaterial der Übungsschule nur aus deutschen Kindern sich zusammensetzte. Nun hieß es aber Kinder nur polnischer Muttersprache zu unterrichten. Welcher Kontrast zwischen dort und hier!*“.

Odelga konnte es jetzt selbst erfahren, wie es war, die Schüler zu unterrichten und ihnen dabei zusätzlich die deutsche Sprache beizubringen, die sie zu Hause nicht gesprochen haben: „*Wo es nötig war, gebrauchte ich selbstredend die*

*Muttersprache der Kinder als Verständigungsmittel; im übrigen aber hielt ich grundsätzlich und unerbittlich darauf, daß die Kinder alles, was sie bereits deutsch sagen konnten, auch deutsch sagten. Beim eigentlichen Sprachunterricht diente mir nur die Anschauung und die natürliche Gebärde, die ich damals ganz instinktiv zur Veranschaulichung der Begriffe benutzte, als Grundlage der Spracherlernung.*

Peter Odelga als zweisprachiger Oberschlesier verstand die Psyche seiner Schüler sehr gut. Dabei verstand er aber seine Aufgabe nicht nur als eine rein sprachliche, sondern auch als eine Erziehung der Schüler in der deutschen Kultur: „*Die Kinder lernten mit Lust und Liebe Deutsch. Ich unterhielt mich viel mit ihnen in deutscher Sprache, nicht nur in der Schule, sondern auch auf dem Spielplatz, der Straße, kurz, wo sie mir begegneten. Stets mußten sie deutsch grüßen und die an sei gestellten Fragen deutsch beantworten. Da ich bei den Eltern meiner Schüler gut angeschrieben war, hatten sie nichts gegen die Bevorzugung der deutschen Sprache gegenüber der polnischen; viele kamen sogar zu mir, um sich für den Unterricht im Deutschen zu bedanken.*

*Viel, sehr viel kommt es bei der Pflege des Deutschtums auf die Persönlichkeit des Lehrers an. Er darf kein strenger Gebieter sein, vor dem die Kinder zittern, vielmehr gewissermaßen ein liebevoller Vater. Der Lehrer muß Kind mit dem Kind werden. Seinen gesamten Unterricht muß der fröhliche Sonnenschein der Heiterkeit, des Humors durchleuchten“.*

In Groß Pluschnitz unterrichtete Odelga ungefähr zwei Jahre, dann sollte er nach Leschnitz zu geistig behinderten Kindern versetzt werden. Aber letztendlich ging er nach Peiskretscham am westlichen Rand des oberschlesischen Industrieviers: „*In Peiskretscham hatte ich eine wirkliche zweisprachige Schule; die Kinder deutscher Muttersprache bildeten nahezu die größere Hälfte, und die polnischen lernten durch den Verkehr mit ihren deutschen Mitschülern sehr schnell die deutsche Umgangssprache*“.

In Peiskretscham, das über ein Lehrerseminar verfügte, fand Odelga gute Möglichkeiten für seine berufliche Fortbildung. Hier bestand er zunächst die zweite Lehrerprüfung und dann die Mittelschullehrerprüfung. Die Zeit in Peiskretscham zählte Odelga zu den glücklichsten in seinem Leben, aber nach drei Jahren bewarb er sich um die Stelle eines Hilfslehrers an der Taubstummenanstalt in Ratibor.

So kam Peter Odelga 1884 an den Ort seiner Bestimmung. 1885 erhielt er ein Stipendium zum einjährigen Studium am Taubstummenlehrerseminar in Berlin. Zu Ostern 1886 kehrte er nach Ratibor zurück. Im Juli 1886 heiratete er die aus Groß Pluschnitz stammende Hedwig Golly, die wahrscheinlich die Tochter des dortigen Hauptlehrers Joseph Golly war.

1888 erschien in Oppeln seine Publikation „Der Sprachunterricht in der ultraquistischen Schule muß umkehren!“ Und warum? Darauf erteilte der Autor folgende Antwort: „*War mir doch aus eigener Anschauung und Arbeitsleistung in der ultraquistischen Schule klar geworden, wie schwierig der erste deutsche Unterricht bei den polnischen Kindern ist, und wie man dort in didaktischer wie in methodischer Beziehung zumeist im Dunkeln herumtappte. Eine Anregung zum Nachdenken über eine bessere Gestaltung der Sprachbildungs-Methode wollte daher meine Schrift geben*“.

Die Anregung zur Verbesserung des Deutschunterrichts in den zweisprachigen Schulen Oberschlesiens war aber keine reine Sprachangelegenheit, was in der Besprechung des Buches in der „Schlesischen Schulzeitung“ zum Ausdruck kam: „*Ganz gewiß aber wird die Schrift jeden, der zur Verwertung der hier ausgeführten Gedanken Gelegenheit hat, zu neuer frischer Tätigkeit anregen und auf dem schwierigen Weg des Germanisierungswerkes neue Bahnen eröffnen*“. Im Zusammenhang mit diesem Buch sowie späteren Äußerungen Odelgas über den wasserpolnischen Dialekt rief die polnischsprachige Ratiborer Zeitung „Nowiny Raciborskie“ die polnischsprachige Bevölkerung zur Nutzung der polnischen Hochsprache auf. Im Gegensatz zu den älteren Lehrern galten Odelga und einige andere Lehrer für diese Zeitung als Befürworter einer schnellen Germanisierung des polnischsprachigen Bevölkerungssteils Oberschlesiens. So war damals das Schicksal des wasserpolnischen Dialektes in Oberschlesien.

Am 3. April 1891 schrieb der Oberlehrer Anton Jelitto aus Zuzella bei Krappitz in einem Brief an Peter Odelga: „*Mit Vergnügen habe ich Ihre Schrift über den deutschen Sprachunterricht in fremdsprachigen Schulen gelesen und zolle Ihnen trefflichen Ausführungen allseitigen Beifall. Auch ich habe seit Jahren diesem Unterricht meine ganze Aufmerksamkeit geschenkt, und als Frucht meiner Bemühungen ist kürzlich von mir das Werkchen ‚Wie ich meine kleinen Ultraquisten deutsch sprechen lehre‘ erschienen*“.

Odelga rezensierte die Publikation von Jelitto in der Fachpresse positiv, denn es war ein Werk eines Gleichgesinnten. Der Kontakt zwischen den beiden jungen Lehrern führte bald zu einem konkreten Ergebnis: „*Meine Schrift und die durch sie vermittelte persönliche Bekanntschaft mit Jelitto waren des weitern die Ursache, dass dieser eines Tages mich aufsuchte, mir hierbei den Plan zu Gründung einer eigens für ultraquistische Verhältnisse berechneten pädagogischen Zeitschrift entwickelte und mich zugleich ersuchte, ihn in diesem seinem Vorhaben zu unterstützen. Da ich vor wie nach mich für die ultraquistische Schule lebhaft interessierte, war ich für den Plan alsbald gewonnen, und sagte Jelitto mit Freuden zu. Nicht lange nach unserer Besprechung erschien die erste Nummer der ‚Zweisprachigen Volksschule‘ (1893). Unter großen persönlichen Opfern hatte es*

*Jelitto verstanden, diese Monatschrift die ersten Jahre ihres Bestehens über Wasser zu halten. Daß ich ihm mein gegebenes Versprechen treu gehalten habe, davon legen insbesondere die ersten Jahrgänge der ‚Zw.V.’ genügendes Zeugnis ab“.*

In der Tat veröffentlichte Odelga recht viel zum Thema der zweisprachigen Schule nicht nur in dieser Zeitschrift. Er versäumte auch nicht, Artikel über den Unterricht für Taubstumme zu schreiben. 1925 ging er als Oberlehrer in den Ruhestand. Ende 1937 wohnte Peter Odelga noch in Ratibor.

Im September 1892 starben dem Ehepaar Odelga zwei Kinder am selben Tag an Scharlach. Der am 18. Dezember 1893 in Ratibor geborene Waldemar Odelga wurde zunächst Lehrer, 1917 erhielt er die Priesterweihe. Als Studienrat unterrichtete er in Rosenberg und Gleiwitz. Er starb am 16. September 1975 in Coesfeld.

Die Zweisprachigkeit in Oberschlesien ist ein umfangreiches und kompliziertes Thema. Peter Odelga hat dazu seinen Beitrag nach seinem besten Wissen und Gewissen geleistet. War er zweisprachig? Zweifelsohne, aber gerade heute, da man so viel von Bilingualität spricht, sollte man vielleicht doch an seine Worte aus dem Jahr 1911 denken: „*Trotz fleißigen Lesens und Schriftstellerns bin ich noch heute in der Wahl zwischen Imperfekt und Plusquamperfekt, desgleichen in der Wahl zwischen Indikativ und Konjunktiv sowie ganz besonders in der Wortfolge im Deutschen nicht selten unsicher. Nach diesen drei Richtungen hin läßt mich das Sprachgefühl oft im Stich. Und so wie mir ergoht es wohl jedem Utraquisten mehr oder weniger*“.

### **Willy Klawitter**

Hat es im Zeitalter des Internets noch einen Sinn, an eine Person zu erinnern, die sich in ihren Arbeiten vor allem der Geschichte der schlesischen Presse widmete? Ich glaube ja, denn im Prinzip ist eine Zeitung eigentlich nur ein Kommunikationsmittel in Form geschriebener Worte. Eine Internetausgabe einer Zeitung ist nur eine elektronische Gestalt der Printversion mit zusätzlichen Möglichkeiten, doch dieser Proporz kann sich schnell ändern. Egal in welcher Form, entscheidend bleibt allein das Wort, das uns zum Lesen angeboten wird. Es bleiben auch alle damit verbundenen alten und neuen Probleme einer Beschreibung und Gestaltung unserer Wirklichkeit durch Worte.

Gerade in unseren jetzigen Zeiten, in denen es Presseerzeugnisse sowohl am Kiosk als auch im Internet gibt, sollte man aber über folgende Sätze von Willy Klawitter aus dem Jahr 1930 gründlich nachdenken, denn vielleicht bekommen sie eine neue Bedeutung: „*Am Anfang einer wissenschaftlichen Arbeit über*

*Zeitungen und Zeitschriften müßte eigentlich eine Feststellung stehen, was darunter zu verstehen sei. Die Begriffsbestimmungen sind in der zeitungskundlichen Forschung bekannt. Sie sind vielleicht bis zu einem gewissen Grade möglich für einen bestimmten, kürzeren Zeitraum; sicherlich aber wird man keine Definition finden, die für den gesamten Zeitraum ihres Bestehens paßt“.*

Viele Zeitungen gibt es heute in einer realen und virtuellen Dimension, wobei die Vernachlässigung der Internetpräsenz fatale Folgen für das Zeitungsprofil insgesamt haben kann. Willy Klawitter analysierte 1930 jedoch nur die Anfänge der Presse in Schlesien, was aber auch heute interessant sein kann, denn bekanntlich hat jede Sache ihren Anfang.

Willy Klawitter wurde am 20. Februar 1887 in Zembowitz im oberschlesischen Kreis Rosenberg geboren, was in seinem Falle eher ohne Bedeutung ist. Er entstammte einer evangelischen Familie. Seine Eltern waren August Klawitter und Anna Klawitter, geborene Scheinert. Durch die zwei Berufe des Vaters bedingt, die als Regierungsbote und Gendarmerie-Wachtmeister bezeichnet wurden, wohnte die Familie in verschiedenen, nicht nur oberschlesischen Orten. Die Volksschule besuchte Willy Klawitter in Gogolin, das Gymnasium zunächst in Groß-Strehlitz, dann in Kreuzburg. Anschließend bestand er am 31. März 1906 die Reifeprüfung am St.-Maria-Magdalena-Gymnasium in Breslau.

1906 begann er an der Breslauer Universität hauptsächlich Geschichte zu studieren. Am 6. Oktober 1909 promovierte er mit der Dissertation „Der erste Schlesische Provinziallandtag im Jahre 1825“, die er seinen Eltern widmete. Nicht ohne Grund galt Friedrich II. als großer König, aber nicht nur die Presselandschaft ändert sich. Starre Strukturen sind in der Regel nicht reformfähig. Deswegen betonte Klawitter in der Einleitung zu seiner Doktorarbeit: „*Der Staat Friedrichs des Großen mit seinem System der Bevormundung des Volkes hatte sich am Ende des 18. überlebt. In dieser scheinbar so fest gefügten Monarchie war damals alles morsch geworden. Einzelreformen, wie sie seit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms III. versucht wurden, konnten da nichts helfen; nur eine Reformation an Haupt und Gliedern war imstande, dem Staat neues Leben einzuflößen. Allein, zu dieser Auffassung vermochte man sich damals nicht durchzudringen. Dazu bedurfte es der gewaltigen Erschütterung von 1806*“.

Im April 1910 bestand Klawitter die Lehramtsprüfung in den Fächern Geschichte, Deutsch und Latein und im selben Monat begann er sein Seminarjahr am Gymnasium in Gleiwitz zu absolvieren, dem ab April 1911 das Probejahr am Friedrich-Gymnasium in Breslau folgte. Im April 1913 arbeitete er als Oberlehrer an der Realschule in Breslau.

Klawitter war sehr stark wissenschaftlich motiviert und wurde 1911 Mitglied des „Vereins für Geschichte Schlesiens“ und 1913 der „Schlesischen Gesellschaft für

vaterländische Cultur“. Vom Reichsgrafen Friedrich von Schaffgotsch erhielt er den Auftrag, die Biographie des 1635 wegen Hochverrats hingerichteten Wallenstein-Anhängers Hans Ulrich Freiherr von Schaffgotsch zu schreiben. Klawitter war mit dem 503 Seiten zählenden Manuskript im Oktober 1914 fertig, aber der Weltkrieg verhinderte die Herausgabe der Publikation und durchkreuzte auch seine wissenschaftlichen Pläne. Er wurde nämlich aus dem Heeresdienst, in dem er in der Endphase des Krieges als Zensor eingesetzt war, erst am 31. Dezember 1918 entlassen. Einen paarseitigen Artikel über das Leben des Freiherrn von Schaffgotsch veröffentlichte Klawitter 1928 im dritten Band der Reihe „Schlesische Lebensbilder“.

1921 erschien in der „Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens“ Klawitters Artikel über die Geschichte der „Schlesischen Intelligenzblätter“, in dem er u.a. schrieb: „Das Wesen einer modernen Tageszeitung liegt, ihrer eigentlichen Bedeutung nach, zweifellos nicht im Anzeigenteil. Nichtsdestoweniger könnte heute keine Zeitung ohne den Anzeigenteil bestehen. Er verleiht ihr erst die pekuniäre Kraft, diejenigen Aufwendungen für den redaktionellen Teil zu machen, welche die Öffentlichkeit verlangt. So haben sich redaktioneller Teil und Anzeigenteil zu einer Vernunftfehe gefunden, die nur das eine Gemeinsame haben, daß beide die Öffentlichkeit suchen. Nicht immer aber ist das so gewesen“. Anhand der Eigenschaft der Anzeigen ließ sich auch der Kreis der Leser der konkreten Zeitungen bestimmen, was bis heute für die Redaktionen relevant und für die Zeitungsforscher interessant ist.

Ende 1921 wurde Klawitter Mitglied der gerade gegründeten „Historischen Kommission für Schlesien“, die 1922 den ersten Band der „Schlesischen Lebensbilder“ herausgab. Klawitter war mit einem Aufsatz über Wilhelm Wolff vertreten, dem Karl Max den ersten Teil seines „Kapitals“ widmete. Diese zwei Abhandlungen markieren den Beginn seines Interesses an der Erforschung der Geschichte der schlesischen Presse.

1922 gab der Heimatverlag Oberschlesien in Gleiwitz zwei Hefte in der Reihe „Aus Oberschlesiens Vergangenheit und Gegenwart“ heraus, die noch im Kontext der Abstimmungszeit stand. Klawitter besprach in einem Kapitel die preußische Schulpolitik in Oberschlesien bis 1848. Er schrieb: „Die Besitzergreifung Schlesiens durch Friedrich II. war ein Ereignis von ungeheurer Tragweite für das Land. Seit mehr als hundert Jahren lag es in der Apathie; seine eigene Kraft war im dreißigjährigen Krieg gebrochen, und die österreichische Regierung hatte nicht die Fähigkeit, ihm neues Leben einzuhauen. Am meisten galt es, in Oberschlesien neu zu schaffen. Die wasserpolnische Bevölkerung dieses Landesteils hatte an der früheren kulturellen Entwicklung Schlesiens niemals teilgenommen. Hier gewann der Eingeborene, durch ungemessene Hörigendienste beschwert, seine dürtigste

*Nahrung; hier lebte er kulturlos in Verhältnissen, wie wir sie in Schilderungen über die leibeigenen russischen Bauern zu lesen gewohnt sind“.*

Bald wurden Ansätze zur Verbesserung des Schulwesens vor allem auf dem flachen Land eingeleitet, denn Friedrich der Große ging davon aus, vernünftige und gesittete Untertanen dienten dem Wohl des Staates besser, es sollte aber nicht dazu führen, dass man aus seinem Stande herauswuchs.

Unsere oberschlesische Heimat war aber eine spezifische Region, was Klawitter so beschrieb: „*Gerade in Oberschlesien aber kam, um die ungewöhnlichen Schwierigkeiten zu vermehren, die dem Aufbau entgegengestandenen, noch ein anderes Problem hinzu, das war die Sprachenfrage. Die Sprache des Landes war durchweg das Wasserpolnische. Die Schätze seines Bodens waren so gut wie unausgebeutet, noch gab es keine Industriestädte als Mittelpunkte höheren kulturellen Lebens, das nur von Deutschen ausgehen konnte. Oberschlesien war schwer von dem Polen hinter der Grenze zu unterscheiden. Als Schlabrendorff 1764 eine Visitationsreise in Oberschlesien vornahm, fand er, daß in den Kreisen Beuthen und Pleß nur zwei Geistliche waren, die deutsch konnten. Natürlich gab es auch keine deutschen Schulen*“.

Anschließend skizzierte Klawitter interessant die Entwicklung des Schulwesens in Oberschlesien bis 1848 mit allen Bedingtheiten dieses Landes. Seine Schlussbemerkung betraf aber schon die damalige oberschlesische Gegenwart: „*Davon abgesehen aber setzte in den letzten Jahrzehnten das oberschlesische Volksbildungswesen seinen Aufschwung fort, und heute kann jeder Oberschlesier, wenn er die Volksbildungsanstalten aller Art, namentlich im Industriebezirk, ansieht, stolz sein auf das, was in langer, mühseliger Arbeit erreicht worden ist*“. So war es tatsächlich, die Oberschlesier hatten einen großen zivilisatorischen Sprung hinter sich. Es gab inzwischen auch viele Zeitungen, die sie lesen konnten. Ab April 1922 begann Klawitter als Studienrat an der Gerhart-Hauptmann-Oberrealschule zu unterrichten. Ein Jahr später wechselte er an die Bender-Oberrealschule. Breslau war ein geeigneter Ort für seine akribischen Recherchen. 1929 gab der Graf Hans von Praschma „Die Geschichte der Herrschaft Falkenberg in Oberschlesien“ heraus, in dem zwei umfangreiche Kapitel Klawitter verfasst hatte. Den Schwerpunkt seiner wissenschaftlichen Tätigkeit bildete aber weiterhin die schlesische Presse, auch wenn er 1925 zur 100jährigen Wiederkehr der Eröffnung des 1. Schlesischen Provinziallandtages – über den er promoviert hatte - einen Artikel über die politische Entwicklung der schlesischen Provinziallandtage veröffentlichte. Im April 1929 kam er als Oberstudienrat an die Gerhart-Hauptmann-Oberrealschule zurück.

1930 veröffentlichte er den Artikel „Geschichte einer Regierungszeitung in Oberschlesien. Ein Beitrag zur Pressepolitik der preußischen Regierung 1849-50“.

Klawitter beschäftigte sich hier mit der interessanten Geschichte der Anfang 1849 gegründeten „Oberschlesischen Dorfzeitung“. Wie der Titel es schon andeutet, wollte man damit in jenen unruhigen Zeiten die Landbevölkerung erreichen. Man entschied sich deswegen auch für eine polnischsprachige Version, mit der der Oppelner Schulrat Bernhard Bogedain beauftragt wurde.

Bogedain war damit einverstanden, stellte aber eine feine sprachliche Bedingung, die erfüllt wurde: „*Die polnische Ausgabe sollte nicht eine bloße Übersetzung der deutschen sein: Polnisch schreiben und etwas ins Polnische übersetzen sei zweierlei; um ersteres mit Erfolg tun zu können, müsse man polnisch denken*“. Es ist anzunehmen, dass diese Eigenschaft nicht nur die polnische Sprache betrifft.

Klawitter schrieb weiter: „*Am 9.1.1849 erschien die erste Nummer der „Oberschlesischen Dorfzeitung“ und der „Gazeta wiejska dla Górnego Śląska“ im Verlag von Weilhäuser in Oppeln. Die Herausgeber nannten sich nicht. Sie stellten sich als Landwirte vor und suchten verhüllt den Eindruck zu erwecken, als ob sie selbst Bauern seien. Entsprechend dem Interessenkreis der Leser, für die sie bestimmt war, enthielt die Zeitung zum guten Teil Aufsätze aus dem Gebiet der Bauernwirtschaft. Zur fachlichen Belehrung kam Unterhaltung: Geschichten moralischen Inhalts, Anekdoten u.ä. Aber die Hauptsache war natürlich der politische Teil, um dessentwillen die Zeitung überhaupt gegründet worden war. Hier kann man folgende, dem oberschlesischen Landvolk vermittelte politische Kernaussage aus den verschiedenen Artikeln herausschälen: Der König ist, von seinen Ministern beraten, stets und immer damit beschäftigt, zu überlegen, wie er das Wohl seiner Untertanen, insbesondere seiner Bauern, am besten fördern könne. Die polnische Ausgabe ist, entsprechend dem Bildungsstandpunkt der als Leser in Frage kommenden Bevölkerungsschicht, noch naiver gehalten als die deutsche*“.

Beide Ausgaben erschienen wöchentlich mit je 2000 Exemplaren und wurden eine Zeitlang gratis verteilt. Die Landräte sollten für eine bestmögliche Verbreitung sorgen. Der oberschlesische Bauer interessierte sich aber vor allem für ihn günstige Agrarreformen, doch darüber wurde in der Zeitung kaum berichtet. Sie wurde Ende September 1850 eingestellt.

Im April 1930 wurde Klawitter Professor an der im Mai 1929 eröffneten evangelischen Pädagogischen Akademie in Breslau und unterrichtete den Lehrernachwuchs in den Fächern Geschichte und Staatsbürgerkunde.

1930 gab Klawitter sein vielleicht bekanntestes Buch heraus, die Frucht einer jahrelangen, geduldigen Arbeit. Es handelte sich um das Nachschlagewerk „*Die Zeitungen und Zeitschriften Schlesiens von den Anfängen bis zum Jahre 1870 bzw. bis zur Gegenwart*“. Es war keine Publikation für einen breiten Leserkreis, deswegen konnte Klawitter in Schlesien auch nicht populär werden.

Im Januar 1931 veröffentlichte die Oppelner Kulturzeitschrift „Der Oberschlesier“ den thematisch auf den oberschlesischen Leser zugeschnittenen Artikel Klawitters „Die Anfänge der oberschlesischen Presse“, der auf der Basis des Nachschlagewerkes aus dem Vorjahr entstand.

Klawitter begann mit einer Feststellung, die auch heute in der Internetära aktuell und teilweise sogar aktueller als damals ist: „*Man hat mancherlei Gesichtspunkte aufgestellt, um die Kulturhöhe eines Volkes, einer Landschaft, einer Stadt auszudrücken. Sicherlich ist auch das Lesebedürfnis des Publikums ein solcher brauchbarer Gesichtspunkt, selbst wenn es sich zum größten Teil auf Unterhaltung, ja auf mehr oder minder seichte Unterhaltung erstreckt. Seit 150-200 Jahren wird das Lesebedürfnis einer immer größer werdenden Zahl von Menschen durch die Presse gestillt, d.h. anfangs mehr durch Unterhaltungsschriften, später mehr durch politische Zeitungen*“. Heute leben wir in einer medialen Gesellschaft, in der die Grenzen zwischen Politik und Unterhaltung sich vermischen, alles ist eine große Show.

Auch Klawitter unterschied zwischen dem linken und rechten Oderufer: „*Nach Oberschlesien drang die Presse in breiter Front von der deutschen Seite des linken Oderufers ein: Grottkau und Neisse waren die ersten oberschlesischen Städte, die Zeitschriften hervorbrachten. Grottkau die ‚Oberschlesische Monatsschrift‘ (1788-89) und ‚Natur und Gott zum Unterricht und zur Erbauung‘ (1789); erst im Beginne des 19. Jahrhunderts begann Oberschlesiens Bedürfnis nach Unterhaltung und Neuigkeiten stärker zu werden. Grottkau verschwand wieder als Erscheinungsort. Dafür treten, neben Neisse, jetzt Pleß und vor allem Ratibor hervor*“.

Aber dann begann sich allmählich das oberschlesische Industrievier herauszubilden. Aus den Industriedörfern wurden Städte wie Kattowitz oder Königshütte. Das hatte auch Folgen in der oberschlesischen Presselandschaft: „*Ein wichtiges Datum für die oberschlesische Zeitungsgeschichte ist das Jahr 1828. Der Landeshuter Buchdrucker Neumann hatte es kurz zuvor gewagt, seine Firma nach Gleiwitz zu verlegen, und in dem genannten Jahre gab er hier den ‚Oberschlesischen Wanderer‘ heraus, die zweitälteste der heute noch bestehenden Zeitungen des Landes. Es war ein dürftiges Blättchen, - wie sollte es bei den damaligen Gleiwitzer Verhältnissen auch anders sein – und es zählte 1845 und noch 1855 nur 300 Abonnenten. Aber es hielt sich, und mit dem beginnenden wirtschaftlichen Aufschwung Oberschlesiens nach 1870 konnte es sich entsprechend weiterentwickeln. Langsam, sehr langsam breitete sich seit den dreißiger Jahren des Jahrhunderts die Presse auch nach anderen oberschlesischen Städten aus*“.

Klawitter stellte eine Liste mit den Zeitungen und ihren Erscheinungsorten nach Jahrgängen zusammen. Sie begann mit dem schon erwähnten Grottkau 1788 und

endete 1869, als in Königshütte der „Königshütter Anzeiger“ und der polnischsprachige „Katolik“ und in Kattowitz die Vorgängerin der „Kattowitzer Zeitung“ erschienen. Im Laufe der Zeit gingen einige alte Titel ein, neue Titel wurden gegründet.

Die Schlussfolgerung Klawitters war für Oberschlesien eher wenig schmeichelhaft, aber wohl nicht unbegründet: „*So macht die Frühentwicklung der oberschlesischen Presse einen denkbar bescheidenen Eindruck. Wie sollte es aber anders sein in einem Land, das erst in jüngster Zeit durch den Aufschwung seiner Wirtschaft die Vorbedingung schuf für die Entfaltung stärkerer kultureller Ansprüche!*“.

Ab April 1932 begann Klawitter wieder an den Breslauer Gymnasien zu unterrichten, denn wegen der Sparmaßnahmen der 2. Preußischen Notverordnung wurde die evangelische Pädagogische Akademie geschlossen. Aufgrund des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufsbeamteniums von April 1933 wurde Klawitter zum Studienrat degradiert und im Januar 1934 an das städtische Reform-Realgymnasium in Trebnitz versetzt. Aber auch in dieser Zeit arbeitete er wissenschaftlich und unterhielt Kontakte zu denen, die diese Zeit nicht überlebt haben, wie es aus dem Tagebuch des Breslauer Historikers und Lehrers Willy Cohn zu erfahren ist.

1934 erschien Klawitters fast 280 Seiten starkes Buch „Geschichte der Zensur in Schlesien“, das den Zeitraum von 1500 bis 1848 umfasste, ein lehrreiches Buch über eine Erscheinung, die älter als die Geschichte Schlesiens und in der Welt stets präsent ist. 1941 veröffentlichte er einen Artikel über den Untergang der liberalen Presse in Schlesien nach 1848 und ein Jahr später einen Artikel über die Pressepoltik in Oberschlesien im Zeitalter Bismarcks. Unter Umständen interessierte sich Klawitter auch für die Geschichte des Kreises Trebnitz und veröffentlichte 1940 eine entsprechende Bibliographie. 1941 wurde seine Publikation „Geschichte der schlesischen Festungen in vorpreußischer Zeit“ herausgegeben. Mit dem Lehrer Paul Poklekowski arbeitete er an einer Geschichte Schlesiens in Wort und Bild, aber das Material blieb in seiner Heimat zurück, als er 1945 mit seiner Familie vertrieben wurde.

Nach 1945 lebte Willy Klawitter in Niedersachsen. Er arbeitete als Oberstudienrat in Soltau und führte kommissarisch die Leitung der Oberschule für Mädchen in Holzminden. Im September 1950 trat er in den Ruhestand. Danach veröffentlichte er noch zwei mit der Geschichte der schlesischen Presse zusammenhängende Artikel. Er starb am 30. August 1964 in Holzminden.

## Gleiwitzer Schulmuseum

Wenn man diesen Artikel liest, dann sollte man nicht an heutige multimediale Museen mit allen ihren virtuellen Möglichkeiten denken. Das Schulmuseum in Gleiwitz entstand noch in einer Zeit, als die Besucher kamen, um sich die Inhalte der Schaukästen in Ruhe anzuschauen. Das Schulmuseum wurde aber im Laufe der Zeit mit den damals modernsten technischen Hilfsmitteln ausgestattet. Es war auch eine spezifische Einrichtung, die eigentlich nur für Lehrer konzipiert war.

Es entstand zu einem konkreten Zeitpunkt der Entwicklung unserer Heimat: „*Zu Beginn des 20. Jahrhunderts begann mit dem Aufblühen der Industrie das gesamte Leben im oberschlesischen Industriebezirk in kraftvoller Weise aufwärts zu streben. Das Segel der Volksbildung blähte sich unter seinem Einfluß. Alljährlich entstanden mit dem zunehmenden Wachstum der Orte vielklassige Schulen, in denen ein Heer von Schülern von vielen Lehrern und Lehrerinnen betreut wurde. Die Ausgestaltung eines erfolgreichen Unterrichts wurde mit großem Eifer erstrebtt, und dabei spielten neben der Methode die Lehremittel eine große Rolle, die in beängstigender Fülle auf dem Lehrmittelmarkt erschienen und in die Schulen drängten, um von diesen angekauft und verwendet zu werden. Dem einzelnen Lehrer wurde es zuletzt unmöglich, die Fülle der Anschauungsmittel zu überschauen und den verschiedenartigen Wert der einzelnen Gegenstände zu beurteilen. Eine sachgemäße und zuverlässige Kritik der Lehrmittelflut konnte nur von einer Zentralstelle erfolgen, die die Lehrmittel sammelte und jedes einzelne Stück mit allen ihr zustehenden Mitteln auf seine Verwendung im Unterricht hin prüfte. Eine solche Zentralstelle wurde das Städtische Schulmuseum in Gleiwitz*“.

Bei der Berücksichtigung dieser Aspekte war die Gleiwitzer Einrichtung kein typisches Museum, das sich überwiegend dem Präsentieren der Vergangenheit widmete. Unter dem Namen Schulmuseum funktionierte eine Institution, deren Arbeitsbereich eher auf die Gegenwart orientiert war.

Die Idee eines Schulmuseums ist einem Zufall zu verdanken. Zu Pfingsten 1901 tagte zum ersten Mal in Gleiwitz die Schlesische Provinzial-Lehrerversammlung. Nach der Beendigung dieser großen Veranstaltung ergab es sich, dass: „*der Gleiwitzer Lehrerverein, der durch die rührige Arbeit seiner Mitglieder die Tagung in der Stadt ermöglicht hatte, legte, befriedigt über den Verlauf, seine Hände in den Schoß und überdachte nun mit Behagen die aufregende Zeit der Vorbereitung. Groß war die Mühe, groß aber auch der Erfolg derselben. Und was die Stimmung noch erhöhte: die Kostenfrage machte ein freundliches Gesicht, und der Lehrerverein gelangte in den Besitz der meisten Lehrmittel, die während der Tagung in einer Ausstellung vereinigt waren und die dem Lehrerverein von den*

*Verlegern und Ausstellern kostenlos überlassen wurden. Der nicht geringe Besitz rief die Frage nach seiner Verwendung auf den Plan“.*

Am 1. Juli 1901 regte der Rektor Heinrich Günther in der Vereinssitzung die Gründung eines Schulumuseums an, die nach seiner Meinung für das schul- und lehrerreiche oberschlesische Industrievier eine Notwendigkeit sei. Sein Vorschlag wurde einstimmig angenommen, und man begann mit den Vorbereitungsarbeiten. Als Grundstock des Museums sollten die überlassenen Exponate der Tagung verwendet werden.

Die Stadtverwaltung erwies sich bei diesem ehrgeizigen Vorhaben hilfsbereit, indem sie dem Lehrerverein zwei Räume im ersten Stock der erweiterten Schule IV in der Schröterstraße zur Verfügung stellte. Zunächst wurden die Exponate in einem Zimmer einfach aufgestapelt: „*Da sich aber niemand fand, der sich der schwierigen und umfangreichen Arbeit des Aufbaus und Ausbaus unentgeltlich unterziehen wollte, war die Vorgeschiede des Schulumuseums zu Ende*“.

So kam es dazu, dass zum wahren Gründer und ersten Verwalter des Schulumuseums der Rektor Robert Urbanek wurde, der gemeinsam mit den Lehrern Otto Langner und Kurt Vieth am 1. April 1904 an dem bisher liegen gelassenen Projekt mit Elan und Sorgfalt zu arbeiten begann: „*Die Sichtung des vorhandenen Bestandes war bis zu den Sommerferien beendet. Der dabei gewonnene Überblick führte zu der Überzeugung, daß noch bedeutende Erwerbungen und eine längere Zeit notwendig sein werden, um die vorhandenen Lehrmittelgruppen als Museum bezeichnen und dieses für Besucher öffnen zu können. Keine Abteilung besaß die zum Studium unerlässliche Vollständigkeit, und für einige Unterrichtsfächer waren nur minderwertige oder auch gar keine Vertreter von Lehrmitteln vorhanden. Mit Hilfe von 500 Mark, welche der Magistrat als jährlichen Zuschuß für den Ausbau des Schulumuseums bewilligte, und dem weitgehenden Entgegenkommen der Lehrmittelverlage konnten die vorhandenen Lücken nicht nur ausgefüllt, sondern eine, wenn auch eng begrenzte Vollständigkeit erreicht werden. Die einzelnen Abteilungen rundeten sich immer mehr ab, wurden zueinander in ein richtiges Verhältnis gebracht und erhielten in dem beschränkten Raum ihren Platz angewiesen*“.

Am 1. April 1905 waren die vorbereitenden Arbeiten so weit gefördert worden, dass die Sammlungen des Schulumuseums jeden Sonnabend von 15 bis 18 Uhr besichtigt werden konnten, allerdings nur von Lehrern, Behördenvertretern und von Freunden der Volksschule. Die Bücher ausleihen konnten nur Lehrer aus Gleiwick und Richtersdorf.

In der Einladung zur Eröffnung des Museums wurde seine grundsätzliche Aufgabe so betont: „*Das Schulumuseum soll den zahlreichen Lehrkräften im Industriebezirk und dessen Umgebung Gelegenheit geben, die gangbaren Lehrmittel aller*

*Unterrichtszweige aus eigener Anschauung kennen zu lernen, sich über deren Wert ein selbständiges Urteil zu bilden und bei der Anschaffung neuer Anschauungsmittel und ihrer Verwendung zuverlässig beraten zu werden".*

Über die Eröffnung des Schulmuseums wurde in der Tagespresse wie auch in der pädagogischen Fachpresse informiert. „Die Schlesische Schulzeitung“ brachte die Aufgabe und den Wirkungskreis des Gleiwitzer Schulmuseums auf den Punkt: „*Wir verweisen auf ein Institut, das der wissenschaftlichen Fortbildung der Lehrer dienen soll. Ist es auch in einer Stadt errichtet, so wird es doch auch der ländlichen Umgebung zu gute kommen*“.

Da das Schulmuseum als eine Art Beratungsstelle für Lehrer dienen sollte, die nicht in Neisse oder Leobschütz unterrichteten, mussten zwei Schwerpunkte ihrer Arbeit besonders berücksichtigt werden: „*Im Vordergrund standen das Interesse für den deutschsprachlichen Unterricht in Schulen mit zweisprachigen Kindern und die Heimatkunde. Die werdende Einrichtung zog alle Lehrmittel, Lehrbücher und Zeitschriften heran, die dem Unterricht in der sogenannten utraquistischen Schule dienten und ihn fördern wollten. Wir entwarfen selbst eine Übersicht aller derjenigen Gegenstände, die von der ‚natürlichen‘ Sprachenmethode im ersten Schuljahr benötigt wurden, und der Verlag Priebatsch in Breslau stellte darnach in sechs Kästen das Sachenmaterial zusammen*“.

Die Heimatkunde im Schulmuseum konzentrierte sich nicht auf abstrakte Dinge, sondern auf das, was dieser Teil Oberschlesiens brauchte: „*Weil das Schulmuseum in einem industriellen Gebiet lag, wiesen uns die heimatkundlichen Bestrebungen von vornherein auf das Gebiet des Bergbaus und der Hüttenkunde hin. Wir setzten uns mit den Verwaltungen der Werke in Verbindung und erhielten von den meisten reiches Material zugesandt, das die geologischen Verhältnisse des oberschlesischen Industriebezirks, die Gewinnung der unterirdischen Schätze und ihre Verhüttung und wirtschaftliche Verwendung veranschaulichte*“.

In den ersten Jahren wurde das Schulmuseum jährlich von rund 1000 Interessierten besucht. Zum größten Teil waren es Lehrer, die hier Lehrmittel für den praktischen Unterricht besichtigten oder nach Ratschlägen suchten. Ständige Besucher waren die Seminaristen aus den Lehrerseminaren in Peiskretscham und Pilchowitz sowie die Seminaristinnen aus Gleiwitz. Einzelne Lehrervereine aus dem Industrievier organisierten für ihre Mitglieder Gruppenfahrten nach Gleiwitz.

Viele der Besucher nutzten die Bestände der pädagogischen Bibliothek des Schulmuseums, die sich im ständigen Wachstum befanden. Laufend erhielt das Schulmuseum unentgeltlich Bücher von Lehrern und auch von einigen Verlagen. Selbstverständlich gab es in Gleiwitz noch die 1879 gegründete pädagogische

Bibliothek sowie die alte Kreislehrerbibliothek, aber man ging davon aus, je mehr Bibliotheken es gebe, desto besser sei dies für die Lehrer und deren Schüler.

Das Museum versuchte auch, die Schüler durch gute Lektüre zum Bücherlesen zu animieren, was zur Entstehung einer Jugendschriftenbibliothek führte. Eine entsprechende Ausstellung fand vor Weihnachten statt : „*Der Zudrang zu der Ausstellung war außerordentlich lebhaft und hielt auch in den folgenden Jahren an. Das Entgegenkommen der Verleger war in diesem Fall groß, und die Bibliothek nahm an Umfang zu*“. Die Jugendschriftenbibliothek wurde auch in anderen Städten ausgestellt und erfüllte ihre Aufgabe sehr gut: „*Der Buchhandel wurde durch sie so beeinflußt, daß man ihre Bände in allen Schaufenstern der Buchhandlungen ausliegen sehen konnte, und die Buchhändler waren mit dem Geschäft höchst zufrieden, und aus Anlaß der guten Einnahmen spendeten manche von ihnen Beiträge für arme Schulkinder oder übernahmen die mit der Ausstellung verbundenen Unkosten*“.

Ein Museum oder, wie im vorliegendem Fall, zusätzlich eine Lehrerfortbildungsstätte, konnte über wertvolle und nützliche Bestände verfügen, aber etwas Exotisches konnte nicht schaden, ganz im Gegenteil: „*Im zweiten Jahr des Bestehens knüpfte die Verwaltung Beziehungen mit Marineleuten an, die in der Kolonie Kamerun stationiert waren. Mit ihrer Hilfe gelangten sie in den Besitz einer größeren Menge von überseeischen Objekten, die zu einer kleinen Kolonialausstellung zusammengestellt wurden und eine große Zugkraft ausübten, nicht zuletzt auf Gleiwitzer Schüler der Oberklassen*“. Auf die Fans von Karl May wartete dort – dazu konnte es keinen Zweifel geben – die originale Tabakspfeife von Old Shatterhand.

Am 1. April 1910 übernahm der Lehrer Wladislaus Wende die Leitung des Schulumseums. Es entwickelte sich weiterhin nicht problemlos, aber doch konstant. Die Bibliothek erfuhr einen ständigen Zuwachs durch Einkäufe und Bücherspenden. Mit Hilfe eines von der Regierung in Oppeln übergebenen Lichtbildapparates konnten die Bestrebungen für die Volksbildung verbessert werden. In den Volkschulen Veranstalteten die Mitarbeiter des Schulumseums Adolf Drewniok und Josef Schindler für die Oberklassen Lichtbildvorträge. Im Herbst 1912 bekam das Schulumuseum ein drittes Zimmer.

Die ganze Zeit wurde den spezifischen Fragen der Zweisprachigkeit in Oberschlesien viel Aufmerksamkeit geschenkt: „*Die Sonderaufgabe des Schulumseums, eine Abteilung für Schriften und Hilfsmittel für den Unterricht im Deutschen an den Schulen des zweisprachigen Gebiets Oberschlesiens einzurichten, ist durch Wiederholung der Rundverfügung der Königlichen Regierung zu Oppeln vom 21. April 1911, die am 13. Dezember 1911 erfolgte, sehr gefördert worden. Bis jetzt sind von annährend 80 Schulen Angebote gemacht*

*worden mit zum Teil sehr schätzenswertem Material, das bald nach Eingang geordnet und katalogisiert werden wird. Es ist zu erwarten, daß dieser ungeahnte Erfolg für die oberschlesische Lehrerschaft eine Anregung sein wird, weiter Umschau zu halten und aufgefundene Schätze unserem Schulmuseum einzuverleiben. Nur solche rege Mitarbeit kann zu einem klaren Überblick über die Ausgestaltung und den Ausbau des genannten Unterrichtszweiges führen, und es dürfte alsdann für jeden ernsten Schulmann Oberschlesiens eine helle Freude sein, diese Abteilung unseres Museums zu studieren“.*

Zu Pfingsten 1913 tagte die Schlesische Provinzial-Lehrerversammlung erneut in Gleiwitz. Die Teilnehmer besuchten selbstverständlich auch das Schulmuseum und nahmen von hier mancherlei Anregung mit. Das Schulmuseum profitierte wieder von den Ausstellungsobjekten im Wert von rund 800 Mark. Die Schenkungen auf dem Gebiet der Schulzahnpflege schufen die Basis zu einer ständigen Ausstellung und trugen künftig viel zur Zahnpflege unter der Schuljugend bei. In den Schulen wurden zu diesem Thema auch erläuternde Vorträge mit Lichtbildern gehalten. Der Gleiwitzer Magistrat schenkte dem Museum eine reiche Sammlung von in der örtlichen Königlichen Hütte gegossenen Erinnerungszeichen an das Jahr 1813. Für Studienzwecke kaufte man einen Spektralapparat, gespendet wurden ein Modell eines Schiffes und ein Delphinschädel.

1915 sollte das Jubiläum des 10jährigen Bestehens gefeiert werden, aber die Tätigkeit des Museums war durch den Krieg belastet. Der 31jährige Lehrer Adolf Drewniok, der ehrenamtlich als Bibliothekar arbeitete, fiel an 18. Dezember 1914. Ein von Max Ksinsik gestaltetes Gedenkblatt mit dem Bild des Gefallenen fand im Schulmuseum einen Ehrenplatz. Die Ausgaben für Lehrmittel aller Art wurden aufs äußerste beschränkt. Als eine gewisse Abhilfe diente der durch das Breslauer Schulmuseum vermittelte regelmäßige Tauschverkehr mit über 30 anderen ähnlichen Museumseinrichtungen in ganz Deutschland.

Das Funktionieren des Schulmuseums wurde immer mehr von den Auswirkungen des Krieges beeinflusst: „*Die Mitarbeiter sind eingezogen; die Geschäfte des Bibliothekars führt seit dem 27. Oktober 1915 aushilfsweise die Lehrerin Fräulein Alma Trippensee. Das Angebot von Neuerscheinungen seitens der Lehrmittelfirmen war gering. Unsere treuesten Besucher stehen im Felde*“.

Man dachte aber auch schon an die Nachkriegszeit: „*Eine stattliche Zahl Lehrer aus den Gleiwitzer Schulen steht gegenwärtig unter den Waffen; mehrere von ihnen sind bereits auf dem Felde der Ehre gefallen. Unser Schulmuseum dürfte in erster Linie berufen sein, das Andenken an diese Helden der Nachwelt zu überliefern. Die Verwaltung richtet daher an alle, die bereit sind, unsere Absicht zu*

*fördern, die Bitte, die Bildnisse, letzte Briefe der Gefallenen u.a. einzusenden*". Wahrscheinlich ab 1917 war das Schulmuseum zeitweise geschlossen.

Die Nachkriegszeit brachte für das Schulmuseum unerwartete Umstände mit sich. Im Oktober 1919 beteiligte es sich an der Breslauer Ausstellung „Arbeit und Kultur in Oberschlesien“, 1920 an der landwirtschaftlichen Ausstellung in Gleiwitz, „welche der ländlichen oberschlesischen Bevölkerung vor Augen führte, zu welcher Höhe der Kultur sie durch die Zugehörigkeit zum Deutschen Reich geführt worden war“. Im selben Jahr starb Wladislaus Wende, sein Nachfolger als Leiter des Museums wurde Josef Schindler.

Es gab viele Aufgaben, die er meistern musste: „*Die Interalliierte Kommission setzte die Abstimmung, die alle Kreise Oberschlesiens fieberhaft erregte, auf den 20. März 1921 fest. Als der Tag in nächste Nähe gerückt war, fluteten die Abstimmungsberechtigten aus ganz Deutschland und aus dem Ausland nach Oberschlesien und kamen auch in Gleiwitz zahlreich an. Die Franzosen verboten jeden öffentlichen Empfang und suchten die Zusammenkünfte der deutschgesinnten Bevölkerung mit den gleichgesinnten Gästen möglichst zu erschweren. So gestatteten sie erst nach langen Verhandlungen, daß das Schulmuseum während der Abstimmungstage geöffnet blieb. Über 800 Abstimmungsgäste sprachen in den Räumen vor und bekundeten namentlich an den Sammlungen mit oberschlesischem Gepräge höchstes Interesse*“.

Der Abstimmungszeit folgte die Zeit der Aufstände, das ganze Gebäude der Schule IV war mit Besetzungs- und Polizeitruppen belegt. Danach war die Situation des Schulmuseums auch nicht stabil. Erst im Herbst 1923 konnten die insgesamt 145 qm zählenden Räume des Museums uneingeschränkt benutzt werden.

Es begann die Aufbauarbeit: „*Im Jahr 1924 begann im Winterhalbjahr eine Reihe von Vorträgen, die im Zeichensaal der Schule IV gehalten wurden und stets einen größeren Kreis von Zuhörern vereinigten. Von der Regierung zu Oppeln wurde das Schulmuseum als Beratungsstelle für Lehrmittel allen Schulen der Provinz empfohlen.*

*Kriegs- und Abstimmungszeit hatten die Jugendschriftensammlung, die zum größten Teil in der Schule IV untergebracht war, arg geschädigt. Der Rest war für Ausstellungen nicht mehr zu verwenden, da einmal einzelne Bücher vom Markt verschwunden waren, andere bei Neuauflagen ein anderes Gesicht und andere Preise erhalten hatten. Die Verwaltung des Schulmuseums entschloß sich, diese Bibliothek neu aufzubauen. 1925 wurden insgesamt 402 Bände beschafft, geprüft und katalogisiert, ein Bestand, mit dem vor Weihnachten die Jugendschriftenausstellung in Gleiwitz und Hindenburg wiedereröffnet wurde*“.

Durch die gesellschaftlichen Veränderungen wurde die Arbeit des Schulumms schwieriger: „*Die Sammlung guter Bücher ist wieder da, die gute Absicht, dem guten Buch zu dienen, auch; aber das Interesse des Publikums ist verloren gegangen. Zu Weihnachten wird für Kinder aller Plunder zusammengekauft; an die Erwerbung eines guten Buches denken die meisten Eltern gegenwärtig nicht. An drei Ausstellungsnachmittagen waren in diesem Jahr zwölf Personen erschienen. Es wird einer zähen Arbeit bedürfen, den im Materiellen verstrickten Sinn der besitzenden Volkskreise wieder auf höhere Ziele zu lenken*“.

Das Schulumuseum verfügte jetzt über folgende Abteilungen: Schulbau und Schuleinrichtungen, Schulhygiene, Lehrmittel, Schulschmuck und Bibliothek. Eine besondere Bedeutung hatte jetzt die Abteilung Heimatkunde: „*Das Heimatgefühl muß durch Pflege des Heimathlebens gestärkt werden. Auf Grund dieser Anregungen entstanden als künstlerischer Wandschmuck das Bild „Oberschlesische Eisenhütte“ und prächtige Stereoskopbilder zum Kohlenbergbau, Reliefs des Annaberges, Flachsbereitung und vieles andere*“.

Weiterhin viel Platz wurde auch der Frage der sprachlichen Eigenart Oberschlesiens gewidmet: „*Typisch für Oberschlesien ist die Abteilung für Schriften und Hilfsmittel für den Unterricht in zweisprachigen Gebieten. Sie erforderte die lebhafteste Mitarbeit der gesamten Lehrerschaft. Aus ihr spricht ein heißes Bemühen und Ringen um die Seele der Bevölkerung*“.

Das Schulumuseum setzte seine Arbeit als einen wichtigen Beitrag zum Kulturleben der Provinz Oberschlesien fort. Mit verschiedenen Vorträgen versuchte man sowohl die Lehrer als auch die Schuljugend zu erreichen. Behilflich bei der modernen Gestaltung der Aktivitäten des Museums waren ein Radio- und ein Filmapparat.

Am 1. Juli 1926 übernahm wieder Rektor Robert Urbanek die Leitung des Schulumms. Am 1. April 1930 feierte das Schulumuseum sein 25jähriges Jubiläum. In diesem Zeitraum wurde es von über 18000 Personen besucht. Auch einem Nichtfachmann bot das Museum viel Neues und Interessantes. Rektor Urbanek verwaltete das Museum bis Mitte der 30er Jahre, dann übernahm diese Funktion der Lehrer Alois Schneider. 1938 siedelte das Museum zwar in die insgesamt 300 qm großen Räume in der Mittelschule, aber allmählich „*entschlief es sanft, weil der NS-Lehrerbund an diesem Institut kein Interesse hatte*“.

Das Städtische Schulumuseum in Gleiwitz, wie es offiziell hieß, war bestimmt eine nützliche und interessante Institution mit hohen, nicht nur pädagogischen Ansprüchen, denn wohl nicht zufällig findet man es im Quellenmaterial auch mit der Bezeichnung Oberschlesisches Schulumuseum vor.

## Weihnachten 2019

Wenn man einen Geburtstag feiert, dann freuen sich alle Verwandten und Bekannten. Das Geburtstagskind freut sich über die Glückwünsche und Geschenke, seine Gäste erfreuen sich auf der Geburtstagsparty. Der Vorname des Geburtstagskindes wird vor lauter Freude in alle Fälle dekliniert. Gefeiert wird gerade an diesem Tag sowohl die Person selbst als auch ihre Geburt, denn alles hat seine Genese.

Selbstverständlich ist es sehr angenehm, Geburtstag zu feiern. Was sollte aber ein Geburtstagskind denken, wenn es immer häufiger feststellt, dass der Jahrestag seiner Geburt immer mehr nur zu einem Anlass für eine Riesenparty wird, aber seine Person ist für viele der Feiernden eigentlich bedeutungslos?

So etwas erlebt man zur Zeit an Weihnachten. Es herrscht eine wunderschöne Atmosphäre auf den Weihnachtsmärkten, der Tannenbaum duftet, die Lichter brennen hell, das Festessen ist köstlich, die Geschenke sind schon ausgepackt, die Lieder im Fernseher klingen stimmungsvoll. Nur die Glückwünsche an das Geburtstagskind bleiben aus. Das Kind, das das Weihnachtsfest eigentlich bestimmt, ist doch der in Bethlehem geborene Heiland der Welt.

Die Weihnachtskrippe als Darstellung der Geburt von Jesus Christus führte im 13. Jahrhundert Franziskus von Assisi ein. Wann die ersten Krippen in unserer oberschlesischen Heimat aufkamen, lässt sich nicht genau sagen. Als erste Krippen könnten hier die volkstümlich geschnitzten Krippen aus dem 16. Jahrhundert in Groß Pluschnitz bei Tost oder in der Annakirche bei Rosenberg gelten.

Mit der Zeit wurden die Krippen in ganz Oberschlesien populär. Dazu kam Mitte des 17.Jahrhunderts eine oberschlesische Eigenart bei der Benennung der Krippe, über die man 1933 schrieb: „*,Betlehem' nannte man damals die Krippen in der deutschen als auch in der polnischen Sprache; noch heute erinnert der oberschlesische Ausdruck ‚betlejka‘ daran*“. In Leobschütz erwähnten die Kirchenrechnungen im Jahr 1692 ein „Kripplein Christi“. In Keltsch bei Groß-Strehlitz wurden 1709 durch die Kirche sechs Groschen für das Herstellen und die Aufstellung eines „Betleem“ ausgegeben, einen ähnlichen Vermerk gab es seitens des katholischen Pfarramtes in Pleß im Jahr 1715. Von diesen alten Kirchenkrippen gibt es aber heute nur eine Spur in den alten Akten.

Es dauerte etwas, bis die Krippen in Oberschlesien flächendeckend wurden, indem man sie sowohl in den Kirchen als auch in vielen Häusern aufbaute. In der Klosterkirche in Groß-Borek im Kreis Rosenberg stand eine 15 Meter hohe und 9 Meter breite Weihnachtskrippe. Künstlerisch wertvoll war die Krippe auf dem Annaberg, mehr oder weniger künstlerisch waren auch die Krippen in anderen

oberschlesischen Kirchen. Entscheidend war aber dabei vor allem die Tatsache, dass die Aufstellung der Krippen an bevorzugter Stelle in den Kirchen den religiösen Bedürfnissen der Oberschlesier entsprach.

Wie um 1900 eine Krippe in vielen oberschlesischen Familien ausgesehen haben mag und welche Gefühle sie begleiteten, findet sich in dieser Beschreibung: „*Auf die Zurichtung dieser ‚Geburt‘ wird große Sorgfalt verwendet. Entweder eine Ecke oder oft auch eine ganze Seite des Zimmers wird zur Aufstellung der Krippe benutzt. Auf einem langen Brett als Untergrund baut sich eine Terrasse auf. In der Mitte der Terrasse befindet sich der Stall zu Bethlehem, dessen Inneres gewöhnlich von kleinen Lämpchen erleuchtet ist. Im Stall bemerkt man die aus Papier geschnitzten Gestalten des Christkindes, der Mutter Gottes und des heiligen Joseph. Ochs und Esel fehlen nicht. Engelfiguren fliegen um die Geburtsstätte; Hirten knien, und hoch oben leuchtet der Wunderstern, der die heiligen drei Könige zum Stall geführt, wo diese durch gar demütige Adoration und Geschenke dem glanzumstrahlten Christkind ihre Huldigung darbringen. Eine ganze Anzahl von sonderbaren Gestalten sieht man auf den Terrassen. Zwischen ihnen befindet sich Moos.*

*An dieser geschnitzten, papierenen Herrlichkeit ergötzen sich nun die leuchtenden Kinderaugen an den Dezemberabenden stundenlang. Vor ihrer lebhaften Phantasie öffnet sich beim Anblick der bunten biblischen Gestalten ein Zauberreich, und wie ein süßer Bann legt sich's auf ihre Seelen, und aus ihren frohen Blicken lacht das Glück und die Freude.*

In den 20er Jahren stellten die Ostdeutschen Werkstätten in Neisse keramische Krippen her. Teilweise aus einem Stück modelliert, teilweise aus mehreren Gruppenstücken zusammengesetzt, war das Ganze auf eine bildplastische Einheit abgestellt. Die Mehrheit der Krippen war jedoch aus einzelnen Figuren selbstständig aufzubauen, und dank der plastischen Individualität der einzelnen Gestalten ließ man dadurch der Kreativität der kleinen und erwachsenen Krippenbauer freie Bahn.

Zur Krippe gehörten auch Krippenspiele in verschiedenen Variationen je nach lokaler Tradition und Zeitpunkt. In den zweisprachigen Gebieten unserer Heimat konnte das Krippenspiel in Form eines Umzuges von drei Kindern so aussehen: „*Die Hauptsache ist aber die ‚Betlejka‘, die von den Kindern oder deren Angehörigen als Laubsägearbeit angefertigt wird. Etwa in der Größe einer Puppenstube ist auf einer Holzplatte der Stall von Bethlehem aufgebaut. Das Holz ist mit buntem Glanzpapier überklebt. Der Hauptteil des Stalles ist vorn offen. Wir erblicken darin in zierlichen Figürchen das Jesuskind in der Krippe liegen, Maria und Josef und die kneienden Hirten mit ihren Herden. Mit dieser Betlejka ziehen die drei ‚Betlejkorze‘ von Haus zu Haus. Beim Betreten der Wohnung grüßen sie*

*,Gelobt sein Jesus Christus' und singen dann ganz eigentümliche Lieder. Hierfür erhalten sie ein kleines Geldgeschenk. Der Umgang mit der Weihnachtskrippe ist sicherlich ein Überbleibsel von dem in früheren Jahren üblichen Krippenspiel“.*

Um das Krippenspiel war es aber gar nicht so schlecht bestellt, denn noch 1933, also zwölf Jahre nach der obigen Schilderung, konnte man Folgendes lesen: „*Das Krippenspiel lebt beispielsweise noch in den Kreisen Leobschütz und Ratibor. Wie der Christbaum und die Weihnachtslieder nie unzeitgemäß werden dürften, so sind auch die Krippenspiele nie unzeitgemäß; sie sind ewig jung und warten nur auf eine Jugend in Dorf und Stadt, die sie mit rechtem Geist spielt. Man braucht zu einem Krippenspiel keine besondere Bühneneinrichtung. Die Gewänder fertigen sich die Kinder selbst an. Das Spiel erfordert wegen seiner Einfachheit nicht viel Zeit und Übung. Es wird zu einer Stunde der Freude auch für Stadtkinder, wenn alle Spieler richtig dabei sind. Die Erfahrung bestätigt dies*“.

Die Erfahrung bestätigt auch die Wahrheit des Sprichwortes „Wollen heißt können“. 1931 schufen Hilfsschulkinder in Hindenburg-Zaborze so viele Krippen, dass eine Ausstellung der Arbeiten möglich wurde. Das Material - Holz, Nägel, Lichter, Glöckchen u.a. brachten sie mit oder kauften es. So gaben sie dem weihnachtlichen Geburtstagskind ein Geschenk im Rahmen ihrer Möglichkeiten und gratulierten ihm auf diese Art und Weise.

### **Die zweisprachige Volksschule**

Die Zweisprachigkeit und die Oberschlesier - Mythos, Verklärung oder doch Realität? Wann und unter welchen Umständen ist sie Realität? War und ist die Zweisprachigkeit in Oberschlesien überhaupt möglich? Ab welchem Grad der Beherrschung der zweiten Sprache könnte man von einer Zweisprachigkeit sprechen? Das Thema ist in unserer Heimat fest verwurzelt, was auch dieser Artikel zu beweisen versucht.

*„An die Herren Kollegen und alle Freunde der zweisprachigen Schule. Wer offenen Sinnes dareinschaut, wem die Entwicklung der zweisprachigen Volksschule und das Wohl der deutschlernenden Schuljugend tatsächlich am Herzen liegt, der wird den Mangel einer eigens für die genannte Schulgattung bestimmten Zeitschrift schon längst tief empfunden haben. In den allgemeinen Schulzeitungen werden die Interessen der zweisprachigen Volksschule entweder gar nicht oder nur höchst stiefmütterlich wahrgenommen. Die allgemeinen Schulzeitungen haben in erster Reihe die rein deutsche Volksschule im Auge. Noch warten hier daher viele und darunter recht wichtige Fragen ihrer Lösung. Es sei nur an den deutschen Sprachunterricht, das Schmerzenskind der zweisprachigen Volksschule, erinnert. Soll insbesondere eine Weiterbildung der Methode des deutschen*

*Sprachunterrichts möglich gemacht werden, so muß eben eine besondere Zeitschrift für die zweisprachige Volksschule bestehen“.* So schrieb im April 1893 der Oberlehrer Anton Jelitto in Zuzella in dem Vorwort der ersten Nummer der pädagogischen Monatsschrift „Die zweisprachige Volksschule“, deren Schriftleiter und Herausgeber er war.

Die Lektüre der erhalten gebliebenen Jahrgänge dieser Zeitschrift gibt Einblick in die Tätigkeit dieser schulischen Einrichtung in Oberschlesien und darüber hinaus. Die Zweisprachigkeit war charakteristisch für die Randgebiete des Deutschen Reiches, wo es auch Bevölkerungsteile mit anderer Muttersprache als Deutsch gab. Zu diesen Gebieten gehörten auch Teile von Oberschlesien, jedoch nicht die ganze Region.

In den Kreisen am linken Oderufer gab es keine Voraussetzungen für den Begriff zweisprachig, weil man dort einfach nur deutsch konnte. Am rechten Oderufer sah die sprachliche Lage vor allem auf dem Lande anders aus, denn hier wohnten die wasserpolnisch sprechenden Oberschlesiern, denen die deutsche Sprache erst in der Schule beigebracht werden musste. Dieser oberschlesische Dialekt oder die Umgangs- oder Verkehrssprache wurde auch in dieser Zeit deutscherseits als Plattpolnisch bezeichnet.

Eine Implikation für das Erlernen, den Gebrauch und die Pflege der deutschen Sprache bei den wasserpolnisch sprechenden Oberschlesiern ergab sich aus der Tatsache, dass dieser Dialekt eben in jenen Jahren schon zur Muttersprache wurde. Es handelte sich nicht um eine literarische Hochsprache, sondern um den Dialekt eines sprachlichen Grenzgebietes.

1893 konnte man in „Der zweisprachigen Volksschule (DZV)“ lesen: „*Die Verkehrssprache des polnisch redenden Volkes in unserem Oberschlesien – das sogenannte ‚Wasserpolnisch‘ – zählt nicht mehr als ungefähr 500 bis 600 Wörter. Es ist eben eine besondere Eigentümlichkeit aller Sprachen, daß alle von Anfang an, auch wenn sie noch so arm sind, doch zum Gebrauche für die Notdurft des gemeinsamen Lebens hinreichen*“.

Die Probleme für den Deutschunterricht bereiteten eben die allgemeine Benutzung des wasserpolnischen Dialektes dieser Gruppe von Oberschlesiern in allen alltäglichen Situationen vor. Dabei war es doch die Pflicht der Volksschule, die deutsche Staatssprache jedem Schüler beizubringen, und das war sehr verständlich.

In der DVZ konnte man Hinweise von Lehrern finden, denen der Gebrauch der deutschen Sprache in dem ganzen Alltag der Schüler am sinnvollsten erschien: „*Des Lehrers Sorge in Bezug auf die Pflege der deutschen Umgangssprache hat sich nicht allein auf die Schulstube zu erstrecken, vielmehr suche er nach Kräften dahin zu wirken, daß die polnischen Kinder auch außerhalb der Schulstube der*

*deutschen Sprache sich bedienen. Er dulde also nicht, daß seine Schüler in den Pausen, auf dem Spielplatz u.s.w. in der polnischen Sprache sich unterhalten. Ausgenommen sind selbstverständlich die Kinder der ersten Schuljahre. Aber auch diese haben die schon gelernten deutschen Worte und Sätze bei Gelegenheit anzuwenden. Je mehr sie in der Kenntnis und Fertigkeit der deutschen Sprache fortgeschritten, desto mehr hat das Polnische in den Hintergrund zu treten, bis letzteres nach und nach ganz verdrängt und die deutsche Sprache ausschließlich angewendet wird. Nur auf diese Weise kann die deutsche Sprache den polnischen Kindern zum dauernden Eigentum, gleichsam zur zweiten Muttersprache werden“.*

Damit wurde auch einer der komplizierten Punkte der Aufgaben und Ziele der zweisprachigen Volksschule in Oberschlesien angesprochen. Wollte man durch einen erfolgreichen Deutschunterricht die Kenntnisse in der deutschen Sprache unter der wasserpolnischen Bevölkerung auf ein beinahe muttersprachliches Niveau heben oder die gesprochene wasserpolnische und gelesene hochpolnische Sprache durch die deutsche Sprache praktisch ersetzen?

Ja und nein, könnte man sagen, denn die preußische Sprachpolitik in Oberschlesien war seit Friedrich dem Großen eben ein Zickzack zwischen den nationalen, konfessionellen und letztendlich parteiischen Interessen gewesen: „*Durch Verfügung der Königlichen Regierung zu Oppeln vom 20. September 1872 ist das Deutsche nicht allein Unterrichtsgegenstand, sondern auch Unterrichtssprache geworden. Was ist nun seit dieser Zeit für die Germanisierung Oberschlesiens erreicht worden? Viel, wenn auch nicht alles. Es gibt unter den jüngeren Generationen in Dorf und Stadt wohl kaum einen Oberschlesier, der nicht deutsch verstände und spräche. Wenn trotzdem über die in manchen Gegenden noch nicht befriedigenden Erfolge gespöttelt wird, so muß darauf hingewiesen werden, daß zur völligen Germanisierung eines Landes mehrere Generationen und nicht 20 Jahre gehören. Es ist schon viel erreicht, wenn das gegenwärtige Geschlecht beide Sprachen spricht und versteht. Die Fortschritte in der Germanisierung lassen sich aber auch von dem größten Deutschfresser nicht verleugnen.*“

Die fortschreitende Assimilierung der wasserpolnischen Bevölkerung mit dem deutschen Volk und vor allem mit seinem preußischen Teil war bemerkbar. Selbstverständlich verlief dieser vielschichtige Prozess nicht problemlos, was auch in der DZV oft betont wurde: „*Die polnische Bewegung, hervorgerufen durch mehrere polnische Blätter, hat in der neueren Zeit in Oberschlesien einen bedenklichen Umfang angenommen. Dies hat sich bei der letzten Reichstagswahl zur Evidenz gezeigt. Hat man doch in den Kreisen Beuthen und Ratibor sogar gewagt, gegen allgemein geschätzte Geistliche, die seitens der Wähler, welche*

*der Militärvorlage freundlich gegenüberstanden, als Kandidaten aufgestellt waren, eigene (polnische) Kandidaten aufzustellen. In Beuthen ist auch der bekannte Major Szmula trotz der eifrigsten Gegenagitation von Seiten der Geistlichkeit mit großer Majorität gewählt worden. In Ratibor ist es dem ‚Nowiny Raciborskie‘ zwar noch nicht gelungen, ihrem Kandidaten zum Sieg zu verhelfen, aber auch dort hat die polnische Partei eine bedeutende Stimmenzahl zu verzeichnen“.*

Irgendwie erinnerte die Lage der wasserpolnisch sprechenden Bevölkerung an eine sich zwischen Hammer und Amboss befindenden Volksgruppe. Sie bestand aus treuen preußischen Staatsbürgern, aber sie wollten ihre kulturelle und sprachliche Eigenart bewahren. Dies wurde jedoch durch die Lehrer so interpretiert: „Woher kommt es aber, daß der Oberschlesier trotz seiner Fertigkeit im Gebrauch der deutschen Sprache dieselbe im Verkehr unter sich nur wenig anwendet? Der Grund liegt in Lauheit auf der einen und Feindschaft auf der anderen Seite. Das ganze Familienleben sowie das Geschäfts- und öffentliche Leben müssen germanisierend wirken. Die Schule allein, der die Kinder nur für wenige Stunden des Tages angehören, kann es nicht, zumal ihr die Familie oft entgegen arbeitet. Doppelt traurig ist es, wenn Familien, die deutsch sprechen können, mit ihren Kindern aus Bequemlichkeit oder Nachlässigkeit nur polnisch sprechen. Die Beamten, Handwerker und Kaufleute, die, wie es vielfach vorkommt, aus Geschäftsrücksichten mit ihren Untergebenen oder Kunden polnisch sprechen, hemmen dadurch die Entwicklung der deutschen Sprache. Der Deutsche setzt leider nicht in gleicher Weise seine Ehre darin, die deutsche Sprache zu verbreiten, wie der Pole, die polnische zu erhalten“.

Zweifelsohne sprachen die Oberschlesier, die wasserpolnisch bevorzugten, in der Familie und auch unter sich in ihrem Dialekt, in ihrer Muttersprache eben. Ihr Problem war aus der Sicht der Lehrer, dass es sich dabei nicht um einen Dialekt der deutschen Sprache handelte, sondern um eine für sie nicht verständliche Mischsprache. In der Regel kann man bei Übereifer das Gegenteil von dem Vorgehabten erreichen.

Eine systematische und geduldige Arbeit führt aber zu erwünschten Ergebnissen. Dieser Meinung war auch in der DZV vertreten: „Die Ansicht, daß die deutsche Unterrichtssprache in der zweisprachigen Volksschule die Erreichung des der Volksschule gesteckten Unterrichtsziels unmöglich mache, ist durch den Erfolg des Unterrichts in zweisprachigen Stadtschulen längst widerlegt. Aber auch für Landschulen mit nur einem Lehrer darf der Satz, daß polnische Kinder bis zur Entlassung aus der Schule die Anwendung der deutschen Unterrichtssprache nicht genug lernen könnten, keine Gültigkeit beanspruchen. Die Möglichkeit genügender Erfolge auch für diese Art von Schulen ist durch die Wirklichkeit

*bereits erwiesen; es muß nur noch eine größere Allgemeinheit des Erfolges gesichert werden, und man wird dieselbe sichern, wenn man die Unvollkommenheiten erkennt und vermeidet, welche dem im ganzen richtigen gebräuchlichen Verfahren noch anhalten .Indes ist auch die der oben erwähnten ganz entgegengesetzte Ansicht zu bekämpfen, daß die Schwierigkeit des Unterrichts mit deutscher Unterrichtssprache in der zweisprachigen Schule überhaupt nicht besonders groß sei. Die Wahrheit liegt eben in der Mitte". Ein großer Teil der Wahrheit über das zweisprachige Oberschlesien lag eben auch in der Mitte.*

*In Teilen des damaligen Oberschlesien gab es viele Bestrebungen, die im Endergebnis zur Herausbildung des zweisprachigen Oberschlesiers führten: „Die Forderung des Religionsunterrichtes in der Muttersprache ist nichts als ein Mäntelchen für die erträumte Polonisierung Oberschlesiens, und die Motive sind trotz aller Scheinheiligkeit weder religiöse noch pädagogische, sondern nationale. Den Gegnern und Feinden gegenüber tröstet sich der deutsche Lehrer mit dem Bewußtsein, daß er allein nur Gutes bringt. Das Segensreiche der deutschen Sprache neben der Kenntnis des polnischen Idioms dürfte heute keinem Oberschlesier fremd sein. An ein Verdrängen der polnischen Sprache denkt niemand. Es handelt sich nur um die Erlernung einer zweiten Sprache“.*

*Auch die zweisprachige Volksschule – und womöglich eben sie – war nicht frei von schöpferischem Streiten über die richtige Methodik, dazu kamen noch alle oberschlesischen Begleiterscheinungen: „Wer parteilos über die Sprachfertigkeit unserer oberschlesischen Schüler zu urteilen vermag, wird sich der Überzeugung nicht verschließen können, daß ein Kind, wenn es nicht gerade Idiot ist und durch 8 Jahre bei zielbewußtem Unterricht die Schule besucht hat, die deutsche Sprache beherrschen muß.*

*Der gegenwärtig geübten naturgemäßen Sprachmethode wird ferner nachgesagt, daß sie die Schule zur Abrichtungs- und Dressuranstalt erniedrige. Man verlangt demgemäß als Hauptmethode wieder die alte Übersetzungsmethode und die Anstellung polnischer Lehrer.*

*Die natürliche Sprachmethode ist übrigens nicht neu. Valentin Trotzendorf, Michael Neander und die Jesuiten haben sie in ihren Lateinschulen, wo ebenfalls der Gebrauch der Muttersprache während des Unterrichts verpönt war, geübt. Bekanntlich wird in manchen Familien nach dieser Methode französisch, englisch, italienisch u.s.w. beigebracht, indem die betreffenden Erzieherinnen mit den Kindern nur in ihrer Sprache reden“.*

*Wollte man aber ein gutes, fast muttersprachliches Niveau der deutschen Sprache bei den Schülern erreichen, mussten die Kinder so früh wie möglich mit dem spielerischen Erlernen dieser Sprache in der Regel außerhalb der Familie*

beginnen: „*Wir wollen aber trotz alledem zugestehen, daß auch heute noch so manches geschehen kann, was geeignet ist, die Wirkung der deutschen Sprache auf das Gemüt der Kinder zu erhöhen. Noch ist auch hier das Ideal nicht erreicht. Was kann nun alles noch geschehen? Da jede fremde Sprache das Herz des Kindes am wirksamsten erfasst, wenn sie möglichst frühzeitig dem Kind beigebracht wird, so ist dafür Sorge zu tragen, daß das Deutsche so früh wie möglich unseren Kindern beigebracht werde. Das kann geschehen: durch die sogenannten Kleinkinderschulen, Spielschulen u.dgl.*“

Man bedauerte in dieser Hinsicht, dass die seit jeher in Preußen eingeführte Sonntagsschule nicht obligatorisch war und deswegen auch im Laufe der Zeit in den meisten Orten nach und nach nicht funktionierte, was schon um 1869 zu bemerken war.

Im März 1896 zog man ein kurzes erstes Fazit über die Konditionen der DZV und die Umsetzung der Ziele, die man sich gesetzt hatte: „*Wie alle Unternehmungen, welche sich auf die fremdsprachige Volksschule beziehen, großen Schwierigkeiten begegnen, so hat auch diese Zeitschrift, trotzdem ihr die besten Empfehlungen zur Seite standen, viele Hindernisse zu überwinden gehabt. Sehr gering war die die Schar der Getreuen, welche uns anfangs helfend beisprangen, und nur langsam wuchs die Zahl derselben. Erst nach drei Jahren sind wir soweit angelangt, daß uns um die weitere Existenz unseres Unternehmens nicht mehr bange ist, obgleich wir auch heute noch konstatieren müssen, daß unser Blatt immer noch nicht die Verbreitung gefunden hat, welche im Interesse der Sache, die es vertritt, und auch im Interesse seiner weiteren Entfaltung zu wünschen wäre. Wir wissen, daß gerade unser Wirken und Schaffen unausgesetzter Kritik unterzogen wird, und geben uns daher umso mehr Mühe, das zu erreichen, was unter den schwierigen Verhältnissen, gegen die wir anzukämpfen haben, überhaupt erreichbar ist. Dieses Bestreben gereicht nicht nur uns zur Ehre, sondern ist auch von großem Segen für unsere Schulen.*

*Diese Zeitschrift hatte sich bereits 3 Jahre lang in den Dienst dieses Strebens gestellt. Fast alle namhaften utraquistischen Pädagogen in Ost und West haben in bereitwilligster Weise Material zum Aufbau von der Methode für unsere Schulen zusammenzutragen geholfen, so daß die vorliegenden 3 Jahrgänge eine Fülle von trefflichen theoretischen Auseinandersetzungen und praktischen Fingerzeichen enthalten, welche besonders den Anfängern im Lehrfach große Dienste leisten können".*

Es war in der Tat eine Fachzeitschrift für Lehrer, denn nur sie konnten sich für solche Themen begeistern wie grammatische Übungen im Anschluß an ein statarisch behandeltes Lesestück, für die Einführung in die Bruchrechnung sowie

für die Frage, ob die Zuhilfenahme der Muttersprache der Kinder beim ersten Sprachunterricht zweckmäßig ist.

Im Laufe der Zeit wechselten die Schriftleiter und Verleger. Die Themen blieben dieselben, angepasst an die Veränderungen in der Schule und in der Gesellschaft. Oberschlesien im Jahr 1913 sah anders als 1893 aus. Es waren für die zweisprachige Schule keine verlorenen Jahre.

1919 erschien die DZV im 27. Jahrgang. Im Dezember jenes Jahres nahmen August Volkmer, Prorektor des Lehrerseminars in Pilchowitz, als Schriftleiter und Ferdinand Hirt in Breslau als Verleger Abschied von den Lesern: „*Mit tiefem Bedauern legt die Schriftleitung die Arbeit, die ihr als so segenbringend und pädagogisch wertvoll erschien, aus der Hand. Die Arbeitsgemeinschaft, die den Verlag, die Schriftleitung, die Mitarbeiter und die Leser der Zweisprachigen Volksschule so viele Jahre umschlossen hat, löst sich auf.*

*Aber auch jetzt noch gilt es zu arbeiten, anstatt zu klagen oder gar zu verzweifeln. Jene pädagogische Idee, in deren Dienste unsere Monatschrift stand, darf nicht untergehen. Wenn jeder, der am Wohle der Jugend im Zweisprachengebiet zu wirken berufen ist, keine Gelegenheit vorübergehen lässt, um die Sonderaufgaben der deutschen Schule zu fördern, dann werden die Früchte des vieljährigen Bemühens unserer Monatschrift nicht verloren gehen. Das ist unser herzlicher Abschiedswunsch“.*

Auch nach 100 Jahren ist das Thema der Zweisprachigkeit in Oberschlesien noch nicht vom Tisch. Und das ist eigentlich das einzige Positive, das sich zu diesem Thema sagen lässt.

## 1. Oberschlesischer Turngau

Wenn jemand unter einem guten Stern geboren ist, dann ist er nach den fundierten Erkenntnissen der Astrologie und den unabirrbares Weisheiten des Volksmundes einfach ein Glückspilz. Zu den äußersten Zeichen des Glücks gehört zum Beispiel sicherlich ein ungetrübtes Feiern des Abrahamfestes. Wenn man 50 Jahre in Ruhe leben und wirken konnte, dann ist das ein klarer Grund zur Freude. So war es eben auch im Fall des 1.Oberschlesischen Turngaues, der 1912 sein 50jähriges in Ratibor noch in aller Ruhe feierlich begehen konnte. Der europäische Himmel war noch überwiegend blau.

Dabei war die Geschichte dieser 50 Jahre überhaupt nicht einfach zu schreiben. Sie hatte etwas Mythisches an sich, was an die Entstehung von Troja oder Rom erinnert, wo man auch nicht über eindeutige Beweise der Gründung verfügt, doch man schenkt den Gründungsmythen einfach Glauben. Man könnte sogar behaupten, den Mythen geht es besser als der Wahrheit.

Die Geschichte des oberschlesischen Turngaues verfasste aber kein Homer und kein Vergil sondern Dominikus Beier, ein Taubstummlehrer in Ratibor in seiner Eigenschaft als Gauturnwart des 1.Oberschlesischen Turngaues. Deswegen standen in ihr nur Fakten – soweit es möglich war.

Einen Freiraum für romantische Interpretationen der Anfänge des Turngaues liefert uns aber die folgende Erläuterung: „*Die Geschichte des 1.Oberschlesischen Turngaues zu schreiben und im Zusammenhang damit eine geschichtliche Entwicklung des Turnwesens in Oberschlesien zu geben, bereitete insofern Schwierigkeiten, als die geschichtlichen Unterlagen fehlten. Die Schriften und Urkunden des Gau des von 1862 bis 1890 sind verloren gegangen. So lange ein Vorort die Geschäfte des Gau führte (1862 bis 1879), hielt der neugewählte streng darauf, daß ihm die Gauakten nebst der Gaukasse mit den Abrechnungen getreulich überliefert wurden. Bei dem häufigen Wechsel der Gauvorsitzenden nach der Neubildung der Gauleitung durch einen Gauturnrat in den Jahren 1883 bis 1890 mag es vorgekommen sein, daß die neugewählten Gauvertreter aus Unkenntnis es unterlassen haben, die Akten von ihren Vorgängern einzufordern, und so sind diese Quellen verschwunden oder aber jetzt nicht mehr zu erreichen*“.

Wie es zu so einer Schlampperei in Preußen und noch dazu in Oberschlesien kommen konnte, ist einfach unbegreiflich. Nach Jahren behauptete man in vielen oberschlesischen Turnvereinen, dokumentarische Belege aus den Gründungsjahren seien der Zeit zum Opfer gefallen.

Über die Spätfolgen dieses Standes der Dinge konnte man im April 1911 exemplarisch Folgendes lesen: „*In der Monatsversammlung des Turnvereins „Dreikaiserecke“ machte der Vorstand die betrübende Mitteilung, daß die für dieses Jahr vorgesehene 50-Jahrjubelfeier nicht stattfinden kann, denn es läßt sich leider aktenmäßig nicht nachweisen, daß der Verein ununterbrochen 50 Jahre bestanden hat. Die Begründung eines Turnvereins in Myslowitz ist 1861 tatsächlich erfolgt; nach 3 monatlichem Bestehen zählte dieser neue Verein bereits über 150 Mitglieder, war auch im Oberschlesischen Turngau bis 1867. Von da ab bis 1884 fehlt jegliche Nachricht, sowohl in den Vereinsakten, wie in den Akten des Magistrats. Erst im Jahre 1884 fand die Turnsache aufs Neue Freunde und Gönner. Die Fahne mit der Jahreszahl 1861 und die Turngeräte, welche inzwischen der aus dem Turnverein hervorgegangene Feuerlöschverein in Verwahrung hatte, wurden dem Turnverein wieder übergeben. Das für den 13. August angesetzte Bezirks- Turn und Spielfest wird im Schloßgarten bestimmt abgehalten*“.

Eben, die Aktivitäten der Turnvereine bestanden selbstverständlich weiter, denn verschollene Unterlagen einzelner Vereine konnten die gegenwärtige Lage nicht beeinflussen. In Myslowitz eröffnete man am Ostermontag 1911 auf dem

Spielplatz den jahreszeitlichen Spielbetrieb. Man forderte die Damen und die inaktiven Mitglieder auf, an den Monatsversammlungen teilzunehmen. Zwecks Stärkung freundschaftlicher Beziehungen veranstaltete man am 6. Mai auf Anregung des Turnvereins Gieschewald einen Nachtmarsch der Vereine aus Kattowitz, Schoppinitz, Roszin, Janow, Carlssegen und Myslowitz nach Gieschewald mit anschließendem Kommers und turnerischen Aufführungen.

Kehren wir aber zu den Anfängen des Turnens in Oberschlesien zurück, wo das Turnen eine lange Tradition vorweisen kann. 1815 legte Wilhelm Zellner, Hofapotheke in Pleß, einen Turnplatz nach dem Vorbild der Jahn'schen Turnstätte in der Hasenheide bei Berlin auf eigene Kosten an. Die Freude war kurz, denn 1819 kam nach der Ermordung Kotzebues eine Turnsperrre. Im Januar 1836 veröffentlichte der Oppelner Medizinalrat Karl Lorinser seine Abhandlung „Zum Schutze der Gesundheit in den Schulen“, die zum wichtigsten Anstoß für eine allgemeine Wiedereinführung des Turnens wurde, obwohl zunächst nur in den Schulen. Es war ein Schritt zur gänzlichen Freigabe des Turnens, die 1842 erfolgte.

In Folge des ersten Deutschen Turnfestes in Coburg im Jahr 1860 entstanden auch in Oberschlesien die ersten Turnvereine, die sich als „*eine Pflegestätte deutschen Volksbewußtseins und vaterländischer Gesinnung, mit Ausschluß aller Parteidien erkannten*“.

Ein erster oberschlesischer Turnverein wurde am 12. Mai 1860 in Kattowitz gegründet, das damals noch nicht die Stadtrechte hatte. Ihm folgten dann Gründungen von Turnvereinen in Ratibor, Gleiwitz und in anderen Städten. Am 13. April 1862 fand in Kattowitz der erste oberschlesische Turntag statt, an dem 626 Turner aus Beuthen, Gleiwitz, Kattowitz, Laurauhütte, Myslowitz, Oppeln und Ratibor teilnahmen. Dieses Ereignis war zugleich die Geburtsstunde des oberschlesischen Turngaus.

Es waren keine einfachen Zeiten für Turner, da sie seitens der Behörden als Träger des deutschen Einheitsgedankens entsprechend behandelt wurden. Die Fahne schwarz-rot-gold war verdächtig: „*Es wird strengste Beaufsichtigung empfohlen, denn in neuester Zeit bezwecken die Vereine nicht mehr die körperliche Bildung, sondern sie verfolgen politische Tendenzen. Dies beweisen die Reden, die bei den Turnfesten gehalten werden, ferner, daß die Lokale, in denen sie ihre Versammlungen abhalten mit deutschen Fahnen dekoriert sind, und daß auch bei ihren öffentlichen Aufzügen die deutsche Fahne vorangetragen wird. Wo es nur ging, legte man der deutschen Turnerei Hindernisse in den Weg, die ihr Fortkommen erschweren. Allein, durch Hindernisse, Unterdrückung und Leiden werden Menschen groß*

. Die oberschlesische Bevölkerung erkannte aber den gesunden Sinn dieser Bewegung und gründete neue Turnvereine, denn frühzeitig

bemerkte man die Wichtigkeit der Leibesübungen bei der Erziehung der schulentlassenen Jugend.

Ebenso schnell wie die Turnvereine in Oberschlesien gegründet wurden, ebenso rasch kam es in den Jahren 1865 und 1866 zum Stillstand und 1867 zu ihrem fast vollständigen Niedergang. Einerseits lebte die anfängliche Begeisterung auch viel vom Strohfeuer, andererseits waren dafür objektive Faktoren wie der Krieg im Jahr 1866 und die Choleraepidemie verantwortlich. Aktiv blieben nur die stärksten Vereine. 1869 wurde in Breslau vom Turngau Oberschlesien der Wunsch geäußert, Wanderturnlehrer nach Oberschlesien zu senden. Lähmend für die Turnvereine erwies sich auch der Krieg in den Jahren 1870/71, der die Reihen der Turner lichtete.

Erste Versuche des Wiederaufbaus der Strukturen konnte man erst im Jahr 1875 erkennen. Einen zusätzlichen Schwung bekamen sie 1876 mit der Wahl des Königshütter Ingenieurs Julius Schubert zum Gauturnwart, der die Gausatzungen zweckmäßig umgestaltete. 1877 beschloss man die Einführung des Riegenturnens bei Gaufesten. 1879 entstand endlich ein Gauturnrat.

Man arbeitete auch an dem Problem Führungskräfte, die über ein gewisses Können verfügen mussten, wenn sie von den Mitgliedern Leistungen verlangen wollten: „*Stets hat der alte Grundsatz der Erfahrung recht behalten, daß das turnerische Leben im Verein mit dem Turnwart steht und fällt. Die erste Sorge einer zielbewußten Gauleitung muß es darum sein, den Gauvereinen tüchtige Turnwarte und Vorturner heranzubilden*“. Um das zu verwirklichen, musste aber auch die Basis etwas taugen.

Um das Turnen attraktiver zu machen, wurde 1879 der Sechskampf eingeführt, der aus Übungen an Reck, Barren und Pferd sowie aus drei sogenannten volkstümlichen Übungen – Lauf, Sprung und Wurf – bestand. Bei der Gauturnfahrt 1880 in Kandrin zeigte der Turnverein Königshütte zum ersten Mal Keulenübungen.

Um das Jahr 1885 entfaltete sich das turnerische Leben des oberschlesischen Turngaues mit frischer Kraft. Unter dem neuen Gauturnwart, dem Kattowitzer Oberturnlehrer Heinrich Grittner, wurde der Gau in fünf Bezirke geteilt: Kattowitz, Königshütte, Beuthen, Gleiwitz und Ratibor. In den Jahren 1886 bis 1890 konnte man eine stabile Entwicklung beobachten.

Die Industrialisierung veränderte die oberschlesische Gesellschaft. Die Turnvereine suchten dazu eine Lösung zu finden: „*Trotzdem der Turnboden der Sammelplatz für die Jugend aller Stände sein soll, fühlt sich der Durchschnittsmensch doch am wohlsten im eigenen Kreis. Aus diesem Grund finden die Gleichgesinnten, die zumeist auch derselben Gesellschaftsklasse angehören, sehr bald zu einem neuen Verein zusammen und suchen diesem neuen*

*Verein andere Gleichgesinnte zuzuführen, Leute die sich nur durch den gleichen Anschauungskreis zum Beitritt bewegen lassen, die aber in der alten Vereinigung nie für den Turnverein zu gewinnen gewesen wären".* Der Turngau hatte deswegen nichts gegen mehrere Turnvereine in einer Stadt, betrachtete diese Situation sogar als gesunde, belebende Konkurrenz.

Schon 1884 wollten die Turnvereine aus Ratibor, Cosel, Neustadt, Leobschütz und Rybnik einen neuen oberschlesischen Turngau bilden. Da sie jedoch nicht über die erforderlichen 500 Mitglieder verfügten, scheiterte der Versuch. Lediglich Leobschütz und ein Verein aus Cosel schlossen sich dem Turngau Neisse an.

1899 kam es jedoch zur Teilung des 1. Oberschlesischen Turngaus. Nur zwölf Vereine waren an einem Bestehen des Turngaus im Industriegebiet interessiert. Die anderen Turnvereine sollten sich an benachbarte Turngaue anschließen, was aber im Falle von Loslau, Pleß, Altberun, Sohrau und Nicolai nicht möglich war. Man argumentierte, fast alle Gauveranstaltungen fänden in dem Dreieck Gleiwitz, Kattowitz, Königshütte statt. Die Mehrheit der Vereine wollte die Einheit erhalten, aber je zwei Vereine aus Beuthen und Königshütte sowie der Verein Bismarckhütte schieden aus und bildeten mit 1150 Mitgliedern den 2. Oberschlesischen Turngau. 1902 entstand in Bismarckhütte eine Konkurrenz für die Turnvereine in Form der von Michael Münzer gegründeten „Spielvereinigung des Oberschlesischen Industriebezirks“.

Die oberschlesische Turnbewegung konnte unter sich pluralistisch sein, aber politisch war sie eine eindeutig positionierte Organisation: „*Ein nicht zu unterschätzender Gegner erwuchs den Turnvereinen in ihrem Streben, die Lehrlinge an sich zu ziehen, in der staatsfeindlichen Sozialdemokratie. Letztere erkannte die Wichtigkeit, sich der schulentlassenen Jugend zu bemächtigen, sie abzusondern, und nur ihrer Parteigesinnung Eingang in den Gedankenkreis der jungen Leute zu verschaffen. Gerade in dieser Zeit der Entwicklung ist die politische Erkenntnis noch nicht gereift. Es kann darum den Turnvereinen nicht hoch genug angerechnet werden, daß sie lange Zeit hindurch die einzigen waren, welche sich dieser Jugend angenommen haben, ihren Werdegang bis zu politischen Selbständigkeit leiteten*“.

Wohl alle politischen Richtungen erkannten die Möglichkeit, durch verschiedene Sportvereine Teile der Wähler mit ihren politischen Inhalten zu erreichen. Durch entsprechende Gestaltung der Stimmung bei den Sportaktivitäten und Volksfesten konnte man viele Wählerstimmen gewinnen.

Es war auch die Zeit der zunehmenden Emanzipation der Frauen. Selbstverständlich wollten auch die Turnvereine diese Tatsache bei ihren Aktivitäten berücksichtigen, sie mussten dabei aber einige Probleme lösen. Um 1906 konnte man dieses lesen: „*Um das Turnen des weiblichen Geschlechts aus*

*den eintönigen Hangarten heraus zu freierer Entfaltung wirklich körperkräftigender Übungen zu bringen, war es notwendig, das Haupthindernis hierfür, den Turnrock, zu beseitigen und das Turnen in weiten Beinkleidern einzuführen. Für das Turnen der weiblichen Jugend ist der Rock vollständig überflüssig. Er macht die meisten Übungen nicht allein unmöglich, sondern lässt die noch wenig möglichen unschicklich erscheinen und ist ihnen durch das Fliegen und Hängenbleiben direkt hinderlich. Nach Überwindung von mancherlei Schwierigkeiten gelang es Gauturnwart Beier durch unbeugsames Festhalten an seinem Entschluß, die Zimperlichkeit in der Frauenabteilung des eigenen Vereins in Ratibor zu brechen und das Turnen nur im Beinkleid zur Einführung zu bringen". Ein paar Jahre später fanden die Turnerinnen in ganz Oberschlesien die Beinkleider als eine Selbstverständlichkeit.*

Ein Konsens musste zwischen den Kunstdturnern und den volkstümlichen Turnern gefunden werden, die einen entgegengesetzten Standpunkt einnahmen. Jede dieser Gruppen suchte mit Zahlen zu beweisen, dass das Wettkommen nach ihrer Ansicht geändert werden sollte. Bei den volkstümlichen Übungen konnte man schon nach 3 bis 4 Jahren gute Ergebnisse erzielen, bei den Kunstdübungen an Geräten waren es aber 7 bis 9 Jahre. Man gelangte schließlich zur Überzeugung, „daß die Beibehaltung der volkstümlichen Übungen für die gleichmäßige Durchbildung der Turner von großem Wert ist“.

Die Begründung dieser Entscheidung wurde im Sinne der in dieser Organisation angestrebten Form der Körperkultur getroffen: „*Die Deutsche Turnerschaft legt mit Recht großes Gewicht auf die allgemeine gleichmäßige Übung und Ausbildung aller Körperkräfte des Menschen, im Gegensatz zum Sport und Athletentum. Hierzu gehört eine gleiche Berücksichtigung des Kunst- und volkstümlichen Turnens*“. Immer mehr Mitglieder interessierten sich auch für Schwimmen und Eiskunstlauf.

Im Jahr 1912 bestand der 1. Oberschlesische Turngau aus 75 Vereinen mit 7773 zahlenden Mitgliedern, 4555 ausübenden Turnern, 1588 Zöglingen und 18 Frauenabteilungen mit 461 Turnerinnen. Die Turnabende beließen sich im Jahr 1911 auf 7826. Im März 1907 begann man in Ratibor ein eigenes Presseorgan des Turngaues, die „Oberschlesische Turnzeitung“ in einer Auflage von 8000 Exemplaren herauszugeben. Der 1. Oberschlesische Turngau war mit Abstand der größte Turngau im II. Deutschen Turnkreis, der ganz Schlesien umfasste.

Am 6. und 7. Juli 1912 beging man in Ratibor das 50jährige Jubelfest des 1. Oberschlesischen Turngaues. Nach den ersten sportlichen Aktivitäten wurde das Jubelfest im Stadttheater offiziell eröffnet: „*Die Festaufführung war von der Gauleitung den Begründern des Gaues übertragen worden, den Alten Turnvereinen Ratibor, Gleiwitz und Kattowitz. Diese entledigten sich ihrer Aufgabe*

*in ganz hervorragender Weise. Der Turnverein Ratibor brachte das von Justizrat Albers aus Breslau verfasste Festspiel „Frau Fama in Oberschlesien“ zur Aufführung. Das Stück schildert in 3 Bildern die Eigenart Oberschlesiens, indem das in Wort und Bild dargestellt wird. Schnitter und Schnitterinnen, Bergknapen und Gnomen in prächtigen Kostümen, Turner und Turnerinnen in ihrer kleidsamen Tracht unter Führung des Turnvaters Jahn traten auf und vollführten anmutige Reigen und Tänze. Besonders effektvoll war der Irrlichtertanz der Knappen, die auf ihren Hüten bunte Lämpchen trugen, und nicht minder wirkungsvoll war der Tanz der kleinen Gnomen. Rauschender Beifall durchdröhnte das Haus wiederholt bei offener Bühne. Den Schluß des Festspiels bildete eine Kaiserhuldigung der Turner, zu der die ganze Festversammlung stehend die Kaiserhymne sang. Danach führte der Turnverein Gleiwitz Marmorgruppen nach Antike vor. In formvollendet Darstellung wurden Bilder gestellt wie ‚Diskusschleuderer‘, ‚Steinstoßer‘, ‚Ringer‘ u.a. Auch diese Darbietungen fanden lebhaftesten Beifall. Den Schluß der Vorführungen bildete ein ‚Turnfest in Bombay‘, dargestellt von Mitgliedern des A.T.V. Kattowitz. Hier traten Inder und Inderinnen in herrlichen Kostümen auf, begleitet von ihrem Elefanten ‚Jumbo‘ und zeigten Tänze und Sprünge, welch letztere geradezu bewundernswerte turnerische Leistungen darstellten. Auch diese Darbietungen fanden den ungeteilten Beifall der Anwesenden“.*

Am nächsten Tag begann schon um 6 Uhr morgens das Wettkommen von rund 200 Turnern auf dem Festplatz. Um 14 Uhr setzte sich der Festzug von 3000 Turnern und Turnerinnen Richtung Rathaus in Bewegung, an dem anschließend Reden von Ehrengästen gehalten wurden. Danach fanden ein Schauturnen und ein Konzert statt. Das Jubelfest wurde am Abend mit Turnübungen beendet.

### **Lebenshaltung**

Der Garten Eden ist ein für uns unerreichbares Beispiel für höchste Lebensqualität. Die beiden ersten Bewohner betrachteten die dortigen Zustände als gegeben, und deswegen mussten sich keine Gedanken über einen anderen Lebensstil machen. Wie die Geschichte endete, ist allgemein bekannt. Man bekam aber eine Vergleichsperspektive und wurde jetzt mit einer sehr harten Lebensrealität konfrontiert.

Es ist aber bis heute erstrebenswert geblieben, seine Heimat für ein Stück Paradies auf Erden halten zu können. Viel ist dazu eigentlich gar nicht nötig, ein gutes Leben zu haben, reicht völlig aus. Wer gut leben kann, der ist glücklich. Unsere oberschlesische Heimat war vor hundert Jahren allerdings kein allzu vollkommenes Stück Paradies, aber sie war für die Bewohner damals eben ihr bescheidenes Paradies. In der oberschlesischen biblischen Geschichte kam es in

jener Zeit zu einer Spaltung dieses Paradieses. Damit wurde aber die Grundlage für Vergleichsmöglichkeiten zwischen West- und Ostoberschlesien geschaffen.

Lotte Panofsky wurde am 1. Januar 1904 in Tarnowitz geboren. Sie entstammte einer alteingesessenen Familie mosaischen Glaubens. Zu Ostern 1923 bestand Lotte Panofsky an der Oberrealschule in Beuthen das Abitur und studierte anschließend Nationalökonomie an den Universitäten Freiburg i.Br., Berlin und Köln. Im Mai 1928 wurde sie in Köln Diplomvolkswirtin. 1931 erlangte sie hier mit der Dissertation „Die Lebenshaltung der Kohlenbergwerksarbeiter in Deutsch- und in Polnisch-Oberschlesien“ auch die Doktorwürde der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät.

Selbstverständlich befasste sich die Doktorarbeit mit dem Titelthema, aber schon im Vorwort tauchte eine Bemerkung über die Eigenart Oberschlesiens auf, die auf eine Erschwernis bei den wissenschaftlichen Untersuchungen der oberschlesischen Bergleute hinwies.

Es handelte sich um den sprachlichen Kontakt mit den Menschen der untersuchten Zielgruppe. Um ihr Vertrauen zu gewinnen, musste man ihre Umgangssprache sprechen können. Lotte Panofsky schrieb darüber: „*Die vorliegende Arbeit verursachte große Schwierigkeiten vor allem dadurch, daß das erforderliche Material teilweise sehr schwer zu beschaffen war. Gern hätte ich alle Angaben, die das Bergmannsleben selbst betreffen, an der Quelle, bei den Arbeitern selbst, erfaßt. Das gelang aber nur teilweise. Denn wie kann man das Mißtrauen überwinden, wenn man von vornherein schon durch die Sprache als Fremde, als Eindringling, gekennzeichnet ist? Selbst wenn man die Sprache der oberschlesischen Bergarbeiterbevölkerung, das Wasserpolnische beherrscht, läuft man Gefahr, verdächtigt zu werden und erhält gar keine oder nur falsche Auskünfte. Ich habe zwar einige Bergarbeiterfamilien aufgesucht und bin auch in die Grube eingefahren, habe mich aber hauptsächlich auf die vorhandenen Bücher über den oberschlesischen Industriebezirk, auf Zeitungsartikel, Berichte, Verträge, Gesetze und allermeist auf Statistiken gestützt*“.

Der wasserpolnische Dialekt war damals tatsächlich bei den Bergleuten noch weit verbreitet, und auch im übrigen Alltag war er für viele Oberschlesier die selbstverständliche Umgangssprache. Der Altersgenosse von Lotte Panofsky, der polnische Soziologe Józef Chałasinski, bestätigte indirekt deren schriftlich formulierten Klageruf in seiner 1935 veröffentlichten Abhandlung über den polnisch-deutschen Antagonismus in Oberschlesien in der – wie es erst später öffentlich bekannt wurde – Siedlung Murki (Emanuelssegen), die auch durch eine Kohlengrube geprägt war.

Chałasinski zitiert einen örtlichen, soziologisch gesprochen, ideologischen Polen, der aber in seiner regionalen Eigenschaft als Oberschlesier eindeutig feststellte:

*„(Ober)Schlesier unterscheidet sich in dem von den anderen Polen, dass zwei Worte auf polnisch, ein auf deutsch. Wir sind schon solche Verlorene, weder Polen noch Deutsche“. Die Last oder die Bereicherung – je nach Meinung - der oberschlesischen Eigensprache begleitet die Oberschlesier aller Art bis heute.*

Lotte Panofsky wusste sich aber bei ihrer Recherche zu helfen, denn eine wertvolle Unterstützung erhielt sie von Karl Franz Mainka, dem 1868 in Tarnowitz geborenen Bergarbeiterdichter, der der oberschlesischen Umgangssprache mächtig war.

Sie charakterisierte diese Umgangssprache so: „*Die Sprache der oberschlesischen Arbeiterbevölkerung sowohl in Deutsch- als auch in Polnisch-Oberschlesien ist das sogenannte „Wasserpolnisch“, ein Überbleibsel, das von der Zeit her stammt, da slavische Stämme in Oberschlesien wohnten. Es ist wahrscheinlich ein in der Sprachenentwicklung dem Polnischen gegenüber zurückgebliebener Dialekt, dem Hochpolnischen so fremd, daß der nur polnisch Sprechende den „Wasserpolen“ kaum versteht. Oft werden bei Fehlen von Ausdrücken deutsche Worte hinzugemengt, diese erhalten dann eine polnische Endung, meistens ,a‘. Das Wasserpolnische besitzt sogar eine kleine Literatur*“. Damit meinte sie scherhaft Übersetzungen der zwölf Balladen von Schiller, Uhland und Goethe von dem in Konstadt und dann in Stettin tätigen Dr. Haase. Bis heute sind nur sieben von diesen Übersetzungen erhalten geblieben.

Panofsky ging davon aus, dass die oberschlesischen Bergleute Autochthone waren: „*Aus der Abstammung der Bergarbeiter von slavischen Volksstämmen – ein germanischer Einschlag läßt sich kaum nachweisen – läßt sich ihr slavisches Aussehen erklären. Sie sind dunkelhaarig, vierschrötig, auffallend kräftig und schön gebaut. Die Arbeiterfrauen und –töchter fallen wegen ihrer hübschen Gesichtszüge auf*“. Die oberschlesische Bevölkerung befand sich aber im ständigen Prozess einer Bildung nationaler Identitäten, zusätzlich verursacht durch ein starkes regionales Bewusstsein.

Der Bergmann war der Oberschlesier schlechthin, unabhängig von dem Wohnort – so verstand es auch Lotte Panofsky: „*Eine ganz eigenartige Wirkung hatte die Zweiteilung des oberschlesischen Industriebezirks auf die Bergarbeiterschaft insofern, als sie eine andere Zusammensetzung der Belegschaft zur Folge hatte. Das Charakteristische und für die Arbeitsleistung in Bergbau Wesentliche war die Tatsache, daß die oberschlesische Bergarbeiterschaft, obgleich der Begriff ‚Bergarbeiter‘ doch nur eine Berufszugehörigkeit bedeutet, einen ‚Stamm‘ bildete, der seine eigene Geschichte und Eigenart hat*“.

Unsere Heimat war zwar in zwei Teile getrennt, aber die Mehrheit der Oberschlesier konnte sich wohl mit der folgenden Behauptung der jungen Oberschlesierin identifizieren: „*Das einheitliche Oberschlesien wurde geteilt, seine*

*Bewohner wurden je nach dem Wohnsitz, den sie hatten, West- oder Ost, Deutsch- oder Polnisch-Oberschlesier. Wer hier von uns alten Oberschlesiern die Grenze überschreitet, macht keine Reise ins Ausland, er ist nicht za granica, nicht im Ausland, wenn er diese Grenze überschritten hat, sondern er bleibt weiter in dem Land der zwei Zungen. Man bleibt beim Überschreiten der Grenze in ein und demselben unteilbaren Wirtschafts- und Verkehrsgebiet“.*

Die Teilung Oberschlesiens, vor allem seines Industriegebiets, hatte unterschiedliche Folgen für die Bevölkerung. Der Korpsgeist der Bergarbeiter konnte zwar derselbe bleiben in Kattowitz wie in Beuthen, aber Unterschiede in allen Lebensbereichen waren verständlich.

Zunächst analysierte Panofsky die Ursachen der gegenwärtigen Lage: „*In dem Glauben, in anderen Ländern höhere Löhne zu erhalten, wanderten viele oberschlesische Arbeiter, zumeist Ostoberschlesier, aus. Die ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse in Oberschlesien waren der Grund dafür; denn Oberschlesien hat sich von den Schicksalsschlägen der letzten Jahre: Krieg, Inflation, Revolution, Streik und der Teilung Oberschlesiens, noch nicht erholt*“. Viele Bergarbeiter aus Ostoberschlesien aber auch aus dem benachbarten Dombrowaer Becken gingen nach Frankreich, doch laut Panofsky lebten sie dort nicht schlecht, jedoch in einer Art Diaspora.

Einfacher war das Verdienen des Lebensunterhalts für die ostoberschlesischen Bergarbeiter in Westoberschlesien. Aber auch in Oberschlesien mussten viele Kumpels von beiden Seiten der Grenze die Regeln des Bergmannslebens in Kauf nehmen.

Zu größeren Zugeständnissen mussten die Ostoberschlesier bereit sein, aber so ist es mit der Arbeit im Westen allgemein bis heute geblieben. Im Westen verdient man mehr, man sieht aber die Familie seltener. Nichts ist umsonst, für alles muss ein Preis bezahlt werden. Unter anderem auf diese Aspekte machte Panofsky aufmerksam: „*Die Lebenshaltung der Arbeiter, die in dem einen Land wohnen und in dem anderen arbeiten und ihr Geld verdienen, gestaltet sich infolge der verschiedenen Lohn- und Lebensbedingungen erheblich anders als die Lebenshaltung der in einem Land wohnenden und arbeitenden Bevölkerung. Außerdem sind von jeher Unterschiede, die sich auf die Lebenshaltung auswirken, in der Bergarbeiterschaft auch insofern zu bemerken, als ein Teil am ‚Ort‘ oder wenigstens in der Nähe der Grube wohnt und täglich nach Beendigung der Arbeit sein Heim aufsuchen kann, während die dauernde Wohnstätte des anderen Teiles sehr weit von der Arbeitsstelle entfernt gelegen ist. Die meisten Gruben haben Schlafhäuser errichtet, in denen außer den ledigen auch die auswärts wohnenden verheirateten Arbeiter untergebracht sind. Sie besuchen ihre Familien einmal in der Woche: Sonnabend abend fahren sie nach Hause und kehren Montag zu Beginn*

*der Schicht zurück. Für die verheirateten Arbeiter sind damit große Unzuträglichkeiten verbunden. Sie müssen doppelten Haushalt führen; außerdem ist die Unterkunft in Schlafhäusern nicht besonders angenehm, da in den Schlafsaalen bzw. Stuben gewöhnlich mindestens 3 oder 6 Arbeiter untergebracht werden. Auch kann die freie Zeit nicht der Familie gewidmet werden. Die Arbeiter sind daher eher geneigt, ein unsolides Leben zu führen, sich mit Kartenspiel zu beschäftigen oder in den Gasthäusern alkoholische Getränke zu genießen“.* Heute kämpft der Bergbau auch in Oberschlesien nicht ums Überleben, sondern um eine Gnadenfrist.

In einer Gegenüberstellung der äußeren Grundlagen der Lebenshaltung bei den Bergarbeitern in West- und Ostoberschlesien listete Panofsky eine Reihe von Faktoren auf, die die Lebenshaltung beeinflussten. Zweifelsohne sehr wichtig war die Lohnpolitik, die sie dann in ihren Bestandteilen – Nominallöhne, Reallöhne – akribisch analysierte und verglich. Dabei bemerkte sie: „*Den durchschnittlichen Lohn eines im Bergbau angelegten Arbeiters zu erfassen, hat wenig Zweck, da die Belegschaft sich aus verschiedenen Arbeiterkategorien zusammensetzt, die ungleichartig entlohnt werden*“.

Sie bedauerte das Fehlen eines oberschlesischen Lebenshaltungsindex, was die Untersuchungen erschwerte. Panofsky bediente sich auch der Methode Lebensmittelkörbe. Mit dieser Methode konnte sie feststellen: „*Wählt man dieselben Warenarten, aber die durch die behördliche Aufstellung erfaßten Warenarten und –mengen, so ergibt sich, daß in Deutsch-OS. die Ausgaben für Lebensmittel 46 Prozent und in Polnisch-OS. 56 Prozent betragen. Die Ausgaben für Wohnung betragen in beiden Gebieten 9 Prozent des Lohnes, die für Beheizung und Beleuchtung in Deutsch-OS. 2 Prozent, in Polnisch-OS. 1,5 Prozent. Ferner sind nach der amtlichen Aufstellung für Bekleidungsgegenstände in Deutsch-OS. 9,5 Prozent, in Polnisch-OS. 10 Prozent des Lohnes berechnet. Demnach betragen die Lebenshaltungskosten für Deutsch-OS. 66,5 Prozent des Lohnes und in Polnisch-OS. 76,5 Prozent. Der Reallohn ist demnach in Deutsch-OS. um 10 Prozent höher als der in Polnisch-OS.*“

Die Höhe der Löhne war für die Lebensqualität der oberschlesischen Bergarbeiter wichtig, aber ebenso wichtig war das Umfeld der breit verstandenen Sozialbedingungen. Nicht nur für die Bergarbeiter war eine ausreichende und gesunde Wohnung die materielle Grundlage für die Pflege eines angemessenen Familienlebens und als Ort der Erholung nach der schweren Arbeit.

Die Autorin erwähnte die bis 1914 und die später nach 1922 erbauten Arbeiterkolonien im Industriebezirk. Am besten schritt bei diesem Vergleich die Kolonie Gieschewald ab. Den Gegenpol bildeten die Wohnverhältnisse der Bergarbeiter in den oberschlesischen Großstädten: „*In den häßlichen städtischen*

*Arbeiterhäusern, wie sie in Hindenburg, Königshütte und Kattowitz zu finden sind, gewährt das Fenster des Stübchens nur Ausblick nach hohen Häusern, oft nach Straßen oder Höfen, in denen kein Garten, kein Baum ist, wo lärmende kleine Arbeiterkinder spielen*". Wir wissen es nicht, aber vielleicht waren die Bewohner doch damit zufrieden, und Zufriedenheit ist ein wichtiger Bestandteil der Lebensqualität. Ein Eigenheim mit einem Garten ist auch heute noch kein flächendeckender Wohnstandard für Arbeiter.

Panofsky war die besondere Rolle der Frau in der oberschlesischen Familie nicht entgangen: „*Das Einkommen besorgen in Hauptsache die Männer, sie bringen das Geld heim, das Wirtschaften, das Auskommen, besorgen die Frauen, sie geben das Geld aus. Die Lebenshaltung wird also zum großen Teil durch die Frau bestimmt. Ist sie häuslich und sparsam, dann wird die Lebenshaltung gehoben*“. So war das auch bei der überwiegenden Mehrheit der oberschlesischen Haushalte, obwohl Panofsky das Verhalten der jungen oberschlesischen Hausfrauen in einigen Aspekten des häuslichen und familiären Lebens einer Kritik unterzog.

Wie viele oberschlesische Hausfrauen das im Folgenden beschriebene Kunststück schaffen mussten, ist nicht bekannt. Aber es waren nicht wenige, es begann nämlich gerade die große Wirtschaftskrise: „*Wie wichtig es ist, trotz ausreichender Ernährung er Familie, an Nahrungsausgaben zu sparen, ist am besten ersichtlich, wenn man berücksichtigt, daß, je ärmer eine Familie ist, um so höher der Anteil ist, den sie von der Gesamtausgabe für die Beschaffung der Nahrungsmittel verwenden muß*“.

Einen wichtigen Faktor bei der Lebenshaltung der Bergarbeiter stellte auch ihr geistiges und kulturelles Niveau dar. Dazu gehörte auch die Gestaltung der Freizeit mit sportlicher Betätigung. Eine bedeutende Rolle spielten im Bereich der Lebenshaltung die Gewerkschaften, die in West-Oberschlesien besser organisiert waren.

Die wichtigste Grundlage für die Hebung des geistigen und kulturellen Niveaus war, nicht nur für die Kinder der Bergarbeiter, die Erziehung durch die Schule: „*In dem gemischtsprachigen Oberschlesien haben die Spielschulen neben ihrer sozialen und wirtschaftlichen Bedeutung infolge der besonderen sprachlichen Schwierigkeiten für das Wirken der Volksschule auch erziehlich eine nicht unbedeutende Vorarbeit zu leisten. Sie entlasten in großartiger Weise die Arbeiterfrauen, die sich der Aufsicht und der Erziehung der Kinder wenig widmen können. Fast alle Werksverwaltungen, sowohl die in Deutsch- als auch die in Polnisch-Oberschlesien, haben für die Kinder ihrer Arbeiter Kindergärten eingerichtet. Von 9-12 Uhr und von 14-16 Uhr sind die 4-6jährigen Kinder fast alle in der Spielschule. Da der Betrieb in allen Spielschulen der Bergverwaltungen nahezu derselbe ist, will ich das Leben und Treiben in einem der Kindergärten, die*

*ich kenne, beschreiben. Es ist die Spielschule von Giesches Erben in Nickischschacht (Polnisch-OS.), die zu den besteingerichteten gehört. Etwa 100 Kinder besuchen diesen Kindergarten täglich, außer am Sonntag. Die Leiterin ist eine katholische Klosterschwester, ihr steht als Gehilfin eine 16jährige Bergmannstochter zur Seite. Die Kinder sitzen auf kleinen Bänken und lernen hier polnische Lieder, Gedichte und Spiele. Als wir sie besuchten, begrüßten uns die Kinder mit einem polnischen Spruch. Als sie ihn zu Ende gesprochen hatten, machten die Mädelchen einen Knix, die Knaben eine Verbeugung. Die Kinder waren alle sauber angezogen. Außer den Spielen und Gedichten lernen die Kinder auch zeichnen. Auf der Tafel war eine nette kleine Zeichnung zu sehen, die ein Kind mit Tieren darstellte. Wenn die Kinder zur Spielschule kommen, müssen sie ihre Schuhe ausziehen, um diese zu schonen, und bekommen an deren Stelle kleine Pantoffeln. Die Schuhe werden in ein Regal gestellt. An jedem Fach des Regals ist ein kleines Bildchen angebracht, irgend einen Gegenstand oder ein Tier darstellend. Auch an einem kleinen Garderobehalter, an dem ein kleines Handtuch für jedes Kind hängt, sind Bildchen angebracht. Im Laufe des Vormittags erhält jedes Kind eine Tasse Milch und eine Semmel. Die Kinder dürfen bis zum 6. Lebensjahr die Spielschule besuchen. Der Abschied von der Spielschule fällt den Kindern so schwer, daß sie an schulfreien Nachmittagen noch gern in den Kindergarten kommen, um mit den kleineren zu spielen“.*

Die Erziehung der Kinder konnte aber erst in der Zukunft Früchte bringen. Es ließ sich nicht leugnen, dass die Erziehung der Kinder auch Geld kostete. Dabei wies in keinem der beiden oberschlesischen Industrieviere der Reallohn eine günstige Entwicklung auf. Panofsky kam zu folgender Schlussfolgerung über die Lebenshaltung der Bergarbeiter: „Der große Unterschied zwischen der ost- und westoberschlesischen Bergarbeiterschaft besteht nicht in niedrigen Löhnen, sondern in dem Vorteil der in Westoberschlesien so überaus eifrigen Volksbildungsarbeit, in der so hervorragenden Gründung von Haushaltungsschulen, in den Bibliotheken, in der Aufklärung“.

Für Oberschlesien und seine Einwohner kann aber auch heute noch eine in dieser Panofskys Arbeit zitierte Aussage des Bergrats Gustav Willigers eine große Bedeutung haben: „Oberschlesien ist ein Kaleidoskop. Wenn man daran rüttelt, kommt ein anderes Bild“. Und jeder kann sich aus denselben Bestandteilen sein eigenes Bild von Oberschlesien machen.

### **Oberschlesische Landesbibliothek**

Heutzutage sind Bücher für interessierte Leser sowohl in traditionellen als auch in digitalen Bibliotheken problemlos zugänglich. Die in die Jahre gekommenen

Leseräume geben dem Benutzer das Gefühl von der Behaglichkeit eines Büchertempels. Die neuen Techniken ermöglichen einen schnellen Zugang zu den gesuchten Texten. Auf jeden Fall muss eine Bibliothek eine Stätte sein, welche von Anfang an Bücher anschafft und sie den Lesern zur Verfügung stellt. Eine besondere Aufgabe haben dabei die Landesbibliotheken. Jede Region, in der Kultur eine wesentliche Rolle spielt, sollte eine solche Einrichtung vorzuweisen haben. Bibliotheken gelten seit jeher als ein wichtiges Spiegelbild kulturellen Lebens.

Oberschlesien musste auf eine Landesbibliothek lange warten, denn vorrangig wurde hier auf eine rasche Industrialisierung des Landes gesetzt. Doch die humanistische Entwicklung wurde nicht so gefördert, wie es nötig gewesen wäre. Auf der oberschlesischen „grünen Wiese“ stampfte man eilig viele Gruben und Hütten und ganze Industriestädte aus dem Boden. Zivilisatorisch konnte sich Oberschlesien sehen lassen, aber mit kulturellen Einrichtungen, zu denen auch wissenschaftliche Bibliotheken gehören, tat man sich äußerst schwer. „*Oberschlesien, das Land, welches im Mittelalter reiche Bibliotheken der Klöster Rauden, Himmelwitz, Neiße, Czarnowanz u.a. – aufweisen konnte, durfte an dem Aufschwung, den das deutsche Büchereiwesen vor allem im 19. und 20. Jahrhundert nahm, nicht teilnehmen*“, schrieb Karl Rother im Jahr 1929.

In Ostdeutschland gab es bis 1918 nur drei regionale wissenschaftliche Bibliotheken von Bedeutung, und zwar in Breslau, Königsberg und Posen. Eine neue Lage entstand nach der Teilung Oberschlesiens 1922. Der Notwendigkeit einer kulturellen Entwicklung der Oberschlesier war man sich sowohl in West- als auch in Ostoberschlesien bewusst. Die junge Provinz Oberschlesien hatte im Hinblick auf eine wissenschaftliche Bibliothek Nachholbedarf, wie Karl Rother ebenfalls 1929 feststellte: „*Wer die Karte der öffentlichen wissenschaftlichen Bibliotheken betrachtet, die der Bibliothekar von der Leipziger Bücherei Hans Praesent 1925 herstellte, freut sich über die Überfülle der Bibliotheken im Westen und Süden Deutschlands – und wird innerlich erschüttert von der gähnenden Leere, die der Osten, besonders Schlesien, aufweist*“.

Die Zeit war also reif, um eine wissenschaftliche Bibliothek in der Provinz Oberschlesien zu gründen. Ein engagierter Befürworter dieser Idee war der oberschlesische Landeshauptmann Hans Piontek mit seiner Überzeugung, dass die Kultur trotz der wirtschaftlichen Probleme nicht stiefmütterlich behandelt werden dürfe.

Der Wille zur Gründung einer wissenschaftlichen Bibliothek war also vorhanden. Es musste aber erst noch das Problem gelöst werden, wie die notwendigen Bücher beschafft werden sollten. Eine Bibliothek dieser Art musste nämlich über einen Grundstock von älteren Büchern verfügen. Eine entsprechende Gelegenheit

bot sich Anfang 1927, als sich der Traum des Oberglogauer Grafen Hans Georg von Oppersdorff von einer oberschlesischen Universität in Nichts auflöste und der Graf daraufhin beschloss, seine sogenannte Brunnenbibliothek zu verkaufen. Diese hatte er mit hervorragender Sachkenntnis und unter Aufwand erheblicher finanzieller Mittel geschaffen. Es war ihm gelungen, ganze Gelehrtenbibliotheken seiner Büchersammlung einzufügen. Bei dieser Lage der Dinge zögerte die oberschlesische Landesverwaltung in Ratibor nicht allzu lange mit dem Kauf der ca. 40000 Bücher und erwarb später auch die übrigen Büchereien des Grafen von Oppersdorf. Unverzüglich baute man die Ratiborer Bestände weiter aus: „*Zur Ergänzung der theologischen Literatur nach der evangelischen Seite hin wurden die Bücher des schlesischen Kirchenhistorikers Franklin Arnold aus Breslau erworben. Die Bibliothek der Gesellschaft für Vaterländische Kultur trug zu einer weiteren Vervollständigung schlesischen Schrifttums bei*“. Angekauft wurden auch Bücher aus dem Bereich der Landwirtschaft, Tierzucht, des Jagdwesens, der Pädagogik und Astronomie. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete man der Literatur zur oberschlesischen Geschichte und Landeskunde. Mitte 1927 betrug die Zahl der erworbenen Bücher fast 50000, was man als einen Erfolg betrachten durfte.

So entstand in Ratibor die Oberschlesische Landesbibliothek. Der provisorische Sitz der Bibliothek in der Chamottefabrik war sicher nicht optimal. „*Der Hauptaal, der spätere Lesesaal, befand sich im zweiten Stock. Hinzu kamen gleich in den ersten Tagen einige Parterrerräume, in denen die Hauptmasse der Bücher in Eisenregalen aufgestellt wurde, wozu später noch Arbeitsräume für den Direktor und das Bibliothekspersonal kamen. Der Saal oben wurde Lesesaal. Schwierig blieb der ständige Transport von Büchern hinauf und hinunter, der mit einem schllichten Korb bewältigt wurde – schwierig blieb, daß der Katalog unten stehen mußte. Der Katalog war zunächst ein einfacher alphabetischer Verfasserkatalog; der Realkatalog kam später hinzu*“. Von Anfang an tauchte auch die Frage einer rentablen Benutzung der Bibliothek auf, die sich aus der wenig verkehrsgünstigen Lage Ratibors innerhalb der Provinz Oberschlesien ergab.

Die Leitung der Oberschlesischen Landesbibliothek lag im ersten Halbjahr 1927 vorübergehend in den Händen von Dr. Wolf von Both, der nach Ratibor aus der Staats- und Universitätsbibliothek Breslau kam. Die Oberschlesischen Landesbibliothek ist aber vor allem mit dem Namen ihres ersten und langjährigen Direktors Karl Rother verbunden, der sich als bisheriger Leiter der Handschriftenabteilung der Breslauer Staats- und Universitätsbibliothek in der schlesischen Geschichtsforschung eines guten Rufes erfreute. Er wurde am 8. April 1887 in Breslau geboren. In Ratibor übernahm er am 1. Juli 1927 die

Funktion des Direktors der Landesbibliothek. In der Anfangszeit erwies sich auch Dr. Joseph Becker, der damalige Erste Bibliotheksrat der Staats- und Universitätsbibliothek Breslau, bei der Einrichtung der Landesbibliothek als sehr hilfreich.

Nach zwei Jahren brachte Karl Rother die Rolle der Landesbibliothek in der Kulturarbeit der Provinz Oberschlesien so zum Ausdruck: „*In weiten deutschen Landen, auch in Breslau, dem Zentralpunkt des geistigen Lebens des damaligen Gesamtschlesiens, richtete man auf Oberschlesiens den Blick, als vornehmlich auf das Land der Kohle und des Eisens, nicht auf das Land Eichendorffs und Gustav Freytags und auf das Land der Wälder und Burgen, von denen eine ( Tost ) auch Wilhelm von Humboldt sein eigen nannte. Wer die Notlage der geistig schaffenden Arbeiter jeden Grades und jedes Forschungsgebietes kennt, der wie kaum in einer Zeit heute auf eine größere Privatbibliothek verzichten muß und auf die öffentlichen Bibliotheken angewiesen ist, wer weiß, wie auch wissenschaftliche Institute, Verwaltungen und Behörde in den Etatmitteln zur Anschaffung von Büchern aufs Äußerste beschränkt sind, wer berücksichtigt, daß die umfangreiche Universitätsbibliothek in Breslau bei der übergroßen Zahl ihrer Benutzer ihre Schätze nur einem Bruchteil von Lesern zuführen kann, weil sie jedes wissenschaftliche Werk traditionsgemäß nur in einem Exemplar besitzt, wer die Schwierigkeiten kennt, die Gelehrte und Forscher schon allein durch die weite Entfernung vom Standort einer solchen Bibliothek zu überwinden haben, wer ferner mit seinem Verständnis sieht, wie im oberschlesischen Volke aller Materialisierung des Lebens zum Trotz ein geistiger Bildungshunger herrscht, ein lebendiges Streben nach innerer Fortbildung in allen Adern pulsiert, das in dem in Oberschlesiens in letzter Zeit besonders aufblühenden Volkshochschulwesen seinen bereiteten Ausdruck findet, der wird freudigen Dank wissen der Gründung eines Instituts, das heute mit bereits 60000 Bänden auf den Plan tritt, und diese 60000 Bände auf allen Gebieten der Wissenschaft jedem, der es mit seinem Wissensstreben ernst meint, in liberaler Form zur Verfügung stellt*“.

Die damalige liberale Form der Benutzung der Bibliothek würde man heute jedoch als sehr restriktiv auslegen, denn selbst zur Benutzung des Lesesaals war nur eine Person berechtigt, die nach ihrer Lebensstellung eine ausreichende Sicherheit für die Bücher gewährleistete. Andere Benutzer mussten den Schein eines Bürgen hinterlegen, der von einer im obigen Sinn vertrauenswürdigen Person ausgestellt war. Dieser Schein galt für das laufende Kalenderjahr. Ausnahmsweise konnte man aber auch mit einer Geldkaution als vertrauenswürdige Person eingestuft werden.

Die Landesbibliothek war verpflichtet, das Schrifttum der Provinz Oberschlesien sowie schriftliche Dokumente des Eigenlebens der Provinz möglichst lückenlos zu

sammeln. Dazu gehörten auch Veröffentlichungen von Vereinen und anderen Organisationen. Die Bibliothek bat auch um Zusendung von Festschriften, Jubiläumsausgaben sowie von Freixemplaren jeglicher Publikationsart, die mit Oberschlesiens verbunden waren.

Nicht nur wegen der Teilung Oberschlesiens und wegen der Grenzlage von Ratibor, sondern auch als allgemeines Prinzip richtete sich die Arbeit der Oberschlesischen Landesbibliothek nach den Worten von Adolph von Harnack, dem bekannten Gelehrten und dem Generaldirektor der Preußischen Königlichen Bibliothek in Berlin in den Jahren 1905 – 1921: „*Die großen Bibliotheken der Welt sind ein gemeinsames Gut der Menschheit und je mehr sie als solche geschätzt werden, desto mehr werden sie dazu beitragen, die gespaltene Kulturwelt zu einigen und durch den Geist der Wissenschaft den Frieden herbeizuführen*“.

Die Oberschlesische Landesbibliothek war schon vier Jahre tätig gewesen, als sie am 14.Januar 1931 offiziell und feierlich eröffnet wurde. Der Grund war prosaischer Natur, man hatte für sie nämlich inzwischen einen besseren Platz im Gebäude der Ratiborer Provinzialbank gefunden.

Nachdem eine Besichtigung der neuen Räume der Bibliothek vorausgegangen war, fand die Eröffnungsfeier der Bibliothek im Saal des Oberschlesischen Landeshauses statt, weil der Lesesaal der Bibliothek die Menge der anwesenden Prominenz nicht hätte fassen können. Zum Auftakt sang der Provinzialbeamten-Gesangverein Beethovens Lied „*Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre*“. Danach ergriff der Landeshauptmann Theophil Woschek das Wort, wobei er die Rolle seines verstorbenen Vorgängers bei der Entstehung der Bibliothek betonte. Anschließend übergab er im Namen der Provinzialverwaltung die Oberschlesische Landesbibliothek formell der oberschlesischen Bevölkerung, damit diese von den in der Bibliothek gehüteten geistigen Schätzen regen Gebrauch mache.

Damit tatsächlich jedermann die Bibliothekbestände in Anspruch nehmen konnte, führte man neue Benutzungsregeln ein. Für jedes Buch waren nur 10 Pfennig oder pro Halbjahr eine Pauschale von 2 RM für das Ausleihen einer beliebig großen Anzahl von Büchern zu zahlen. „*Die Provinzialverwaltung hat dadurch von vornherein es abgelehnt, ihre Bibliothek etwa nur einer Anzahl von Fachgelehrten oder auf höheren Schulen Gebildeten zugänglich zu machen, sondern will mit voller Absicht dem ganzen oberschlesischen Volke, und darüber hinaus, unbeschränkten Zugang zum Wissen gewähren*“ erklärte in seiner Rede der Direktor Karl Rother. Die Sammlung Silesiaca umfasste zu dieser Zeit etwas mehr als 6000 Bände und sollte nach den Worten des Direktors nach Möglichkeiten noch weiter ausgebaut werden, ebenso die Bestände der ganzen Bibliothek. Dem entsprechenden amerikanischen Beispiel folgend, sah er keine Schwierigkeiten bei der Entwicklung von Bibliotheken mit hohem Niveau in einer Industrieregion.

Ganz im Gegenteil, eine enge Zusammenarbeit zwischen Wissenschaft, Wirtschaft und Technik könnte für alle Seiten fruchtbar sein. Dafür dürfe die schwierige ökonomische Lage kein Hindernis sein. Unter diesem Aspekt hätte die Landesbibliothek überhaupt nicht entstehen können, denn schon vier Jahre zuvor war die Verarmung der oberschlesischen Bevölkerung groß. Doch die damalige Entscheidung von Hans Piontek erwies sich später als sehr richtig und wichtig für die Förderung der Kultur in der ganzen Provinz Oberschlesien.

1934 starb in Neustadt Kommerzienrat Max Pinkus, der in seiner „Schlesier-Bücherei“ 13000 Bücher gesammelt hatte, es handelte sich dabei überwiegend um Erstausgaben. Der Oberschlesischen Bibliothek gelang es 1936, für rund 15000 RM den größten Teil dieser Bücher zu erwerben. Es waren vor allem Werke über die schlesische Landeskunde und Geistesgeschichte. Die einzigartige Gerhart-Hauptmann-Sammlung ging jedoch an die Staats- und Universitätsbibliothek in Breslau.

Die Landesbibliothek in Ratibor baute ihre Bestände zwar weiter aus und tat alles, um ihrer Aufgabe als Bibliothek gerecht zu werden. Aber es gab dennoch Bestrebungen, für sie einen anderen Standort zu finden, am besten in Beuthen, das sich zu einer Stadt mit vielen kulturellen Einrichtungen entwickelte und zentral im oberschlesischen Industrievier lag. Damit könnte die Landesbibliothek in einem dicht besiedelten Gebiet über deutlich erweiterte Wirkungsmöglichkeiten verfügen. Bei der Eröffnung des Oberschlesischen Landesmuseums in Beuthen am 24. Oktober 1932 brachte Dr. Hans Abmeier, der Direktor der Beuthener Pädagogischen Akademie, den Wunsch nach der Errichtung einer wissenschaftlichen Landesbücherei zum Ausdruck.

1933 und auch 1935 wurde noch auf die Umsetzung dieser Pläne verzichtet. Im Sommer 1934 gab es ernsthafte Pläne, eine neue Landesbibliothek in Oppeln zu bauen, die aber nicht verwirklicht wurden. Doch am 1. April 1938 wurde aus den bisherigen Provinzen Niederschlesien und Oberschlesien die Provinz Schlesien geschaffen, was auch Folgen für den Ratiborer Sitz der Oberschlesischen Landesbibliothek hatte.

Ursprünglich sollte sich die neue Unterkunft der Bibliothek in dem historischen Gebäude des Schiedsgerichts für Oberschlesien in der Beuthener Gartenstraße 12 befinden, das 1922 für 15 Jahre ins Leben gerufen worden war und dessen erster Sitz im ehemaligen Offizierskasino in der Gutenbergstraße gewesen war. Es wurde jedoch anders entschieden. Im Juni 1938 verlegte man die Stadtbücherei und das Stadtarchiv in die Gartenstraße 12, sodass die Landesbibliothek zur Freude von Direktor Rother im großen Gebäude des Oberschlesischen Landesmuseums auf dem Moltkeplatz in den bisherigen Räumen der Stadtbücherei untergebracht werden konnte. Im Sommer verkehrten vier

Wochen lang täglich vier Lastwagen zwischen Ratibor und Beuthen, um die jetzt schon 80000 Bände zählenden Bestände zum neuen Standort zu transportieren. Am 6. November 1938 konnte die Oberschlesische Landesbücherei, wie sie jetzt hieß, im Rahmen der vom 5.- 7. November stattfindenden Beuthener Kulturtage feierlich eröffnet werden. Der Termin für die Bibliothekseröffnung war sicherlich nicht ohne Bedeutung, denn gerade am 6. November endete auch die Erste Großdeutsche Buchwoche.

Der Festakt der Eröffnung der Oberschlesischen Landesbücherei fand in deren Lesesaal statt. Der Beuthener Oberbürgermeister Walther Schmieding begrüßte die Verlegung der Landesbibliothek nach Beuthen, da diese Stadt „*von jeher bemüht war, den kulturellen Einrichtungen in ihren Mauern würdige und zweckmäßige Heimstätten zu schaffen*“. Ein Dankeswort für die Entwicklung Beuthens zur führenden Stadt der oberschlesischen Kulturpflege wurde an den schlesischen Landeshauptmann Joseph Adamczyk gerichtet. Ein Dank ging auch an den schlesischen Oberpräsidenten Josef Wagner, der die Entscheidung für die Verlegung der Landesbibliothek nach Beuthen getroffen hatte.

Der Direktor Karl Rother betonte in seiner Rede: „*neben der allgemeinen Wissenschaftspflege ist es die vornehmste Pflicht der Landesbücherei, das gesamte Schrifttum über den gesamtschlesischen Raum zu sammeln und zu bewahren*“. Josef Becker, jetzt in der Funktion des stellvertretenden Direktors der Preußischen Staatsbibliothek in Berlin, bezeichnete die Neueröffnung der Landesbibliothek „*als einen Markstein erster Ordnung, als den Beginn voller Wirksamkeit nach den Jahren stillen Aufbaus in Ratibor. Ihre Katalogisierung ist ganz modern. Mit 102 der größten deutschen Bibliotheken steht auch die Beuthener Schwester in der Gemeinschaftsarbeit am Deutschen Gesamtkatalog. Hierbei beweist sie, daß sie Schätze besitzt, die es nirgends mehr im deutschen Kulturkreis gibt. Namentlich im Hinblick auf die Kulturarbeit und das Zusammenwirken mit den ostoberschlesischen deutschen Kulturorganisationen besitzt das deutsche Oberschlesien endlich eine Zentralbücherei, wie sie polnischerseits schon lange in der schlesischen Wojewodschaftsbücherei vorhanden ist*“. Die deutschen Kulturorganisationen aus der autonomen Wojewodschaft Schlesien vertrat in Beuthen der erfahrene Bibliotheksleiter Viktor Kauder aus Kattowitz. Nach den Reden weiterer Gäste übergab Landeshauptmann Adamczyk die Oberschlesische Landesbücherei der Öffentlichkeit.

Die Bestände der Oberschlesischen Landesbücherei waren vielfältig. Man konnte hier die Hedwiglegende von Konrad Baumgarten aus dem Jahr 1504 als Wiegendruck, die Werke von Martin Opitz und Andreas Gryphius sowie die

reichhaltigen Eichendorff- und Gustav-Freytag-Sammlungen, aber auch eine fast lückenlose Sammlung der Literatur aus der Abstimmungszeit finden.

Durch das Schlesische Parlament wurde nach 1922 die Schlesische Bibliothek in Kattowitz gegründet. Mitte der 30er Jahre fand sie ihren Sitz in dem vom Schlesischen Parlament käuflich erworbenen Bildungshaus der Gesellschaft der Volksbüchereien an der Ecke Holtei-Emmastraße. Kurze Zeit später wurde die Schlesische Bibliothek jedoch zu einer öffentlichen Bibliothek umfunktioniert und nach Marschall Józef Piłsudski benannt.

Am 14. Dezember 1939 wurde die in diesem Gebäude eingerichtete Bibliothek mit der Beuthener Oberschlesischen Landesbücherei zusammengelegt und in Anwesenheit des schlesischen Landeshauptmanns Joseph Adams (früher Adamczyk) als neue Schlesische Landesbücherei eröffnet. Direktor blieb weiter Karl Rother, sein Stellvertreter wurde Viktor Kauder.

Karl Rother wurde am 1. April 1940 zur Wehrmacht eingezogen. Am 9. Mai 1945 geriet er in der Tschechoslowakei in russische Gefangenschaft. Am 25. September 1946 kam er in das Heimkehrerlager Gronenfelde bei Frankfurt/Oder. Später arbeitete er an der Universitätsbibliothek in Münster. Er starb am 8. September 1955 in Todtmoss in Baden-Württemberg. Die Bestände der Beuthener Landesbücherei waren teilweise schon ab 1943 wegen der Gefahr von Bombenangriffen ausgelagert worden. Bücher aus den Abteilungen Musik, Technik und Kunstgeschichte sollen im August 1945 nach Russland abtransportiert worden sein. Die restlichen Bücher befinden sich in den Beständen verschiedener Bibliotheken. Die bedeutendste Bibliothek in Oberschlesien ist heute die Schlesische Bibliothek in Kattowitz.

### **Erika Göske**

Warum ich mich mit Erika Göske beschäftige, ist mir selbst nicht ganz klar. Dabei bin ich mir gar nicht sicher, ob es sich bei ihr um die am 11. Februar 1915 geborene Lehrerin handelt. die von April 1937 bis März 1939 in Übach bei Aachen unterrichtet hat. Das ist nicht ausgeschlossen, genauso wenig wie die nächste Annahme, dass die Lehrerin mit der späteren Journalistin bei einer katholischen Kirchenzeitung mit dem Schwerpunkt Kinder und Jugend und der Autorin von einigen Büchern für diesen Leserkreis identisch ist.

Das alles hat aber sehr wenig mit Oberschlesien zu tun, deswegen muss ich die nächste Vermutung anstellen. Die oben so spärlich dargestellte Erika Göske ist identisch mit der Studentin Erika Göske, die im Wintersemester 1935/36 eine Arbeit über die neue oberschlesische Lyrik geschrieben hat. Einiges spricht dafür, dass sie zu dieser Zeit an der Beuthener Hochschule für Lehrerbildung studierte.

Wenn man den Titel dieser Arbeit liest, muss man eigentlich an die sehr ähnlich betitelte Ausgabe der Kulturzeitschrift „Der Oberschlesier“ vom April 1927 denken – Neue oberschlesische Dichtung. 1927 wurde aber dieser Titel animierend-provokativ formuliert, die Antwort auf die Frage nach einer typischen oberschlesischen neuen Dichtung konnte nicht gefunden werden.

Die Gründe waren einfach und deswegen verständlich, sie beinhalteten aber einen deutlichen Hinweis: „*Daß eine typisch oberschlesische Dichtung stofflich oft ganz von der Heimat losgelöst sein und doch gar sehr als oberschlesisch und heimatverbunden angesprochen werden kann, darüber erübrigts sich wohl hier eine besondere Auseinandersetzung. Es sei aber dabei gerne eingeräumt, daß Dichterwerke, die auch stofflich in Oberschlesien wurzeln, uns aus mannigfachen Gründen doppelt lieb und wert sein müssen. Typisch für das unausgeglichene und kaleidoskopartige Oberschlesien ist auch die Vielfältigkeit der hier wiedergegebenen Dichterstimmen nach Herkommen und Weltbild*“.

Zehn Jahre später widmete Erika Göske eine weitere Arbeit eigentlich demselben Thema, aber schon unter anderen Voraussetzungen. Für sie war die neue oberschlesische Lyrik Gegenstand einer Analyse der Regungen der dichterischen oberschlesischen Seele.

Warum sie gerade diese literarische Gattung als für ihre Zwecke geeignetes Instrument fand, begründete sie mit folgenden Worten: „*Das Wesentliche der Lyrik ist, daß sie geballte Fülle, geschlossene Ganzheit in der kürzesten, konzentriertesten Form – im Augenblick – bringt. Es macht, daß sie für den Augenblick stärkste Eindrücke erzeugt, daß sie eigentlich in einem ursächlichen Zusammenhang mit dem Moment dichterischer Empfängnis steht. Auch der Roman, die andere Form dichterischer Gestaltung, will im Leser eine Ganzheit nacherzeugen, aber er ist langsames Führen; er hat Zwischenmomente der Reflexion. Das lyrische Gedicht ist Forderung des Augenblicks und Enthüllung. Deshalb ist es nur dem zugänglich, der gewöhnt ist, bewußt zu empfangen. Aber dennoch ist es unmittelbarster und eindringlichster Ausdruck. Dies ist der Grund, weshalb ich gerade oberschlesische Lyrik gewählt habe*“.

Erika Göske betrachtete zunächst die Möglichkeiten und die Grenzen der oberschlesischen Lyrik. Die Zeitgrenze wurde durch die Gedichte markiert, die nach dem Krieg entstanden, die meisten von ihnen aber erst in den 30er Jahren. Die Grenze des Raumes war auch klar definierbar, es handelte sich um Werke von Oberschlesiern, die in ihrem Land verwurzelt waren.

Dabei vermerkte sie: „*Ob sie, rein äußerlich, ihren Stoff und ihre Inhalte – ich sage nicht Gehalte – dem Oberschlesischen in Landschaft, Sitte, Volkstum, Menschen entnehmen, ist dabei weniger wichtig. Sie werden es häufig tun. Aber es wäre dann unsinnig, es hieße, das Wesen alles Dichterischen und auch das Wesen jener*

*Kräfte, die aus Volk und Landschaft dem Dichter zuströmen, völlig verkennen, wollte man sagen: der und jener Dichter ist Sprecher des Oberschlesischen, weil er ihm seine Stoffe entnimmt. Das Grundprinzip, die Urleistung alles Dichterischen liegt ja nicht im Beschreiben, sondern in der Deutung“.*

Die Zeitgrenze und die Raumgrenze bildeten den dichterischen Rahmen des individuell bedingten Wirkens und Schaffens: „*Jeder Dichter hat sein eigenes Prinzip der Anschauung, seine eigene Sprache, ganz abgesehen von der Vielfalt und Verschiedenheit der Gebiete, an die er sich wendet. Und fast möchte man sagen: es ist nicht möglich, es ist sogar unberechtigt und gewaltsam, hier Formen suchen zu wollen, die eine einheitliche Erfassung gewährleisten*“. Das dichterische Erlebnis konnte eben auf verschiedene Art und Weise stilistisch oder inhaltlich zum Ausdruck gebracht und gedeutet werden.

In der Aufteilung der Arbeit verzichtete Göske darauf, jeden Dichter gesondert zu behandeln, was für ihr Vorhaben keine optimale Methode gewesen sei. Interessanter und im gewissen Sinne verlockender war die zweite in Frage kommende Variante: „*Überall das Oberschlesische herauszustellen. Diese Ausrichtung – ich gebe es zu – könnte man bei einer Arbeit, die den Titel: „[Neue]Oberschlesische Lyrik“ trägt, erwarten. Sie wäre vielleicht die natürliche. Das Oberschlesische kann sich auf zweifache Art kundtun: einmal kann der Dichter selbst es in Stoff und Deutung bringen. Dann aber – und das ist sehr bedeutsam – wird es doch auch dann noch tiefer sogar und natürlicher, weil unbewußt, vom Dichter selbst repräsentiert, wenn er an allgemein menschliche, nicht landschaftsgebundene Probleme und Stoffe herangeht. Denn in seiner Art zu erleben, zu denken, wird es heimlich und schwer faßbar sich andeuten. Es hier zu fassen und endgültig zu formulieren, traue ich mir aber nicht zu. Es setzte eine so gründliche, tiefgehende Kenntnis, mehr noch, ein so gleichgerichtetes Fühlen voraus, wie es nur ein Oberschlesier zum Oberschlesier haben kann. Ich könnte also nur Dichter heranziehen, bei denen das Oberschlesische in Stoffwahl und Problematik deutlich sich hergibt. Damit aber umfasste ich nicht den ganzen Kreis oberschlesischer Lyrik. Die Arbeit ergäbe ein unvollständiges, deshalb verzerrtes Bild*“.

Erika Göske zollte Gedichten nicht nur wegen deren Inhalten und Ausdrucksweisen hohen Respekt. Für sie hatten Gedichte wohl einen fast schon transzendenten Wert. Deswegen bemühte sie sich, die richtige Methode bei der Betrachtung der neuen oberschlesischen Lyrik zu wählen: „*Dichtung ist ein großes Ineinander von Mensch, Welt und Ewigkeit. Nicht immer bewußt, nicht immer ausgesprochen, aber wirklich. Ich sage Ineinander; das ist es nämlich, was ihr das Gepräge des Künstlerischen gibt, und das Unfassbare, das sie uns so zum Geheimnis macht wie Gott, dessen Nichtgebundenheit an Raum und Zeit wir*

*niemals erfassen. Wir aber können uns einem Kunstwerk nur so nähern, wie wir uns Gott nähern: zergliedernd, in einem Nacheinander aufnehmend, was ein Ineinander ist. Daß dieses Nacheinander sich dann in uns zum Ganzen fügt, das ist freilich letztes Ziel allen Zergliederns.*

*So soll auch die Aufteilung der oberschlesischen Lyrik in die großen Erlebnisformen nur ein Mittel sein, ihr näherzukommen. Man darf dabei nicht vergessen, daß alle diese Erlebnisse eins ins andere spielen, sich miteinander verbinden, daß Fülle da ist, wo wir Einzelheiten herausholen".*

Unter solchen Prämissen entschied sie sich für die – ihrer Meinung nach – passende Methode einer Besprechung nach gewissen Bereichen der menschlichen und dichterischen Spannungsfelder: „*So blieb mir nur noch eine dritte Möglichkeit: Die Arbeit auszurichten nach den großen Gegenständen menschlichen Erlebens, wie sie auch in der oberschlesischen Lyrik sich aufdrängen: Landschaft, Arbeit, Heimat, Gott. Ich habe dabei als Ausgangspunkt immer den Menschen gewählt. Eigentlich müßte ich wohl sagen: den Dichter, also einen besonderen Menschen. Doch glaube ich, die Prägungen: Mensch und Landschaft, Mensch und Arbeit, Mensch und Heimat, Mensch und Gott verantworten zu können. Denn es ist doch so: der Dichter, als eine Höchstform des Menschen, vertritt alle. Ihm ist es gegeben, das Erlebnis, das allen Menschen wird, reiner, ungebrochener, inniger haben zu dürfen. Und er kann, was die anderen nicht vermögen – es formen. So wird er zum Sprecher der vielen. So ist seine Welt nicht die seine allein, nicht eine fremde für die andern. Daraus ergibt sich das Recht, den Menschen zu sehen, da, wo eigentlich der Dichter spricht*“.

Die Anzahl der Prägungen könnte bescheiden erscheinen, aber diese großen Bereiche bestanden doch aus kleineren Elementen. Das Entscheidende war für Göske dabei die folgende Überzeugung: „*Es wäre sinnlos zu sagen, daß bei dieser Aufteilung und Ausrichtung das Oberschlesische nicht zu Worte käme. Denn es ist natürlich: immer wird hier, wo es um das Erleben und Begreifen der großen Gegenstände und Ereignisse des Menschenlebens geht, der oberschlesische Dichter für den oberschlesischen Menschen sprechen, für sein So- und Nicht-anderssein; er wird auch – und solche Momente sind nicht selten – mit einer fast seherischen und von dem Glauben an seine Sendung erfüllten Eindringlichkeit und Innigkeit für das Volk sprechen, für das schicksalgeschlagene und kampfgefestigte Zueinander oberschlesischer Menschen. Der Dichter wird die Bindung daran bejahen, wissend um die Kraft und Formung, die er von ihm empfängt*“.

Als Vertreter der jungen oberschlesischen Lyrik wählte Erika Göske vier Schriftsteller aus. Der bekannteste unter ihnen war der 1886 in Beuthen geborene Willibald Köhler. 1891 wurde in Opatowitz Rudolf Fitzek geboren. Im Jahr 1896 kam in Oppeln Hans Niekrawietz zur Welt. Der Jüngste war der 1900

ebenfalls in Oppeln geborene Alfons Hayduk. Die Wahl gerade dieser Dichter wurde von Erika Göske nicht begründet, obwohl es sicherlich interessant gewesen wäre. Keiner von ihnen schrieb Gedichte beruflich. Sie erfüllten aber die von Göske in ihrer Arbeit gestellten Voraussetzungen – sie kannten tatsächlich das Land Oberschlesien und seine Einwohner sehr gut und konnten ihre Erlebnisse auch verschieden deuten.

Wenn man in ein Land kommt, ist seine Landschaft der erste sichtbare Eindruck. Das oberschlesische Industriegebiet war das Beispiel schlechthin dafür, wie der Mensch eine Landschaft für die Nutzung seiner lebensnotwendigen Bedürfnisse mit der Anwendung technischer Einrichtungen verändern konnte.

Für Göske sah das ernste und grausame Gesicht der Industrie so aus, wie sie es in dem Gedicht „Nächtliches Industrierevier“ von Fitzek zu finden glaubte: „*Von des Balkons Höhe such ich die Nacht/als wäre sie tot/liegt sie am Boden, in Fetzen zerschlissen/Licht triumphiert in flirrender Pracht/Wie Schwurhand trotzig emporgerissen/Reckt Schlot sich an Schlot!/Dröhnen der Hämmer spricht:/Wir zerschmettern das blasse Sternenfeld/Wir bauen neue Ewigkeitswelt/Und schaffen unser eigens Licht!/Hoch oben aber in gottnaher Ferne/Wandeln in lächelndem Schweigen die Sterne*“.

Darauf folgte eine Interpretation von Göske und zugleich eine Erweiterung der dichterischen Beziehung zu einer Landschaft: „*Fitzek erlebt das Schauspiel zweier Welten gegeneinander. Die Welt der Schlosser, von trotziger Menschenhand errichtet. Der Rhythmus des ewigen Wechsels von Tag und Nacht muß jenem dröhnenden Rhythmus der Hämmer, der Arbeit weichen. Losgesagt hat sich der Mensch vom natürlichen Ablauf der Zeit, losgesagt vom Gesetz der Natur. Er schafft sich eigene Gesetze und trotzt zu den Sternen, zu ihrem ,lächelnden Schweigen‘, das um den ewigen, unzerstörbaren Gang des Geschaffenen weiß, der in Gott ruht.*

Ähnlich erlebt Hayduk in einem Gedicht „Nachtfahrt“ die nächtliche Industrielandschaft. Auch bei ihm tut sich das ursprüngliche Gefühl auf, das sich wehrt gegen die störende Macht, die über das Land hereingebrochen ist. In einem anderen Gedicht „Hüttengegend“ zeichnet er die graue Öde und Trostlosigkeit der Haldenlandschaft, ihre Erstarrung und Leblosigkeit. Schornsteine riegeln sie ab. Der Mensch fühlt sich gefangen wie in einem Käfig, dem er nicht entrinnen kann“. Willibald Köhler verkündete mit leisen Worten die Sehnsucht nach der von der Industrie noch nicht berührten heimischen Landschaft, wie Göske sie empfand: „*Ich möchte fast sagen: er sieht immer die unendliche Landschaft, die Symbol ist und Gleichnis des Ewigen, des Wirkens von Gott zu Mensch und von Mensch zu Gott. Die Brücke im Abendrot, die ihr Bild in den Fluß wirft, regt in ihm den Gedanken: die Gottwelt ist Brücke zum Ufer des Jenseitigen. Nur wer über sie*

*hinwegschreitet, schaut in der ‚Spiegelbrücke‘ das Antlitz des ‚Anderen‘, Gottes. Köhler lässt seine Stimmung in die Landschaft strömen und gibt sich selbst willig ihrem Wirken und den Stimmungen, die sie in ihm auslöst, hin. Die Landschaft ist ihm ein Lebendiges, sie hat ein Gesicht und ein besonderes Wesen: der Strom ist das Bewegte, die Brücke das Bindende, das Ufer das Ruhende“.*

Bevor Göske dem Thema Arbeit in der neuen oberschlesischen Lyrik nachging, erörterte sie das Problem der Arbeit allgemein. Sie sprach sich gegen eine rein materialistische Betrachtung der Arbeit und des Menschen als Mittel für die Erzeugung von Wirtschaftsgütern aus.

Gerade die oberschlesischen Dichter waren berufen, über das Thema Arbeit zu dichten: „*Sie stehen in einem Raum, den die Arbeit geformt hat, ich meine sinnfällig geformt durch die Industrie. Ihr Leben ist ständige Begegnung mit der Arbeit und dem arbeitenden Menschen. So stehen sie unter dem doppelten Gesetz von Raum und Zeit, wenn sie diese Begegnung Wort, Gestalt werden lassen*“.

Freilich dichteten alle vier von ihr bevorzugten Autoren über die Arbeit, aber Erika Göske entschied sich bei diesem Thema für Hans Niekrawietz, mit folgender Begründung: „*Ich denke vor allem an zwei Gedichtsammlungen von Niekrawietz: ‚Strophen von heut‘ und ‚Kantate OS‘. Das erste erschien 1932. Das andere 1935. So steht Niekrawietz an der Wende der Zeit, zurückblickend und ausblickend. Der Arbeitslose ist das unbarmherzige Zerrbild einer verirrten Zeit, ihr Urteil und ihr Gericht. Der Mensch wird ‚Arbeitslos. Entlassen. Abgetan. Gestrichen‘. Sein Inneres drängt auf das Werk, er will nicht überflüssig sein. Ihm wird die Möglichkeit des Schaffens genommen. Damit ist den Strebungen seines Lebens das gesunde Ziel und die sinnvolle Betätigung versagt. Zugleich wird ihm das Notwendigste zum Leben genommen. Niederste Regungen erwachen: der Drang zu vernichten; die Gier nach versagten Gütern; grobe Sinnlichkeit; der Wille zur Betäubung führt ihn zum Trunk; politische Verhetzung findet ihn reif*“.

Heimat definierte Erika Göske als etwas Unverlierbares, weil sie ewig und immer im Menschen selbst sei, der in sie hineinwächst. So trug auch die oberschlesische Heimat im Einzelnen persönliche und eigene Züge, vor allem dank der Einwohner mit ihren Eigenschaften und ihrer Geschichte.

Die Beziehung zur Heimat veranschaulichte nach Göske vor allem das Gedicht „Ahn und Erbe der Heimat“ von Hayduk: „*Die Vaterländer wechseln/Grenzen sind eine Frage der Macht/Ein Staat steht im Morgen, ein anderer in Nacht/Wechsel ist alles, beständig ist nichts//Aber die Heimat!/Vater, Mutter, das Haus, das Dorf, Felder, Wiesen und Wälder/Das Fernweh der Berge, die Sommerwolken darüber/Ach, die holden silbernen Sterne/Das Mägdelachen, der rohe Fluch betrunken Kumpels/Der einsame Schritt des Bergmanns zur Nachtschicht/Ach, und so vieles, Unzähliges/Das alles ist Heimat!/Dein eigen. Ganz allein. Auf*

*besondere Weise/Ist der Quell, das Flussbett deines Wesens/ Die Gnade deiner steten Erinnerung/Hier warst du Kind, hier warst du jung/Hier wurde dein erstes Lächeln geboren/Und - allzu frühe – der dauernde Schmerz//Segen und Fluch!/ Verlorener in deine Zeit, gekettet in ihre Gesetze/Wechsel ist alles, beständig ist nichts/ Alles kannst du gewinnen, verlieren/ Du magst bejahen und verleugnen/Im Spiegel deiner Augen/Glänzt bis zur letzten trüben Stunde/Das erste Lächeln in das tiefste Weh/Der Himmel über deines Lebens Äcker//Und alles hat den Klang der ersten Stunde/Das Antlitz deiner Erstgeburt ist Heimkehr zu dem Werde/Mit den geheimen Mächten bist du wiederum im Bunde/Bist Ahn und Erbe deiner Heimaterde".*

Es ist nicht einfach, die Beziehung eines einzelnen Menschen zu Gott zu beurteilen. Ist es bei einer Menschengruppe von einfacher? Vielleicht ist es besser, die Religiosität der Menschen allgemein zu erforschen. So ungefähr machte das auch Göske, indem sie schrieb: „*Wenn man ein besonderes Kennzeichen in der Wesensart des Oberschlesiens anführen will, so sagt man, der Oberschlesier ist sehr religiös, er ist fromm. Und es ist schon so, daß die Bindung an das Religiöse beim oberschlesischen Menschen groß ist; daß sie aber so sinnfällig und auffallend sich äußert, liegt daran: das religiöse Leben des Oberschlesiens ist weithin an das Dinghafte gebunden, es will das äußere Zeichen, es will Symbole, es will beim Gottesdienst viel Sichtbares Tun, Farbe, Licht, Gesang. Das Hin- und Widerwirken von Gott und Mensch sucht er in sichtbarer Gestalt. Seine Verehrung, sein Dienst gibt er in Handlung und Bewegung und geopferten Dingen kund, während er die Kräfte, die vom Göttlichen ausgehen, in geweihten Gegenständen wirksam sieht. Gewiß ist es so, daß gerade das Suchen nach Gott, die Gläubigkeit eines Menschen, ein Vorgang ist, der sich immer in Bezirken des Menschlichen abspielt, die dem Verstand allein nicht zugänglich sind*“.

Erika Göske fielen in den Gedichten über das religiöse Leben der Oberschlesiener zwei Eigenheiten auf, die sie in Oberschlesien selbst sehen konnte: „*Diese Frömmigkeit des oberschlesischen Volkes spielt in die Gedichte von Hayduk hinein: von der Wallfahrt erzählt er, die ihm begegnet. Man muß das Treiben eines schlesischen Wallfahrtortes gesehen, miterlebt haben, um diese seltsame Mischung der Gefühle zu begreifen, die in den Menschen um sich greift. Körperlich vollständig ermattet, mit müden Gliedern schleppen sie sich weiter, im Ohr den monotonen Rhythmus des Gebetes, der immer wieder vorwärts treibt; dann, im Anblick des Ziels, ein letztes Aufraffen, eine Berauschtung fast, die über die Sinne kommt, eine religiöse Steigerung, die alle Sinne ergreift. Glockenklang, Gebet, Singen und mitten darin ein bunter Wirrwarr, ein freudiges und farbiges*

*Geschäftemachen. Das alles greift und spielt ineinander, gehört zusammen und rundet sich zum Bilde.*

*Der Zug einer Wallfahrt gehört in die oberschlesische Landschaft ebenso wie das „Kreuz am Wege“, das selbst in dem Gewoge der Industriestadt seinen Platz behauptet. Neben Schornsteinen und Fördertürmen ragt es auf, und die Menschen, die vorbeikommen, ziehen manchmal den Hut. Staubige Blumen davor, karg um kümmерlich. In den Stuben hängt an der Wand das Bild der Muttergottes von Czenstochau: /Maria ist eine schwarze Fraue/Ist arg verzeichnet auf dem Bild/Doch für das Volksgemüt, das raue/Ist sie die Schöne, minnig und mild“.*

Niekrawietz und Köhler gingen laut Erika Göske andere, einsame Wege in ihrem Suchen nach Gott, sie sprachen jedoch immer als Einzelmenschen: „*Köhler sieht Gott als den ewig Schaffenden, als das schöpferische Prinzip. Gott ist das Ordnende im Chaos, im ‚kalten Durcheinander‘, ist Harmonie, die das Weltall durchzieht:/Dein Atem strömt die Harmonien/Mit denen du Geschlechter baust//Er bestimmt den Rhythmus des Geschaffenen. Gott ,wirkt sich in den Menschen aus‘. Er schafft durch Mann und Weib. Und ist in tiefster Liebe. Er ,baut die Geschlechter‘:/Er ist es, der in meinem Schritte schwingt/Im Blut der Ahnen wie der Enkel singt/Wir mögen leben, dichten oder zeugen*“.

Auf diese Art und Weise hat die 20jährige Erika Göske den Kreis der neuen oberschlesischen Lyrik umrissen. In ihrem jungen Alter stand sie der oberschlesischen Dichtung kritisch gegenüber: „*Überhaupt ist ja die oberschlesische Lyrik nicht große und bedeutende Dichtung. Es mag wohl mancher sagen, es lohnt sich nicht darum, und er hat recht, wenn er werten will. Wer aber das Antlitz unserer Zeit sucht, muß es auch im Kleinen suchen*“.

Sicherlich kann man in Gedichten auch das Antlitz der jeweiligen Zeit finden, aber mein Vorschlag ist, suchen wir in den oberschlesischen Gedichten einfach das Antlitz Oberschlesiens sowie das Oberschlesische an sich und nehmen wir uns das Recht, es neu zu deuten. Finden wir in ihnen etwas, was uns auch heute anspricht, dann haben die oberschlesischen Dichter die alte und neue oberschlesische Lyrik nicht vergeblich verfasst.

## Inhaltsverzeichnis

VORWORT .....	3
Emil Maxis .....	5
Ausschau von Burg Tost .....	11
Georg Hyckel .....	18
Olpa 1930 .....	24
Reinhold Weigel.....	30
Ludwig Chrobok.....	36
Hundstage 1927 .....	43
Max Niedurny .....	49
Reformationstag 2017 .....	55
Heinrich Schyma.....	62
Barbaratag.....	68
Paul Kytzia.....	75
Weihnachten 2017.....	81
Gnadengesuch abgelehnt.....	84
Bergmannstag Breslau 1913.....	92
1.Oberschlesisches Sängerfest.....	98
Gerhard Kupka.....	104
Die Franzkes.....	111
Amtspresse Preußens.....	118
Oberschlesischer Rundfunktag 1925.....	125
Kurt Vieth.....	132
Straßennamen.....	139
Jungmann.....	145
Werkszeitung.....	152
Literarische Vereinigung.....	159
Paul Englisch.....	167
Paul Drechsler.....	173
Cäcilienvereine.....	181
Paul Knötel.....	189
Arbeitsdienst.....	195
70 Jahre Kattowitzer Zeitung.....	202
Alois M. Kosler.....	208
Paul Grabowski.....	214
Verein technischer Bergbeamten Oberschlesiens.....	220
Weihnachten 2018.....	226

Oberschlesische Tragödie 2019.....	229
Emil Erbrich.....	235
Paul Albers.....	241
Oberschlesischer Gartenbauverein.....	249
Robert Kurpiun.....	255
Hertha Pohl.....	261
Die Oppelner Versammlung 1926.....	268
Katholischer Deutscher Frauenbund.....	282
Weltausstellung 1904.....	288
Hubertus Kraft Graf Strachwitz.....	294
Hochschulwochen.....	301
Julius Wunschik.....	307
Irma Erben-Sedlaczek.....	314
Hans Alexander.....	321
Max Ring.....	328
Peter Odelga.....	341
Willy Klawitter.....	347
Gleiwitzer Schulmuseum.....	354
Weihnachten 2019.....	361
Die zweisprachige Volksschule.....	363
1. Oberschlesischer Turngau.....	369
Lebenshaltung.....	375
Oberschlesische Landesbibliothek.....	381
Erika Göske.....	388
<b>ANHANG.....</b>	<b>398</b>

## **ANHANG**

### **Verzeichnis der zwischen 2011 und 2017 in der „Oberschlesischen Stimme“ veröffentlichten Artikel.**

1. Kattowitz August-Scheider-Straße 8
2. Kattowitz Theater
3. Richard Holtze
4. Reichshalle
5. Deutsches Haus
6. Hotel Monopol
7. Wilhelmsplatzdenkmäler
8. Hotel Klemenz
9. Holtzestrasse
10. Teichstrasse 7
11. Willy Fritsch
12. Wilhelm Wirbitzky
13. Georg Thomalla
14. Kattowitz in der DDR
15. Franz Jehs
16. Franz Ehrhardt
17. Ruth Storm
18. Thomas Szczeponik
19. Kattowitz im Blickfeld der Weimarer Republik
20. Lutz Besch
21. Pfarrer Richard Wagner/Zgoda
22. Walter Wiora
23. Ernst Laslowski
24. Viktor Kauder
25. Kulturwart
26. Franz Wosnitza
27. Der Sonntagsbote
28. Rudolf Vogel
29. Maria Jaekel
30. PAZ
31. Winteralptraum
32. Georg Wrazidlo
33. Karl Kaisig
34. Käthe Müller
35. Hans Kroll
36. Victor Kaluza
37. Ludwig Sniehotta
38. Karl Okonsky
39. Die Bachmanns
40. Paul Othma
41. Schlesische Kulturwochen
42. Keith-Regiment
43. Verfassungstag
44. Erstes Sportfest Kattowitz 1934
45. Friedrich Kaminsky
46. Heinrich Koitz
47. Paul Kania
48. Paul Habraschka
49. Pressa 1928
50. Weihnachtsbaum
51. Der oberschlesische Wanderer/Familie Neumann
52. Gottfried Bermann-Fischer
53. Oberschlesischer Turm
54. Viktor Durynek
55. Zeppelin
56. Volksunterhaltung
57. Hans Thalhofer
58. Anton Jelitto
59. Muttertag
60. Richard Schmidt
61. Haus Oberschlesien
62. Rudolf Jokiel
63. Schlesischer Musenalmanach
64. Wilhelm Mak
65. Oberschlesische Seele
66. Oberschlesischer Kulturverband /Tag der Heimat
67. Kurt Urbanek
68. August Scholtis
69. Oberschlesische Heimatklänge
70. Winterhilfe
71. Weihnachten 2014
72. Aloys Lerche Oberschlesische Tragödie
73. Alfred Hein
74. Alfons Perlick
75. Schutzverband/Tag des Buches 1929
76. Heinrich Menz
77. Hans Kaboth
78. Kriegskochbuch
79. Werbewoche
80. Hans Schellbach
81. Constantin Jitschin/Zgoda
82. Flüchtlinge
83. Oberschlesisches Museum Gleiwitz
84. Hermannslauf 1925
85. Chelmer Land
86. Oberschlesische Olympiade in Ratibor 1925
87. Oberschlesisches Programm
88. Oberschlesische Heimat
89. Krüppelheim/ Seiffert
90. Hermann Stehr

91. Beskidenverein  
92. Weihnachten 2015  
93. Oberschlesische Tragödie  
94. Gagat  
95. Branntweinpest  
96. Robert Urbanek  
97. Lazaretzeitung  
98. Emil Kutsché  
99. Katholischer Volkskalender  
100. Wilhelm König  
101. Katholikentag 1932  
102. Agnes Greve/Zgoda  
103. Evangelischer Sommer  
104. Gustav Freytag  
105. Reichsbanner  
106. Georg Auditor  
107. Hugo Gnielczyk
108. Erich Mende  
109. Kattowitzer Zeitung 1936  
    Volksbundbericht  
110. Wilhelm Doms  
111. Oberschlesische Volksstimme 1926  
112. Deutsche Jugendkraft  
113. Weihnachten 2016  
114. Familie Kluber/Oberschlesische Tragödie  
115. Paul Gorzel  
116. Theaterumfrage 1927  
117. Hermann Falk  
118. Der oberschlesische Kurier 1932  
119. Hugo Kegel  
120. 25 Jahre Spiel und Eisverband 1927  
121. Paul Wilke/Zgoda  
122. Eberhard von Zalewski





**ISBN - 978-83-89476-58-6**

**dobrewydawnictwo.pl**